Digitized by Google

Staatengeschichte

der neuesten Zeit.

Siebenter Band.

Th. v. Bernhardi,
Geschichte Rußlands und der europäischen Politik
in den Jahren 1814 bis 1831.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1863.

Geschichte Rußlands

und der europäischen Politik

in den Jahren 1814 bis 1831.

Von

Theodor von Bernhardi.

Erster Theil.

Vom Wiener Congreß bis zum zweiten Pariser Frieden.

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1863.

Vorwort.

Die Geschichte einer europäischen Großmacht, deren Geschick es ist, bestimmend und maßgebend auf die Entwickelung aller allgemeinen Verhältnisse und Interessen des Welttheils einzuwirken, umfaßt nothwendiger Weise die internationale europäische Politik fast in ihrem ganzen Umfang. In gesteigertem Maße, mehr vielleicht als zu jeder früheren Zeit war das wohl während der anderthalb Jahrzehnte der Fall, die wir als die Periode der Congreß-Politik bezeichnen können. In Beziehung auf Rußland insbesondere hätten wir dann auch noch daran zu erinnern, zu welcher hervorragenden Stellung, zu welchem gewichtigen Einfluß in dem Rath der europäischen Mächte die Ereignisse der letzten Jahre des Napoleonischen Kaiserreichs diesen Staat empor geführt hatten, so wie daran, daß seine allgemein-geschichtliche Bedeutung bis jetzt überhaupt überwiegend in seiner auswärtigen Politik, weniger in seinem innern Leben zu suchen war.

Nur in einer umfassenden Darstellung der internationalen Beziehungen, nicht in einer theilweisen oder fragmentarischen, ließ sich aber feststellen, welcher Art dieser Einfluß gewesen ist und wie weit er gereicht hat; in wiefern er selbstständig und in dieser Eigenschaft maßgebend wirkte, wann und wo er, selbst durch einen auswärtigen Impuls bestimmt, ein dienender wurde und welche Bedeutung er überhaupt in beiden Formen für die Geschichte der europäischen Menschheit gehabt hat.

Diese Rücksichten haben den Verfasser bestimmt den Stoff so zu behandeln und so zu umgrenzen, wie hier geschehen ist.

Mit dem Jahre 1831, mit der Besiegung des polnischen Aufstands zu schließen, schien geboten, weil für die spätere Zeit das urkundliche Material, namentlich in Beziehung auf Rußland, noch nicht in ausreichender Vollständigkeit vorliegt.

Inhalt.

Erstes Buch.

Vom Wiener Congreß bis zum zweiten Pariser Frieden.

Erstes Kapitel.

Seite

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Eilftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Beilagen.

Erstes Buch.

Vom Wiener Congreß bis zum zweiten Pariser Frieden.

Erstes Capitel.

Der Wiener Congreß. — Kaiser Alexander I. an der Spitze des Liberalismus. — Wiederaufnahme früherer Pläne. — Alexander's Umgebung; Graf Johann Capodistrias. — Unterhandlungen über Polen und Sachsen. — Fürst Talleyrand als Vertreter der Legitimität. — Entscheidende Wendung in der Politik Preußens.

Der Kampf mit Napoleon und dem französischen Kaiserreich war — oder schien beendet; Europa hatte dem Besiegten die kleine Insel Elba als Fürstenthum zu spielender Beschäftigung angewiesen — und die Fürsten und Staatsmänner des Welttheils sollten sich im Herbst des Siegesjahres 1814 zu Wien versammeln, um die Neugestaltung aller europäischen Verhältnisse zu ordnen und über das Schicksal so vieler herrenlos gewordener Länder zu verfügen.

Der Kaiser Alexander dachte auf dieser Fürsten-Versammlung großartige Pläne zu verwirklichen und Verhältnisse zu gründen, deren Einfluß in mehr als einer Beziehung weit und mächtig bestimmend in die Zukunft reichen sollte. Denn mochte ihm auch seit einigen Jahren über dem Kampf mit Napoleon, der ihn ganz in Anspruch nahm, manches Andere in den Hintergrund getreten sein —: jetzt kehrte er mit erneuetem Eifer und gesteigerter Zuversicht zu den Bestrebungen seiner Jugend zurück, indem er zugleich die alten, seit Peter dem Großen verfolgten, zu Zeiten ruhenden — aber nie aufgegebenen, nie vergessenen Pläne Rußlands wieder aufnahm.

Auf der einen Seite ging sein Streben dahin, in dem unermeßlichen Doppelreich, das er in Europa und Asien beherrschte, im Sinn des Liberalismus ein gesteigertes politisches und Cultur-Leben hervorzurufen, und er verfolgte sein Ziel, wenn auch nicht, wie in früheren Jahren, mit der überstürzenden Hast der unreifen Jugend, doch mit entschiedenem Wil-

len. Andererseits, in Beziehung auf die äußeren Verhältnisse seines Reiches, wendete er den Blick keineswegs blos nach Westen, sondern auch nach Süden, und gedachte der Plane Catharina's, die Grenzen Rußlands, oder seinen unbedingt gebietenden Einfluß bis an die Pforten des schwarzen Meeres vorzurücken. Allerdings das Mittel, das slawische Kaiserreich zur herrschenden Weltmacht zu erheben.

In beiden Richtungen sollten die Beschlüsse des Wiener Congresses Rußland, oder vielmehr seinen Kaiser, fördern. In beiden: denn die Erwerbung des Herzogthums Warschau, zu der das versammelte Europa nunmehr seine förmliche Zustimmung geben sollte, war in den Augen Alexander's nicht etwa blos als ein Gewinn an Macht von hohem Werth; auch nicht blos als eine günstige, weit in das Herz des Welttheils vorgeschobene Stellung, deren Besitz seinen Einfluß auf das westliche Europa mächtig fördern konnte, galt ihm dieses Land; er sah mehr darin: dieser Landgewinn stand in seiner Vorstellung in einem gewissen Zusammenhang mit seinen Plänen für das Innere Rußlands. Hier, in dem als selbstständiges Reich mit Rußland vereinigten Polen, sollte das regere west-europäische politische Leben zuerst zur Erscheinung kommen, wie in manchen Beziehungen auch in den deutschen Ostsee-Provinzen des Zaren-Reichs. Von diesen beiden Brennpunkten aus sollte sich ein heilsamer Einfluß nach dem Innern Rußlands verbreiten; diesen beiden Vorbildern sollte sich das alte Reich der moskowitischen Großfürsten gleichsam nachbilden, um sich allmählich auf gleiche Höhe mit ihnen zu erheben.

Der Wunsch, das eroberte Polen zu behalten, war ohnehin natürlich genug. Denn was konnte natürlicher sein, als daß Rußland einen Ersatz verlangte und erhielt für die großen Opfer, die es in den langen Kämpfen unermüdlich gebracht hatte; daß es selbst mit Gewinn aus einem siegreichen Kampfe hervorgehen wollte. Durch die Vorstellungen, die weiteren Pläne, die er damit verband, war nun vollends das Verlangen nach dem Besitz des ungetheilten Herzogthums Warschau, ja so vieler alt-polnischer Provinzen, als sich irgend zusammenbringen ließen, in den Augen des Kaisers Alexander durchaus geadelt. Um so mehr, da zu Allem, was durch das höhere wie durch das unmittelbare Interesse Rußlands geboten schien, in diesem Fall für ihn auch noch ein anderes bestimmendes Element kam, das mit großer Macht auf ihn wirkte und wohl geeignet war, sein Streben ihm selbst in einem durchaus idealen Licht erscheinen zu lassen. Von einer lebhaften, leicht erregten Phantasie beherrscht, nichts weniger als gleichgültig in Beziehung auf die Rolle, die seine Person in der Gegenwart spielte, in der Geschichte dereinst spielen werde, gefiel er sich in dem Gedanken, dereinst als der großgesinnte und großmüthige Wiederhersteller Polens in den Annalen der Zukunft zu glänzen. Solche Vorstellungen waren mit Absicht, namentlich durch seinen Jugendfreund, den Fürsten Adam Czartoryski, früh in ihm geweckt worden, und man

sorgte dafür, daß sie nie ganz und bleibend in Vergessenheit geriethen. Als Napoleon geneigt schien, ein Polenreich, das dann ein Rußland feindliches sein mußte, unter französischem Schutz herzustellen, hatte freilich der Kaiser Alexander sehr bestimmt Bürgschaften verlangt, daß dergleichen nie geschehen werde —: ein durch Rußland geschaffenes Königreich Polen, dessen Krone Rußlands Kaiser trug, war aber natürlich etwas ganz Anderes. Das war es, was er stets geträumt hatte, und was jetzt in das Leben gerufen werden sollte. Den russischen Staatsmännern war nicht wohl bei diesen Plänen: dagegen drängten sich die angesehensten Männer unter den Polen selbst geschäftig heran, baten dringend darum, unter die schützenden Fittige des russischen Adlers aufgenommen zu werden, und verherrlichten zum Voraus den Kaiser Alexander vor seinen eigenen Augen als den Erretter ihres Vaterlandes, ihres dankbaren Volks —: wenn auch natürlich mit dem stillen Vorbehalt, ihn über das eigentliche Ziel ihrer Wünsche zu täuschen und zum dienenden Werkzeug Ihrer Pläne zu machen.

In der That gesonnen, sich in den Plänen seiner Politik nur durch edle und erhabene Beweggründe bestimmen zu lassen, aber auch geneigt, sich selbst die Dinge etwas willkürlich in diesem Sinn zu deuten und über Manches den Schleier einer verschönernden Selbsttäuschung zu breiten, der freilich in mehr als einem Falle, bei ernstem Willen, wohl zu lüften gewesen wäre, wußte Alexander auch seine Pläne gegen die Türkei sich selbst gegenüber zu idealisiren. Nicht allein, daß ihm die mystisch-romantische Vorstellung von einem Siege des Kreuzes über den Halbmond vorschwebte —: auch die Befreiung des ältesten europäischen Cultur-Volkes, der Griechen, war ein nothwendiges Element seiner Pläne. Es war ein schöner Gedanke, die Nachkommen der Athener und Spartaner von dem Joch eines rohen Türkenstammes zu erlösen. Rußlands Kaiser konnte sich an der Vorstellung weiden, daß er auch hier wieder als mildgesinnter Held auftrat, als der schützende Genius aller Unterdrückten, als der wohlwollende Beförderer aller echten Humanität und Cultur. Es war schön, auf den Wegen des reinsten Edelmuths in den Besitz aller wünschenswerthen Güter dieser Erde und einer Herrschermacht ohne Gleichen zu gelangen, Rußland zu einem Weltreich von beispielloser Macht und Größe zu erheben.

Die in den letzten Jahren gewonnenen großartigen Erfolge hatten den Gesichtskreis des Kaisers erweitert und seinen früheren Plänen allerdings neue Elemente eingeimpft, aber steigernd, nicht hemmend; und selbst die neue Geistesrichtung, die sich in ihm ankündigte, die religiöse Stimmung, die bald bestimmter hervorzutreten begann als sonst, war für jetzt noch nicht im Widerspruch mit seinem weitgreifenden liberalen Streben.

Denn so gewissenhaft er auch alle äußeren Formen des griechischen Ritus beobachtete, so gut er auch wußte, welchen Werth seine Stellung

als Schirmvogt der griechischen Kirche namentlich für seine Pläne im Orient hatte, war er doch ein Schüler des Waadtländers Laharpe, und selbst sein erwachender Mysticismus hatte zunächst eine protestantische Färbung. Gerade weil ihm die Religion vorzugsweise eine Sache des Gemüthslebens, und bald der Gefühlsschwärmerei war und wurde, sagte ihm das leblose Formenwesen, in welchem die griechische Kirche sich ausschließlich bewegt und abschließt, nicht zu. Er begünstigte das Streben nach einer Reform im Innern der griechischen Kirche, die er im Anfang durchaus freisinnig aufgefaßt hatte, und die selbst in späterer Zeit, als er sie mehr und mehr im Sinn jenes trüben protestantischen Mysticismus dachte, seine politischen Pläne, wie er wenigstens glaubte, nicht zu durchkreuzen brauchte. — Wenige Monate nur nach der Zeit, von der hier die Rede ist, erfaßte ihn die Idee, daß eine religiöse Gesinnung, die Grundsätze der christlichen Moral auch das Gebiet der Politik beherrschen müßten, in bestimmterer Form und mit großer Gewalt, aber er war vollkommen redlich in dieser Ansicht und dachte und glaubte ihr gemäß zu handeln. Der Gedanke, kirchliche Gläubigkeit einem gegebenen politischen System dienstbar zu machen, irgend ein beliebig gewähltes politisches System dadurch, daß man es als ausschließlich so genannte göttliche Weltordnung selbst zu einem Gegenstand kirchlicher Gläubigkeit stempelte, gegen jeden Angriff zu wahren, ja über jede Discussion zu erheben —: dieser Gedanke, der sehr wohl neben eigener Ungläubigkeit bestehen kann, war ihm zur Zeit vollkommen fremd.

Daß die Pläne Kaiser Alexander's von dieser Periode an weiter gingen und mehr umfaßten als in früheren Tagen, mochte dann auch wohl seinen Grund zum Theil darin haben, daß er die Gunst der Umstände eher überschätzte, als verkannte. In wiefern und in welcher Form er sich selbst von dieser Erweiterung seiner Pläne Rechenschaft gab, darüber ist nichts bekannt geworden, worin sie ihrem Wesen nach bestand, tritt dagegen sehr deutlich hervor.

Schon seit dem Antritt seiner Regierung war sein Streben darauf gerichtet gewesen, Rußland bestimmter und bleibender in den Rath der europäischen Großmächte einzuführen, als selbst unter seinen unmittelbarsten Vorgängern geschehen war; den wirklichen, thatsächlichen Einfluß des Zarenreichs nicht auf die Angelegenheiten des Ostens zu beschränken, sondern auf alle Verhältnisse des Welttheils auszudehnen. In diesem Sinn war er zuerst für das europäische Gleichgewicht und nach der Ermordung des Herzogs von Enghien als Rächer der öffentlichen Moral gegen Napoleon in die Schranken getreten. Dann hatte ihn eine Zeit lang der Gedanke beschäftigt, sich eben mit Napoleon in die Herrschaft über Europa zu theilen, und er hatte zugleich eine enthusiastische Freundschaft für den Helden des Jahrhunderts etwas theatralisch zur Schau getragen. Diese Freundschaft kränkelte aber freilich von Anfang an an

einer gewissen inneren Unwahrheit. Daß man mit Napoleon nicht theilen konnte, war dann mit jedem Tage klarer hervorgetreten; der Traum, wenn er je wirklich in redlicher Ueberzeugung geträumt wurde, war bald verflogen, und der Haß kam zur Geltung, dessen Gegenstand der übermüthige Corse war, der seine Ueberlegenheit selbst im persönlichen Verkehr mit so roher Rücksichtslosigkeit fühlen ließ.

Während des Kampfes mit ihm hatte darauf Alexander schon gesucht sich selbst als den Fürsten der Fürsten hinzustellen, der eigentlich diesen gewaltigen Kampf kämpfte, und gern hätte er die mit Rußland verbündeten Fürsten nur als untergeordnete Gehülfen gelten lassen —: jetzt vollends da der gefürchtete Gegner gestürzt am Boden lag, waren die geheimen Wünsche des russischen Kaisers, wie aus manchem Zug seiner Politik hervorgeht, wohl auf ein gewisses Primat in Europa gerichtet. Er hielt sich dazu berechtigt, und der Besitz von Polen, eine weit gegen das Herz des Welttheils vorgeschobene militärische Stellung, konnte die Mittel gewähren, in unmittelbarerer Weise als je zuvor auf die westlichen Reiche einzuwirken. Auch ein solches Streben konnte, in seiner Vorstellung, dadurch veredelt scheinen, daß er sich selbst von mildem Glanz umgeben an der Spitze des liberalen Princips in Europa dachte und überall als der Vertreter der Gerechtigkeit, der fortschreitenden Cultur, der sittlich geregelten Freiheit aufzutreten versprach. — Hatte er doch bereits wenige Monate früher in diesem Sinn die französischen Bourbons gezwungen, ihrem wiedergewonnenen Reich eine „Charte" zu verleihen, und in demselben Geist wollte er in Wien darauf dringen, daß allen Staaten Deutschlands parlamentarische Verfassungen zugesichert würden.

Der Freiherr v. Stein, der die letzten Jahre über bedeutenden Einfluß auf ihn geübt und seinen Muth aufrecht erhalten hatte, wenn er wankend zu werden drohte —: der mußte ihm jetzt mehr und mehr entfremdet werden, da beide in so mancher Beziehung ein ganz verschiedenes Ziel im Auge hatten. Stein wollte den allgemeinen Frieden, die Ruhe des Welttheils durch eine erweiterte und fest begründete Macht Deutschlands gesichert wissen. Ein solches Deutschland aber, das sicher auf eigener Macht ruhend, eines fremden Beschützers nie bedurft und fremde Einmischung nicht geduldet hätte, paßte nicht in die Weltordnungspläne des Kaisers Alexander. Hätte es doch Rußland vom Westen ausgeschlossen.

Dagegen hatte eine eigenthümliche Fügung dem russischen Kaiser seit Kurzem einen Gehülfen zugesellt, der in mehr als einer Beziehung ganz besonders geeignet schien, sowohl seine kosmopolitisch-liberalisirenden Pläne, als namentlich auch seine Absichten im Orient zu fördern.

Dies war der Grieche Johann Capodistrias, dessen frühere Laufbahn man im Auge behalten muß, um seine spätere Thätigkeit richtig auffassen zu können.

Er war, der dritte von fünf Brüdern, im Jahr 1776 zu Corfu als

Unterthan der Republik Venedig geboren. In dem eigenthümlichen und veralteten Staatswesen, dem er zunächst angehörte, waren, wie bekannt, die Patricier der Inselstadt Venedig selbst allein vollberechtigte Staatsbürger, und die sämmtlichen übrigen Bewohner des Gebiets standen zu dieser herrschenden Classe nicht sowohl in dem Verhältniß von Unterthanen, als in dem unterworfener fremder Völkerschaften. Selbst einem Veroneser, einem Paduaner Edelmann war jede öffentliche Laufbahn untersagt und verschlossen; um so mehr dem Eingeborenen der Ionischen Inseln. Sie waren sämmtlich auf ein durchaus leidendes Regiertwerden angewiesen. Da auch ihm mithin kein Wirkungskreis im Staatsdienst offen stand, studirte Capodistrias in sehr jugendlichem Alter zu Padua Medicin und lebte dann als ausübender Arzt in seiner Vaterstadt Corfu. Jedoch nur auf kurze Zeit, da die großen Weltereignisse, die Europa eine veränderte Gestalt geben sollten, bald auch seine persönlichen Verhältnisse berührten.

Denn bekanntlich wurden, nach dem jähen Sturz der altersschwachen Republik Venedig, die Ionischen Inseln gleich Istrien und Dalmatien zunächst eine Beute Frankreichs. Als sie dann, während des nächstfolgenden Kriegs, den Franzosen zu einer Zeit, wo ihre Waffen nicht glücklich waren, wieder verloren gingen (1799), kurze Zeit sich selbst überlassen blieben, dann erst türkischer, später russischer Schutzherrschaft verfielen, erwachte auf diesen, so lange Zeit über kaum beachteten, unbedeutenden Inseln unerwartet ein reger, ja leidenschaftlicher Geist politischen Lebens; Aristokraten und Demokraten standen einander feindlich gegenüber, und die Familie Capodistrias war, als eine der bedeutenderen, natürlich vielfach veranlaßt an dem Streit der Parteien Antheil zu nehmen.

Als der Kaiser Alexander durch seinen General-Commissär und Bevollmächtigten, Georg Mocenigo, der Insel-Republik eine parlamentarische Verfassung geben ließ, — 1803 — erhielt, eben durch Mocenigo's Vermittelung, Johann Capodistrias, erst sieben und zwanzig Jahre alt, eine bedeutende Stellung in diesem neuen Staatswesen; er wurde zum „Staats-Secretär des Senats der Republik" ernannt. Einfluß auf den Gang einer Regierung, die im Wesentlichen natürlich der russische Gesandte, gestützt auf russische Bayonette, leitete, kann natürlich Capodistrias nur geübt haben, insofern er sich eben den Ansichten Mocenigo's anschloß: aber es war jedenfalls eine merkwürdige und lehrreiche Schule, die er hier durchmachte, denn die Ionischen Inseln wurden damals der Ausgangspunkt für mehr als ein unter eigenthümlichen Bedingungen gewagtes Unternehmen Rußlands; für mehrfache Expeditionen nach Neapel und in das Adriatische Meer.

Wenige Jahre später jedoch, im Frieden zu Tilsit, sah sich der Kaiser Alexander veranlaßt das Protectorat der Sieben-Insel-Republik seinem neugewonnenen Freunde Napoleon abzutreten. Er hätte es zur Zeit wohl

nicht behaupten können, da unter den Bedingungen, die der Friede herbeiführte, die russische Flagge sich unmöglich in dem Adriatischen und Ionischen Meere halten konnte. Die Inseln wurden dem Napoleonischen Kaiserreich einverleibt und Capodistrias sah sich in Folge dessen durch die neuen Machthaber aufgefordert in französische Dienste zu treten. Aber er hatte Größeres und Besseres für sein Vaterland im Sinn, und zog es vor als freiwillig Verbannter das heimische Gestade auf der russischen Flotte unter dem Admiral Siniäwin zu verlassen. Mit ihr gelangte er zunächst nach Lissabon und dann nach England, von wo aus er dann wenig später Petersburg erreichte.

Mit dem Rang eines Hofraths (nach den Normen der russischen Beamten-Hierarchie dem eines Obrist-Lieutenants gleich) im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt (1809), wurde er zunächst nicht besonders beachtet, wie das ganz natürlich ist, da er sich nicht durch mächtige Verbindungen gehoben sah, und nichts schien ihm eine glänzende Laufbahn zu versprechen.

Daß er zwei Jahre darauf (1811) der russischen Gesandtschaft in Wien als überzähliger Attaché beigegeben wurde, war noch kein bedeutender Schritt; nur wenige Monate später jedoch sollte der abenteuerliche Operations-Plan, mit dem der Kaiser Alexander dem entscheidenden Angriff Napoleon's zu begegnen dachte, auch dem Schicksal Capodistrias' eine unerwartete Wendung geben.

Diejenige russische Armee, die bis dahin gegen die Türken gefochten hatte und die zur Zeit, nach geschlossenem Frieden (1812), unter dem Admiral Tschitschagow an der Donau stand, sollte bekanntlich durch die Walachei und Serbien an das adriatische Meer vordringen, um dort eine etwas übermäßig weit ausholende Diversion zu machen, während Napoleon mit gewaltiger Uebermacht in das Innere des russischen Reichs vordrang. Capodistrias wurde dem Admiral als diplomatischer Agent beigegeben; da ihm die Verhältnisse in Dalmatien von früher her bekannt waren, mußte seine Verwendung in dieser Weise schon an sich sehr zweckmäßig erscheinen. Außerdem aber hatte Tschitschagow ihn sich als diplomatischen Gehülfen erbeten. Er hatte einen Brief Capodistrias' an einen Freund gelesen und sich danach eine hohe Meinung von den Talenten dieses Diplomaten gebildet.

Die kühne Diversion unterblieb bekanntlich. Tschitschagow mußte sich mit seinen Schaaren rückwärts wenden, nach Lithauen und an die Beresina. Dorthin begleitete ihn Capodistrias, der dann die großen Ereignisse des Jahres 1813 in Barclay's Hauptquartier mit erlebte, da dieser General zunächst den Admiral an der Spitze der ehemaligen Donau-Armee abgelöst hatte.

Dem Kaiser Alexander persönlich wurde Capodistrias erst in den letzten Wochen des denkwürdigen Jahrs zu Frankfurt a./Main bekannt.

Die thatsächliche, anerkannte Bedeutung eines jeden im öffentlichen Wesen thätigen Mannes, ist in Rußland natürlich durchaus von persönlichen Beziehungen zu dem Monarchen abhängig, und so wurde es denn auch in diesem Fall für Capodistrias' eigene Laufbahn entscheidend, und wichtig selbst für den Gang der europäischen Politik, daß er sich hier seinem Kaiser persönlich gegenüber gestellt sah. Es war von einer diplomatischen Sendung nach der Schweiz die Rede, Barclay empfahl Capodistrias dazu und stellte ihn dem Kaiser vor. Alexander aber fand so großes Gefallen an dem geistreichen Griechen, hielt ihn so sehr zu wichtigeren Dingen geeignet, daß er ihn sofort in seiner unmittelbaren Umgebung behielt und ihm bald die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands größtentheils überließ.

Zur Zeit des Wiener Congresses übte Capodistrias als russischer Minister bereits nicht unbedeutenden Einfluß; er war es vorzugsweise, der die Aufmerksamkeit des Kaisers Alexander wieder auf den Südosten Europa's zu wenden suchte und schon in Wien Verbindungen mit den Griechen anknüpfte; er war es auch, der den Kaiser in seinem kosmopolitischen Liberalismus bestärkte, so wie in dem Streben, überall im westlichen Europa als der schützende Genius aller humanen, freisinnigen Bestrebungen aufzutreten —: vielleicht in der Ueberzeugung, daß die Pläne und die Hoffnungen, die er selbst für Volk und Land der Griechen nährte, nur unter dem Schutz des liberalen Princips zur Reife gedeihen konnten. Ueberhaupt ließe sich die Frage aufwerfen, ob der Kaiser Alexander den Grafen Capodistrias in seine Nähe zog, weil er in ihm ein passendes Werkzeug für seine Pläne im Orient zu erkennen glaubte, — oder ob es Capodistrias war, der, einmal im Vertrauen des Kaisers, die früheren Entwürfe wieder in Erinnerung brachte und die alten Hoffnungen Rußlands und des Kaisers von Neuem anfachte. Urkundlicher Aufschluß wird uns darüber wohl nie zu Theil werden. Vielleicht daß eine Wechselwirkung stattfand und daß Eines wie das Andere bis zu einem gewissen Grade der Fall war.

Denn Eines geht jedenfalls aus dem Thun und Lassen Capodistrias' sehr deutlich hervor: nämlich daß er unter allen Bedingungen stets sein Vaterland im Auge behielt, und nicht blos russische, sondern auch, und zwar als das, was ihm eigentlich am Herzen lag, griechische Politik trieb. Zu einer späteren Zeit, als Präsident des werdenden griechischen Staats, war Capodistrias den Engländern ein Dorn im Auge, denn er durchkreuzte allerdings im Archipel Pläne Englands, die keineswegs ganz frei von Selbstsucht waren. In Folge dessen ist er denn auch in Tagesblättern und Flugschriften, die von England ausgingen, unzählige Male in den schwärzesten Farben geschildert worden, als der Tyrann Griechenlands. Man stellte ihn auch in seinem dortigen Verhältniß als bloßes Werkzeug des russischen Kaisers dar, als einen dienstbeflissenen Mann,

der, einzig und allein darauf bedacht, Rußlands Zwecke zu fördern, sein Vaterland unterdrückte und verrieth. Aber die Beschuldigung war damals eine ungerechte, wie sie es zu jeder früheren Zeit gewesen wäre. Weit entfernt, daß Capodistrias je in seinen Bestrebungen zu Gunsten Griechenlands ausschließlich das Interesse Rußlands im Auge gehabt hätte, ließe sich wohl eher die Frage aufwerfen, ob er sich nicht etwa umgekehrt auch in seinem Verhältniß als russischer Staatsdiener zu Zeiten durch Rücksichten auf Griechenland bestimmen ließ.

Wenigstens hat er den Standpunkt, dessen er selbst sich bewußt war, der Wahrheit gemäß ausgesprochen, als die Gräfin Nesselrode ihn, eben auf dem Congreß zu Wien, durch die Aussicht auf eine reiche und glänzende Heirath für eine nähere Verbindung mit ihrem Gemahl zu gewinnen suchte. Er wich aus mit der Erklärung, daß er nur durch Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Pflichten, nicht durch eine Heirath, Russe zu sein verlange, und früher oder später nach der Insel zurückkehren werde, wo er die Gräber seiner Väter finde.

Unter den russischen Staatsmännern stimmte ihm von Anfang an eigentlich nur Einer bei, namentlich was die Förderung liberaler Interessen im mittleren Europa betraf; das war der Elsasser Baron Anstett, den die Zeitereignisse nach Rußland geführt hatten. Die übrigen, sowohl die drei officiellen Vertreter Rußlands auf dem Congreß — nämlich die Grafen Rasumowsky, Stackelberg und Nesselrode, — als die anderen einflußreichen Herren, die den Kaiser als gelegentliche Rathgeber begleiteten, wie der Fürst Adam Czartoryski —: die standen ihm fern, und wurden später fast ohne Ausnahme seine Gegner, insofern sie es nicht damals schon waren. Doch trat zur Zeit noch keiner von ihnen mit Entschiedenheit gegen den freisinnigen Griechen auf. Keiner hatte dazu eine genügende Veranlassung; denn so weit wir sehen können, war unter den Herren keiner, in dessen politischer Thätigkeit sich ein leitender Gedanke, ein System wahrnehmen ließe. Selbst der allen übrigen um ein sehr Bedeutendes überlegene Pozzo-di-Borgo scheint die europäischen Angelegenheiten nicht von einem umfassenden Standpunkt als Ein Ganzes aufgefaßt zu haben. Jeder Gegenstand wurde einzeln für sich als ein allein stehender behandelt. Da konnte man sich nicht so leicht eines principiellen Gegensatzes bewußt werden. —

Was aber die Pläne des Kaisers Alexander in Beziehung auf Polen betraf, so wurden sie in der That nur von den Polen selbst freudig begrüßt. Sonst erfuhren sie von allen Seiten den lebhaftesten Widerspruch, und nicht am wenigsten in seinem eigenen Lande und in seinem eigenen Rath. Daß er den neuerdings durch die russischen Waffen eroberten Theil von Polen, das Herzogthum Warschau, (bis auf einen schmalen Landstrich in dem Winkel zwischen Schlesien und Westpreußen, der jedenfalls Preußen überlassen werden mußte) in seiner Gesammtheit behalten

wollte, das wurde natürlich in Rußland ganz allgemein gut geheißen, ja es verstand sich ganz von selbst, nach der dort herrschenden Ansicht; jede andere Zumuthung konnte als eine Beleidigung Rußlands aufgefaßt werden. Dagegen wollte Niemand die weiteren Pläne billigen, die der Kaiser Alexander mit diesem Landerwerb verband, und um so weniger, je weiter sie gingen. Sie gingen aber in der That ursprünglich so weit, daß eine sehr lebhafte Phantasie dazu gehörte, sie unter den damaligen Umständen für ausführbar zu halten. Der Kaiser Alexander beabsichtigte nämlich, als seine großherzigen Ideen in Beziehung auf Polen, nach dem Abschluß des Krieges, zuerst eine bestimmtere Form gewannen, nicht mehr und nicht weniger, als die gesammten, schon seit Jahrzehnten mit Rußland vereinigten Provinzen des ehemaligen polnischen Doppelstaats — das ganze Großfürstenthum Lithauen, ein Gebiet, größer als das eigentliche Kronland Polen — wieder von dem Kaiserreich abzulösen und mit dem Herzogthum Warschau zu dem neuen Polenreich zu verbinden, dem eine parlamentarische Verfassung und eine durchaus einheimische Armee verliehen werden sollte. Gegen diesen Gedanken empörte sich Alles, was in Rußland eine Stimme hatte und sich geltend machen konnte: die Armee und der gesammte Adel, der in so vielen seiner Mitglieder, durch alle Generationen seit Peter dem Großen, der Armee angehört. Jahrhunderte lang hatte man mit Polen gekämpft, endlich war Rußland Sieger geblieben; jene Provinzen waren der Preis des Sieges, die Armee und der Adel betrachteten sie als erkauft mit ihrem Blut — und nun sollten sie freiwillig wieder aufgegeben werden! Das schien unwürdig. Auch mußte man es wohl als eine noch größere Beleidigung empfinden, wenn den Besiegten Vorrechte zu Theil werden sollten, die den Siegern, dem erobernden, herrschenden Volk versagt bleiben mußten — und doppelt empörte sich das Gefühl gegen den Gedanken, daß das Alles zu Gunsten eines Volkes geschehen sollte, das der Russe seit langen Zeiten gewohnt ist gering zu achten; jener Polen, die er so tief unter sich zu sehen glaubt.

Daß seine Ideen, wie er sie in Paris gegen diesen und jenen Staatsmann ausgesprochen hatte, in Rußland einen so allgemeinen Widerspruch finden würden, darauf scheint der Kaiser Alexander nicht gefaßt gewesen zu sein. Ein kurzer Aufenthalt in Petersburg, wohin er im Sommer des Jahres 1814 nach fast zweijähriger Abwesenheit zurückkehrte, belehrte ihn jedoch bis zu einem gewissen Grade über die Gesinnung, die dort in den maßgebenden Kreisen herrschte, und wenn er auch nicht vollständig erkannte, wie viel Bedenkliches in seinen leicht entworfenen Plänen lag, fühlte er sich doch bewogen, sie sehr wesentlich zu ändern.

Er verzichtete nun für den Augenblick darauf, die lithauischen Provinzen wieder mit der Krone Polen zu vereinigen. Das Herzogthum Warschau sollte demnach allein das neue parlamentarisch regierte Königreich bilden. Aber den in solcher Weise beschränkten Plan wenigstens

ohne Wanken durchzuführen: in diesem Vorsatz bestärkte den Kaiser vor Allen sein Jugendfreund und ehemaliger Minister, der Fürst Adam Czartoryski. Alexander besuchte nämlich, auf der Reise zum Congreß, diesen polnischen Staatsmann und Magnaten auf seinem fürstlichen Landsitz zu Pulawy an der Weichsel, und nahm ihn sogar mit nach Wien. Hier trat Czartoryski in gewissem Sinn als Vertreter der polnischen Nation auf, obgleich von Niemand beauftragt oder dazu bevollmächtigt.

Doch auch in dieser so wesentlich ermäßigten Form wurde der Plan, als er zur Erörterung kam, von keinem einzigen unter den Staatsmännern Rußlands gebilligt; ja von Niemandem, der befugt war, dem Kaiser von den Interessen seines Reichs zu sprechen. Die Bedenken, die sich in diesem Kreise von allen Seiten erhoben, wurden natürlich in bestimmter Form erst im Lauf der Verhandlungen gegen ihn ausgesprochen; erst als der Widerspruch der anderen europäischen Mächte eine Veranlassung wurde, den Kaiser Alexander darauf aufmerksam zu machen, daß die Durchführung seiner Ideen keineswegs durch das Interesse Rußlands geboten sei. Wir glauben aber sie am besten gleich hier zusammen zu fassen, weil sie, wie sich von selbst versteht, an sich schon früher vorlagen, unabhängig von der Gelegenheit, die sich ergab, sie auszusprechen, und weil sie in ihrer Gesammtheit das Element des Widerstands bildeten, auf das der Kaiser Alexander von Anfang an selbst in diesem Kreise stieß.

Daß die Einwendungen des Grafen Nesselrode nur sehr wenig Eindruck auf den Kaiser machten, lag in der Natur der Verhältnisse, — denn Nesselrode, ohnehin wenig geeignet als selbstständiger Staatsmann aufzutreten, hatte sich schon während des Feldzugs in Frankreich dadurch um allen Einfluß gebracht, daß er sich unbedingt und in allzu sichtbarer Weise von dem Fürsten Metternich leiten ließ. Unter den anderen warnenden Stimmen, die sich erhoben, waren aber gar manche, die der Kaiser wohl veranlaßt sein konnte als sehr gewichtige zu beachten.

Zuerst und vor Allen machte ihn Stein in einer Denkschrift darauf aufmerksam, daß die Grenze, die er in Polen verlange, Preußen wie Oesterreich bedrohe und gefährde: ein Umstand, der dem ermüdeten Europa keinen dauernden Frieden verspreche. Er erinnerte daran, daß zwischen einem absolutistisch regierten Rußland und einem damit verbundenen, verfassungsfreien polnischen Königreich eine dauernde Einigkeit nicht zu erwarten sei. In einer solchen Verschiedenheit der Verfassung werde stets für Rußland ein Grund der Eifersucht liegen; das Kaiserreich werde stets bemüht sein, die Vereinigung in Einverleibung zu verwandeln — Polen dagegen werde stets unruhig sein in Beziehung auf die Erhaltung seiner Vorrechte, und diese Unruhe werde den „gesetzlosen und umwälzerischen" Charakter des polnischen Volks annehmen. Die Vereinigung werde nothwendiger Weise entweder zur Unterjochung Polens,

oder zur Trennung führen, aber zu dem Einen wie zu dem Anderen nur in Folge neuer Erschütterungen. Man dürfe nicht, um frühere Gewaltthaten gegen die Polen wieder gut zu machen, und zu ihren Gunsten auf die Grundsätze der Gerechtigkeit zurück zu kommen, in anderen, „nicht minder wichtigen Rücksichten der Staatskunst und Sittlichkeit“ sich von diesen Grundsätzen entfernen. Die Einrichtung von Provinzial-Ständen in den polnischen Provinzen könne den Polen Freiheit ihrer Person und ihres Eigenthums und Antheil an der inneren Verwaltung sichern, so wie überhaupt die Mittel gewähren, ihre sittlichen und geistigen Fähigkeiten zu entwickeln. Bleibe ihnen eine Gesammt-Verfassung versagt, so müßten sie es tragen, als ein den großen Interessen Europa's gebrachtes Opfer, als eine Folge „der strafbaren Schuld, die sie selbst an ihrem eigenen Unglück tragen, durch drei Jahrhunderte von Gesetzlosigkeit und die Verderbtheit ihrer Großen — Umstände, die ihren politischen Tod herbeigeführt haben.“

Mündlich machte Stein dann auch noch gegen den Kaiser geltend, daß in Polen der dritte Stand fehlte, der „in allen gesitteten Ländern der Aufbewahrer der Einsichten, der Sitten, der Reichthümer des Volks ist“ — und daß eben deshalb aus einer Verwirklichung der Pläne Alexander's nur mannichfaltiges Unheil hervorgehen könne.

Graf Rasumowsky ließ sich wie im Allgemeinen, so auch in dieser besonderen Frage durch Stein bestimmen und äußerte sich in seinem Sinne. Capodistrias, der in Tschitschagow's Hauptquartier Gelegenheit gehabt hatte, Polen kennen zu lernen, erklärte ebenfalls, als ihn der Kaiser um seine Meinung befragte: er halte Polen, dem der Mittelstand fehle, politischer Freiheit nicht fähig — und am umfassendsten sprach sich Alexanders Gesandter in Paris, Pozzo-di-Borgo, als er etwas später auf dem Congreß erschien, mit großer Klarheit und Schärfe über die Gefahren aus, die in der beabsichtigten Wiederherstellung Polens für Europa, für Rußland und für Polen selbst lägen.

Er meinte, bei dem unablässigen Bestreben der Polen ihre unter fremder Herrschaft stehenden Landsleute zu sich heran zu ziehen, das man erwarten müsse, werde das Dasein eines polnischen Reichstags und Heers einen Zustand fortwährender Auflehnung in den polnischen Provinzen Oesterreichs und Preußens hervorrufen, und diese beiden Mächte, denen sich das übrige Europa anschließen könne, zu einer Verbindung gegen Rußland bestimmen. Es sei aber ein Fehler, bleibende politische Interessen gegen sich selbst zu schaffen, denn sie hätten in der Regel eine unwiderstehliche Macht. Rußlands neuere Geschichte habe fast ausschließlich die Vernichtung Polens zum Gegenstand gehabt, um das Reich in unmittelbare Berührung mit dem Westen Europa's zu bringen. Das endlich Erlangte nun selbst wieder aufheben, sei ein Verleugnen der eigenen Interessen; es heiße eine bereits niedergeworfene, hemmende Schranke der

Entwickelung Rußlands selbst wieder aufrichten. Es heiße in den Rußland unterworfenen Ländern den gefährlichsten Zwiespalt hervorrufen. Die an sich unverträglichen Titel „Kaiser von Rußland“ und „König von Polen“ könne kein Herrscher in solcher Weise in seiner Person vereinigen, ohne eines der beiden Völker oder beide unzufrieden zu machen. Man könne nicht ein erobertes Land zu einem unabhängigen, bevorrechteten Staat erheben und nach einem mit ihm ausbedungenen System der Freiheit regieren, während die Eroberer sich zurück ziehen und einer solchen Revolution als bloße Zuschauer beiwohnen sollten —: man könne das nicht, ohne bei den freigegebenen Besiegten Mißbräuche, bei den alten Unterthanen aber Unwillen hervorzurufen. Wenn die Russen mit dem Bewußtsein einer wirklichen Macht zu einer passiven Lage bestimmt blieben, die Polen dagegen, bei wirklicher Schwäche und Inferiorität, sich frei regieren dürften, wenn dann zu den größeren Rechten sich noch der Muthwillen der triumphirenden Eitelkeit geselle, seien die schlimmsten Folgen zu erwarten. Alexander's Pläne seien endlich gefahrvoll für Polen selbst. Keine politische Umgestaltung gelinge, die dem Geist der Zeit, dem Charakter und den besondern Verhältnissen des betreffenden Volks widerspreche. Bei den Polen aber beruhe das Verlangen nach Unabhängigkeit weniger auf Liebe zum Vaterlande, als auf Haß gegen die Fremden; wie hätten sie sonst zwei Jahrhunderte lang mit den Interessen ihres Vaterlandes einen schamlosen Handel treiben können? — Und welche Bürgschaft habe man für ihre Mäßigung (sagesse) und Unbestechlichkeit in der Zukunft? — So rieth denn auch Pozzo-di-Borgo, die polnische Frage zu einer einfachen Grenzfrage herab zu setzen, und was man von polnischen Landestheilen gewinnen wolle, einfach als russische Provinzen in Besitz zu nehmen.

Solchen Bedenken gegenüber hätte eigentlich Alles, was dem Kaiser Alexander von seiner polnischen Umgebung zugeflüstert wurde, nur ein geringes Gewicht haben sollen. Denn die Vermuthung, daß der Fürst Adam Czartoryski ein sehr bestimmtes Ziel ohne alle Rücksicht auf andere Verhältnisse verfolge und in seinem Eifer weder durch allgemeine europäische, noch durch besondere russische Interessen bestimmt werde, lag doch in der That sehr nahe. Aber die unermüdliche Zudringlichkeit der Polen wußte sich mit so vielem Geschick in die Formen persönlicher Vergötterung zu kleiden, daß sie dem Kaiser schmeichelte, anstatt ihn mißtrauisch zu machen. Aus manchen seiner Aeußerungen scheint dann auch hervorzugehen, daß der Fürst Czartoryski ihn in schwierigen Augenblicken mit Erfolg an sein den Polen verpfändetes Wort zu erinnern wußte; besonders aber ließ er selbst nicht gern von gewissen Lieblings-Plänen, namentlich von solchen nicht, die ihm persönlich eine glänzende Rolle versprachen. So reizte ihn denn der Widerspruch seiner zuverlässigeren Vertrauten nur, anstatt ihn zu überzeugen.

So wenig er auf einen solchen Widerstand im eigenen Lager gerechnet hatte, so wenig scheint der Kaiser Alexander darauf gefaßt gewesen zu sein, daß seinen Forderungen auch ein entschiedener Widerspruch von Seiten aller bisher mit ihm verbündeten Mächte antworten würde. Europa war ihm, wie er meinte, Dank und Bewunderung schuldig; er hätte es viel natürlicher gefunden, wenn seine großgedachten und freisinnigen Pläne überall die freudigste Zustimmung gefunden hätten.

In der That aber bereiteten sich, wie das der Sache nach nicht anders zu erwarten war, so ziemlich alle näher oder entfernter betheiligten Cabinette, ihm widersprechend in den Weg zu treten.

Auch die preußische Regierung war nicht geneigt, seine Absichten unbedingt zu unterstützen, wenn sie auch durchaus kein Verlangen hegte, für sich selbst die ausgedehnten polnischen Gebiete von Neuem zu erwerben, die ihr schon einmal unterthan gewesen waren. Die schmerzlichen Erfahrungen von 1806 hatten zu deutlich bewiesen, daß Preußens Zukunft und Größe nicht in dieser Richtung liege. Es war ein deutscher, patriotischer Geist, der im Lande und in den Regierungskreisen herrschte, geneigt, jedes fremde Element abzuweisen. Die genügende Herstellung der eigenen Macht sollte durch die Vereinigung Sachsens mit Preußen bewirkt werden, jenes Landes, das in dem ehrlichsten, ja in einem heilig geachteten Kriege redlich erobert war; und allerdings lag diese gewünschte Vereinigung als ein nothwendiges Element auch in den Plänen Alexander's, denn gerade wenn das Herzogthum Warschau ungetheilt in Rußlands Händen blieb, gab es eigentlich kein anderes Mittel, sein Preußen gegebenes Wort zu lösen und die Monarchie Friedrich's des Großen in der Machtfülle herzustellen, wie sie 1805 gewesen war. Bei alle dem aber war es doch allen Staatsmännern Preußens ohne Ausnahme, wie verschieden ihre Ansichten im Uebrigen auch auseinander gehen mochten, in hohem Grade bedenklich, daß die Grenzen eines neuen, dem mächtigen Rußland unterworfenen Staats der durch nichts geschützten Hauptstadt Preußens so nahe gerückt werden sollten, wie geschehen mußte, wenn die Forderungen des Kaisers Alexander in ihrem ganzen Umfang erfüllt wurden. Der Fürst Hardenberg dachte darüber nicht anders als Wilhelm v. Humboldt und Gneisenau, und bekanntlich hatte Niemand entschiedenere Bedenken dabei, als der politische Gegner dieser Letzteren, der General Knesebeck. Für diesen war vor Allem die schlechte militärische Grenze, die Preußen dann nach Osten hin bekommen mußte, ein Gegenstand ernster Sorge.

Auch in Oesterreich wurde ein Vorrücken der russischen Grenze bis nach Krakau, bis auf ungefähr fünfzig Meilen von Wien, als ein durchaus nicht wünschenswerthes Ereigniß betrachtet, und der Gedanke, ein polnisches Reich herzustellen, der polnischen Nation wieder ein officielles Dasein zu gestatten, wurde hier mit weit größerem Mißtrauen aufgenommen als in Berlin. Denn Oesterreich fürchtete für die ausgedehnten polnischen

Provinzen, die es zur Zeit besaß und jedenfalls behalten wollte, die Anziehungskraft eines polnischen Staatswesens an seiner Grenze.

Am entschiedensten aber glaubte sich England berufen, den Entwürfen Alexander's entgegen zu treten, und zwar aus Gründen, die überraschen könnten, wenn man bei einer abstracten Auffassung der beiden Staaten, die einander gegenüber standen, Englands und Rußlands, stehen bleiben wollte.

Die Tory-Regierung des britischen Reichs war nämlich unter der Leitung Liverpools und Castlereagh's nichts weniger als freisinnig; sie war vielmehr das gerade Gegentheil. Denn im vollkommensten Einverständniß mit dem damaligen Regenten, dem nachherigen König Georg IV., fühlten und dachten sich die Minister Englands als die Führer und Vertreter nicht sowohl der englischen Nation, als des englischen Staats und der englischen Aristokratie. Standes-Mitgefühl und Rücksicht auf die gemeinsamen Bande, die alle europäischen Interessen verbinden, auf die Wechselwirkungen, die dadurch bedingt sind, machten sie folgerichtiger Weise im weiteren Sinne zu Vertretern der europäischen Aristokratie überhaupt, zu Schirmvögten des alten Staatsrechts, das die französische Revolution in Frage gestellt hatte. Als solche hatten sie die französische Revolution auch in der Person Napoleon's lange Jahre hindurch bekämpft. Was sie nun wollten, was der Preis des Sieges sein sollte, war — abgesehen von dem Gewinn einer unbedingten See- und Colonien-Herrschaft — eine Restauration im Sinne und im Interesse der englischen — der europäischen Aristokratie; eine Herstellung der alten staatsrechtlichen Verhältnisse, soweit sie irgend erlangt werden konnte. Der Regent und seine Minister waren dem gemäß der Einführung parlamentarischer Verfassungen auf dem europäischen Festlande durchaus nicht geneigt, und um so weniger, da diese Verfassungen, der Wendung nach, welche die Geschichte des Welttheils nun einmal genommen hatte, doch immer von der Voraussetzung einer ursprünglichen Gleichberechtigung Aller, von der Anerkennung eines philosophischen Vernunft-Rechts ausgehen mußten, das im Staat verwirklicht werden solle; da sie mithin dieses abstracte Recht dem geschichtlich gegebenen und verbrieften als ein ebenbürtiges an die Seite stellten. Das war und blieb revolutionär. Da nun die Staatsmänner Englands, von solchen Anschauungen beherrscht, am liebsten Alles im Sinn einer engherzigen Reaction geordnet hätten, sahen sie in dem Kaiser Alexander, der Haltung gemäß, die er zur Zeit angenommen hatte, den Vertreter eines dem ihrigen entgegengesetzten Princips, das Haupt einer Gegenpartei. Seine Ansprüche auf eine hervorragende, ja auf eine gebietende Stellung in Europa wurden für sie durch die Gunst, die er dem Liberalismus zuwendete, doppelt bedenklich.

Schon hatten sie es ihm gar sehr übel genommen, daß er Ludwig XVIII. gezwungen hatte, seinem wiedergewonnenen Reich eine parla-

mentarische Verfassung zu verleihen, und in der letzten Zeit war es dann auch noch zu persönlichen Berührungen gekommen, die wesentlich beigetragen hatten, die herrschende Verstimmung zu steigern.

Der Kaiser Alexander war nämlich im Lauf des Sommers in England gewesen, und der Prinz-Regent und er selbst hatten, bei persönlicher Bekanntschaft, sehr wenig Gefallen aneinander gefunden. Es hatte dem russischen Kaiser, so oberflächlich seine Beobachtungen auch gewesen sein mögen, nicht entgehen können, daß der Regent im eigenen Lande nichts weniger als populär war — vielmehr im Gegentheil verhaßt, und zumal gering geachtet. Eben so leicht ließ sich wahrnehmen, daß die Mißliebigkeit, die auf dem Regenten lastete, sich auch auf die leitenden Persönlichkeiten seines Ministeriums sehr entschieden ausdehnte. Der Kaiser war aber zur Zeit, selbst an eine große Popularität in Frankreich wie in Deutschland gewöhnt, von der Volksgunst getragen, täglich und überall von den schmeichelhaftesten Huldigungen umgeben, sehr geneigt, einen übermäßigen Werth auf die wandelbare Gunst der Menge zu legen, in ihr eine gerechte Anerkennung wirklichen Verdienstes zu sehen, und sich folglich über Personen und Bestrebungen, denen sie bleibend fehlte, ein ungünstiges Urtheil zu bilden, namentlich wenn noch Anderes hinzu kam, das ihm mißfallen konnte. Lord Castlereagh war ihm mehrfach im Wege gewesen und hatte während des Feldzugs in Frankreich, von dem österreichischen Cabinet geleitet, wiederholt auf Frieden mit Napoleon gedrungen. Durch dies Alles im Verein hatte sich Alexander bewogen gefühlt, dem Regenten kalt, den leitenden Ministern Englands mit einer etwas zur Schau getragenen Mißachtung zu begegnen — dagegen die Führer der whigistischen Opposition im Parlament, die Vertreter des liberalen Princips mit der größten Auszeichnung zu behandeln und auf diese Weise zugleich für seine eigene Popularität in England zu sorgen.

Er war in dieser Richtung sogar etwas sehr weit gegangen, so daß hin und wieder selbst einigermaßen seltsam zu nennende Dinge vorgekommen waren. So hatte er sich eines Tages von den bekanntesten Führern der Whigs das Wesen der englischen Opposition erklären lassen, — anerkennend von dem Nutzen einer solchen redlich gemeinten Opposition gesprochen, — die er sich in dem Augenblick wohl ganz und rein objectiv gehalten denken mochte — und hinzu gefügt, er werde es seine Sorge sein lassen, selbst, daheim in Rußland, „un foyer d'opposition“ in das Leben zu rufen.*)

Das Alles lebte unter den Staatsmännern Englands im frischesten Andenken; sie waren dadurch nicht günstiger für seine Pläne gestimmt. Was Polen anbetrifft, faßten sie vorzugsweise diejenige Seite der Frage in das Auge, die vor allen von praktischer Bedeutung zu sein schien: die

*) Mittheilung aus der persönlichen Umgebung des Kaisers.

Vergrößerung der russischen Macht, und ihr Vorrücken gegen die Mitte Europa's. Sie befürchteten, Oesterreich und Preußen einer gewissen Abhängigkeit von Rußland verfallen zu sehen. Und wenn dann vollends Polen unter russischem Schutz eine freisinnige parlamentarische Verfassung erhielt, so war das in den Augen dieser Staatsmänner noch ein neues Element des Unfriedens und revolutionairer Unruhe in Europa; nur ein Unheil mehr; das Uebel wurde dadurch nur noch ärger.

So war denn das Cabinet von St. James entschlossen, jeden Gedanken an eine solche Wiederherstellung Polens auf das Bestimmteste zu verwerfen und auf dem Congreß die Vertheilung des Gebiets, welches bisher das Herzogthum Warschau gebildet hatte, unter die drei angrenzenden Mächte zu verlangen.

Nicht minder rüstete man sich in Frankreich zu einem Widerstande, der aber hier nicht in derselben Weise, wie dort in England, aus allgemeinen Grundsätzen, aus umfassenden Rücksichten auf die allgemeine Weltlage und Weltordnung, sondern mehr aus dem augenblicklichen Bedürfniß der eigenen Regierung hervorging.

Durch den Pariser Frieden war nämlich sowohl Frankreich selbst als die ihm wiedergegebene Dynastie der Bourbonen in eine drückende Lage versetzt, die als eine demüthigende empfunden werden konnte, wenn man sich nicht gestehen wollte, daß sie eine selbstverschuldete war. Denn Frankreich war durch einen geheimen Artikel des Friedens-Tractats für jetzt förmlich aus dem Rath der europäischen Mächte ausgeschlossen; es hatte auf jede Betheiligung an der neuen Gestaltung Europa's, an der Vertheilung der von ihm abgetretenen oder seinen Verbündeten abgenommenen und zunächst herrenlos gewordenen Länder und Gebiete in Deutschland, Polen und Italien ausdrücklich verzichten müssen. In solcher Weise rechtlich in seiner Thätigkeit nach außen beschränkt, stand es vollkommen vereinzelt, ohne Bündnisse und Verbindungen, dem gesammten Europa gegenüber, das vor Kurzem Frankreich gemeinsam bekämpft hatte, dessen mächtige, bedeutende Staaten eben aus den Zeiten des Kampfes her in den engsten, bisher wenigstens dem Anschein nach nicht erschütterten Beziehungen zu einander standen. — Der französischen Nation freilich war jener Artikel des Friedens nicht bekannt geworden, und sie hatte überhaupt, nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller unbefangenen Beobachter in dem Augenblick keinen Sinn für das Drückende der Lage. Kaum einige Monate früher hatte sie die Verbündeten jubelnd als Befreier empfangen; sie empfand in ihrer Mehrzahl den Sturz der Napoleonischen Herrschaft als eine Erlösung, und mit ganz anderen Sorgen und Vorstellungen beschäftigt, sehnte sie sich zunächst mehr nach Ruhe und Erholung als nach gebietendem europäischen Einfluß. Erst eine erwachende Unzufriedenheit mit der Bourbonischen Regierung konnte in der friedlichen Bevölkerung Frankreichs eine andere, eine gereizte Stimmung hervorrufen. —

Dagegen mußte das Verlangen, aus dieser Vereinzelung und politischen Bedeutungslosigkeit herauszukommen und Frankreich wieder als eine der Hauptmächte Europa's zur Geltung zu bringen, der Natur der Sache nach am französischen Hof von Anfang an sehr groß sein. Der ungeheuere Bourbonische Hochmuth Ludwig's XVIII., der ihn die Stellung Ludwig's XIV. in Europa als diejenige ansehen ließ, die auch ihm von Rechts wegen zukomme, hätte schon allein genügt zur größten Thätigkeit in diesem Sinn aufzufordern. Es kam noch hinzu, daß der auf den Thron seiner Väter zurückgekehrte König von Frankreich und Navarra den fremden Monarchen gegenüber, die als Sieger in Paris eingezogen waren, wie aus manchem Zuge hervorgeht, seine thatsächliche Ohnmacht, die kein kleinlich zur Schau getragener Anspruch der Etiquette verschleiern konnte, sehr peinlich empfunden hatte. Daß der Kaiser Alexander in Paris selbst, und in seiner Gegenwart, mit milder Herablassung als der Beschützer Frankreichs auftreten konnte, hatte ihn auf das Tiefste verletzt. Vollkommen unerträglich war ihm, wie wohlunterrichtete Franzosen bezeugen, der Gedanke, daß er, der Erbe der Merwinger und Karolinger, der Träger der ältesten Krone in Europa, fremden Dynastieen, die er weit entfernt war den Bourbons ebenbürtig zu achten, Dank schuldig sein sollte. Wie in solchen Fällen gewöhnlich ist, glaubte er es seiner Würde schuldig zu sein, daß er seine Unabhängigkeit von jedem Gefühl einer Verpflichtung durch die That beweise.

Eine weiter sehende Politik hätte geltend machen können, daß Frankreich selbst — daß die Nation, wie gleichgültig sie auch für den Augenblick sein mochte, doch auf die Länge in einer solchen untergeordneten Stellung keine Befriedigung finden konnte und der Dynastie zürnen werde, die sie ihr bereite; daß die Bourbons, die in Folge der gewaltigsten Zeitereignisse in Frankreich thatsächlich zu einer neuen Dynastie geworden waren, schon um sich zu befestigen, dem Staat eine neue politische Bedeutung verschaffen mußten.

Wenigstens so weit uns die Quellen bis jetzt geöffnet sind, scheint es jedoch, daß diese Seite der Frage in dem Rath Ludwig's XVIII. gar nicht zur Sprache gekommen ist. Traten doch die Bourbonischen Fürsten damals überhaupt mit einer Zuversicht auf, als seien sie ihrer Stellung Frankreich selbst gegenüber eben so sicher als ihres Rechts, und so mag denn auch wohl in dieser Beziehung nur von der Befriedigung eines dynastischen Verlangens nach einer angemessenen, würdigen Stellung in Europa die Rede gewesen sein. Im Geist des Ideen-Kreises, in welchem diese Fürsten lebten, hieß das dann auch der Interessen Frankreich's wahrnehmen, da sie eben gewöhnt waren, nicht sowohl sich selbst, in Friedrichs des Großen Weise, mit dem Lande zu identificiren, als vielmehr umgekehrt das Land mit ihren dynastischen Interessen.

Zunächst handelte es sich darum, in welchen Bündnissen Frankreich fortan seine Stütze suchen sollte, so wie das Mittel zu neuer Geltung zu

gelangen, und die neuesten Geschichtschreiber Frankreichs, Thiers und Viel-Castel, machen dem damaligen Cabinet Ludwig's XVIII. als einen Fehler zum Vorwurf, daß man nicht das System eines Bündnisses mit Rußland gewählt habe. Freilich mußte Frankreich alsdann durchaus auf die Pläne des Kaisers Alexander eingehen, und sowohl die Errichtung eines neuen Polenreichs unter russischer Schutzherrschaft, als die Vereinigung Sachsens mit Preußen zu fördern suchen —: aber die genannten Schriftsteller meinen, dabei habe Frankreich nur gewinnen können, denn Preußen wäre dann nicht Schirmvogt des Rheinstromes geworden — was so viel heißt, als daß sich alsdann bessere Aussichten zeigten, die vielgenannten „natürlichen Grenzen" Frankreichs dereinst einmal wieder zu gewinnen.

Um den genannten Preis, meinen Thiers und Viel-Castel, sei das Bündniß mit Rußland wohl zu haben gewesen; denn der Kaiser Alexander sei unter allen verbündeten Monarchen derjenige gewesen, der allein Frankreich stets mit Wohlwollen behandelte — und selbst seine bekannte Abneigung gegen die Bourbons habe er, nachdem ihre Rückkehr auf den Thron Frankreichs entschieden war, so vollständig fallen lassen, daß er mit dem Plane umgegangen sei, seine jüngste Schwester, die nachherige Königin von Holland, mit dem jüngsten der französischen Prinzen, der wahrscheinlich dereinst die Krone erben mußte, mit dem Herzog von Berry zu vermählen. Es sei sogar zu Besprechungen darüber gekommen — die schon eine Art von Verpflichtung einschlossen, und später von Seiten Frankreichs, nicht Rußlands, rückgängig gemacht wurden. Der Stolz Ludwig's XVIII. nämlich habe den Gedanken an eine Mißheirath seines Neffen nicht ertragen können. Ein Kaiser von Rußland — eines Reichs, das erst seit verhältnißmäßig so kurzer Zeit zu den europäischen Monarchieen gezählt wurde, war in seinen Augen unter keiner Bedingung dem König von Frankreich, dem Enkel des heiligen Ludwig ebenbürtig, und vollends dann nicht, wenn er einem Hause angehörte, das erst seit zwei Jahrhunderten aus einer untergeordneten Stellung emporgekommen war.

Daß der Kaiser Alexander Frankreich gern mit einer mehr als billigen Vorliebe behandelte, die ihm sehr wenig kostete, da sie sich zunächst immer auf Kosten Deutschlands geltend machte, ist allerdings wahr; auch ist unstreitig von einer Verbindung der Großfürstin Anna mit dem Herzog von Berry die Rede gewesen, und der Gedanke kann, unter den damaligen Verhältnissen, nur von dem Kaiser angeregt worden sein —: doch scheint es, als ob der Plan, sich mit den Bourbons zu verschwägern, ihn nur kurze Zeit über ernstlich beschäftigt hätte: vielleicht nur während der wenigen Wochen, die von dem Augenblick an, wo er seinen Widerspruch gegen die Rückkehr der Bourbons aufgab, bis zu seiner ersten Zusammenkunft mit Ludwig XVIII. zu Compiegne verflossen. Mit den später noch, mehr als lässig, betriebenen Besprechungen darüber möchte es wohl von keiner Seite Ernst gewesen sein. Nach Compiegne war nämlich, wie bekannt,

Alexander im Frühjahr 1814 (1. Mai) dem heimkehrenden König von Frankreich entgegen gereist, in der Absicht, ihn zu Maaßregeln zu bestimmen, die ihm auf das Aeußerste widerstrebten. Denn nach dem Willen Alexander's sollte König Ludwig seinem Reich nicht eine Verfassung verleihen, sondern im Gegentheil diejenige annehmen, die der Napoleonische Senat und die provisorische Regierung Frankreichs, unmittelbar nach Napoleon's Sturz, unter Talleyrand's Vorsitz ausgearbeitet hatten. Diese Verfassung war gleichsam unter den Augen des Kaisers Alexander und mit seiner Zustimmung entworfen worden; der russische Staats-Secretair Graf Nesselrode hatte sogar, wenigstens der Form nach, und insoweit das bei einem gänzlichen Mangel an Befähigung für ein solches Geschäft möglich war, mit daran gearbeitet. Ihr zufolge wäre Ludwig XVIII. durch die Nation berufen zum Thron gelangt; diese Berufung hätte seinen unmittelbaren Rechtstitel gebildet, und er hätte die Jahre seiner Regierung von dem Augenblick seiner Berufung an zählen müssen, so daß das neue Königthum aus einer Anerkennung der Revolution, aus einer Versöhnung mit ihr, nicht aus einem Sieg über dieselbe hervorgegangen wäre.

Dieser Zumuthung wußte sich König Ludwig freilich zu entziehen, wenn er sich auch, zu großem Mißfallen der Prinzen seines Hauses, genöthigt sah, nun seinerseits dem Lande aus königlicher Machtvollkommenheit eine parlamentarische Verfassung zu gewähren —: aber von dem Augenblick an trat die Spannung zwischen ihm und dem Kaiser von Rußland sehr entschieden hervor.

Während Ludwig XVIII. sich bemühte, seine Würde durch die schon erwähnten, beleidigenden Armseligkeiten der Etiquette zu wahren, war dem Kaiser Alexander die Regierung der Bourbons zu engherzig und verkehrt, zu weit entfernt von den Bahnen des Liberalismus, die sie seiner Meinung nach einschlagen mußte — in hohem Grade zuwider; und in den Sälen der bekannten Frau v. Stael, wo er häufig erschien, erklärte er sehr unumwunden, ja mit Absicht in recht auffallender Weise, gegen den General Lafayette, Benjamin Constant, und manchen Anderen, wie sehr er nun bereue, auch seinerseits an der Herstellung der alten Dynastie Theil genommen zu haben; die Bourbons seien ein durchaus verkommenes, unverbesserliches Geschlecht, von dem nichts zu hoffen, nichts Heilsames zu erwarten stehe. Auch in der Zwischenzeit, seitdem er in seine Staaten zurückgekehrt war, hatte er nicht unterlassen, gar Manches, mit Absicht, den Bourbons zum Verdruß zu thun. Zu den Personen, die er in Paris mit der größten Auszeichnung behandelt hatte, gehörten auch die erste Gemahlin Napoleon's, Josephine, und deren Tochter Hortense, Königin von Holland, jetzt Herzogin von St. Leu genannt, einst, wie der Napoleonische Hof zu wissen glaubte, die Geliebte ihres Stiefvaters, den sie auf das Zärtlichste besungen hatte. Die Mutter war seitdem gestorben, die Tochter lebte unter russischem Schutz in Paris, und so sehr sich auch der Kaiser

Alexander in ritterlicher Großmuth und Galanterie gefiel, war das doch wohl kaum der einzige Grund, der ihn bestimmen mochte. Einzelne Züge könnten wenigstens auf Anderes gedeutet werden. So gab unter Anderem auch die schöne Frau v. Naryschkin, die Geliebte des Kaisers, die Mutter seiner Tochter, zu eigenthümlichen Aeußerungen Veranlassung. Der Kaiser hatte sie, wie man sagt, auf einer Untreue betroffen und war in Folge dessen mit ihr entzweit — oder vielmehr, da er sich auch unter diesen peinlichen Bedingungen vollkommen ritterlich benahm, er war auf immer von ihr getrennt. Eine Entfernung, ein längerer Aufenthalt in der Fremde, schien für die Dame durch die Umstände geboten, und da sie demgemäß im Herbst (1814) nach Paris ging, forderte der Kaiser sie in ausdrücklichen Worten auf, zu keinem Mitglied der königlichen Familie Frankreichs freundschaftliche Beziehungen zu haben, dieser Familie vielmehr, wo es sich thun lasse, Mißachtung und Abneigung zu bezeigen (de la fronder autant qu'elle pourrait). — Sollte dagegen „die Königin von Holland" Aufmerksamkeiten für sie haben, so möge sie die Bekanntschaft mit ihr und ihren Freunden cultiviren.*)

Bei dieser gegenseitigen Gereiztheit möchte ein Bündniß Frankreichs mit Rußland in der Wirklichkeit wenigstens nicht so ganz leicht zu vermitteln gewesen sein, als man sich nachträglich vorstellt. Die herrschende Stimmung bewirkte dann, daß in Ludwig's XVIII. Rath selbst die Möglichkeit eines Bündnisses nicht erwogen worden ist. Man kam hier vielmehr unmittelbar, als gäbe es keinen anderen Weg, zu dem gerade entgegengesetzten Entschluß, nämlich zu dem, sich trotz aller früheren Verzichte in den europäischen Rath einzudrängen, um sich der Vergrößerung Rußlands zu widersetzen, vor Allem aber die Vereinigung Sachsens mit Preußen zu verhindern. Sich des Königs von Sachsen mit geräuschvollem Edelmuth in anscheinend uneigennütziger Weise anzunehmen, darin erkannte man das Mittel, sich sofort unter den kleineren deutschen Fürsten einen zahlreichen Anhang zu verschaffen, in diesem Kreise die alte Vorstellung, daß Frankreich der natürliche Gegner deutscher Einheit, der Schutz und Hort aller nach gesicherter Unabhängigkeit strebenden dynastischen Interessen sei, neu zu erwecken, an der Spitze einer solchen Clientel eine neue politische Stellung zu gewinnen — und jede festere Constituirung Deutschlands zu verhindern, die dem ehemaligen deutschen Reich eine selbstständige, unantastbare Sicherheit gewähren, und fremden Einfluß ausschließen konnte. Die neuesten Geschichtschreiber Frankreichs, die aus den Archiven schöpfen konnten, sehen sich genöthigt, je nach ihrem Standpunkt in verschiedener Weise, anzudeuten, daß es vorzugsweise darauf abgesehen war.**)

---

*) Castlereagh, Correspondence X, 84.

**) Viel-Castel II, 172.

Für den Minister Talleyrand war natürlich Sachsen an sich nur Mittel zu solchem Zweck —: für den König Ludwig selbst hatte die Sache noch eine andere Seite, die vielleicht in seinen Augen sogar die überwiegend wichtige war. Seine Mutter war eine sächsische Prinzessin gewesen, der König von Sachsen hatte folglich „die Ehre, sehr nahe mit ihm verwandt zu sein" — und deshalb war das Schicksal des Hauses Sachsen an sich, unabhängig von allen weiter führenden Rücksichten, nach dieser Anschauungsweise von höchster Bedeutung. Die Würde Frankreichs gebot, daß kein so naher Anverwandter seines Königshauses angetastet werden durfte. Darin, daß es die schützenden Flügel über Alles ausbreiten konnte, was näher oder entfernter dem Hause der Bourbonen angehörte, lag das Wesen der angemessenen europäischen Stellung, die Frankreich wieder gewinnen mußte.

Ein zweites Ziel französischen Strebens auf dem Congreß zu Wien war ebenfalls durch diese allgemeine Ansicht der Dinge schon gegeben, und stand in des Königs Augen sogar noch höher als jenes erste, wenn ihm auch Talleyrand nicht dieselbe Wichtigkeit beilegte. Es galt die Vertreibung Murat's aus Neapel zu bewirken. Der durfte sich nicht auf einem Thron behaupten, der das rechtmäßige Eigenthum eines jüngeren Zweiges der Bourbonen war; das wäre unleidlich gewesen. Die Vertreibung Murat's sollte dasjenige Staatsrecht, auf welches Ludwig XVIII. seine eigene Stellung in Frankreich gründete, als das allgemeine und ausschließlich in Europa anerkannte bestätigen, die Würde Frankreichs herstellen, und seinen Einfluß in Italien neu begründen. Dann gab es auch noch einen jüngsten Zweig der spanischen Bourbonen zu berücksichtigen, der ehemals in Parma und Piacenza geherrscht hatte und entschädigt werden sollte.

Nun aber kam in dem Cabinet des Königs von Frankreich, wie alle französischen Quellen versichern, auch noch zur Sprache, daß die Mächte zweiten Ranges, seitdem die Großmächte zu einer früher unerhörten Macht-Entwickelung gelangt seien, keine genügende Stütze der europäischen Stellung Frankreichs mehr sein könnten; daß der König von Frankreich und Navarra mithin auch noch eines anderen Systems von Bündnissen mit einer oder mehreren Großmächten bedürfe, um seinen Einfluß auf den Gang der internationalen Politik sicher zu stellen. Es könnte dann auch wohl noch eine andere Betrachtung hinzu gekommen sein, die für den Augenblick sehr nahe lag, wiewohl die französischen Schriftsteller ihrer nicht gedenken. Man mußte sich nämlich gestehen, daß Frankreich, wie schon erwähnt, nach den bestehenden Verträgen das Recht, in Beziehung auf die Ordnung der allgemeinen europäischen Verhältnisse mit zu stimmen, ausdrücklich *nicht* hatte, also gar sehr eines Verbündeten bedurfte, der es zu Wien in den Rath der Großmächte einführen konnte.

Alle diese verschiedenen Erwägungen führten zu dem Beschluß, ein Bündniß mit England zu suchen, um in Wien mit der Regierung dieses Staats vereint auftreten zu können. Da man wußte, daß auch England sich rüste den Ansprüchen Rußlands in den Weg zu treten, durfte man einigermaßen erwarten, dort Gehör zu finden.

Für Talleyrand war übrigens ein Bündniß Frankreichs mit England die Grundlage eines politischen Systems, an dessen Verwirklichung er später immer wieder gearbeitet hat, so oft er Einfluß auf den Gang der Geschäfte gewinnen konnte. Für Ludwig XVIII. und die Prinzen seines Hauses aber war dieses Bündniß nicht blos Sache der Zweckmäßigkeit, sondern auch der lebhaftesten Sympathieen, und zwar aus Gründen, die, ganz allgemein genommen, mit dem Bilde, das man sich von dem Wesen des englischen Staats zu machen pflegt, im Widerspruch zu stehen scheinen. Die Bourbonischen Fürsten hatten mit richtigem Instinct in dem Prinzen-Regenten von England und seinen Ministern die Häupter der europäischen Reaction erkannt. Sie wußten sehr wohl, daß es die Regierung Englands war, die vor allen ihre Herstellung in Frankreich wollte, sobald sie möglich schien, und König Ludwig hatte demgemäß nicht versäumt, die Ueberzeugung, daß er die Rückkehr auf den Thron seiner Väter nächst Gott dem Prinzen-Regenten verdanke, gegen diesen selbst persönlich auszusprechen.

Dennoch fand sich die französische Regierung für jetzt in ihren Hoffnungen getäuscht. Talleyrand's Eröffnungen wurden in London sehr kühl aufgenommen. Ein Bündniß mit Frankreich stieß dort auf gar mancherlei Bedenken; es war selbst durch den Stand der öffentlichen Meinung, die noch immer mit Feindseligkeit und Mißtrauen auf Frankreich sah, und auf die ein englisches Ministerium doch immer auch Rücksicht nehmen mußte, wenigstens nicht erleichtert — und die Staatsmänner Englands fanden dann auch in der Sache selbst ihre Schwierigkeiten, die nicht leicht zu lösen waren. Ein Bündniß mit Frankreich, wendete namentlich Lord Castlereagh ein, habe keine sichere Grundlage, da es kaum möglich sein werde, vor Allem in Beziehung auf Italien, ein vollkommenes Einverständniß zwischen diesem Staat und Oesterreich, dem alten Verbündeten Englands, herbeizuführen. Komme es zu einem europäischen Kriege, so sähe man sich alsdann durch ein solches Bündniß in die Nothwendigkeit versetzt, die Niederlande und die Ufer des Rheins, den nordischen Mächten gegenüber, dem Schutz französischer Heere anzuvertrauen, nachdem man sie eben erst mit so großer Mühe der Oberherrschaft Frankreichs entrissen habe. Darin liege eine große Gefahr.

Den Preis aber, um den England vielleicht dennoch zu gewinnen war, vermochte die französische Regierung nicht zu bieten; sie konnte weder in Beziehung auf den Sklavenhandel, noch was die Erleichterung des Handels im Allgemeinen betraf, auf die Wünsche Englands eingehen.

Die Abschaffung des Sklavenhandels war eine Forderung, welche nicht die Regierung des Prinzen-Regenten, sondern der in England zur Zeit herrschende öffentliche Geist der europäischen Welt gebieterisch stellte. Nun schrieb freilich ein Artikel des Pariser Friedens vor, daß auch Frankreich nach Verlauf von fünf Jahren den Negerhandel einstellen solle —: aber schon hatte sich der Handelsstand der französischen Seestädte, namentlich die Gesammtheit der Kaufleute zu Bordeaux, wo man gewöhnt war, reichen Gewinn aus diesem Handel zu ziehen und das Heil der französischen Colonien von ihm abhängig zu denken, auf das Aeußerste unzufrieden mit diesen Bestimmungen des Friedens gezeigt. Es mußte zweifelhaft scheinen, ob das Versprechen Frankreichs überhaupt in Erfüllung gehen werde —: an eine Abkürzung des fünfjährigen Termins, die der Herzog von Wellington als Gesandter Englands in Paris sich vergeblich bemühte zu erlangen, war gar nicht zu denken. Auch das Ansinnen Englands, Frankreich möge die Strenge seines Napoleonischen Schutzzoll-Systems zu Gunsten des britischen Gewerbfleißes wenigstens um etwas ermäßigen, mußte ablehnend beantwortet werden. Die öffentliche Meinung in Frankreich sträubte sich sehr entschieden, ja leidenschaftlich gegen die Grundsätze des Freihandel-Systems, das, wie man meinte, nur erfunden sei, um die Welt zu Englands Vortheil zu täuschen, und man konnte auch wohl in der That nicht alle die Fabriken, welche die langjährige Handelssperre in Frankreich in das Leben gerufen hatte, ohne Weiteres dem Untergang weihen.

Unter diesen Umständen blieb die Großbritanische Regierung dabei, eine andere politische Combination zum Ziel ihres Strebens zu machen. Ihrem Plan zu Folge sollte ein mitteleuropäisches Bündniß, das außer England auch Oesterreich, Preußen, das ganze übrige Deutschland und die Niederlande umfassen mußte, das sich gegen Frankreich wie gegen Rußland wenden konnte, den allgemeinen Frieden und die Dauer aller bestehenden Verhältnisse sicher stellen. Im Zusammenhange mit diesem Plan mußte England natürlich die Vereinigung Sachsens mit Preußen ganz entschieden gut heißen, und eine feste Organisation Deutschlands als Bundesstaat wollen, — was Alles dem Cabinet der Tuilerien nicht erwünscht war.

Lord Castlereagh ließ sich zwar bewegen, den Weg nach Wien über Paris zu nehmen, um sich mit Talleyrand des bevorstehenden Congresses wegen zu besprechen, aber er erklärte dem französischen Minister ziemlich unumwunden: er werde zu Wien, in den ersten Tagen des September, mit den Ministern Oesterreichs, Preußens und Rußlands vorbereitende Conferenzen haben, in Beziehung auf Verpflichtungen, welche die verbündeten Mächte zu einer Zeit, wo die englische Regierung noch weit entfernt gewesen sei, Frankreich zu ihren Freunden zählen zu können, gegen einander übernommen hätten.

Frankreich mußte also zunächst vereinzelt auf dem Congreß erscheinen und blieb auf seine eigenen Anstrengungen angewiesen, um sich Sitz und Stimme dort zu verschaffen. Nur ein ernster Zwist unter den Verbündeten konnte die Möglichkeit dazu gewähren; Keime der Zwietracht zeigten sich aber an mehr als einer Stelle; sie zu entwickeln, und dann die Gelegenheit zu benützen, mußte die Aufgabe der französischen Diplomaten sein. Waren auf diese Weise die bestehenden politischen Verbindungen gesprengt, die Wege gebahnt, dann ließen sich die Schwierigkeiten wohl beseitigen, die blos in der Form lagen. Man durfte gewiß zu Talleyrand das Zutrauen haben, daß er schon Sophismen finden werde, durch welche die Verpflichtung Frankreichs, keine Stimme bei den bevorstehenden Entscheidungen zu beanspruchen, auf nichts zurückgeführt wurde. Anderes wollte alsdann noch weniger bedeuten. — So mußte Frankreich, diesem System gemäß, die Vernichtung des Herzogthums Warschau und seiner selbstständigen, nationalen Verwaltung, die Vertheilung seines Gebiets unter die drei angrenzenden Staaten, mit anderen Worten, eine nochmalige und letzte Theilung Polens, gleich England, ausdrücklich verlangen. Nur so konnte der Vergrößerung der russischen Macht gewehrt, besonders aber Preußen, wenn ihm Sachsen versagt blieb, der Form nach befriedigt werden. Die Forderung nahm sich aber freilich gerade von Seiten Frankreichs, das auf seinen Schlachtfeldern so oft mit dem Blut der Polen gezahlt hatte, nicht zum Besten aus. Auch hatte Frankreich in gewissem Sinn seine Zustimmung zu Alexander's Plänen, so weit es dazu berechtigt war, bereits ausgesprochen. Der Kaiser Alexander hatte nämlich schon in Paris seine Absicht, Polen wieder herzustellen und ihm eine parlamentarische Verfassung zu verleihen, wiederholt zu erkennen gegeben, Talleyrand die Hochherzigkeit dieser Pläne bewundernd anerkannt — Ludwig XVIII. sie ohne Widerrede gelten lassen. Auch darauf mußte man nunmehr zurückkommen, um sich selbst zu widersprechen. Doch in Frankreich, dem Lande wo Rhetorik die allgemeine Grundlage der Bildung ist, konnte man nicht darum verlegen sein, wie dergleichen Dinge in wohltönende Phrasen einzukleiden seien.

In den Instructionen Talleyrand's — die er, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, natürlich selbst entworfen hatte, — hieß es in dieser Beziehung: „Unter allen Fragen, die auf dem Congreß berathen werden sollen, würde der König diejenige, welche Polen betrifft, als die erste, die größte, die vor allen im höchsten Sinn europäische, als diejenige, die außer allem Vergleich über jeder anderen steht, angesehen haben, wenn es möglich gewesen wäre zu hoffen, daß dieses Volk, durch sein Alter, seine Tapferkeit, die Dienste, die es in früheren Zeiten Europa geleistet hat, wie durch sein Unglück, der Theilnahme aller anderen in so hohem Grade würdig, seiner uralten und vollständigen Unabhängigkeit zurückgegeben werden könnte. (De toutes les questions qui doivent être

traitées au congrès, le roi aurait considéré comme la première, la plus grande, la plus eminemment européenne, et comme hors de comparaison avec toute autre, celle de la Pologne, s'il eût été possible d'espérer qu'un peuple si digne de l'interêt de tous les autres, par son ancienneté, sa valeur, les services qu'il a rendus autrefois à l'Europe, et par son infortune, pût être rendu à son antique et complète independance.„)

Da eine solche Herstellung Polens indessen nicht zu hoffen — eine Wiedererrichtung des Königreichs unter der Herrschaft des Kaisers von Rußland aber etwas ganz Anderes und eine Gefahr für Europa sei —: müsse man eben die Theilung des Herzogthums Warschau verlangen.

Wenn Talleyrand in diesem Sinn sprach, ließ sich der Schein ganz leidlich wahren, und er ließ sich in der That die Gelegenheit nicht entgehen, diese Sätze in ein Schreiben an Metternich wörtlich einzuschalten.

So gingen denn die Ansichten und Pläne aller Cabinete nach den verschiedensten Richtungen auseinander; nichts war vorbereitet, und in Beziehung auf keine der schwebenden Fragen war eine befriedigende Lösung irgend eingeleitet, als sich die Vertreter aller europäischen Staaten zu Wien versammelten; wohl aber war hier und dort mancher drohende Anspruch erhoben, dem der Widerspruch nicht fehlte, und vielfach regten sich Zweifel und Mißtrauen.

Oesterreich hatte den Congreß mit Absicht nach Wien geleitet, um die eigene Hauptstadt zum Mittelpunkt der politischen Welt zu machen, und bereitete sich, seine zahlreichen Gäste mit wahrhaft kaiserlichem Glanz zu empfangen. Was aber die Leitung der Geschäfte und die Vertretung seiner eigenen, viel umfassenden Interessen betrifft, befolgte der Kaiser Franz mit Absicht und Berechnung ein System, das dem des Kaisers von Rußland gerade entgegengesetzt war.

Während Alexander gern alle wirklich wichtigen Unterhandlungen im persönlichen Verkehr und Gespräch der Souveraine unter sich zur Lösung gebracht hätte, wie er das dem König von Preußen gegenüber gewöhnt war, wußte der Kaiser von Oesterreich stets jedem eingehenden Gespräch dieser Art auszuweichen, beschränkte sich auf einige allgemeine Bemerkungen und verwies an die Geschäftsleute.

Dem eigentlichen Vertreter Oesterreichs, dem Fürsten Metternich, war der Baron Wessenberg als Gehülfe von untergeordneter Autorität beigegeben, und beiden stand als Protocollführer, was er auch auf allen folgenden Congressen wurde, der mit Recht gar übel berufene Gentz zur Seite, den wir jetzt aus seinen eigenen Tagebüchern nur allzu genau kennen.

Die Mitglieder des zahlreichen Raths, der den Kaiser von Rußland umgab, haben wir bereits genannt. Preußen, dessen König auch persön-

lich erschien, sendete den Fürsten Hardenberg und Wilhelm v. Humboldt zu dem Congreß. — England war im Wesentlichen durch Lord Castlereagh vertreten —: in zweiter Linie durch seine Gesandten am preußischen, niederländischen und russischen Hof: Lord (früher Sir Charles) Stewart, Lord Clancarty und Lord Cathcart. — Wir brauchen die lange Liste der theils souverainen, theils mediatisirten Fürsten, die außer den schon genannten und den Königen von Dänemark, Baiern und Württemberg, im Lauf des Septembers in Wien zusammenströmten, hier wohl nicht zu wiederholen, oder alle Staatsmänner herzuzählen, von denen sie begleitet waren. Doch müssen wir erwähnen, daß auch unter den Vertretern der Staaten zweiten und dritten Ranges mancher bedeutende Mann war. So der hannöversche Graf Münster, bedeutend besonders durch den Einfluß, den er nicht nur auf den Prinzen-Regenten, sondern auch auf die Staatsmänner Englands übte, und kein Freund der preußischen Monarchie; Hans v. Gagern, unter den Vertretern der stammverwandten Häuser Oranien und Nassau dem Rang nach der zweite, durch seine rührige Thätigkeit der erste; — und der baierische Feldmarschall Wrede, gleich seinem Geistes-Verwandten Montgelas, dem leitenden Staatsminister Max Joseph's von Baiern, französisch gesinnt und zu Combinationen gleich dem Rheinbunde sehr geneigt.

Auch des Glanzes, der Feste, der gesellschaftlichen Beziehungen gedenken wir nicht weiter, wiewohl dies bunte Treiben unmittelbar nach einer so ernsten Zeit in manchem einzelnen Zug bezeichnend genug ist, für den Leichtsinn, der in dieser diplomatischen Welt herrschte und der hin und wieder sogar in seltsamer Verirrung die Geschicke der Völker als Nebensache behandelte, um würdeloser Thorheiten willen. So ist es wohl merkwürdig, daß Metternich's Leichtsinn selbst seinem Schützling Gentz zu arg wurde. Gentz äußert sich in seinen Tagebüchern mit Unmuth darüber, daß Metternich selbst zur Zeit einer unheilschwangeren Krisis hauptsächlich und vor Allem mit der Untreue einer schönen Dame beschäftigt war, deren Treue selbst nur sehr wenigen Werth gehabt hätte, die zur Abwechslung auch einmal seine Geliebte geworden war, und die ihm jetzt den damals jungen Fürsten Windischgrätz vorzog.

Auch die geschäftliche Thätigkeit des Congresses, die schon so oft erzählt worden ist, können wir hier nicht ihrem ganzen Umfang nach zergliedern; wir beschränken uns darauf, mit Uebergehung aller Nebensachen, den Gang der Angelegenheiten zu verfolgen, von denen wirklich damals die Wendung der europäischen Angelegenheiten im Großen und Ganzen abhing: die Unterhandlungen über Polen, Sachsen, und die Bildung des Deutschen Bundes. Diese aber müssen wir um so schärfer in das Auge fassen, da selbst die neuesten Geschichtschreiber Frankreichs, wie Thiers, selbst wenn sie zugleich die gewissenhaftesten sind, wie Viel-Castel, noch immer ein sehr falsches Bild von dem Verlauf der Dinge geben.

An einem Sonntag, 25. September, hielten der Kaiser Alexander und der König von Preußen ihren feierlichen Einzug in Wien —: zwei Tage früher war die französische Gesandtschaft als die letzte unter denen der Großmächte eingetroffen.

Der Fürst Talleyrand, der an ihrer Spitze stand, hatte, um Verbindungen unter den süddeutschen Fürsten und dem Adel, der sie umgab, anknüpfen und pflegen zu können, in seinem Gefolge auch einen abtrünnigen Deutschen mitgebracht, einen ehemaligen Reichsritter, der sich auch zur Zeit als der deutsche Nationalsinn erwachte und sich gegen die Fremdherrschaft erhob, aus freier Wahl für einen Franzosen erklärte und der Gegenpartei anschloß. Das war der letzte Dalberg. — Er hatte sich schon seit längerer Zeit zu einem Handlanger Talleyrand's gemacht und war vor Kurzem, nach der Eroberung von Paris, eines seiner Werkzeuge auch in der provisorischen Regierung Frankreichs gewesen. Jetzt stand er als zweiter Gesandter im Rang dem Fürsten am nächsten.

Außerdem hatte Talleyrand in La Besnardière einen gewiegten Geschäftsmann bei sich; die übrigen Mitglieder der Mission hatten keinerlei wirkliche Bedeutung, wenn auch Graf Latour-du-Pin in ihr die Emigration, das alte Frankreich, den Anhang des Grafen von Artois vertrat, und der Graf Alexis de Noailles durch seinen kirchlichen Eifer glänzte.

Diese französische Gesandtschaft trat sofort sehr entschieden gegen die Anerkennung Murat's als König von Neapel auf, und gab überhaupt Ansprüche zu erkennen, die mit den ersten Schritten schon über ihre durch die bestehenden Verträge festgestellte Berechtigung hinausgingen. Als ein ganz besonderes Verdienst Frankreichs suchte Talleyrand gleich vom ersten Augenblick an geltend zu machen, daß dieser Staat — der besiegte! — an den gemeinschaftlichen Unterhandlungen in durchaus uneigennütziger Weise Theil nehme, und für sich selbst nichts verlange. Man müsse ein guter Europäer sein, erklärte er so geräuschvoll wie möglich gegen Jeden, der ihn anhören wollte: Frankreich verlange nichts, durchaus gar nichts, als das was in der Einleitung zum Pariser Friedens-Tractat verheißen sei: eine gerechte Vertheilung der Macht (une juste répartition des forces).*)

Daß es seine Absicht war, sich des Königs von Sachsen anzunehmen und die Vereinigung der sächsischen Lande mit Preußen wo möglich zu hintertreiben, war leicht zu durchschauen, und Leute wie Gagern sagten dazu von Anfang an: à la bonne heure! das könne man sich ganz gern gefallen lassen — wenn er nur nicht weiter gehen wollte. Gagern fügte wenigstens in Gedanken hinzu: wenn er nur nicht die Wiederherstellung der deutschen Reichsverfassung verhindern will; denn neben der Größe des Hauses Nassau-Oranien, hatte auch diese für den niederlän-

*) Gagern, mein Antheil an der Politik II, 37.

dischen Diplomaten persönlich zur Zeit ein gewisses pedantisch-phantastisches Interesse. Andere vollends hörten dergleichen und dachten dabei nur an ihre Sonder-Interessen, ohne solchen Vorbehalt zu Gunsten eines mittelalterlich-föderalistischen deutschen Reichs.

Außer der uneigennützigen Großmuth brachte der Vertreter Frankreichs dann aber auch noch ein Princip mit, eine in mancher Beziehung neue Theorie des Staatsrechts, nach der fortan alle Angelegenheiten Europa's bemessen werden sollten, und das sich gerade in Talleyrand's Munde sehr eigenthümlich ausnahm. Der leitende Grundsatz wurde das Princip der Legitimität genannt. Die Theorie — die auch zu Gunsten des Königs von Sachsen geltend gemacht werden konnte — war eigentlich gegen Murat gerichtet; aber wie sie auf der einen Seite, auch an sich und abgesehen von dem unmittelbaren Zweck, dem sie dienen sollte, ganz naturgemäß aus dem Stolz, der Weltanschauung der Bourbonischen Fürsten hervorging, deren Haupt hundert Jahre früher erklärt hatte: „l'État, c'est moi!" — so war sie auf der anderen ganz vorzüglich geeignet, namentlich den kleinen deutschen Fürsten zu gefallen. Das eigentliche Wesen dieser Theorie, wie Talleyrand, der langjährige Diener der französischen Revolution, sie entwickelte, lag nämlich darin, daß sie die öffentlichen Angelegenheiten nicht eigentlich in staatsrechtlicher, sondern in privatrechtlicher Weise lediglich als Interessen der fürstlichen Familien auffaßte, und nicht nur das Dasein der Nationen, als moralischer Personen, sondern auch das der Staaten mit einer bis dahin nicht erhörten Schroffheit verneinte. Es gab nach dieser Lehre, sofern sie folgerichtig blieb, überhaupt keine Staaten, sondern nur Länder, als Besitzthum gewisser, im eigenen Interesse mit dem Recht zu regieren und der Souverainetät ausgestatteten Familien, deren fürstliches Dasein an sich der Zweck des Ganzen wurde. — Wie erfreulich für so manchen Dynasten, dem das Zerfallen des deutschen Reichs und Napoleon's Machtspruch zur Souverainetät verholfen hatte, dessen Besitzthum aber nicht geeignet war, dem Zweck eines staatlich-selbstständigen Daseins zu entsprechen.

Doch war die gesellschaftliche Stellung des französischen Botschafters zunächst eine sehr peinliche und wenig geeignet, den Erfolg seiner Bemühungen zu erleichtern. Er sah sich gemieden auf den ersten Festen, die der Ankunft der Souveraine zu Ehren gegeben wurden, und vereinzelt; nur die Engländer näherten sich ihm hin und wieder, um ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. — Dalberg vollends wurde von allen Deutschen mit solcher Verachtung behandelt, daß er sich veranlaßt fühlte, einen alten Bekannten und Rheinbund-Diplomaten, den Herrn v. Gagern, um seinen Schutz zu bitten, der ihm auch gewährt wurde.

Die geschäftlichen Erfolge Talleyrand's beschränkten sich Anfangs darauf, daß er durch dreistes Auftreten Alles in Frage stellte, Alles in Verwirrung — und die sämmtlichen, zur Conferenz vereinigten Diploma-

ten ganz außer Fassung brachte. Sie waren eben, wie sich erwies, sehr leicht außer Fassung zu bringen.

Vollständig versammelt war man nämlich allerdings erst nach der Ankunft der Monarchen und der französischen Gesandtschaft — die Geschäfte aber hatte man schon etwas früher einzuleiten, und namentlich die Geschäftsordnung festzustellen gesucht.

Daß man die Geschäfte nicht ohne Vorbereitung dem überaus vielköpfigen Rath sämmtlicher Gesandtschaften vorlegen konnte, war an sich einleuchtend, und außerdem wäre es auf diese Weise nicht möglich gewesen, die verschiedenen Abstufungen der Betheiligung festzustellen und zu wahren, die sowohl durch die sehr verschiedenen Machtverhältnisse der Staaten, als durch die verschiedenen Grade der Berechtigung ihrer Regierungen bedingt waren.

Nach Stein's durch Rußland unterstütztem Vorschlag hatte man beschlossen, die „deutschen" Angelegenheiten ganz von den „europäischen" getrennt zu behandeln, damit sie von Deutschen allein entschieden würden, und namentlich jede Einmischung Frankreichs, die, wie Stein in Erinnerung brachte, stets unheilvoll gewesen war, diesmal fern gehalten bleibe. Die in solcher Weise gesonderten Geschäfte wurden zwei verschiedenen „Ausschüssen" zur Bearbeitung überwiesen.

Der „Deutsche Ausschuß", in dem nach Stein's ursprünglichem Vorschlag nur Oesterreich, Preußen und Hannover über alle Verfassungs- und Gebietsfragen entscheiden sollten, wurde schließlich aus den Gesandten der fünf größeren deutschen Mächte, Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover und Württemberg gebildet.

Als „Europäischer Ausschuß" traten zunächst die leitenden Staatsmänner Großbritaniens, Rußlands, Oesterreichs und Preußens zusammen. In einer vorläufigen Conferenz (22. Sept.), in der eben diese Eintheilung und Behandlung der Geschäfte festgestellt wurde, gelangten die Bevollmächtigten der vier genannten Mächte zu dem weiteren Beschluß, daß auch Frankreich und Spanien, als Mitunterzeichner des Pariser Friedens, in den Europäischen Ausschuß aufgenommen werden sollten. Doch behielten die vier Mächte sich vor, über alle Gebiets-Vertheilungen in Deutschland, Italien und Polen, den Bestimmungen des Pariser Friedens gemäß, unter sich allein zu verhandeln. Was in diesem engeren Kreise beschlossen wurde, wollte man dann auch den Gesandten von Frankreich und Spanien mittheilen; man wollte deren Meinung hören und nöthigen Falls besprechen; doch blieb die Entscheidung ausdrücklich den Vieren vorbehalten, die auf wirkliche Conferenzen mit jenen beiden, gleichsam nur im weiteren Sinn des Worts zum Europäischen Ausschuß gehörigen Mächten erst dann eingehen wollten, wenn sie unter sich vollkommen einig geworden seien. Ueber alle anderen, von den Bestimmungen über die herrenlosen Länder unabhängigen Angelegenheiten sollte dann in

dem Rath der sechs Mächte unterhandelt werden, und zum Schluß wurde gesagt, daß die sämmtlichen Ergebnisse der Berathungen in den Ausschüssen zuletzt dem Congreß in seiner Gesammtheit — der eigentlich dann erst zusammentreten konnte — „zur Genehmigung" vorgelegt werden sollten. Diese Beschlüsse wurden in einem Protocoll niedergelegt — und außerdem veranlaßte Humboldt, daß durch Gentz eine „Erklärung" aufgesetzt wurde, die den Gesandten von Frankreich und Spanien mitgetheilt werden sollte, und in welcher ihnen die gefaßten Beschlüsse mit allen Beweggründen kund gethan wurden.

Niemand zeigte sich vollkommener einverstanden mit diesen Beschlüssen, als der Fürst Metternich, der von Anfang an jeden zu Wien eintreffenden Diplomaten mit den Worten empfangen hatte, das, worauf es wesentlich ankomme — „l'essentiel" — sei, Frankreich in der That von den Berathungen auszuschließen, an denen es vertragsmäßig keinen Antheil haben dürfe. Und dennoch willigte er mit großer Leichtigkeit darein, daß alles so eben erst Festgestellte und Geordnete fast in demselben Augenblick wieder gestört, ja aufgehoben werden sollte. Lord Castlereagh, der noch kurz vorher zu Paris Frankreichs Beistand abgelehnt hatte, trat nun mit der Forderung hervor, Fürst Talleyrand und der Gesandte Spaniens sollten sofort in die Conferenz berufen werden; ob er in dem Rath der Viere keine ausreichende Unterstützung gegen Rußlands Pläne zu finden fürchtete, oder was ihn sonst dazu bewog, ist nicht bekannt geworden; Niemand scheint ernstlich widersprochen zu haben; wie wenig man sich aber von der Bedeutung dieses Schrittes Rechenschaft zu geben wußte, geht schon daraus hervor, daß man dennoch eine bestimmte Grenzlinie zwischen den vier Vollberechtigten und den zwei nur mit gewissen Einschränkungen in den Ausschuß aufgenommenen Mächten aufrecht zu erhalten hoffte. Der Fürst Metternich forderte nämlich, und zwar in seinem eigenen Namen allein, die Gesandten der beiden letzteren, jeden in einem besonderen kleinen Billet von wenigen Zeilen auf (29. Sept.), den folgenden Tag einer Conferenz beizuwohnen (assister) — zu der er die Bevollmächtigten von England, Rußland und Preußen bei ihm versammelt (réunis) finden werde.

Dem Scharfsinn Talleyrand's konnte natürlich nicht entgehen, in welcher Absicht die verschiedenen Ausdrücke „assister" und „réunis" gewählt waren, und demgemäß stellte er in der Antwort Frankreich sofort als vollberechtigt mit den vier Verbündeten auf eine Linie. Er erwiderte nicht nur selbst, daß er sich mit Vergnügen mit den Ministern Rußlands, Englands, Spaniens und Preußens bei Metternich einfinden werde, sondern er veranlaßte auch den spanischen Gesandten, Chevalier Labrador, genau in derselben Weise zu antworten, und dabei Frankreich nicht allein in einer Reihe mit allen anderen Mächten, sondern zuerst und vor allen zu nennen.

Vorbereitet auf die Rolle, die er spielen wollte, erschien Talleyrand in der Conferenz, wo Castlereagh den Vorsitz, Gentz das Protocoll führte, Metternich, Nesselrode, Hardenberg und Humboldt am grünen Tisch vereinigt waren, und für Talleyrand ein Platz zwischen dem Präsidenten und Metternich leer stand. — Talleyrand stellte zunächst diesem Kreise den Gesandten Spaniens vor, so daß der jüngere Zweig der Bourbons unter die schützenden Flügel des älteren gestellt auftrat und dem Haupt des Stammes dadurch ein höheres Ansehen zu verleihen schien; was sich dann weiter begab, berichtet der gewandteste französische Diplomat selbst seinem König mit dem Behagen eines Schauspielers, der sein Talent verstanden wissen will und ein recht gelungenes Probestück seiner Virtuosität erzählt.

„Der Zweck der heutigen Conferenz", sagte ihm Lord Castlereagh einleitend: „ist, Sie von dem in Kenntniß zu setzen, was die vier Höfe gethan haben, seitdem wir hier sind." — „Sie haben das Protocoll," fügte er dann zu Metternich gewendet hinzu, und der österreichische Kanzler überreichte dem Vertreter Frankreichs das von den Ministern der vier Mächte unterzeichnete Papier.

Talleyrand erhob sich sofort, wie befremdet, gegen die Benennung „Verbündete", durch welche die vier Mächte darin bezeichnet waren, und äußerte, er sei dadurch genöthigt zu fragen, wo man denn sei? — ob etwa noch zu Chaumont oder zu Laon? — ob denn der Friede nicht geschlossen sei? — ob etwa Krieg sei, und gegen wen denn? — Die Herren antworteten, daß sie den Ausdruck „Verbündete" nur der Kürze wegen, nicht in einem den bestehenden Verhältnissen widersprechenden Sinn gebraucht hätten.

Talleyrand belehrte sie, daß man der Kürze nicht auf Kosten der Genauigkeit im Ausdruck huldigen dürfe, las dann einige Paragraphen des Protocolls, und erklärte: „Ich verstehe nicht!" — Er las noch einmal, langsam und mit Bedacht, wobei er sich das Ansehen eines Menschen gab, der sucht und forscht, ob nicht dem ganz Absurden vielleicht doch irgend ein Sinn abzugewinnen sei, der sich vergeblich abmüht, ganz Verkehrtes zu begreifen, und rief dann wieder aus: „Ich begreife noch immer nicht!" — Mit vollkommener Klarheit übersah er sogleich, daß es für ihn nicht rathsam sei, sich auf eine wirkliche Erörterung der gefaßten Beschlüsse und ihrer Beweggründe einzulassen, daß er sie mit einer wegwerfenden Wendung kurz von der Hand weisen müsse, und das that er demgemäß mit den Worten: „Es giebt für mich zwei Daten, zwischen denen nichts liegt: den 30. Mai, an dem die Bildung des Congresses beschlossen worden ist, und den 1. October, an dem er sich versammeln soll; Alles, was in der Zwischenzeit gethan worden ist, ist mir fremd und existirt für mich nicht!"

Auch diese unerhörte Keckheit ließ man ihm ungerügt hingehen; Niemand verfiel darauf, ihn daran zu erinnern, daß es nach den bestehenden

Verträgen sehr viele und sehr wichtige Anordnungen geben könne, sogar müsse, die seiner Zustimmung nicht bedurften, um zu existiren — und namentlich auch für Frankreich zu Recht zu bestehen. Keiner der versammelten Diplomaten war Manns genug, ihn in seine Grenzen zurückzuweisen; die Herren wußten keine bessere Antwort, als daß sie kein großes Gewicht auf dieses Papier legten und bereit seien, es zurückzunehmen. Das geschah — und damit war der erste Schritt zur Beseitigung der Frankreich beschränkenden Artikel des Pariser Friedens geschehen, denn das Schicksal der „Erklärung", die nun auch den Gesandten Frankreichs und Spaniens mit der Aufforderung sie zu unterschreiben vorgelegt wurde, war danach wohl vorauszusehen.

Talleyrand verweigerte die Unterschrift — ein solches Actenstück sei nicht sofort zu beurtheilen, es müsse erwogen werden; — man müsse sich namentlich überzeugen, ob es auch mit Rechten, die geachtet werden sollten, im Einklang stehe; man sei zusammengekommen, den Rechten Aller gerecht zu werden, und es wäre sehr unglücklich, wenn man damit anfinge sie zu verletzen; der Gedanke, Alles abzumachen, ehe man den Congreß zusammenberufe, sei für ihn neu; er habe geglaubt, man müsse damit anfangen, womit man enden wolle; die Befugnisse, die man den sechs Mächten beilegen wolle, könnten ihnen wohl nur von dem Gesammt-Congreß verliehen werden.

Mit sicherem Tact wußte er dann Lord Castlereagh's böses Gewissen der öffentlichen Meinung Englands, seine Besorgnisse dem Parlament gegenüber in das Spiel zu bringen und zugleich für Frankreich geräuschvoll die parlamentarische Ebenbürtigkeit in Anspruch zu nehmen, indem er hinzufügte: es gebe Maßregeln, welche unverantwortliche Minister wohl leicht annehmen könnten, sie beide aber, Lord Castlereagh und er selbst, befänden sich in einer anderen Lage.

Der Premier-Minister Englands fühlte sich getroffen, und als ob Talleyrand's Einwürfe wirklich in redlicher Weise aus einer objectiven Anschauung der gesammten Verhältnisse hervorgingen, ohne alles Verständniß dafür, was sie eigentlich bedeuteten und bezweckten, ging er sogleich auf die Sache ein, indem er erwiderte: alle diese Betrachtungen hätten ihm auch schon vorgeschwebt und er fühle ihr ganzes Gewicht, aber welches andere Mittel lasse sich finden, unabsehbare Weiterungen zu vermeiden?

Indem er so alles Beschlossene selbst als eigentlich unberechtigt hinstellte, als lediglich eingegeben durch Zweckmäßigkeits-Gründe, die ihm noch dazu selber zweifelhaft schienen, indem er selbst Alles, was eben noch für fest beschlossen gelten sollte, wieder in Frage stellte, und von Neuem einer freien Erörterung zurückgab, zu der er den Botschafter Frankreichs ausdrücklich aufforderte, machte er dem Gegner das Spiel sehr leicht.

Talleyrand konnte nun stets mit verdoppeltem Gewicht auf die For-

derung, daß vor allen Dingen der Congreß in seiner Gesammtheit zusammenberufen werde, als im Recht begründet, zurückkommen. Die nothwendige Folgerung war, daß die Gesammtheit sowohl die Form der Berathungen festzustellen, als auch alle vorliegenden Fragen ihrem Inhalt und Wesen nach in letzter Instanz zu entscheiden habe, und die vielfachen Schwierigkeiten einer solchen Verfahrungsweise, die von allen Seiten zur Sprache gebracht wurden, konnte Talleyrand — eben weil nicht mehr von einem verschiedenen Grade der Berechtigung, sondern nur noch von Schwierigkeiten in der Form die Rede war — immer von Neuem durch die einfache Behauptung zurückweisen: wenn man nur wolle, werde man schon Mittel finden sie zu heben!

Es entstand ein sehr heftiges, aber verwirrtes und vollkommen unfruchtbares Hin- und Herreden, das nicht weiter führte, weil Niemand Talleyrand's und seiner Dialektik Herr zu werden wußte. Wie peinlich für die Vertreter der vier Mächte der französische Botschafter die Scene zu machen wußte, können wir ermessen, wenn wir sehen, daß Gentz in seinem Tagebuch bemerkt: „die Dazwischenkunft Talleyrand's und Labrador's hat unsere Pläne gewaltig in Unordnung gebracht und zerrissen" — „sie haben uns zwei Stunden lang tüchtig heruntergemacht; es ist eine Scene, die ich nie vergessen werde." — (L'intervention de ces deux personnages a furieusement dérangé et déchiré nos plans. Ils ont protesté contre la forme que nous avions adoptée; ils nous ont bien tancés pendant deux heures; c'est une scène que je n'oublierai jamais). —

Zufällig war Murat's, des „Königs von Neapel", gedacht worden; der Ritter Labrador benutzte die Gelegenheit, um sich mit rücksichtsloser Heftigkeit über ihn zu äußern, und Talleyrand fragte: „Von was für einem König von Neapel ist die Rede? Wir kennen den Menschen nicht!" (cet homme-là). Niemand erinnerte daran, daß Talleyrand, auch damals Minister, selbst an Murat's Erhebung mit gearbeitet hatte; daß jenes berühmte Decret, dem zufolge die Dynastie der Bourbonen in Neapel „aufgehört hatte zu regieren", aus seiner Kanzlei hervorgegangen war — und als Humboldt bemerkte, daß die europäischen Mächte ihn anerkannt und ihm seine Staaten verbürgt hätten, erwiderte er absprechend und kalt (d'un ton ferme et froid) —: „Diejenigen, die ihm seine Staaten verbürgt haben, durften es nicht thun, und folglich konnten sie es nicht thun!" — Worte die, wie er zu bemerken glaubte, großen Eindruck machten.*)

Zuletzt trennte man sich, nachdem eine weitere Conferenz anberaumt worden war, ohne daß man zu irgend einem Beschluß gekommen wäre —: aber die gesammte Diplomatie der vier Mächte sah sich durch Talleyrand's zweideutige Künste in die rathloseste Verwirrung gestürzt; Alles

*) Revue des deux mondes 1862, III, 360 u. flgde.

war in Frage gestellt, Niemand wußte sich zu fassen und zu sagen, wie die Dinge sich nun weiter gestalten sollten. — Daß so etwas geschehen konnte, deutet allerdings darauf, daß alle bestehenden und werdenden Verhältnisse auf schwankendem Grunde ruhten, aber es beweist auch, daß die Wahrung der öffentlichen Interessen im Allgemeinen sehr schwachen Händen anvertraut war.

Talleyrand dagegen hatte seine Stellung als vollberechtigtes Mitglied des Congresses, als Vertreter der Legitimität und des geschichtlichen Rechts, als Schirmvogt der Mächte zweiten und dritten Ranges, und aller Bedrohten, thatsächlich bereits siegreich eingenommen. Das Recht in Beziehung auf Polen und Sachsen mitzusprechen, wurde ihm selbst von dem Kaiser Alexander, der ihn am folgenden Tag (1. Octbr.) zu sich beschied, nicht mehr bestritten.

Auch die Scene, zu der sich diese Zusammenkunft gestaltete — und die der Kaiser besser gemieden hätte, da er sich dem Franzosen in gewandter Dialektik nicht überlegen achten durfte, und eben so wenig hoffen konnte, gerade ihm durch fürstliche Würde und Entschiedenheit zu imponiren —: auch die beschreibt Talleyrand seinem König mit solcher Genauigkeit, daß er selbst den mimischen Theil seiner mit Meisterschaft gespielten Rolle nicht mit Stillschweigen übergeht.

Zuerst entwarf er dem Kaiser auf dessen Fragen ein glänzendes Bild von dem Zustand des königlichen Frankreichs; der öffentliche Geist verbesserte sich, ihm zufolge, von Tag zu Tage; die Armee war dem König ganz gewonnen; welchen besseren Beweis könne es geben, daß Alles nach einem Ziele strebe, als daß der König seine Stellung, nach fünf und zwanzigjährigen Revolutionen, in wenigen Monaten so fest und sicher begründet sehe, als ob er Frankreich nie verlassen hätte? — Da der Kaiser sich um die angemessene Entfaltung des liberalen Princips und um die Preßfreiheit besorgt zeigte, beruhigte ihn Talleyrand durch die Versicherung: der Liberalismus herrsche nirgends in solchem Grade, als in Frankreich, und die Preßfreiheit bestehe dort, nur mit wenigen, für den Augenblick nothwendigen Beschränkungen, die aber in zwei Jahren aufhören würden.

Als der Kaiser darauf das Gespräch auf die schwebenden, oder vielmehr bevorstehenden Unterhandlungen lenkte, bemerkte Talleyrand, sie könnten leicht und glücklich zu Ende geführt werden, wenn der Kaiser in ihnen denselben Adel der Gesinnung, dieselbe Seelengröße entfalten wolle, die er in den Angelegenheiten Frankreichs gezeigt habe.

„Aber Jeder muß darin erlangen, was seinen Interessen entspricht“ (Mais il faut que chacun y trouve ses convenances), sagte der Kaiser.

„Und Jeder sein Recht!“ bemerkte Talleyrand.

„Ich werde behalten, was ich im Besitz habe!“

„Eure Majestät wird nur das behalten wollen, was Ihnen von Rechts wegen zusteht.“

„Ich bin einig mit den großen Mächten.“

„Ich weiß nicht, ob Eure Majestät Frankreich zu diesen Mächten zählen.“ —

„Gewiß; aber wenn Sie nicht wollen, daß Jeder die Befriedigung seiner Interessen erlange, was verlangen Sie dann?“ —

„Ich stelle das Recht oben an, und die Interessen erst nach ihm.“ —

„Was den Interessen Europa's entspricht, ist das Recht.“ (les convenances de l'Europe sont le droit.)

„Diese Sprache, Sire, ist nicht die Ihrige; sie ist Ihnen fremd, und Ihr Herz verleugnet sie!“ —

„Nein! ich wiederhole es; was den Interessen Europa's entspricht, ist das Recht!“

„Da“, erzählt Talleyrand, „wendete ich mich gegen die Wand, stützte den Kopf auf die Täfelung und rief, indem ich an die Holzverkleidung schlug: „„Europa, Europa! unglückliches Europa!““ — und zu dem Kaiser zurückgewendet fragte ich ihn dann: „„Soll wirklich dereinst gesagt werden, daß Sie sein Verderben bewirkt haben?““ — Er antwortete mir: „„Eher den Krieg, als auf das verzichten, was ich inne habe.““ — Ich ließ die Arme sinken, und in der Stellung eines tiefbetrübten, aber entschlossenen Menschen, der ihm zu sagen schien: die Schuld wird nicht auf uns fallen, verharrte ich im Schweigen. Der Kaiser zögerte einige Zeit, es zu brechen, und wiederholte dann: „„Ja! eher den Krieg!““ — Ich schwieg noch immer in unveränderter Stellung.“

Wie seltsam nehmen sich diese elenden Theater-Künste aus, wenn man sich erinnert, wer und was dieser Talleyrand sein Leben lang gewesen war, der jetzt das Recht im Munde führte, die Politik zu einer Sache des Herzens und eines romanhaften Seelen-Adels machen wollte, und einen idealen Weltschmerz — „um Hekuba!“ — theatralisch zur Schau trug!

Aber sie machten Eindruck; denn freilich enthielten sie auch eine Drohung, die Talleyrand sich für jetzt wohl hütete, unmittelbar und in bestimmterer Form auszusprechen. — Alexander trennte sich von ihm in einem Zustand verwirrter Aufregung, um den Kaiser von Oesterreich in das Schauspiel zu begleiten.

Im Lauf des Gesprächs war Polen und Sachsen immer nur durch Umschreibungen angedeutet, nie ausdrücklich genannt worden; der Kaiser meinte den König von Sachsen, als er von denjenigen sprach: „die die Sache Europa's verrathen hätten“ und Talleyrand verwies auf die Rheinbundfürsten, denen der gleiche Vorwurf nicht gemacht wurde, indem er antwortete, das sei nur eine Frage der Zeit (c'est une question de date) — und der schwierigen Lage, in die man durch die Umstände gekommen sein konnte. — Einmal sprach der Kaiser von „Verbündeten“ — Talleyrand wendete auch hier ein, daß es dergleichen zur Zeit nicht geben

könne, und berichtet seinem König, der Kaiser habe sich darauf gleichsam entschuldigt, indem er sagte, daß er sich dieses Ausdrucks nur aus Gewohnheit bediene. Der Kaiser selbst wollte erwidert haben: „Ja, es giebt Verbündete, jedesmal wo es sich darum handeln wird, den Pariser Vertrag auszuführen." — Eine allerdings sehr passende Antwort, auf die er sich aber vielleicht erst nachträglich besonnen hat.

Der Botschafter Frankreichs säumte keinen Augenblick, seine in so viel versprechender Weise begonnene Thätigkeit mit aller Energie zu steigern. Jeder Andeutung, die ihn auf die geheimen Artikel des Pariser Friedens verweisen wollte, war er von Anfang an durch die kühne Behauptung zuvorgekommen: wenn Frankreich den Anordnungen der vier verbündeten Mächte in Beziehung auf die Gebiete, über die zu verfügen war, zum Voraus seine Zustimmung unbedingt zugesichert habe, sei das doch nur von denjenigen Anordnungen zu verstehen, die vor der Eröffnung des Congresses bereits abschließend festgestellt seien, nicht von denjenigen, die jetzt noch unentschieden der Berathung und Entscheidung des Congresses vorlägen. — Und schon am Morgen nach der ersten Conferenz, ehe er sich zu dem Kaiser Alexander begab, hatte er in einer schriftlichen Antwort auf die „Erklärung" der vier Mächte seine Forderungen bestimmter ausgesprochen und höher gespannt, als selbst in jener stürmischen Sitzung geschehen war.

Lord Castlereagh, dessen Geist sich stets in sehr unklaren Vorstellungen bewegte und der sich den Congreß als eine Art von Gesandten-Parlament denken mochte, hatte veranlaßt, daß der gedachten Erklärung eine Redensart eingefügt war, der zufolge die Beschlüsse des europäischen wie des deutschen Ausschusses dem Gesammt-Congreß „zur Genehmigung" vorgelegt werden sollten. Offenbar hatte er sich nicht Rechenschaft davon zu geben gewußt, was Alles möglicher Weise gefolgert werden konnte aus dem Satz, der in dieser Allgemeinheit vollkommen verkehrt genannt werden mußte. Denn selbst abgesehen von der zwingenden Gewalt, die in den sehr verschiedenen Machtverhältnissen der zu Wien vertretenen Staaten lag — abgesehen auch davon, daß die Einen und die Anderen in den allgemeinen europäischen Angelegenheiten Interessen sehr verschiedener Tragweite und Bedeutung zu vertreten hatten, konnten selbst der objectivsten Anschauungsweise unmöglich alle für gleichberechtigt gelten. Unmöglich konnte, um nur Eines zu erwähnen, Dänemark z. B., nach den Ereignissen der letzten Jahre, befugt und berechtigt sein, über alle großen Welt-Verhältnisse, über die Ordnung der Dinge in Polen, Deutschland und Italien mitzusprechen und zu stimmen.

Talleyrand aber wußte sich jetzt dieser unbedachten Worte Castlereagh's für seine Zwecke trefflich zu bedienen; er knüpfte daran die Forderung, daß die Mitglieder der Ausschüsse von der Gesammtheit des Congresses gewählt werden sollten. Dadurch wären die kleinen Fürsten, die theils

vor Kurzem erst als Besiegte zu Gnaden aufgenommen, theils durch die siegreichen Waffen der verbündeten Großmächte in ihre verlorenen Staaten zurückgeführt waren, — im Wesentlichen die Rheinbündler vermöge ihrer überwiegenden Zahl, unter französischem Schutz und von Frankreich inspirirt, die Gesetzgeber und Richter der Sieger geworden. Das mußte sehr erwünscht scheinen, wenn man es sich überhaupt als möglich denken konnte.

Diesen Umfang gab der französische Botschafter ausdrücklich seinen Forderungen. Er setzte voraus, daß die entscheidende Machtvollkommenheit des Gesammt-Congresses, der die Großmächte sich unterzuordnen hätten, durch den Wortlaut der Erklärung anerkannt sei, indem er verlangte, daß die in die Ausschüsse gewählten Mächte nur für bevollmächtigt gelten sollten, vorzubereiten und vorzuschlagen, nicht aber Fragen von allgemeinem Interesse allein zu entscheiden. Und dies als feststehend angenommen, wurde es ihm leicht, zu beweisen, daß die Mitglieder der Ausschüsse von der Gesammtheit erwählt werden müßten; er erklärte: wenn der Congreß das Recht habe, die „Arbeiten" (travaux) der Ausschüsse zu genehmigen, müsse er nothwendiger Weise auch das Recht haben, die Vollmacht zu ihrer Entwerfung zu ertheilen. (. . . . si le congrès a le droit de les sanctioner, il doit nécessairement avoir celui de déléguer le pouvoir de les faire.)

Daß dergleichen thatsächlich durchzuführen sein könnte, möchte wohl Talleyrand selbst nicht geglaubt haben; er warf solche Forderungen hin, um zu schrecken und jedenfalls viel zu erlangen, indem er dann für einen bestimmten Preis Manches wieder fallen ließ. — Alles war in großer Aufregung und empört über den Inhalt dieser Note. Nesselrode rief aus: „Man will uns entzweien, aber das soll nicht gelingen!" — Humboldt nannte die Schrift einen Brand der Zwietracht, den man unter die Verbündeten geworfen habe — und auch Castlereagh wollte solche Folgerungen aus seinen eigenen Worten keineswegs als berechtigt anerkennen. Noch dachte unter den Vertretern der vier Großmächte Niemand daran, sich mit Talleyrand zu verständigen; vielmehr fühlten alle das Bedürfniß, sich fester aneinander zu schließen, um sich so weit gehenden Ansprüchen Frankreichs zu widersetzen, und vereinigten sich zu besonderen Conferenzen, die Gentz in seinem Tagebuche noch als „Conferenzen unter den Freunden" bezeichnen konnte.

Vereint traten sie dann (5. October) in einer officiellen Conferenz der sechs Mächte dem Botschafter Frankreichs mit der Forderung entgegen, er solle seine Note zurücknehmen. Talleyrand hatte dafür gesorgt, daß dies unmöglich geworden war: der Ritter Labrador hatte sie bereits amtlich seinem Hof mitgetheilt. Auch diese Sitzung wurde eine sehr stürmische. Fürst Metternich zeigte bis gegen das Ende die größte Festigkeit; da Talleyrand sich weigerte, seine Note zurückzunehmen, äußerte er:

nun gut, so werde man sie beantworten müssen, und erinnerte noch einmal an den Pariser Frieden, indem er, gleichsam im Namen der vier Mächte, hinzufügte: „ich wäre der Meinung, daß wir unsere Angelegenheiten ganz allein ordneten.“ — (Je serais assez d'avis que nous reglassions nos affaires tout seuls.) — Talleyrand erwiderte sogleich, das sei ihm ganz genehm; er würde dann nicht mehr in der Conferenz der sechs Mächte erscheinen — nur noch ein Mitglied des Congresses sein und dessen Eröffnung abwarten.

Der berechtigten Drohung, auf die Bestimmungen des Pariser Friedens zurückzugehen, setzte er die unberechtigte entgegen, sich aus dem Rath der Großmächte zurückzuziehen, und die Mächte zweiten und dritten Ranges — den ehemaligen Rheinbund zumal — zu gemeinschaftlicher Opposition unter Frankreichs Fahne zu sammeln. Wie unberechtigt sie auch sein mochte, war diese Drohung doch in der That nicht ganz gering anzuschlagen, und Metternich scheint ihre Bedeutung sogar überschätzt zu haben. Wahrscheinlich damals schon durch Gründe bestimmt, die später sehr deutlich zu Tage traten, berührte er diese zarte Saite nicht weiter.

Talleyrand ließ sich zuletzt bewegen, wenn auch nicht seine Note zurückzunehmen, doch auf dem Inhalt seiner Forderungen nicht mehr ganz unbedingt zu bestehen und die Möglichkeit einer Vermittelung einzuräumen. Er schlug vor, die Eröffnung des Congresses um einige Wochen zu verschieben, was keinen anderen Zweck haben konnte, als eine Verständigung in Aussicht zu stellen. Auf der anderen Seite fehlte die nöthige Energie, um noch einmal auf jene erste Erklärung der Viere zurückzukommen und auf deren Annahme durch die Vertreter Frankreichs und Spaniens zu bestehen, wie man noch zu Anfang der Conferenz gewollt hatte, oder irgend eine Grenzlinie verschiedener Berechtigung innerhalb des Ausschusses aufrecht zu erhalten.

Man trennte sich wieder, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben, aber nicht ohne Ergebniß, denn der einheitliche Widerstand der vier verbündeten Großmächte war nun bereits im Wesentlichen entschieden gebrochen; die drohenden Winke Talleyrand's hatten, wenigstens an einer Stelle, solchen Eindruck gemacht, daß Metternich schon in den nächstfolgenden Tagen bemüht war, sich auf einen freundschaftlichen Fuß mit dem französischen Botschafter zu stellen, und auf eine neckende Bemerkung desselben antwortete: „Sprechen Sie mir nicht mehr von Verbündeten, es giebt keine solchen mehr. Es giebt hier nur Leute, die es in dem Sinn sein müßten, daß sie, selbst ohne sich zu verabreden, in derselben Weise denken und dieselben Dinge wollen müßten.“

Auch Lord Castlereagh suchte noch weiter einzulenken und sich Frankreich zu nähern. Er theilte seinerseits eine neue durchaus veränderte „Erklärung“ der leitenden Mächte des Congresses, die in seiner Kanzlei

entworfen war, schon vorläufig, ehe sie amtlich zur Berathung gebracht wurde, in vertraulicher Weise dem Fürsten Talleyrand mit. Diesem Entwurf zufolge sollten acht Mächte das leitende Central-Comité des Congresses bilden, in das nun auch Portugal und Schweden berufen wurden. Das konnte seltsam scheinen, denn wie gering war der Antheil, den diese Staaten an der Entscheidung der europäischen Kämpfe genommen hatten, und das Gewicht, das sie, England und Rußland gegenüber, in die Wagschale werfen konnten; wie gering und entfernt endlich ihr Antheil an den allgemeinen Interessen Europa's! — Aber sie hatten den Pariser Frieden mit unterschrieben. Es mußte irgend ein formeller Grund gefunden werden, warum gewisse Mächte vorzugsweise vor anderen die Leitung des Congresses in die Hand nahmen, und indem man die Betheiligung an dem Pariser Frieden zum bestimmenden Moment wählte, war ein solcher Grund gefunden, der sich auf die beiden Parteien, die einander in den letzten Kämpfen gegenüber gestanden hatten, in gleichstellender Weise bezog.

Es konnte gewiß nicht überraschen, daß Talleyrand sich mit diesen Bestimmungen zufrieden zeigte. Um so mehr, da diesem Entwurf zufolge das Central-Comité die Entscheidung aller Fragen nur vermöge freier und vertraulicher Besprechungen mit den Vertretern der übrigen Mächte „vorbereiten" — oder in der That großentheils nur einleiten sollte. Denn im Allgemeinen sollte jede einzelne Angelegenheit einer besonderen Commission überwiesen werden, in welche die zunächst dabei betheiligten Mächte zu berufen wären.

Doch machte der Vertreter Frankreichs mehrfach den Versuch, schon bei dieser Veranlassung noch mehr, und zwar sehr Bedenkliches zu erlangen. Zuerst wollte er in diese Erklärung einen Satz eingeschoben wissen, dem zufolge alle diejenigen in den Congreß aufgenommen werden sollten, die vor dem Kriege im Besitz der Souveränetät gewesen waren und ihr noch nicht förmlich entsagt hatten. Dadurch wäre der König von Sachsen in den europäischen großen Rath eingeführt worden, wo ihn Frankreich allerdings trefflich brauchen konnte, und das Geschick der sächsischen Lande wäre im Wesentlichen zum Voraus entschieden gewesen, wie Frankreich wünschte.

Dieser Vorschlag wurde in der nächsten Conferenz — (am Abend des 8. Octobers) — der ersten, in der auch Portugal und Schweden vertreten waren, mit Bestimmtheit zurückgewiesen; Talleyrand ließ ihn fallen, trat aber gleich wieder mit einer anderen, nicht minder verfänglichen Forderung in die Schranken. Einem Satz der Castlereagh'schen Erklärung, dem zufolge die förmliche Eröffnung des Congresses am 1. November stattfinden sollte, wollte er die Worte angefügt wissen: „und sie wird den Grundsätzen des öffentlichen Rechts gemäß stattfinden." (Et sera faite conformément aux principes du droit public.)

Das war eine sehr dehnbare Bestimmung, die je nach den Umständen in weitgreifender Weise gedeutet werden konnte. Unter dem Schutz dieser Worte ließ sich wieder, wenn das Frankreichs Interesse angemessen schien, ganz wie Talleyrand in seiner ersten Note gethan hatte, die in letzter Instanz entscheidende Machtvollkommenheit, ja ein förmliches Abstimmungsrecht über die Vorschläge des Central-Comité's, für die Gesammtheit des Congresses fordern; denn die Worte bezogen sich in diesem Zusammenhang offenbar auf die Form, in der zuletzt ein gültiger Beschluß gefaßt werden sollte.

Auch loderte bei dieser Gelegenheit der gemeinsame Widerstand der vier bis dahin verbündeten Cabinete noch ein letztes Mal wieder auf; ihre sämmtlichen Vertreter erhoben sich ohne Ausnahme auf das Entschiedenste gegen den Vorschlag — aber in einer leidenschaftlichen und überstürzenden Aufregung, die es nur zu einem regellosen, heftigen Widerspruch bringen konnte, wirklich schlagende Gegengründe nicht augenblicklich zu finden wußte, und der kalten, berechneten Ruhe Talleyrand's gegenüber nicht im Vortheil bleiben konnte. — So rief Hardenberg, der sich von seinem Sitz erhoben hatte, die Hände auf den Tisch gestützt: „Nein, mein Herr! — Das öffentliche Recht? Das ist überflüssig! — Warum sagen, daß wir dem öffentlichen Recht gemäß handeln? Das versteht sich von selbst!" — „Es wird sich noch besser verstehen, wenn es ausdrücklich gesagt wird," entgegnete Talleyrand. „Was thut hier das öffentliche Recht?" fragte Humboldt; Talleyrand's Antwort war: „Es thut, daß Sie hier sind."

Metternich schien zu vergessen, welche gebietende Stellung er früher für die Großmächte gefordert hatte, und selbst was ihnen wirklich gebührte, indem er mit dem seltsamen Einfall hervortrat, man solle über den Vorschlag des französischen Botschafters zu einer förmlichen Abstimmung schreiten, wo dann Portugal und Schweden gestimmt hätten gleich England und Rußland.

Während Gentz ihm insbesondere vorstellte, daß man eine Berufung auf das Völkerrecht in einem Actenstück, wie die Erklärung der Mächte sein solle, nicht wohl ablehnen könne, zog Castlereagh den Fürsten Talleyrand bei Seite und fragte, ob er sich, wenn man in diesem Punkt seinen Wünschen nachgebe, in anderen Beziehungen seinerseits gefälliger (plus facile) zeigen werde? — Talleyrand antwortete durch die Gegenfrage, was er in Hinsicht auf Neapel von England zu hoffen habe, wenn er sich gefällig erweise? — Castlereagh versprach ihn in dieser Beziehung mit seinem ganzen Einfluß zu unterstützen; er sei berechtigt, in dieser Sache eine Meinung zu haben, und werde mit Metternich darüber sprechen. Unmittelbar dazu aufgefordert gab er selbst sein Ehrenwort darauf, und befriedigt antwortete nun Talleyrand durch die vollkommen nichtssagende Erklärung: „Und ich gebe ihnen mein Ehrenwort in nichts

schwierig zu sein, als in Beziehung auf die Grundsätze, die ich nicht aufgeben darf."*)

Glücklicher Weise zählte die Conferenz auch Mitglieder, die besonnener als Metternich und Castlereagh wenigstens dafür sorgten, daß der verlangte Zusatz nicht da, wo Talleyrand wollte, sondern in einem anderen Zusammenhang eingeschaltet wurde. Es hieß nun in der Erklärung, die Eröffnung des Congresses sei bis auf den 1. November vertagt, in der Hoffnung, daß bis dahin die Fragen, die zu entscheiden seien, zu einem solchen Grade der Reife gebracht sein würden, daß das Ergebniß den Grundsätzen des Völkerrechts, den Bestimmungen des Pariser Friedens und den gerechten Erwartungen der Zeitgenossen entspreche. (que le résultat répondit aux principes du droit des gens, aux stipulations du traité de Paris et à la juste attente des contemporains) — In diesem Zusammenhang bezog sich der Zusatz auf den Inhalt der zu fassenden Beschlüsse, nicht mehr auf die Formen des Verfahrens.

So gefaßt wurde die Erklärung nun endlich angenommen, und Talleyrand that, als sei damit sein Wunsch vollständig in Erfüllung gegangen. Hatte er doch um diesen nicht sehr hohen Preis ein wahrhaft wichtiges Zugeständniß erlangt! — Ueberhaupt, so keck sein Auftreten auch war, berechnete er doch seine Schritte sehr genau, hütete sich wohl den Bogen zu überspannen, und ging in jedem gegebenen Augenblick immer nur so weit als er durfte, ohne eine überwältigende Gefahr herauszufordern.

In dieser Weise zeigte er sich viel besonnener als seine Collegen daheim in Paris. Dort waren die auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs während seiner Abwesenheit einem Hrn. v. Jaucourt anvertraut, der aber kein großes Ansehen zu gewinnen wußte. In Wahrheit lagen die Geschäfte in den Händen eines an sich sehr unbedeutenden Mannes, von dessen Dasein und zufälliger Bedeutung Talleyrand wohl nicht gehörig unterrichtet war, als er so großen Antheil an der Herstellung der Bourbons in Frankreich nahm. Das war der Graf Blacas, ein bequemer Günstling Ludwig's XVIII., zur Zeit Minister des königlichen Hauses, der aber vom ersten Augenblick an großen Einfluß auf die innere Politik der königlichen Regierung übte, und nun vollends, in Talleyrand's Abwesenheit, auch in die auswärtige Politik seines Königs einzugreifen begann und zu einer Art von Premier-Minister heranwuchs.

Die Politik, die Frankreich auf dem Wiener Congreß befolgte, konnte möglicher Weise zu einem Bruch, zu neuen Kriegen führen. Der Fall war vorgesehen —: und viel unbesonnener als Talleyrand ging man ihm am Tuilerien-Hof sogar mit einem staunenswerthen Leichtsinn entgegen.

Gerade zu der Zeit, als Talleyrand diese Zwistigkeiten und Zweifel

*) Revue des deux mondes 1862, III, 366.

zu Wien hervorgerufen hatte (am 8. October), führte Blacas zu Paris das Gespräch mit dem dortigen Gesandten Englands, dem Herzog von Wellington, auf die Angelegenheiten Europa's; er sprach die Ueberzeugung aus, daß Rußland und Preußen auf das Engste verbunden seien, um ihre Absichten auf Polen und Sachsen durchzuführen, und zeigte namentlich in Beziehung auf Sachsen einen unerwarteten, leidenschaftlichen Eifer.

Vergebens äußerte Wellington, dem System seines eigenen Hofs gemäß, daß die Vereinigung Sachsens mit Preußen keineswegs ein Beschluß fehlerhafter Politik sein würde. Blacas betheuerte, Frankreichs König werde nie einen Vertrag unterzeichnen, der Sachsen dem König von Preußen überlasse, und suchte zugleich in weitläuftigen Auseinandersetzungen darzuthun, daß gerade Sachsen der einzige Punkt sei, vermöge dessen England sowohl als Frankreich Einfluß „im Norden Europa's" gewinnen könnten. — Auch daß Wellington daran erinnerte, welche Gefahren ein Krieg für die Dynastie der Bourbonen herbeiführen könne, schien keinen Eindruck zu machen. — Blacas erwiderte: wenn nur England nicht Partei nehme gegen Frankreich, sei keine Gefahr bei dem Beginnen, und in gewissen Fällen sei im Frieden zu bleiben gefährlicher als selbst der unglücklichste Krieg.*)

Talleyrand dagegen trieb nicht in derselben Weise unmittelbar zum Krieg, als sei der Kampf selbst Zweck und an sich wünschenswerth. Er wollte den Bruch nur, insofern Frankreichs Absichten nicht auf anderem Wege erreicht werden konnten, und erst wenn es gelungen wäre, England, und vielleicht Oesterreich auf Frankreichs Seite herüber zu ziehen. Was er auch sonst durch Miene und Geberde andeuten mochte, seine in deutlichen Worten ausgesprochenen Drohungen gingen demgemäß für jetzt nicht weiter, als daß er für gewisse Fälle seinen Rücktritt aus dem Congreß und Protest gegen dessen Beschlüsse in Aussicht stellte.

In diesem Sinn fuhr er fort, außerhalb der Conferenzen zu den Diplomaten zweiten Ranges — unter Andern zu Gagern — zu sprechen; klagte: die Unvernunft werde laut auf dem Congreß, wo man Alles auf die leichtsinnigste Weise betreibe, ohne auf irgend eine der schwebenden Fragen gehörig vorbereitet zu sein. Frankreich wolle nichts — gar nichts — „nicht ein Dorf!" — Aber es wolle, daß geschähe, was recht sei; der Schluß war: wolle man ihn nicht hören, so werde er bis zum Ausscheiden aus dem Congreß, bis zum Protest gehen (j'en viendrai jusqu'à la retraite — jusqu'à la protestation!).**)

Schon hatte er viel erreicht, aber doch nur in Beziehung auf das Formelle, das anerkannte Gewicht seiner Stellung —: bald sollte ihn

*) Castlereagh, Correspondence X, 160.
**) Gagern, II, 50.

nun der ausbrechende Zwist unter den bisher verbündeten Mächten, klug benützt, mit raschen Schritten weiter bringen.

England bereitete sich nun zunächst als die leitende Macht des Congresses aufzutreten und den Kampf gegen die Ansprüche Rußlands zu beginnen. Die Art von Geschäfts-Ordnung, die in der „Erklärung" der acht Mächte angedeutet war, konnte natürlich in Beziehung auf alle wahrhaft wichtigen Angelegenheiten nicht zur Ausführung kommen, und mußte ein todter Buchstabe bleiben —: denn wer hätte daran denken können, die Entscheidung über Polen, Sachsen und Neapel besonderen Commissionen förmlich zu überweisen, da die Vorstellung, daß die betheiligten Mächte sich dem Wahrspruch einer solchen fügen würden, eine ziemlich abenteuerliche gewesen wäre. Was auch festgestellt sein mochte, diese Fragen konnten, der Natur der Sache nach, nur durch unmittelbare Unterhandlungen der Großmächte unter sich erledigt werden, und so wendete sich denn auch Lord Castlereagh, als er nun das Schicksal Polens zur Sprache bringen wollte, nicht an den Congreß, sondern an die russische Regierung — und zwar unmittelbar an den Kaiser Alexander selbst. In Gesprächen über Polen, die der Kaiser mit ihm anknüpfte, hatte er die Erlaubniß erbeten und erhalten, die Erörterung schriftlich fortzusetzen, wo er sich dann freier aussprechen könne, und nach solcher Einleitung mußte es angemessen scheinen, daß eine erste Denkschrift (vom 12. October), in der er den Gegenstand ausführlich besprach, an den Kaiser persönlich gerichtet war.

In dieser Note, welche die Frage allerdings frei genug, ja in schneidender Weise mit großer Herbigkeit besprach, suchte der Minister Englands vor Allem darzuthun, daß Rußland nach den bestehenden Verträgen gar nicht das Recht habe, Polen wiederherzustellen.

Allerdings hatte die russische Regierung schon nach der dritten Theilung Polens (1797) Oesterreich und Preußen gegenüber bestimmte Verpflichtungen übernommen, und Vorbehalte unterzeichnet, mit denen ihr jetziges Begehren im Widerspruch stand. Neuerdings hatte sie, in dem zu Kalisch geschlossenen Vertrag, Preußen einen Streifen polnischen Landes zugesagt, der Alt-Preußen mit Schlesien geographisch verbinden sollte — und auf das Bestimmteste hatte sie sich dann im Sommer 1813 zu Reichenbach und zu Teplitz gegen Oesterreich verpflichtet, das Herzogthum Warschau aufzulösen und mit seinen Verbündeten zu theilen. Oesterreich hatte damals diese Forderung gestellt, theils um sich Rußland nicht zu nahe rücken zu lassen, — theils, und zwar überwiegend, weil es nicht den Muth hatte, von Napoleon die Auflösung des Rheinbundes und Verzicht auf das Königreich Westphalen, so wie auf das Großherzogthum Berg zu verlangen, kurz Friedensbedingungen zu fordern, die es möglich

gemacht hätten, Preußen innerhalb der deutschen Marken wiederherzustellen, folglich die Mittel, Preußen wohl oder übel abzufinden, in Polen suchen mußte —: und endlich weil man Preußen, das man gern in einer untergeordneten Stellung gelassen hätte, das wenigstens in Deutschland nicht wieder groß und mächtig werden sollte, überhaupt, und selbst abgesehen von diesen besonderen Gründen, mit seinen Ansprüchen am liebsten auf gleichviel welchen Theil von Polen verwiesen hätte.

Was aber auch der Inhalt der Verträge sein mochte, England war ihnen fremd geblieben. Gerade der Regierung Großbritanniens gegenüber war Rußland nicht in diesem Sinn verpflichtet, gerade diese Regierung war durch nichts berechtigt, als Schirmvogt eben dieser Verträge aufzutreten, und Lord Castlereagh mußte in seiner Note einräumen, daß England in dieser Angelegenheit kein unmittelbares Interesse zu wahren habe.

Dennoch berief er sich auf diese, von Seiten Rußlands eingegangenen Verpflichtungen, um die Forderung des Kaisers, daß ihm das Herzogthum Warschau in seiner Gesammtheit zufallen solle, geradezu als einen Treubruch zu bezeichnen. Jeder Widerlegung vorzubeugen, behauptete Lord Castlereagh daneben, daß eine entgegengesetzte sittliche Verpflichtung des Kaisers, die nämlich, ein polnisches Reich wiederherzustellen, selbst den Polen gegenüber in keiner Weise bestehe — und mit großem Nachdruck verweilte er dann bei den Gefahren für Oesterreich und Preußen, für die Ruhe Europa's, die aus einer solchen Vergrößerung Rußlands hervorgehen müßten; namentlich aber, und ganz besonders auch bei der fortwährenden Gefahr für die innere Ruhe Oesterreichs und Preußens, die sich unfehlbar aus der an die Polen gerichteten Aufforderung ergeben müsse, sich um Rußlands Kaiser zu schaaren und an der Wiedergeburt ihres Vaterlandes zu arbeiten; aus den Hoffnungen und Ermuthigungen, die der Thätigkeit und den Intriguen dieses „leichtsinnigen und unruhigen Volks" geboten würden; aus der Möglichkeit, die tumultuarischen Streitigkeiten erneut zu sehen, in welche die Polen ihr eigenes Land und die benachbarten Staaten so lange verwickelt hätten. Er fragte, ob es mit sittlicher Pflicht überhaupt vereinbar sei, sich unbedacht in einen Versuch zu stürzen, der geeignet sei, Aufregung und Mißvergnügen in den Nachbarstaaten, politische Gährung im eigenen Lande hervorzurufen? — und mit einer gewissen Gewandtheit, die ihm nicht immer zu Gebote stand, suchte er zum Schluß sowohl dem Kaiser die Rechtfertigung seiner Pläne unmöglich zu machen, indem er ihm ein unlösbares Dilemma stellte, als auch die Unausführbarkeit dieser Pläne selbst drohend anzudeuten. Er sagte nämlich: wenn die Wiederherstellung eines polnischen Reichs etwa dennoch für eine sittliche Pflicht erachtet werden solle, so könne diese nicht dadurch erfüllt werden, daß man zwei Drittheile des alten Gebiets der Republik zu einem Kriegswerkzeug in der Hand einer einzelnen Macht gestalte, sondern nur dadurch, daß die Polen,

wirklich wieder „in liberaler Weise“ zu einem politisch unabhängigen Volk erhoben würden. Einer solchen „wahrhaft liberalen“ Maaßregel werde ganz Europa seinen Beifall schenken. Sei der Kaiser aber nicht bereit, seinerseits die dazu erforderlichen Opfer zu bringen, so habe er auch kein sittliches Recht, Wiederherstellungs-Versuche auf Kosten seiner Nachbarn und Verbündeten zu machen. Darauf endet dann die Denkschrift mit dem Bedeuten: so lange der Kaiser auf solchen Forderungen bestehe, sei es nicht möglich, dem Congreß einen Plan zur Herstellung Europa's vorzulegen; Oesterreich und Preußen könnten nicht Anordnungen zustimmen, die sie ohne militairische Grenzen ließen, und dem angekündigten Zweck des Pariser Friedens: die langen Unruhen Europa's durch einen festen, auf eine gerechte Vertheilung der Macht begründeten, die Bürgschaft der Dauer in sich tragenden Frieden zu beendigen, widersprächen. Wolle der Kaiser darauf bestehen, Warschau militairisch besetzt zu halten, dann würden alle zu Wien versammelten Gesandten erklären müssen, daß man dadurch aller Hoffnung auf die Herstellung eines geordneten Zustandes, wie man ihn zu Paris der Welt verheißen habe, beraubt sei. Diese Folgen möge der Kaiser ernstlich erwägen.

Es war also eine Auflösung des Congresses ohne Beschluß, ohne Ergebniß, ein gänzlicher Bruch aller bestehenden Verhältnisse angedroht. — Das Begleitschreiben Castlereagh's bewegte sich dann freilich in den allerschmeichelhaftesten Formen, feierte den Kaiser als denjenigen, von dessen edlem Sinn Europa eigentlich seine Herstellung erwarte, und enthielt die Versicherung, England wünsche dem Kaiser eine reichliche Vergrößerung an seiner polnischen Grenze, als Pfand der Dankbarkeit Europa's; es handle sich nur um die Art und das Maaß. Dann aber wurde erwähnt, wie England bemüht gewesen sei, überall die Interessen Rußlands zu fördern; es wurden die Vergrößerungen hergezählt, die Rußland bereits gewonnen habe — es wurde angedeutet, daß die Stellung, die der Kaiser in Europa einnehme, ihn in den Stand setze Alles für das allgemeine Glück zu thun, wenn er seine Einmischung auf Grundsätze der Gerechtigkeit stützen wolle; daß er aber zu einem Gegenstand der Besorgniß, statt des Vertrauens, werden müsse, wenn er die öffentliche Meinung ungehört hinter sich lassen wolle. So schön das Alles gesagt war, konnten doch solche Belehrungen das Verletzende nicht aufheben, das in dem Vorwurf des Treubruchs lag, — und zuletzt wurden dann die Forderungen der officiellen Note in neuer Wendung wiederholt. Was der Frieden Europa's fordere, hieß es, lasse sich mit den wohlwollenden Absichten des Kaisers für die Polen vereinigen, wenn der Kaiser „seiner oberherrlichen Gewalt in Polen keine Grenzen auferlege“ — und seinen polnischen Besitzungen nicht einen Namen beilege, der zwar den Ehrgeiz einiger dortigen Adelsfamilien befriedigen, dem Volk aber nicht so viel Freiheit und Glück bringen könne, als weniger in die Augen

fallende Verbesserungen der Verwaltung. Sei auf diese Weise der politische Punkt beseitigt, dann möge der Kaiser sich, den Verträgen gemäß, über die Theilung des Herzogthums Warschau mit Oesterreich und Preußen verständigen.

Um ihren Worten ein größeres Gewicht zu geben, wünschten die Staatsmänner Englands natürlich, nicht blos sich unterstützt zu sehen, sondern in gewissem Sinn als die Wortführer Europa's Rußland gegenüber auftreten zu können. Schon ehe sie sich in so bestimmter Weise gegen den Kaiser Alexander aussprachen, hatten sie denn auch, wie das durch ihre Pläne geboten war, vor Allem mit den beiden Hauptmächten Deutschlands zu einer Verständigung zu kommen gesucht. Das schien leicht bei der Ansicht der Sachlage, die in dem preußischen wie in dem österreichischen Cabinet vorherrschend war. Aber was sich zunächst auf diesem Wege ergab, war, daß die Entscheidung in Beziehung auf die sächsischen Lande bald unlösbar mit den Unterhandlungen über Polen verflochten war und von ihrem Ergebniß abhängig gemacht wurde —: in einer Weise, die deutschen Patrioten wie Stein, Gneisenau und Humboldt in hohem Grade unheilvoll erschien.

Schon etwas früher war nämlich von Seiten der englischen Diplomatie zu Wien eine „Saxon point“ betitelte Denkschrift in Umlauf gesetzt worden, die Preußens Ansprüche auf das Entschiedenste vertrat, und bald hatte sich dann auch Lord Castlereagh (11. October) schriftlich an die preußische Regierung gewendet, und in amtlicher Form ausdrücklich erklärt: daß England nichts gegen die Vereinigung des Königreichs Sachsen mit Preußen, und wenn sie nothwendig sei, weder sittliche noch politische Bedenken bei der Sache habe. Sachsen sei erobert; der König von Sachsen habe, durch eigene Schuld, seine Rechte verwirkt. Doch unterließ Castlereagh nicht, zugleich anzudeuten, an welche Bedingungen Englands Zustimmung geknüpft sei, indem er hinzufügte: solle jedoch die Erwerbung Sachsens als Entschädigung für aufgegebene Ansprüche Preußens im Osten und mögliche Gefahren von dorther angesehen werden, oder als ein Mittel, Preußen dahin zu bringen, daß es darein willige, sich mit schutzlosen Grenzen in eine offenbare Abhängigkeit von Rußland zu begeben, dann dürfe man nicht hoffen, daß England einer solchen Anordnung beistimmen werde.

Diplomaten, die den Wiener Congreß mit erlebt haben, bezeugen, daß Lord Castlereagh sich mündlich noch viel bestimmter gegen den Staatskanzler Hardenberg erklärt, und der Krone Preußen die sächsischen Lande ausdrücklich zugesagt habe, jedoch unter der Bedingung, daß Preußen sich, in Gemeinschaft mit England, den Forderungen Rußlands in Polen widersetze, und namentlich dem Kaiser Alexander nicht gestatte, die Grenzen seines Reichs weiter als bis an die Weichsel auszudehnen.

Der Fürst Hardenberg verfolgte wirklich die so angedeuteten Bah-

nen, und der Vertreter Preußens durfte sich dabei allerdings auf die bestehenden Verträge berufen —: schlimm aber war es, daß zunächst natürlich die österreichische Regierung aufgefordert werden mußte, sich der Politik Englands und Preußens anzuschließen, und daß diese Regierung, durch sehr verwickelte Beweggründe bestimmt, sich nicht ohne Rückhalt den beiden Mächten anschließen konnte oder wollte. Die Haltung, die sie in ihrem Interesse annehmen zu müssen glaubte, wurde eine sehr zweideutige, ihr Thun und Lassen nach keiner Seite hin vollkommen redlich.

Daß ihre Politik diesen Charakter annahm, ist vielfach dem Fürsten Metternich nicht allein vorzugsweise, sondern beinahe ausschließlich zur Last gelegt werden. Man hat den Grund der Thatsache in seinem persönlichen Wesen finden wollen; und es ist wahr, oft genug von weltmännischem Leichtsinn, von kleinlichen Beweggründen bestimmt, ohne alle Größe der Anschauungen, der Gesinnung und des Charakters, gefiel er sich mehr als billig in einer gewissen intriguirenden Schlauheit, die überhaupt nur allzu oft für diplomatische Ueberlegenheit gehalten wird. Alle Staatsmänner die in näheren Beziehungen zu ihm gestanden haben, berichten einstimmig, daß es ihm nachgerade vollkommen unmöglich geworden war, selbst in den einfachsten Angelegenheiten, einfach den Weg einzuschlagen, der gerade zum Ziel führte. Er liebte es auch dergleichen künstlich als verwickelte Probleme zu behandeln. Man behauptet, das „Finassiren“ — Täuschen — Mystificiren sei ihm geradezu Bedürfniß geworden.

Daß er einen Genuß darin fand, seine Erfahrenheit in diesen erhabenen Künsten zur Geltung zu bringen, mag immerhin wahr sein; die Zeugnisse der Zeitgenossen gestatten in der That nicht daran zu zweifeln —: doch möchten wir glauben, daß die zweideutige Haltung Oesterreichs in den Hauptfragen, die den Wiener Congreß beschäftigten, auch noch einen tieferen Grund hatte. Wie das österreichische Cabinet nun einmal die Interessen des eigenen Staats auffaßte, konnte eine solche Haltung selbst durch die Verhältnisse geboten scheinen. Auch stand der Fürst Metternich in dieser Beziehung keineswegs allein; er hat selbst mehrfach erklärt, daß er durchaus nicht allmächtig sei im Cabinet seines Herrn, im Gegentheil überhaupt nur so lange etwas vermöge, als seine Vorschläge und Maßnahmen den Intentionen seines Kaisers im Allgemeinen entsprächen. Gewiß sagte er damit die Wahrheit. Die allgemeine Tendenz, die Oesterreichs Politik im Ganzen haben mußte, war auch für ihn eine gegebene. Um so weniger dürfen wir den Kaiser Franz vergessen, den Mann mit dem steinharten Herzen, dessen äußeres Benehmen, zur Freude seiner treuen Unterthanen, eine, wenn auch etwas trockene, doch naive und treuherzige Gemüthlichkeit mit so vielem Glück zur Schau stellte; seinen engen, polizeilich-despotischen Sinn; seinen langsamen und beschränkten, aber bis zur entschiedensten Hartnäckigkeit zähen

Geist; seine nie versöhnte Feindseligkeit gegen Preußen; seine Politik aus italiänischer Schule.

Rußlands Macht vergrößert und zugleich näher gerückt zu sehen, war natürlich in den Augen der österreichischen Staatsmänner durchaus nicht erwünscht. Aber auch Preußen hätte man gern in seiner neuen Entwickelung gehemmt; eine Vergrößerung dieses Staats durch Sachsen schien um so bedenklicher, da sie seiner aufstrebenden Macht eine unerschütterliche Grundlage gegeben und ihn zugleich auch an der Nordgrenze Böhmens zum unmittelbaren Nachbarn Oesterreichs gemacht hätte. Das Verlangen, der einen dieser Ungelegenheiten wie der anderen so bald als möglich hemmend in den Weg treten zu können, hatte schon während des Kriegs mit Frankreich einen sehr fühlbaren Einfluß auf die Politik Oesterreichs geübt. Mußte nun die Beseitigung der russischen Gefahr dadurch erkauft werden, daß man Preußen in Sachsen willfahrte, so schien das kaum ein Gewinn. Man hätte eben, jetzt wie früher, gern die Absichten beider Höfe hintertrieben, und allem Anschein nach glaubte der Fürst Metternich, in schwankender Weise, durch ein kluges Spiel — das nicht ein ganz aufrichtiges zu sein brauchte — lasse sich dieses Doppelziel vielleicht auch jetzt noch erreichen. In der Wahl der Mittel aber war er zunächst nicht glücklich.

Unmittelbar nach Castlereagh's entschiedenem Auftreten gegen Rußland und Hardenberg's ersten Eröffnungen hatte er (am 15. October) bereits in die sofortige Uebergabe der Verwaltung Sachsens an Preußen gewilligt. Bald beantwortete er dann auch die Mittheilungen des preußischen Staatskanzlers (am 22. October) durch eine Note, die das freundschaftlichste Interesse für Preußen zu athmen schien. Er machte darin geltend, daß der Gedanke, in Europa eine Mittelmacht zu bilden, die auf der engsten Verbindung Oesterreichs und Preußens beruhen müßte — verstärkt durch einen Deutschen Bund (confédération Germanique), der unter dem gleichwiegenden Einfluß beider Mächte stehe (placée sous l'influence égale des deux états) zuerst von dem österreichischen Cabinet angeregt worden sei. — Ohne das gerade ausdrücklich auszusprechen, machte dann aber auch er jedes weitere Einverständniß von einem gemeinsamen Auftreten gegen Rußland abhängig, indem er dieses System durch neuerdings erhobene Ansprüche gefährdet nannte, die Absichten Rußlands in Polen als beunruhigend bezeichnete, als den Verträgen widersprechend, die Rußland mit Oesterreich und Preußen geschlossen habe, und dann hinzufügte: er sei von seinem Kaiser ermächtigt, sich mit Hardenberg und Castlereagh über die unmittelbaren Folgen zu verständigen, die den lichtvollen Ansichten (aux points de vue lumineux) dieses Staatsmannes zu geben sein möchten.

An diese Worte schloß sich dann die Erklärung, daß der Kaiser Franz die Einverleibung der gesammten sächsischen Lande in Preußen (l'in-

corporation entière) nur mit Bedauern sehen würde. Ohne auf die Rechtsfrage eingehen zu wollen, könne der Kaiser nur mit einem peinlichen Gefühl sehen, daß eine der ältesten Dynastien Europa's das ganze Erbe ihrer Väter (tout le patrimoine de ses pères) unter der Herrschaft eines Systems allgemeiner Herstellung (sous un système reparateur) verlieren solle. Auch würden viele Mächte Widerspruch erheben. Der Kaiser sehe in der Ausführung des Plans den Keim eines Mißtrauens gegen Preußen, der Anklage gegen Oesterreich von Seiten der deutschen Mächte.

Die Zustimmung Englands, das Interesse, das Rußland an der beabsichtigten Vereinigung nehme, könne das Bedauern des Kaisers nicht mindern; der König von Preußen möge erwägen, wie viele Ungelegenheiten sich aus der Vereinigung des gesammten Königreichs Sachsen mit seinem Reich (de la réunion totale du royaume de Saxe avec sa monarchie) ergeben müßten, und wie viele deren vermieden würden, wenn ein Theil dieses Königreichs, an der Grenze Böhmens, erhalten bliebe.

Sollte aber die Macht der Umstände die Vereinigung des ganzen Landes mit Preußen unvermeidlich herbeiführen, so müsse der Kaiser seine Zustimmung davon abhängig machen, daß diese Frage im Zusammenhange mit den anderweitigen territorialen Bestimmungen im Innern Deutschlands erledigt werde. Je mehr der Kaiser die Einheit Deutschlands als Grundsatz des künftigen Bundes-Vertrages zu wahren wünsche, je mehr er bedacht sei, ein vollkommenes Gleichgewicht des Einflusses zu begründen, den Oesterreich und Preußen berufen seien auf diesen Bund zu üben — desto weniger könne er die Vertheidigungs-Systeme der beiden Staaten in einander gehen lassen. Das eine dürfe nicht in das andere hinüber greifen.

Der Kaiser achte die Mainlinie mit Mainz eben so nothwendig für die Vertheidigung des südlichen Deutschlands als für die Sicherheit der österreichischen Monarchie. Jenseits des Rheins aber dürfe Preußen sich nicht auf das rechte Ufer der Mosel ausdehnen, damit man Raum gewinne, die „Lose der süddeutschen Fürsten zu vervollständigen" —: womit gemeint war, daß Baiern dort für das Innviertheil entschädigt werden sollte, das es an Oesterreich abtreten mußte.

So war denn eine Theilung Sachsens als das bezeichnet, was Oesterreich eigentlich wünschte —: doch aber für gewisse Fälle in vorsichtiger Weise auch ganz Sachsen zugesagt —: vorausgesetzt, daß Preußen in Gegenleistungen einen angemessenen Preis dafür zahlte, und sich namentlich mit seinem Einfluß wie mit seinem Landbesitz auf die Linie der Lahn und Mosel beschränkte, alles Land im Süden dieser Flüsse aber, mit Mainz und Coblenz, Oesterreich und seinen süddeutschen Anhängern überließ.

Wie es scheint, war aber die österreichische Regierung auch zu diesen, sorgfältig bedingten Verheißungen nur dadurch veranlaßt worden, daß ein erster Versuch nach der anderen Seite hin keinen günstigen Erfolg gehabt hatte. Wenigstens erklärte der Kaiser Alexander sehr bestimmt, die österreichische Regierung habe ihm versprochen, in den polnischen Angelegenheiten nachzugeben, wenn er die Hand bieten wolle, Preußen aus Sachsen zu verdrängen.*) — Und daß diese Behauptung nicht ungegründet war, daß der österreichische Staats-Kanzler sich wirklich in Beziehung auf Polen eine „halbe Zustimmung" hatte zu Schulden kommen lassen —: das bezeugen auch Talleyrand's Berichte an den französischen Hof.

Wie man sich aber hatte versprechen können, auf diesen gewundenen Wegen zu einem Erfolg nach beiden Seiten zugleich, nach Polen und nach Sachsen hin, zu gelangen, ist schwer zu sagen; die Vorstellungen davon müssen sehr in das Unbestimmte gegangen sein. Unbedingt mußte vielmehr eine solche Politik, die sich in unsicher tastenden Versuchen bewegte, um zunächst zu ermitteln, wo wohl der geringere Widerstand zu gewärtigen sei, zuletzt dahin führen, daß es von den Umständen abhängig wurde, nicht mehr Sache freier Wahl blieb, nach welcher Seite hin man schließlich nachgeben wollte. Die Lösung des Räthsels möchte wohl darin zu suchen sein, daß die Maßnahmen Oesterreichs nicht durchaus durch eine folgerichtige und weitsehende Berechnung bestimmt waren, sondern zum Theil das Ergebniß eines unsicheren Schwankens. Auch geht aus Talleyrand's Briefen und aus den Tagebüchern jenes Gentz, den Metternich zu seinem Vertrauten gemacht hatte, übereinstimmend hervor, daß dem in der That so war. Sehr bezeichnend ist dann auch, daß Metternich gegen den Grafen Schulenburg — den Vertreter des Königs von Sachsen — äußerte: „er verschanze sich hinter der Zeit und mache eine Waffe aus der Geduld." — Er wollte abwarten, ohne genau zu wissen was.

Und inmitten einer Zeit, die sich so ernst zu gestalten begann, der bedeutungsvollen Schwierigkeiten, die sich von allen Seiten erhoben, der Ungewißheit ob Frieden oder Krieg, und welche politische Ordnung des Welttheils aus ihnen hervorgehen werde, hat Gentz in seinem Tagebuch, unter dem 14. October zu erzählen, wie er in Metternichs Cabinet die Schreiben Lord Castlereagh's an den Kaiser Alexander gelesen; — wie er zu Castlereagh gegangen und mit dem ein stundenlanges Gespräch gehabt, in welchem dieser Staatsmann ihn überzeugte, daß man die sächsischen Lande sofort Preußen übergeben müsse, aber zunächst noch ohne den Grundsatz der Einverleibung oder den bleibenden Besitz anzuerkennen; — wie er zu Metternich zurückgekehrt sei, um zu berichten, und auch mit

*) Pertz, Leben Stein's IV. 197.

ihm ein ernstes Gespräch gehabt, aber: „ach! über die unglückliche Liaison (der schönen Ungetreuen, der Herzogin von Sagan) mit Windischgrätz, die ihn mehr noch zu interessiren scheint als die Angelegenheiten der Welt!" (hélas! sur la malheureuse liaison avec Windischgrätz, qui parait l'intéresser plus encore que les affaires du monde).

Gleichsam in einem freien Augenblick, den ihm diese Sorgen ließen, war es dann geschehen, daß Metternich Tags darauf eingewilligt hatte, das sächsische Land wirklich sofort in die Gewalt Preußens zu geben.

Was Lord Castlereagh betrifft, so beschäftigte sein Geist sich gelegentlich mit Plänen, die für einen praktischen Engländer ziemlich unpraktisch waren, und noch dazu dem energischen Ton seiner Noten eigentlich nicht entsprachen. Da Rußlands Antwort ziemlich lange auf sich warten ließ, fanden über das, was nun weiter zu thun sein möchte, zwischen Castlereagh, Hardenberg und Metternich besondere Berathungen statt, und in diesem Kreise erklärte der Vertreter Englands: Oesterreich und Preußen müßten sich jetzt über das Mindeste vereinigen, womit sie sich begnügen könnten —: von Frankreich war noch nicht die Rede. Als ein solches mögliches Minimum bezeichnete er die Herstellung eines von Rußland unabhängigen Polenreichs in den Grenzen die es vor — oder auch in denen, die es nach der ersten Theilung von 1772 gehabt — (was er selber doch schwerlich für möglich halten konnte) oder eine Theilung des Herzogthums Warschau, die den Weichselstrom zu Rußlands Grenze machte. Dieses Minimum müßte dann dem Kaiser Alexander vorgeschlagen werden, und wenn er sich weigere, es anzunehmen, sollten sie — die Sache dem Congreß zur Entscheidung vorlegen!

Stein, dem dieser Plan mitgetheilt wurde, beantwortete ihn mit der einfachen Bemerkung, daß der Kaiser von Rußland sich ganz gewiß der Entscheidung des Congresses nicht unterwerfen werde.

Doch führten diese Berathungen noch um einen Schritt weiter. Auch Metternich und Hardenberg sahen natürlich, daß nach wie vor nur auf dem Wege diplomatischer Unterhandlungen etwas zu erreichen sei, und beschlossen die Vermittelung in der polnischen Angelegenheit dem Vertreter der nicht unmittelbar betheiligten Macht, dem Lord Castlereagh selbst aufzutragen.

Das Minimum aber, das man von Rußland verlangen wollte, wurde zunächst in dem österreichischen Cabinet festgestellt — und zwar diesmal nicht von Metternich allein; denn dieser Staatsmann, der wohl sah, daß seine unsichere Haltung besonders dem militairischen Theil der österreichischen Aristokratie mißfiel, hatte selbst verlangt, daß diese entscheidend wichtige Angelegenheit in einem eigens dazu berufenen „Rathe" verhandelt werde, und zu Mitgliedern eines solchen wurden dann auch vom Kaiser Franz der Fürst Metternich selbst, der Feldmarschall Schwarzenberg und der Graf Stadion ernannt. Aus den gefaßten Beschlüssen

sprach demgemäß nicht Metternich's Geist allein; sie wurden ein gar seltsames Gemisch der beiden Vorschläge Castlereagh's. Man wollte darein willigen, daß Polen unter russischer Hoheit seine Verfassung von 1772 oder die von 1791 wieder erhalte — denn Stadion scheuete „Verfassungen" nicht in demselben Maße wie Metternich — zugleich aber wollte man verlangen, daß die Weichsel Grenze dieses neuen Polenreichs bleibe.

Die eigentliche, nicht ausgesprochene Absicht war natürlich, Preußen auf den Besitz der polnischen Länder bis zur Weichsel anzuweisen, und auf diese Weise Sachsen zu „retten." — Insofern waren diese Vorschläge besser darauf angelegt zu Oesterreichs Doppelziel zu führen, als die ersten schwankenden Schritte Metternich's. Die frühere Erklärung in Beziehung auf Sachsen war so vorsichtig gehalten, daß sie deshalb nicht zurückgenommen, Preußen nicht vor der Zeit enttäuscht zu werden brauchte. Nur der Kaiser von Rußland konnte die österreichische Regierung in Verlegenheit bringen, wenn er etwa jetzt auf die ihm kurz zuvor von Seiten Oesterreichs gemachten Anerbietungen eingehen wollte —: doch das stand nicht zu erwarten.

Zu etwas seltsam Eigenthümlichem aber wurde das Ganze durch den Zusatz gestempelt, der die Verfassung betraf. Welchen Sinn sollte der nach der Absicht des versammelten österreichischen Raths wohl haben? — Konnte man wirklich glauben, daß diese ganz leere Concession, die Freude an einem polnischen Reichstag, die man ihm gönnen wollte, den Kaiser Alexander bestimmen werde, auf den Besitz von Groß-Polen zu verzichten? — So scheint es; aber wie konnte man, wenn auch nur für den Augenblick, die Besorgnisse beschwichtigen, die der Gedanke an ein polnisches Parlament vor Allem in Oesterreich erwecken mußte? — Wir werden sehen, daß diese Besorgnisse in der That nur auf einen Augenblick schwiegen.

Für jetzt wurde Preußen aufgefordert, dieser Erklärung beizustimmen, und sie vereint mit Oesterreich abzugeben; doch ehe die Antwort erfolgen konnte, hatten sich die Umstände geändert. —

Der Kaiser Alexander seinerseits war, wie man erwarten mußte, durch den Inhalt nicht nur, sondern auch durch den Ton der beiden Schreiben Castlereagh's, und selbst durch manche Einzelheit des Ausdrucks, die mit Absicht gewählt schien, auf das Tiefste verletzt. Namentlich konnte ihm wohl kaum die Ironie entgehen, mit der sein, den englischen Staatsmännern verhaßtes Lieblings-Wort — das Wort „liberal" — mehrfach darin wiederholt war.

Daß er Lord Castlereagh und die anderen Engländer für seine Ansicht gewinnen könnte, daran dachte er nach diesen Schreiben nicht mehr —: wohl aber glaubte er sich im Besitz eines Mittels, den Vertreter Frankreichs und dessen Hof umzustimmen, und ließ demgemäß den Fürsten Talleyrand wieder zu sich bescheiden.

In dem anderthalbstündigen Zwiegespräch, über das Talleyrand sei-

nem König ausführlich berichtete*), wurden diesmal schon Sachsen und Polen ausdrücklich genannt. Der Kaiser erinnerte daran, daß eben Talleyrand selbst in Paris — auch damals Vertreter Frankreichs — sich mit seinen Plänen, mit der Wiederherstellung Polens, durchaus einverstanden gezeigt hatte.

Talleyrand berief sich natürlich nicht darauf, daß Frankreich, während die verbündeten Heere Paris besetzt hielten, nicht eigentlich in der günstigsten Lage war, um eine unabhängige Meinung zu haben —: er wußte dem Vorwurf, seinen früheren Aeußerungen jetzt selbst zu widersprechen, auf andere Weise mit großer Leichtigkeit zu entgehen. Er erinnerte nämlich daran, daß damals, zu Paris, die Absicht des Kaisers gewesen sei auch Lithauen mit dem neuen Polenreich zu vereinigen, und gab vor, geglaubt zu haben, daß von der Herstellung eines wirklich unabhängigen Polens die Rede gewesen sei —: als ob ein solches Mißverständniß überhaupt, und besonders für einen mehr als erfahrenen Mann wie Talleyrand möglich gewesen wäre! — Ein solches Polen, sagte er, würde Frankreich stets willkommen heißen, aber da es sich jetzt um ganz andere Dinge handle, komme es vor Allem darauf an, in Polen eine Grenze zu ziehen, durch die Oesterreich und Preußen nicht bedroht würden.

Was der Kaiser von der Dankbarkeit sagte, die er geglaubt habe von Frankreich erwarten zu dürfen, darauf ging Talleyrand nicht weiter ein; und da der Kaiser ferner äußerte, er habe zweimalhunderttausend Mann im Herzogthum Warschau; man möge doch versuchen, ihn daraus zu vertreiben; er habe Sachsen der Krone Preußen gegeben, Oesterreich habe zugestimmt —: fragte Talleyrand, indem er geflissentlich nicht mehr nicht weniger ignorirte, als den Krieg und die Eroberung, wie denn Oesterreichs Zustimmung zu Preußens Eigenthum machen könne, was dem König von Sachsen gehöre? — Der Kaiser erklärte, wenn der König von Sachsen nicht abdanke, werde er nach Rußland wandern müssen; dort sei schon ein König gestorben; — und als Talleyrand nicht glauben wollte, daß dergleichen die Absicht des Kaisers sein könne, da der Congreß nicht zusammenberufen sei, um ein solches Attentat zu sehen, rief Alexander aus: „Was, Attentat! — ist Stanislaus (Poniatowski) nicht in Rußland gestorben? warum sollte der König von Sachsen nicht denselben Weg gehen?" — „Ich hatte Mühe meine Entrüstung zu beherrschen", schreibt der kluge Talleyrand seinem König.

Da der französische Diplomat an die Verträge erinnerte, denen zu Folge das Herzogthum Warschau unter die drei Mächte getheilt werden sollte, gab der Kaiser, wohl mit Absicht, nicht die sehr nahe liegende Antwort, daß Frankreich jedenfalls mit diesen Verträgen nichts zu schaffen habe, sondern die weniger glückliche, daß er auf die erwähnten Papiere

*) Revue des deux mondes 1862, III, 369.

ein sehr geringes Gewicht lege; hoch über Allem stehe ihm sein Wort; er habe dem König von Preußen Sachsen versprochen; er habe sein Wort gegeben und werde es halten.

Talleyrand wendete ein, dem König von Preußen sei doch von Seiten Rußlands nichts weiter versprochen worden, als nur ganz im Allgemeinen neun bis zehn Millionen Unterthanen; die ließen sich auch anderweitig beschaffen, ohne daß man deshalb Sachsen zu vernichten brauche. Er hatte sogar einen geschriebenen Plan, wo sie herzunehmen seien, fertig in der Tasche, und der Kaiser nahm ihn aus seiner Hand an.

Doch erklärte Alexander zum Schluß wie am Anfang: „Der König von Preußen wird König von Preußen und Sachsen sein, wie ich Kaiser von Rußland und König von Polen" — worauf die bedeutsamen Worte folgten: die Gefälligkeit, die Frankreich ihm in diesen beiden Punkten erweise, werde das Maß der seinigen bestimmen in Beziehung auf Alles, was Frankreich interessiren könne. — (Les complaisances que la France aura pour moi sur ces deux points seront la mesure de celles que j'aurai moi-même pour elle sur tout ce qui peut l'intéresser.)

Der Kaiser mochte wohl eigentlich auf die Wirkung dieser Worte gerechnet haben — Talleyrand aber fand es seinem Vortheil gemäß, den Wink, der so deutlich auf Murat und Neapel wies, für jetzt noch ganz unbeachtet zu lassen.

In der Hitze des Gesprächs hatte der Kaiser Alexander, wie das schon öfter vorgekommen war, den König von Sachsen einen Verräther genannt —: mit Autorität erhob sich Talleyrand gegen diesen Ausdruck, indem er, und zwar, wie er seinem König ausdrücklich meldet, mit großem Nachdruck erklärte: diese Bezeichnung könne nie auf einen König angewendet werden, und es sei daran gelegen, daß sie ihm nie beigelegt werden könne. (Sire, la qualification de traitre ne peut jamais être donnée à un roi, et il importe qu'elle ne puisse jamais lui être donnée.) — Wie seltsam, den Diener der Revolution, den Minister der französischen Republik, den Amtsgenossen der „Königsmörder" in Frankreich, in so hochfahrender Weise als den Anwalt einer unantastbaren, heiligen Würde der Majestät — gegen den Selbstherrscher von Rußland in die Schranken treten zu sehen!

Den Fürsten Metternich, den er schon damals im Verdacht hatte mit Talleyrand zu intriguiren, stellte der Kaiser (23. October) in gereizter Stimmung heftiger zur Rede, seiner zweideutigen Haltung wegen. Die Einzelnheiten ihres langen Gesprächs unter vier Augen sind nicht vollständig bekannt geworden, aber daß es sehr laut und heftig geführt wurde, davon hatte man sich selbst im Vorzimmer überzeugen können. Man weiß nur, daß Metternich die Drohung aussprach, wenn es sich um die Herstellung eines polnischen Reichs handle, — so könne auch Oesterreich ein solches errichten, und daß der Kaiser diese Bemerkung als

unpassend und selbst als unanständig (indécente) bezeichnete. Metternich erklärte, wie man sich in Wien sagte, er werde seinen Kaiser bitten, einen anderen Bevollmächtigten für den Congreß zu ernennen, und verließ das Cabinet des Kaisers in einer Aufregung, wie man ihn nie zuvor gesehen hatte.*)

Der Kaiser Alexander seinerseits trug seine Erbitterung gegen Metternich in der Form der entschiedensten Geringschätzung zur Schau, sprach mit Verachtung von ihm und achtete es nicht dem Ernst der großen Weltverhältnisse für unangemessen, sich um die leichtfertigsten gesellschaftlichen Beziehungen zu bekümmern. Er forderte die Herzogin von Sagan auf, ihr zartes Verhältniß zu Metternich, das er ungetrübt wähnte, abzubrechen. Es sei ihrer nicht würdig, mit einem solchen Schreiber (scribe) verbunden zu sein.

Danach war wenig Aussicht, daß ein anderer Ausweg, den der Kaiser Alexander versuchte, zum gewünschten Ziel führen könnte. Er wollte nämlich einen Ausflug nach Ofen, den die drei Souveraine von Oesterreich, Preußen und Rußland in den letzten Tagen des Octobers zusammen machten, benutzen, um die streitigen Fragen im persönlichen, freundschaftlichen Verkehr mit dem Kaiser Franz zu erledigen. Dieser aber erwies sich auch diesmal wieder durchaus unzugänglich für so formlose Unterhandlungen, für die Gemüthlichkeit in der Politik. Ueberhaupt allen Neuerungen abhold, begünstigte er sie selbst in den Formen des gesellschaftlichen Verkehrs in keiner Weise, und hatte sich auch, allein unter den versammelten Souverainen, durch den Congreß nicht aus seiner herkömmlichen Haltung bringen lassen. Er allein kümmerte sich nicht um die Damen, bemühte sich nicht, liebenswürdig zu sein, erschien nicht, gleich dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen, in den Sälen der österreichischen oder der europäischen Aristokratie, die in Wien versammelt war, that in althergebrachten Formen nur genau, was er als Herr des Hauses für seine Gäste thun mußte, und trat für seine Person weder öfter noch anders in die Oeffentlichkeit, als man es von jeher an ihm gewohnt war.

Als ihm jetzt der Kaiser Alexander von den Schwierigkeiten sprechen wollte, die ihm Metternich in den polnischen Angelegenheiten bereite, und von seinem Wunsche, sich unmittelbar mit dem Kaiser von Oesterreich zu verständigen und jeder Möglichkeit eines Krieges vorzubeugen, antwortete Kaiser Franz, wie es scheint ziemlich trocken: die Aeußerungen seines Ministers seien seinen eigenen Entschlüssen vollkommen entsprechend; wenn ja Krieg sein solle, wolle er ihn lieber gleich jetzt haben, anstatt möglicher Weise etwas später aus der ersten Ruhe wieder aufgeschreckt zu werden — und die Unterhandlungen würden wohl am besten den beiderseitigen Ministern überlassen.

---

*) Revue des deux mondes 1862. III, 370.

Was die unerläßliche Antwort auf die englische Note betraf, befand sich Alexander in der besonders für einen unumschränkten Monarchen sehr eigenthümlichen Lage, in keinem seiner leitenden Staatsmänner anvertrauen zu können, denn alle widersprachen, wie wir gesehen haben, seinen Plänen in Polen und richteten eben zu dieser Zeit, von ihm selbst aufgefordert, ihre Meinung zu sagen, wiederholte Vorstellungen deshalb an ihn. Er beauftragte einen Polen damit, auf dessen Eifer für die Sache er zählen durfte, den Fürsten Adam Czartoryski, fügte dann selbst dem ersten Entwurf, den dieser vorlegte, eigenhändig noch einige sehr heftige Randbemerkungen hinzu und übertrug es dem Baron Anstett, sie in einer Art von Ueberarbeitung gehörig einzuschalten.

Die eigentliche Widerlegung der Bedenken, auf die man zu antworten hatte, konnte der Natur der Sache nach nicht sehr bündig und schlagend ausfallen; sie mußte nothgedrungen in einer gewissen idealen Sphäre gehalten bleiben. Die früheren Verpflichtungen Rußlands in Beziehung auf Polen, die von 1797, seien, hieß es, dadurch aufgehoben, daß Oesterreich und Preußen 1812 an dem Kriege gegen das Zarenreich Theil genommen, und was die neuerdings zu Kalisch und Reichenbach eingegangenen betreffe, so seien sie nur „Theile eines eventuellen, für einen bestimmten Fall geschlossenen Vertrags gewesen", gültig nur in der Voraussetzung, daß der europäische Friede auf der damals von Oesterreich vorgeschlagenen Grundlage geschlossen werde. Seitdem aber habe der fernere Erfolg des Krieges sehr viel beträchtlichere Eroberungen — eine veränderte Weltlage — auch für Oesterreich und Preußen andere Friedensbedingungen, „erstaunliche Vergrößerungen" herbeigeführt. Jene früheren Bestimmungen seien nun nicht mehr anwendbar. In dem Maße, in dem Oesterreich und Preußen die Aussicht auf „unermeßliche Erwerbungen" gewonnen, habe auch Rußland das Recht erworben, eine weniger beschränkte Entschädigung zu erhalten. Dem gemäß sei denn auch in Teplitz nur noch von einer freundschaftlichen Verständigung über das künftige Schicksal des Herzogthums Warschau die Rede gewesen. — Die Macht Rußlands, die man sonst gern als eine riesige erscheinen ließ, mit der man zu drohen pflegte, wurde diesmal nicht in derselben Weise hervorgehoben und die Vergrößerung durch das Herzogthum Warschau vollends als ganz unbedeutend dargestellt. Schon habe der Kaiser Danzig der Krone Preußen, den Oesterreichern die Salz-Bergwerke von Wieliczka überlassen; auch der beste und bewohnteste Landstrich des Herzogthums, an dessen Grenze, solle an Preußen abgetreten werden; was Rußland bleibe, sei ein verwüstetes Gebiet mit wenig mehr als zwei Millionen Einwohnern. Was wolle das bedeuten im Vergleich mit den Erwerbungen Oesterreichs und Preußens in den von der Natur am meisten begünstigten Ländern. Fast schien es, als bedürfe Rußland dieser mäßigen Vergrößerung, um neben den Nachbarn nicht gar zu sehr zurückzustehen.

Um über mögliche Gefahren zu beruhigen, wurde geltend gemacht, daß die früheren Erwerbungen Rußlands in Finnland, Bessarabien und an der persischen Grenze nur für die Vertheidigung, nicht für den Angriff militärischen Werth hätten; daß auch der Besitz des Herzogthums Warschau keineswegs einen Angriff auf Wien oder Berlin begünstige, dies Land vielmehr als abgeschnitten zu betrachten sei, so wie Oesterreich und Preußen sich zum Kriege gegen Rußland vereinigten; — besonders aber, daß das Gleichgewicht Europa's nicht von etwas mehr oder weniger Landbesitz abhänge, sondern auf der Gleichheit der Vortheile beruhe, die sich im Augenblick der Gefahr auf denselben Zweck richten. Die Herstellung des Namens Polen bedrohe die Nachbarn mit keinerlei Gefahr, denn — der Kaiser sei erbötig, ihnen ihre polnischen Besitzungen förmlich zu garantiren. Die Nationalität aber, die er den Polen zurückgeben wolle, sei das sicherste Mittel, ihre Unruhe zu beschwichtigen. Sollte der Congreß der polnischen Angelegenheit wegen aufgelöst werden, so habe der Kaiser sich deshalb keine Vorwürfe zu machen. Die Völker Europa's, die ihn im Kampfe für ihre Freiheit gesehen hätten und Zeugen seiner Mäßigung gewesen seien, würden urtheilen, welche Ursachen sich der allgemeinen Herstellung der Ordnung, der Ruhe, des Glücks, für die so viel Blut geflossen, widersetzt haben.

Im Allgemeinen hatte der Fürst Czartoryski im Namen des Kaisers und im Sinn der Stimmung, die diesen wirklich beherrschte, den Ton der verkannten, schwer gekränkten Tugend angeschlagen. Mehr noch war dies in dem Begleitschreiben der Fall, in welchem der Kaiser in erster Person sprach. Er berief sich auch hier wieder auf die gebrachten Opfer, auf die bekannten Grundsätze seines Handelns, und fügte hinzu: „Wie könnte bei solchen Grundsätzen der gegenwärtige Congreß ein Heerd von Umtrieben und Haß, ein Schauplatz unbilligen Strebens nach Gewalt sein? — Ich versage mir diese Redensart gegen irgend einen meiner Verbündeten zu wenden, so außerordentlich es mir auch hat erscheinen müssen, sie in Ihrem Brief zu finden. Die Welt, die meine Grundsätze seit dem Uebergang über die Weichsel bis an die Seine gesehen hat, mag urtheilen, ob der Wunsch, eine Million Unterthanen mehr zu erwerben oder mir irgend ein Uebergewicht zu versichern, mich zu beseelen, oder irgend eine meiner Anstrengungen zu bestimmen vermocht hätte."

„Die Reinheit meiner Absichten macht mich stark; Mylord, die Pfeile des Mißtrauens werden mich nicht treffen; und wenn ich festhalte an der Ordnung der Dinge, welche ich in Polen herstellen möchte, so geschieht es, weil ich im Gewissen die innige Ueberzeugung habe, daß ich damit noch mehr zum Vortheil des allgemeinen Besten handle, als zu meinem eigenen Vortheil."

Zum Schluß rügte er dann auch den in der That in nicht durchaus geziemender Weise belehrenden Ton, den Lord Castlereagh angenommen

hatte, mit den Worten: „Was die Sorge anbelangt, die ich meinen eigenen Unterthanen schuldig bin, und meine Pflichten gegen sie, so ist es meine Sache, sie zu kennen, und nur die Redlichkeit Ihrer Beweggründe hat mich über den ersten Eindruck hinweggehen lassen, welchen diese Stelle Ihres Briefes mir beim Lesen gemacht hatte."

Daß diese Schriftstücke eine wesentliche Aenderung in dem allgemeinen Gang der Politik herbeiführen könnten, erwartete der Kaiser wohl nicht. Manches war mißglückt —: Eines aber, was der Kaiser Alexander ohne Zweifel stets, beinahe als selbstverständlich, neben allem Anderen im Auge behalten hatte, blieb noch zu versuchen und hatte auch allein und an sich seinen gewichtigen Werth. Es kam darauf an, Preußen unbedingt für die Pläne Rußlands zu gewinnen, und hatte auch der König Friedrich Wilhelm die Politik Hardenberg's, die auch Knesebeck eifrig unterstützte, bis dahin gut geheißen, auf manche einleitende Aeußerungen Alexander's nur schwankend und ausweichend geantwortet, so wußte der gewandtere Freund doch, wie er sich ihm gegenüber zu benehmen habe.

Er lud ihn (6. November) zu einem freundschaftlichen Mahl im engsten, vertrautesten Kreise, führte eine bewegte Scene herbei und machte die Unterstützung der russischen Ansprüche durch Preußen zu einer Sache des Gefühls, der Freundestreue. Der Kaiser berief sich in beredter Weise auf die Freundschaft, die sie beide verband, auf den Werth, den er ihr beilegte, auf Alles, was er gethan habe, um sie zu einer ewigen zu machen. Da sie beide gleichen Alters seien, denke er gern den schönen Gedanken, daß sie noch lange Zeugen des Glücks sein würden, das ihre Völker dieser innigen Verbindung zu verdanken hätten. Er habe seinen Ruhm stets in der Wiederherstellung eines Königreichs Polen gesucht —: und jetzt, wo er auf dem Punkt stehe, diesen lang genährten Wunsch erfüllt zu sehen —: sollte er da den Schmerz erleben, in den Reihen derer, die sich ihm widersetzten, auch den geliebtesten seiner Freunde zu zählen, den einzigen Fürsten, auf dessen Gesinnung er stets gebaut habe!

Einem solchen Angriff vermochte Friedrich Wilhelm nicht zu widerstehen, — war doch sein treuer Glaube an den persönlichen Charakter Alexander's selbst durch den Tilsiter Frieden nicht wankend geworden —: auch er betheuerte — und mit dem besten Gewissen — die Treue seiner Freundschaft, und versprach, den Kaiser von Rußland in seinen Plänen auf Polen zu unterstützen. „Es ist nicht genug, daß Sie in dieser Stimmung sind, auch Ihre Minister müssen sich ihr fügen" bemerkte Alexander — und bewog den König, seinen Kanzler Hardenberg sofort, ehe sich die erregten Gefühle wieder beruhigt haben konnten, herbeirufen zu lassen. — Hardenberg erschien, der Kaiser bemächtigte sich mit vieler Gewandtheit des Worts, wiederholte ihm, was er dem König gesagt und welch ein Versprechen dieser treue Freund ihm soeben gegeben hatte. — Der Staatskanzler wollte Einwendungen machen, der Kaiser aber ließ

ihn damit nicht recht zu Worte kommen, sprach von Neuem im Namen seines Freundes Friedrich Wilhelm, und fragte den Minister in bestimmtester Weise, ob er etwa den Befehlen seines Königs nicht gehorchen wolle? — Hardenberg mußte sich unterwerfen.

So berichtet Talleyrand, der die Fäden seines Spionir-Systems zu Wien vortrefflich gelegt hatte und sehr gut unterrichtet war.*) Mittheilungen, die uns schon früher aus dem damaligen Kreise des Fürsten Hardenberg zugekommen waren, bestätigen, daß diese Darstellung bis in ihre Einzelnheiten vollkommen der Wahrheit gemäß ist.

In der Stimmung, die ihn beherrschte, mochte der Kaiser Alexander möglicher Weise sich selbst auch diese Schritte so auslegen, daß sie durchaus zu dem idealen Charakter seines Strebens paßten —: aber natürlich mußte er alsdann aus dem, was geschehen war, auch für sich selbst eine treu zu erfüllende Verpflichtung folgern.

Der preußische Staatskanzler war tief gekränkt; so zwar, daß er mit seinen persönlichen Vertrauten berieth, ob er sich nicht danach überhaupt aus dem öffentlichen Dienst zurückziehen müsse. Aber wie bestimmbare Menschen pflegen, denen keine große Energie des Charakters verliehen ist, kam er sehr bald zu dem Schluß, es sei besser, ja Pflicht, zu bleiben, um so viel wie möglich weiteres Unheil zu vermeiden, denn wenn er jetzt seine Stellung aufgebe, die Leitung der Angelegenheiten in andere Hände falle, werde Alles noch viel schlimmer gehen. — Er bemühte sich fortan hauptsächlich den Kaiser Alexander zu bewegen, daß er Ein und Anderes von seinen Ansprüchen fallen lasse, um eine friedliche Ausgleichung möglich zu machen, und innerhalb gewisser, allerdings sehr bescheidener Grenzen, nicht ganz ohne Erfolg.

Zunächst hielt er es für Pflicht, Lord Castlereagh und Metternich von dem, was vorgegangen war, in Kenntniß zu setzen — und gern hätte er den Ersteren bewogen, seine schon vollendete Antwort auf die Note Rußlands bis auf Weiteres noch zurückzuhalten, doch vergebens — sie wurde noch an demselben Tage abgefertigt.

Daß Preußen auf diese Weise seiner Politik eine veränderte Richtung gab, ist vielfach als ein Fehler getadelt, als verhängnißvoll beklagt worden; nicht am wenigsten von allen bedeutenden Staatsmännern Preußens selbst. Gewiß nicht mit Unrecht, denn Preußen opferte viel, indem es seiner Verbindung mit England entsagte. Doch darf man bei alledem nicht glauben, daß sich etwa Alles ohne Schwierigkeiten zum Besten gewendet haben müßte, wenn Preußen folgerichtig die Bahnen der Politik innehielt, mit der es zuerst auf dem Congreß auftrat. Denn von allen Gegnern Rußlands hatte nur England den Ansprüchen Preußens auf Sachsen ohne Einschränkung zugestimmt. England aber ist selten geneigt, un-

*) Revue des deux mondes 1862, III, 372.

eigennützige Opfer für Andere zu bringen, oder für Unternehmungen, die keine unmittelbare Beziehung zu seinem bestimmt nachweisbaren Vortheil haben. Außerdem war Lord Castlereagh nichts weniger als ein großer Mann, ohne klare Einsicht in das Wesen der Dinge, und besonders in die Verhältnisse des europäischen Festlandes; mehr für Oesterreich und seine aristokratischen und absolutistischen Zustände gestimmt, als für Preußen, das einer freisinnigen Entwickelung entgegenstrebte — und überdies in seiner Continental-Politik nicht selten von einem schlimmen Feinde Preußens, von dem hannöverschen Minister Grafen Münster bestimmt. Oesterreich willigte nur ungern und in sehr unzuverlässiger Weise in die Vereinigung Sachsens mit Preußen, stets geneigt, sein Wort zurückzunehmen, wie aus dem Ton seiner Denkschriften und aus seinen Vorschlägen sehr bestimmt zu entnehmen war. Frankreich widersprach geradezu. — Kam es zu einem europäischen Kriege, an dem Preußen gegen Rußland Theil nahm, dann wagte möglicher Weise Niemand, ihm den Besitz Sachsens streitig zu machen —: anders konnte sich die Sache verhalten, wenn der Kaiser Alexander zu einer friedlichen Ausgleichung die Hand bot und in eine Theilung des Herzogthums Warschau willigte. Dann wurde gewiß von vielen Seiten der Einwand erhoben, daß Preußens gerechten Ansprüchen durch die Erwerbungen in Polen Genüge gethan sei, und es ist zum Mindesten sehr zweifelhaft, ob England alsdann noch ein Aeußerstes daran setzte, ihm den Besitz Sachsens zu erringen. Eine Vergrößerung nach Polen hin war aber für den preußischen Staat unter allen Bedingungen von sehr zweifelhaftem Werth —: sie mußte vollends geradezu verderblich werden, wenn der Staat nicht zu gleicher Zeit eine entsprechende größere Ausdehnung und festere Stellung innerhalb Deutschlands gewann. Slawische Elemente in größerem Maß in den Staatsverband aufgenommen, eine zahlreichere polnische Adels-Bevölkerung, noch mehr slawisch-katholische Kleriker — ein unheilbar krankes Glied im Staats-Organismus: das sind Dinge, die den Vortheil einer etwas besseren militärischen Grenze gewiß bei Weitem überwogen hätten.

Wie man aber auch darüber denken mag, ein gewichtiger — unverzeihlicher Fehler war es ohne allen Zweifel, daß die preußische Regierung sich der einzigen Stütze, auf die sie nunmehr rechnen durfte, der Unterstützung ihrer Ansprüche durch Rußland, nicht in bestimmt bindender Form und Weise zu versichern suchte. Dieser Fehler fällt hauptsächlich dem Fürsten Hardenberg zur Last, der daran — also an das Nothwendigste gerade — gar nicht gedacht zu haben scheint.

Zweites Capitel.

Spaltungen im Congreß. — Geheimes Bündniß zwischen England, Oesterreich und Frankreich. — Kriegerische Aussichten und Pläne.

Durch die unerwartete Wendung in dem Gang der preußischen Politik, die der Kaiser Alexander herbeigeführt hatte, wurden alle bis dahin eingeleiteten Verhältnisse verschoben und erschüttert, die allgemeine Lage, wenigstens dem Anschein nach, wesentlich verschlimmert, so daß sie bald ein drohendes Ansehen gewann. Selbst in den Aeußerlichkeiten trat die herrschende Spannung deutlicher hervor, da auch persönlich Verletzendes nicht immer zu vermeiden war, wo man sich von so vielen Seiten bemühte, frühere Zusagen zurückzunehmen.

Besonders zeigten sich die Vertreter Englands verstimmt. Ihr schöner Plan, ein mittel-europäisches Bündniß, unabhängig von Frankreich, gegen Rußland zu bilden, war gescheitert. Daß er von Anfang an auf etwas unsicherem Grunde geruht hatte, da auf ein aufrichtiges, redliches Zusammengehen Oesterreichs mit Preußen unter der Herrschaft des Kaisers Franz und Metternichs wohl am allerwenigsten zu rechnen war, das war ihnen niemals klar geworden. Talleyrand wußte ihren Mißmuth zu steigern, indem er die veränderte Richtung, die Preußen seiner Politik gegeben hatte, geflissentlich den „Verrath" Preußens nannte und Lord Castlereagh und seine Gehülfen glauben machte, sie seien von Preußen betrogen worden; sie seien „dupe" Preußens gewesen —: eine Vorstellung, die beschränkte und aus Beschränktheit mißtrauische Menschen ganz besonders zu ängstigen und zu verdrießen pflegt.

Natürlich bedauerten die Diplomaten Großbritanniens unter diesen neuen Bedingungen gar sehr, sich durch ihre früheren Noten und Reden in Beziehung auf Sachsen „compromittirt" zu haben, und suchten sie durch allerhand seltsam gewundene Aeußerungen wieder zurückzunehmen. Denn da nun von mehreren Seiten her der Gedanke an eine Vereinigung Sachsens mit Preußen in dem Ton tugendhafter Entrüstung besprochen wurde, von Seiten des Muster-Bischofs Talleyrand sogar als ein Vergehen gegen die göttliche Welt-Ordnung, mochte es den Engländern wohl peinlich sein, nicht in denselben Ton einstimmen, den Erinnerungen an ihre frühere einfache und praktische Ansicht nicht entgehen — den An-

sprüchen Preußens nur Mißgunst und kein Princip entgegenhalten zu können.

In solcher Lage, da die früheren Pläne unausführbar geworden waren, Preußen kein Gehülfe gegen Rußland mehr sein konnte, sahen sich die Staatsmänner Englands nach einem anderen Verbündeten um und näherten sich Frankreich — wenn auch zunächst ohne sich mit Bestimmtheit Rechenschaft davon zu geben, wie weit diese neue Verbindung gehen, wohin sie führen, in welcher Weise sich ihr Gewicht geltend machen sollte.

Auch Oesterreich fühlte das Bedürfniß, sich Frankreich mehr und mehr anzuschließen. Es fühlte sich allein der Aufgabe nicht gewachsen, die Pläne Rußlands — oder Preußens — oder beider, zu vereiteln — und England gebot keiner genügenden Landmacht. Doch aber dachte der Fürst Metternich nur mit geringer Zuversicht und halbem Willen an ein Bündniß mit den Bourbonen, und seine Haltung verrieth nicht selten eine schwankende Unentschlossenheit.

Unter den kleineren Mächten war vor allen Baiern schon seit den Tagen Ludwig's XIV. gewöhnt, sich mit Frankreich gegen Deutschland zu verbinden, um dynastische Interessen zu fördern; und jetzt, unter der Leitung eines Montgelas und Wrede, war es mehr als je geneigt sich einer solchen Politik zuzuwenden. Selbst in dem Augenblick, wo Baiern sich, im Spätherbst 1813, dem Bunde gegen Napoleon anschloß, hatte Graf Montgelas den französischen Gesandten in München damit getröstet, daß Baiern seinen alten Verbündeten Frankreich doch wieder brauchen werde, sobald nur die Ruhe in Europa wieder hergestellt sei. Auch war eine solche Politik geboten durch das Verlangen Baierns, sich jeder politischen Einigung Deutschlands zu entziehen, in welcher Form sie sich auch ankündigen mochte, und eine ganz selbstständige Stellung von europäischer Bedeutung zu gewinnen. Opposition gegen das System, zu dem Preußen und Rußland sich bekannt hatten, gegen Preußens Herstellung überhaupt, gegen die Vereinigung Sachsens mit Preußen insbesondere — das Streben dahin zu wirken, daß aus der Thätigkeit des Congresses nicht ein deutscher Bund, sondern ein ganz willkürliches System europäischer Bündnisse hervorgehe —: das waren die nothwendigen Elemente dieser Politik und sie führten eben so nothwendig zu einer Verbindung mit dem Staat im Westen, der verwandte Pläne verfolgte.

So vereinigte sich denn gar Manches, um Frankreichs Einfluß auf dem Congreß zu erweitern und zu heben. Talleyrand's Stellung war durchaus verändert; vor Kurzem noch eine sehr peinliche, war sie jetzt zu einer sehr gewichtigen geworden; er sah sich nicht mehr gemieden, sondern man zeigte durch den Eifer, mit dem man ihn aufsuchte, welch' einen Werth ein freundschaftliches Verhältniß zu ihm bereits gewonnen hatte. Ein weites Feld viel versprechender Thätigkeit öffnete sich vor ihm.

In so günstiger Lage glaubte der französische Botschafter gewahr zu werden, daß sich viel mehr erreichen lasse, als anfänglich bestimmt beabsichtigt sein mochte; oder was früher dem Gedanken als wünschenswerth, aber möglicher Weise nur zum Theil erreichbar vorgeschwebt, war jetzt in solche Nähe gerückt, daß man hoffen konnte, es in seinem ganzen Umfang verwirklicht zu sehen. Frankreich brauchte sich nicht mehr darauf zu beschränken, blos ein Bündniß mit England zu gewinnen, seine Aufnahme in die entscheidende europäische Conferenz, und die Herstellung Sachsens zu verlangen, um sich mittelbar als der künftige Beschützer aller schwächeren, unselbstständigen Staaten im Herzen des Welttheils anzukündigen. Talleyrand glaubte nun auch schon bewirken zu können, daß auch an den Grenzen Frankreichs alle Verhältnisse so geordnet würden, wie sie eine herrschsüchtige Politik dieses Staats im Sinn Ludwig's XIV. und Napoleon's wünschen mußte; so daß Deutschlands Ohnmacht neu begründet und allen künftigen Plänen Frankreichs die Wege neu gebahnt würden. Er hoffte Preußen wie Oesterreich vom Rhein entfernt zu halten, und es dahin zu bringen, daß die dort herrenlos gewordenen Gebiete, besonders die auf dem linken Ufer des Stroms, ausschließlich unter die kleinen deutschen Staaten vertheilt würden. Dann hätte man Nachbarn gehabt, die, unfähig Frankreich zu widerstehen, Ursache hatten es zu fürchten und sich seinem Willen zu fügen; denen man, als Entgelt für die gehörige Fügsamkeit, Schutz gegen die deutschen Großmächte, und unter Umständen selbst Vergrößerungen auf deren Kosten versprechen konnte.

In diesem Sinn beschränkte sich Talleyrand auch im gesellschaftlichen Verkehr nicht mehr darauf, im Allgemeinen zu erklären: Frankreich wolle nichts als eine gerechte Vertheilung der Macht. Er trat jetzt schon mit bestimmter gestalteten Forderungen hervor, und äußerte unter Anderem gegen Gagern: „Wir wollen nicht die Preußen zu Nachbarn haben, denn Preußen ist schon in Folge seiner geographischen Gestaltung eine, ihrer eigensten Natur nach, streitsüchtige Macht; wir wollen nicht, daß Preußen an Baiern grenze; wir wollen, daß die Niederlande Luxemburg erhalten, und Baiern Mainz.“ — Den Minister Montgelas also wünschte man als Grenzenhüter der Germanen angestellt zu sehen.

Aber auch das war nur ein Theil des Plans; die Absichten der französischen Regierung gingen noch sehr viel weiter. Schon hatte ein Artikel im Moniteur (22. October) — von dem wir nun aus Talleyrand's Correspondenz wissen, daß er von ihm veranlaßt war, die Politik angedeutet, welche die Regierung der Bourbonen zu befolgen dachte. In diesem etwas pomphaften Artikel, der auf geschichtliche Treue nur geringe Ansprüche hatte, wurde der Welt versichert, Frankreich nehme nunmehr die Rolle wieder auf, die ihm ehemals die Achtung und die Dankbarkeit der Völker erworben habe; es verlange nach keinem anderen Ruhm als

demjenigen, dessen Bürgschaft auf der Verbindung der Macht mit der Mäßigung beruhe, und wolle wieder wie ehemals die Stütze der Schwachen und der Vertheidiger der Unterdrückten werden. (Elle veut redevenir l'appui du faible et le défenseur de l'opprimé.)

Seinem ganzen Umfang nach ist dann Talleyrand's Plan in einer royalistischen Pariser Zeitung, der „Quotidienne," entwickelt, und zwar, was bemerkenswerth ist, schon in ihrem Blatt vom 7. November. Die politische Abhandlung, die sie in die Oeffentlichkeit brachte, war also geschrieben, noch ehe die verhängnißvolle Wendung in der preußischen Politik eintrat; sobald der Fürst Talleyrand inne geworden war, welche Stimmung in Beziehung auf Preußen im österreichischen Cabinet herrschte, welche unsichere, zweideutige, nach allen Seiten hin ungenügende Stellung Metternich den obschwebenden Fragen gegenüber eingenommen hatte.

Dieser merkwürdige Zeitungsartikel*) geht von dem Satz aus: Da der Pariser Frieden feststelle, daß alle bei dem Kriege betheiligten Mächte ihre Gesandten zu einem allgemeinen Congreß senden sollten, um diejenigen Anordnungen zu treffen, die erforderlich seien, jenen Vertrag zu vervollständigen, habe ganz Europa erwarten müssen, daß die Vertheilung der herrenlos gewordenen Gebiete, nach Maßgabe eines gemeinschaftlichen Uebereinkommens Aller (d'un commun accord), wie nach den Grundsätzen eines billigen Gleichgewichts erfolgen werde. Ein solches Verfahren sei nicht allein das einzige, das den Grundsätzen der Gerechtigkeit entspreche, zu welchen sich die Fürsten bekennten, sondern es scheine auch durch den Friedens-Tractat buchstäblich vorgeschrieben. Denn durch einen Artikel desselben werde verfügt, daß Holland keiner auswärtigen Souverainetät unterworfen werden dürfe; daß die souverainen Staaten Deutschlands nur durch eine Föderation gebunden sein — die italienischen Staaten ganz unabhängige Souverainetäten bilden sollten. Diese Verfügung betreffe nicht blos die Unterzeichner des Pariser Friedens; da die Staaten Deutschlands und Italiens und Holland als souverain bezeichnet würden, müßten sie auch Theil nehmen an den Anordnungen, durch die ihr Schicksal bestimmt werden solle.

„Von dem Ausdruck: Mächte ausgehend, könnte man, heißt es dann weiter, vernünftiger Weise unter den zum Congreß berufenen Regierungen nur diejenigen verstehen, die vor dem Kriege allgemein anerkannt waren, und die sich folglich als wirkliche Mächte dabei betheiligt haben; denn ein glücklicher General, der zufällig über eine Armee verfügt, ist darum, selbst bei der schönsten Handlungsweise, noch nicht „eine Macht" — nämlich im völkerrechtlichen Sinn des Worts — „während ein legitimer König, selbst in der Verbannung, selbst in Ketten eine Macht ist."

Da nun diese Principien sowohl in dem ewigen Recht der Nationen,

---

*) Beilage III.

als in dem Buchstaben und dem Geist eines feierlichen Vertrags begründet seien —: welcher böse Dämon habe da ihre Anwendung auf den gegenwärtigen Congreß in Zweifel ziehen lassen? — Warum seien da einige deutsche Zeitungen mit den Declamationen einer Partei angefüllt, welche Frankreich, die legitime Macht, mit dem französischen oder vielmehr Napoleonischen Kaiserreich verwechselnd, in der Theilnahme eines französischen Botschafters an der Vertheilung Deutschlands und Italiens einen unberechtigten Eingriff in die Freiheit und Unabhängigkeit dieser Nationen sehen wollten? — Diese angeblichen Freunde der deutschen Freiheit und Unabhängigkeit schienen selbst verkleidete Agenten der Unterdrückung und der Usurpation zu sein. Seien sie redlich, so seien sie in einem seltsamen Irrthum befangen, indem sie sich bemühten, Mißtrauen gegen diejenige Macht zu verbreiten, die zur Zeit das meiste Interesse habe, Alles zu unterstützen, was edel, recht und billig sei, und am entschiedensten auch den Willen dazu.

Frankreich habe, indem es seine Eroberungen aufgab, seine Rechte wiedergewonnen und Ansprüche auf das allgemeine Vertrauen. Als Nation habe es dazu beigetragen, die abscheuliche Tyrannei zu stürzen, die zuerst auf ihm und dann erst auf der übrigen Welt lastete; seit dem April hätten die Franzosen sich in die Reihe der gegen den Usurpator, *der allein der Gegenstand des Krieges war*, verbündeten Mächte gestellt. Als Monarchie trete Frankreich von all' den sittlichen Bürgschaften umgeben auf, welche die erblichen Tugenden der Nachkommen des heiligen Ludwig's gewährten. In jeder Beziehung also befinde sich Frankreich in solcher Lage, daß seine Politik mit den Forderungen der strengsten und umfassendsten Gerechtigkeit zusammenfalle. Es herrsche über keine unterdrückte Provinz, habe keine Irländer niederzuhalten, keine Polen zu versöhnen, keine Norweger zu gewinnen. Die französische Monarchie sei vielleicht die einzige, die, wenn sie es auf eine allgemeine Abstimmung ankommen lasse, sich einstimmig von allen ihren Elementen bestätigt finden würde. Eine solche Macht suche ihre Größe nur in der schönen Rolle eines Vertheidigers der Unterdrückten und Beschützers der Schwachen; eines bewaffneten Bürgen der geheiligten öffentlichen Treue; der bestehenden Verträge sowohl, als jenes unsterblichen Völkerrechts, das höher stehe, als alle Verträge. — Auf diese seine legitime Größe könne und werde Frankreich nie verzichten.

Aber warum sei diese Gerechtigkeit, die Frankreichs Macht bilde, für die englischen und deutschen Zeitungsschreiber ein Gegenstand des Schreckens geworden? — Sie könne doch allein dem neuen Gleichgewicht Europa's feste Grundlagen gewähren. Wenn man den Blick auf alle verschiedenen Länder Europa's wende, überall werde man die Forderungen des Rechts in Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen der Politik finden.

Diese Uebersicht wird darauf in folgender Weise angestellt: „Die

Wiederherstellung Polens scheint ein nothwendiger Act der Sühne, um das Andenken an alle Umwälzungen zu verwischen, die durch Gewalt allein herbeigeführt waren und zu denen die Theilung der polnischen Provinzen das Zeichen gab. Es ist leicht zu erkennen, daß Rußland, hinreichend beschäftigt mit der Sorge, sein unermeßliches Gebiet urbar zu machen, Oesterreich, genöthigt, seine Thätigkeit auf die Donau und den Golf von Venedig zu richten, und Preußen, den slawischen Völkern fremd, sämmtlich kein anderes wirkliches Interesse haben, als das gegenwärtig zu Recht bestehende und anerkannte Polen, nämlich das Herzogthum Warschau, großmüthig auszustatten; denn auf diese Weise würden die drei Mächte an der Stelle von Unterthanen, die ihnen auf lange nichts nützen könnten, eine Zwischenmacht gewinnen, geeignet, die Reibungen unter ihnen zu verhüten."

„Die Staaten Deutschlands" — unter denen hier mit Absicht und Berechnung Oesterreich und Preußen nicht genannt werden —: „nämlich Sachsen, Hannover, Hessen, Baiern, Württemberg, müssen souverain bleiben. Dieses Wort eines feierlichen Vertrages schließt den Gedanken an irgend welche Wiederherstellung des deutschen Kaiserreichs entschieden aus. Warum verlangen dennoch einige deutsche Schriftsteller wieder diese veralteten Formen, die niemals die kleinen Staaten geschützt haben? die nur dem Ehrgeiz der großen Mächte als Werkzeug gedient haben, und deren einziges politisches Ergebniß sich auf jene Reichskriege beschränkt hat, immer verderblich für die friedliebenden Staaten, die sie in alle von der Anwesenheit kriegführender Heere unzertrennlichen Uebel verwickelten. — Welches Princip ist es, das Schwaben und Baiern zum Schauplatz von Kriegen gemacht hat, die ihnen fremd waren? — Es war nicht der Mangel an Einheit im Reich, sondern der Mangel einer gerechten Achtung vor der Neutralität der zwischen den großen Mächten gelegenen souverainen Staaten. Möge man diese Neutralität anerkennen; sie sei auf eine naturgemäße Abgrenzung dieser kleinen Monarchieen gestützt; anstatt diese Staaten zu verstümmeln, zu spalten oder aus seltsam ineinandergefügten Theilen zusammenzusetzen, möge man sie vergrößern, indem man sie abrundet; — man achte die individuelle Nationalität der Baiern, der Sachsen, der Hannoveraner, der Schwaben; diese Nationalität, die selbst den Wissenschaften, der Literatur, allen echten Interessen der Menschheit so nutzbringend ist! — Mögen diese Nationen eben so unabhängig sein, wie die Oesterreicher und Preußen; mögen die uralten Dynastieen, die von den Welfen, den Wittelsbachern, den Zähringern abstammen, aller Ehren der Souverainetät gleich den Häusern Habsburg und Hohenzollern genießen, dann würde, dem Buchstaben wie dem Geist des Pariser Friedens gemäß, eine freie und starke Conföderation die französischen Waffen auf immer von den österreichischen und preußischen Waffen trennen."

Von den Niederlanden sagt der Artikel nur: die Politik gebiete eine festere Begründung Hollands, wenn aber das Reich der Niederlande nichts Geringeres als ein ganzes Königreich (Belgien) zum Geschenk erhalte, dann frage sich, ob die Gerechtigkeit nicht verlange, daß eine so außerordentliche Bereicherung mit der Abtretung einiger Colonien bezahlt werde, die geeignet wären, das Gleichgewicht des Handels in Asien und Amerika herzustellen. Uebrigens sei Frankreich durch den Tractat von 1715 berechtigt, über das Schicksal der belgischen Provinzen mitzustimmen.

Näher geht der Verfasser dann wieder auf die Verhältnisse Scandinaviens und der italienischen Halbinsel ein. — „Die europäische Politik verlangt die Bildung einer starken Macht in Scandinavien. Die Politik Frankreichs könnte wohl dasselbe Interesse haben, denn diese Macht würde eine ihm verbündete werden. Welche sind nun die Elemente dieser scandinavischen Monarchie? Die Gerechtigkeit und eine gesunde Politik zeigen sie uns in einer engen Verbündung der drei nordischen Königreiche und einiger kleineren benachbarten Gebiete, unter den verschiedenen Zweigen ihrer alten, nationalen, einheimischen Dynastieen. Anstatt dessen sehen wir dort einen fremden Fürsten, eine theilweise Zerstückelung, die Keime einer langen Zwietracht, vielleicht eines Bürgerkrieges; und man könnte sagen, die Politik habe Schweden nur insoweit vergrößert, als nöthig war, um seine Schwächung vorzubereiten."

„Italien zeigt uns ein ähnliches Schauspiel. Im Norden der Halbinsel erwarten sieben Millionen Unterthanen des Königreichs Italien mit Spannung ihre politische Zukunft. Wenn Oesterreich sie sämmtlich mit seinem weiten Reich vereinigen wollte, müßte man sich fragen, wie Piemont, Genua, Parma, Toscana und Rom eine Unabhängigkeit behaupten könnten, die nicht blos nominel wäre? Ein Blick auf die Karte giebt die Antwort. Die Monarchie des südlichen Italiens, in ihre Verbindung mit den übrigen Bourbonischen Thronen zurückversetzt, kann allein ein Gewicht in die Wagschale der italienischen Staaten werfen."

„Zudem, welches verderbliche Beispiel würde man geben, wenn man die Beraubung einer Dynastie gut heißen wollte, die sich seit achtzehn Jahren für die gemeinschaftliche Sache der Könige aufgeopfert, die ihren Thron nur deshalb verloren hat, weil sie das Aeußerste gewagt hat gegen den Usurpator, die Geißel Europa's! Welch' ein sittliches sowohl als politisches Aergerniß, in demselben Augenblick die gute Sache siegreich, und ihre Vertheidiger verlassen zu sehen; den gemeinschaftlichen Feind zu Boden geworfen und die Ergebnisse seiner Rache aufrecht erhalten!"

„Nach welcher Seite wir unsere Blicke wenden, überall sehen wir demnach, daß die Rathschläge einer ungerechten Politik und Anordnungen nach bloßer Willkür, in Europa verderbliche Keime einer neuen Umwälzung zurücklassen würden; in der strengsten Gerechtigkeit, in der großmüthigsten Billigkeit gewahren wir dagegen die einzig mögliche Grundlage

eines neuen, wirklich fest begründeten, dauerhaften Gleichgewichts. Und überall stimmen auch die Interessen Frankreichs mit der völkerrechtlichen Gerechtigkeit überein, welche die freien und aufrichtigen Wünsche aller Völker anrufen."

Diese ruhmvolle Stellung Frankreichs unter den tugendreichen Nachkommen des heiligen Ludwig's wird dann zum Schluß noch einmal verherrlicht. Die Drohungen aber, die hinzugefügt werden, für den Fall, daß Frankreichs Stimme nicht gehört werde, gehen nur genau so weit, als Talleyrand an Ort und Stelle, in Wien, zur Zeit gerathen fand, zu gehen. Nur ein Zurücktreten Frankreichs von dem Congreß, nur eine Weigerung, seine Beschlüsse anzuerkennen, ist in Aussicht gestellt. Durch diese Weigerung werde sich Frankreich — nicht einen Vorwand zu neuen Eroberungen, wohl aber in dem neuen Streit, den ein schlecht begründetes Gleichgewicht herbeiführen müsse, die glorreiche Rolle des Vermittlers vorbehalten. —

Sehr geflissentlich ist auch hier wieder der geheime Artikel des Pariser Friedens, der Frankreich jede Theilnahme an den wichtigsten Berathungen untersagte, so wie der entscheidende Umstand, daß Frankreich diesen Artikel angenommen hatte, stillschweigend auf das Vollständigste ignorirt, ja verleugnet. Von Neuem wird gelehrt, daß die allgemeinen Angelegenheiten durch die Stimmen Aller entschieden werden müßten; und während Murat und Bernadotte geächtet dastehen, wird für den König von Sachsen die active Theilnahme an den Berathungen in Anspruch genommen, und zwar in seiner doppelten Eigenschaft als König und als Herzog von Warschau, denn darauf deutet, was von diesem Herzogthum gesagt ist, das, wenngleich erobert, nach der hier aufgestellten Theorie doch immer noch zu Recht bestand.

Vor Allem aber ist es nicht einmal nöthig, zwischen den Zeilen zu lesen, um zu verstehen, was eigentlich beabsichtigt wurde. Es ist ausdrücklich genug gesagt, wenn auch das letzte Wort, der Name der Sache in diplomatischer Weise umgangen wird. Was Frankreich gern gesehen hätte und womöglich in das Leben rufen wollte, war ein Deutscher Bund, von dem Preußen so gut wie Oesterreich ausgeschlossen bleiben sollte; ein Bund der kleineren deutschen Staaten unter sich.

Daß ein solcher Bund ohnmächtiger Staaten in sich selbst die Mittel seines Bestehens nicht finden könne, daß er sehr bald eines Schirmvogts und Beschützers bedürfen werde, mußte jedem geübten Staatsmann von selbst einleuchten. Wenn aber dynastische Interessen allein als die berechtigten gelten und im Gegensatz zu den nationalen und auf deren Kosten gefördert werden sollten, konnte nur Frankreich dieser Schirmvogt und Schutzherr werden. Schon der Bildung eines Deutschen Bundes in dieser Weise konnten keine anderen Anschauungen zum Grunde liegen, als solche, die ihrer Natur nach rein dynastisch, schließlich mit unfehlbarer

Nothwendigkeit zu solchem Ziele führen mußten. Der Bund selbst war alsdann, schon an sich und seinem eigenthümlichen Wesen nach, feindlich gegen Oesterreich und Preußen gewendet; gegen die deutschen Großmächte, deren Einfluß in Deutschland vermöge der Anziehungskraft, welche die gleiche Nationalität, verbunden mit dem großartigeren politischen Leben einer Großmacht, so leicht übt, den kleineren Dynastieen in Beziehung auf ihre besonderen Interessen bedenklich scheinen konnte.

Zum Ueberfluß wurden die deutschen Fürsten aber auch schon in diesem Actenstück ausdrücklich darüber belehrt, daß sie nicht hoffen dürften, je bei den schon einmal glücklich abgeschüttelten Mächten, bei Kaiser und Reich, oder selbst in einem Bunde unter dem Vorsitz der deutschen Großmächte, einen unbedingten, von jeder anderen Rücksicht unabhängigen Schutz für ihre dynastischen Interessen zu finden. Der Nachsatz, daß solcher Schutz nur bei Frankreich zu finden sei und gesucht werden müsse, verstand sich von selbst.

Es waren die alten Pläne Heinrich's IV., Richelieu's, Ludwig's XIV. und Napoleon's, die in wenig veränderter Form wieder aufgenommen wurden. Der Rheinbund war es, der dem Wesen nach wiederhergestellt werden sollte. Die Bourbons, zumeist durch die Waffen Deutschlands auf Frankreichs Thron zurückgeführt, waren vom ersten Augenblick an darauf bedacht, sich auf Kosten Deutschlands zu heben!

Und nicht ohne Aussicht auf Erfolg, da ihnen in Deutschland selbst so manches dynastische Gelüst auf mehr als halbem Weg entgegenkam.

An der Verwirklichung dieser Pläne arbeiteten nun auch Metternich und Castlereagh. Der Erstere, obgleich er sie bald, wenigstens zum Theil, durchschaute, ja, wie wir demnächst sehen werden, aus verkehrter Feinheit gerade deswegen —: der britische Staatsmann ohne es auch nur im Entferntesten gewahr zu werden.

Bald schienen Beide auf dem Wege, bloße Werkzeuge Talleyrand's zu werden. Schon wenige Tage nach dem Ereigniß, das die allgemeine Lage so wesentlich änderte, indem es England und Preußen einander entfremdete, war es dahin gekommen, daß der österreichische Staatskanzler seine an die Vertreter Preußens und Rußlands gerichteten Noten dem französischen Botschafter im Entwurf mittheilte und ihn dabei zu Rathe zog.

Doch waren Beide zunächst noch etwas unwillige und nicht ganz fügsame Werkzeuge in Talleyrand's Hand. Sie erwiesen sich nicht energisch und entschlossen genug. Talleyrand suchte sie rasch vorwärts zu treiben auf der eingeschlagenen Bahn. Während er Castlereagh durch die Vorstellung in Athem erhielt, daß ihn Preußen betrogen habe und daß Preußen, um Sachsen zu erhalten, die Sache der Unabhängigkeit Europa's aufgebe, fragte er den Fürsten Metternich, ob es wohl eine gesunde Politik

Oesterreichs sei, einen wohlwollenden und jedenfalls unschädlichen Nachbar zu berauben, um einen natürlichen Feind zu bereichern? — Um den Muth des österreichischen Staatskanzlers zu heben, suchte ihn Talleyrand zu überzeugen, daß er nur fest aufzutreten brauche, um ohne Kampf, ohne Krieg zu erlangen, was er wolle; er brauche nur mit Entschiedenheit auszusprechen, wie er die Grenze Rußlands in Polen bestimmt haben wolle, welcher Theil Sachsens Preußen überlassen werden könne, und Alles werde abgemacht sein (tout serait dit) — der König von Preußen selbst befriedigt.

Aber Metternich gab doch nur ausweichende, hinhaltende Antworten, wie Talleyrand Anderen, namentlich Gagern, klagend anvertraute; — er gab vor, er brauche nur noch acht Tage — und dann wieder drei Tage — ohne zu sagen wozu? — Alles werde gut gehen, man solle ihn nur gewähren lassen.

Der französische Botschafter wollte den Grund dieses unsicheren Benehmens in Metternich's persönlichem Charakter finden, in seiner verkehrten Vorliebe für die krummen Wege, die ihm nicht gestatte, einfache Dinge einfach zu behandeln.*)

Doch hatte Metternich's Zaudern und Schwanken in diesem Fall auch noch einen anderen Grund, der nicht so ganz verschwiegen blieb. Dem österreichischen Staatskanzler bangte vor einem Bruch, vor einem Krieg mit Rußland und Preußen um so mehr, weil er von dem, was das Bourbonische Frankreich vermöge, nur eine sehr geringe Vorstellung hatte, seinen Beistand für einen blos scheinbaren hielt und die Last wie die Gefahr des möglichen Krieges demgemäß in bedenklich überwiegender Weise auf Oesterreich allein fallen sah. Noch einen Monat später, im December, sagte einer der ersten Diplomaten Oesterreichs zu den französischen Gesandten: „Sie gleichen den Hunden, die sehr geschickt bellen, aber nicht beißen, und wir wollen nicht allein anbeißen.“ **)

So war denn Talleyrand vor der Hand mit Niemandem vollkommen zufrieden, als mit dem baierischen Feldmarschall Wrede, der sehr geräuschvoll und etwas überschwenglich erklärte, er stelle die ganze Macht Baierns Jedem zur Verfügung, der Sachsen retten wolle.

Da an der wichtigsten Stelle solche hemmende Bedenken obwalteten, konnte der Gang der Dinge auch dadurch nicht beschleunigt werden, daß der König von Sachsen, wie man schon im October durch Alopäus, den russischen Gesandten in Berlin, erfuhr, sehr bedeutende Geldmittel aufwendete, um die leitenden Staatsmänner des Congresses zu ermuthigen, die geneigt sein konnten sich seiner Interessen anzunehmen; Talleyrand, dessen liberale Weise Geld anzunehmen, von jeher bekannt war, hatte

*) Gagern II, 81.
**) Bignon XIV, 237.

mehrere Millionen Franken erhalten. Lagarde weiß, in seiner Geschichte des Wiener Congresses, von zwei einflußreichen Staatsmännern, die in solcher Weise durch den König von Sachsen bereichert wurden. Der zweite wird nirgends genannt, — auch bei Pertz nicht — doch sind die Vermuthungen auf einen sehr engen Kreis angewiesen, in dem sie kaum fehl gehen können.*)

Entsprachen nun aber auch die Vertreter der beiden Großmächte, die Talleyrand in Frankreichs Interesse ziehen wollte, noch nicht ganz seinen Anforderungen, so zeigten sich dafür außerhalb des Kreises der Conferenz-Mächte aufstrebende Leidenschaften, verlangende Gelüste und Keime der Zwietracht, die Frankreich vortrefflich für seine Zwecke brauchen konnte, gar vieler Orten — und sie wurden natürlich von den französischen Diplomaten sehr sorgsam gepflegt.

Die zahlreichen Gesandten der Mächte zweiten und dritten Ranges waren natürlich die Zeit über nicht müssig geblieben. Geschäfte, die ihnen wären aufgetragen und zugewiesen worden, konnten sie, nach der Art wie der Gang des Congresses eingeleitet war, der großen Mehrzahl nach nicht haben, aber alle brachten Wünsche mit, das Begehren, die Staaten, die sie zu vertreten hatten, vergrößert, ihre Fürsten bereichert zu sehen, und viele von ihnen auch ein entschiedenes Verlangen, die unbeschränkte Souverainetät ihrer Herren zur Geltung zu bringen, indem sie sich einen anerkannten Einfluß auf den Gang der allgemeinen Angelegenheiten verschafften.

Während der ersten Wochen hatte ihre rührige Thätigkeit mit wenigen Ausnahmen aller eigentlichen Realität ermangelt, und der Ausdruck der Unzufriedenheit mit der Stellung, die ihnen angewiesen wurde, hatte sie wenig gefördert. Nunmehr gewährte der Zwist der Großen, der kein Geheimniß bleiben konnte, auch der Begehrlichkeit dieser Staaten zweiten oder dritten Ranges, den Sondergelüsten der Rheinbundfürsten, wie dem Haß und Neid, mit dem sie sehr begreiflicher Weise Preußen betrachteten, Raum und Gelegenheit sich nach Wunsch zu entfalten. Der Zwist der Großen, die zum Theil bald Verbündete in diesen Kreisen suchten, gab ihnen eine gesteigerte Wichtigkeit.

Graf Münster, der auch Preußen gern auf die Stellung eines Staats von untergeordneter Bedeutung beschränkt hätte, dagegen im Norden Deutschlands ein mächtiges Welfenreich gründen, und ihm eine Clientel kleinerer, schutzbefohlener Staaten verschaffen wollte, glaubte den Gang der Ereignisse seinen Plänen günstig. Der Vertreter des Hauses Nassau-Oranien, Hans v. Gagern, der sich hier wie überall in pedantischen Formen etwas leichtsinnig zeigte, war eifrig bemüht, selbst einen Theil der Rheinlande mit Aachen und Köln dem vaterländischen Staatenbunde

*) Lagarde, Congrès de Vienne I, 429.

ganz zu entfremden, um sie mit dem neugeschaffenen Königreich der Niederlande zu verbinden, und auch er durfte für seine Pläne wohl auf die Unterstützung Englands rechnen. Denn der damalige Prinz-Regent von England und seine Minister dachten die Prinzessin Charlotte von Wales mit dem Prinzen von Oranien zu vermählen, und begünstigten deshalb das neue niederdeutsche Reich auch gegen wichtigere Interessen und legitimere Rechte.

Als die eigenthümlichste Erscheinung einer Zeit deutschen Aufschwungs und deutscher Siege muß aber wohl bezeichnet werden, daß auch diejenigen deutschen Fürsten, die das gemeinsame Vaterland am ausdauerndsten bekämpft, bis zum letzten Augenblick zum Rheinbund gehalten, und Napoleon's Fahnen erst dann verlassen hatten, als ihnen keine Wahl blieb, die eigentlich der Eroberung verfallen, sehr gegen den Wunsch so manches deutschen Patrioten in den Bund gegen Frankreich aufgenommen waren —: daß diese Fürsten jetzt in dem Rath der Sieger eine entscheidende Stimme führen wollten, die Preußen nicht haben durfte, wenn es auf sie ankam.

In welcher Weise Baiern sich voran und in die Reihe der Großmächte stellte, haben wir bereits gesehen. Die Regierung dieses Staats konnte wenigstens mit einer gewissen Zuversicht darauf verweisen, daß sie aus freier Wahl, noch vor der Entscheidungsschlacht in Deutschland, in das Lager der Verbündeten übergetreten war.

Kaum minder entschieden schloß sich aber auch Württemberg an, dessen König noch während des Winterfeldzugs in Frankreich mit Napoleon Briefe gewechselt, und dem französischen Imperator im Voraus zu seinem „heureux retour“ nach Deutschland Glück gewünscht hatte. Auch dieser Fürst war eifrig bemüht, sich der einzigen Verpflichtung zu entziehen, die ihm bei seiner Aufnahme in den Bund gegen Frankreich auferlegt worden war: der Verpflichtung nämlich, sich der Organisation Deutschlands als eines Ganzen zu fügen; er strebte gleich Baiern nach einer vollkommen unabhängigen Stellung, die ihm ganz freie Hand gelassen hätte in der Wahl der wechselnden Verbindungen, die seine dynastischen Interessen fördern sollten.

Waren die übrigen Rheinbund-Regierungen auch nicht alle mit derselben Energie bemüht, jedem möglichen deutschen Bunde zu entgehen, so zeigten sie sich doch alle darin einig, daß sie sämmtlich im Fürstenrath zu Wien mit bewundernswürdiger Zuversicht als die vorzugsweise Berechtigten, die große Ansprüche zu machen hätten, gegen Preußen eiferten, als gegen einen schuldbeladenen Staat, der arge Frevel verübt habe —: zwar nicht gegen ein gemeinsames deutsches Vaterland, dessen Dasein sie nicht geneigt waren anzuerkennen — wohl aber gegen sehr willkürlich und unbestimmt gedachte, nach dem augenblicklichen Bedürfniß der Dynastieen zugeschnittene „göttliche und menschliche Rechte.“ — Es war

unter diesen Regierungen keine einzige, die nicht mit Napoleon's Hülfe mehrere ehemals gleichberechtigte Mitstände im Reich zu ihren Vasallen gemacht hätte, — die Vereinigung eines in gerechtem Kriege eroberten Landes mit Preußen aber war ihnen zu Folge ein ganz unerhörtes Verbrechen — und es schien, als seien gerade die Rheinbund-Fürsten vor Allen berufen über Preußen zu Gericht zu sitzen.

In rascher Folge erschienen eine Menge gegen Preußen gerichteter Zeitungs-Artikel und Flugschriften, meist in einem Ton energischer Gemeinheit gehalten, der jeden Glauben übersteigt, wenn man erwägt, in welcher Weise zur Zeit Schuld — Sieg — und Pflicht der Dankbarkeit wirklich vertheilt waren. Unter allen zeichneten sich namentlich diejenigen aus, die Graf Montgelas anfertigen ließ. Der baierische Minister bediente sich dazu eines bekannten Freiherrn v. Aretin, der auch ohne Zweifel vollkommen würdig war, in solcher Sache und in solcher Absicht die Feder zu führen; denn das Verlangen, seiner Begeisterung für Napoleon — und seinem Haß gegen die nach Baiern berufenen, protestantischen Gelehrten — Genüge zu thun, hatte ihn im Lauf der unmittelbar vorher verflossenen Jahre bewogen, der Napoleonischen Polizei in Deutschland alle deutschgesinnten Patrioten als heimliche Verschwörer zu denunciren. In seiner Schrift „Sachsen und Preußen" suchte er nun die beiden Staaten als „Schlächter und Schlachtopfer" einander gegenüber zu stellen, sprach verdächtigend von den „weit umfassenden, höchst beunruhigenden Plänen", die Preußen auch sonst noch hege, und fügte hinzu: diese Bedrohungen kämen noch dazu von einem Cabinet, „das noch kürzlich das Mitleid der Alliirten angefleht" habe.

Jedem Unbefangenen hätte es als ein Umstand von Gewicht und Bedeutung auffallen müssen, daß gerade die Bewohner des Königreichs Sachsen selbst, denen die Sache doch vor allen nahe lag, sich bei dieser Polemik gegen Preußen nur sehr wenig betheiligten; doch das wurde nicht beachtet. Selbst dadurch, daß die erwähnten Flugschriften von preußischer Seite in ähnlichen Druckschriften wie in Tagesblättern widerlegt wurden, und zwar im Allgemeinen mit entschiedener Ueberlegenheit — am bündigsten durch einen Mann wie Niebuhr —: auch dadurch wurde die thatsächliche Lösung der Frage nicht gefördert, weil man es eben nicht mit einer Ueberzeugung zu thun hatte, sondern mit einer politischen Absicht, sehr scharf abgegrenzten Interessen und einem entschiedenen Willen.

Die Aufregung, die sich so in Schrift und Rede kund gab, wurde natürlich gar sehr gesteigert, als in Wien die Nachricht eintraf, daß der russische General-Gouverneur des Königreichs Sachsen, der Fürst Repnin, die Verwaltung dieses Landes, am 8. November, preußischen Bevollmächtigten übergeben habe. Noch dazu hatte Repnin öffentlich bekannt gemacht daß dies mit der Zustimmung Oesterreichs und Englands, so gut wie Rußlands geschehe, und in einem besonderen Rundschreiben, das aber

nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur den sächsischen Behörden bestimmt war, die gänzliche Vereinigung des Landes mit Preußen als bevorstehend angekündigt.

Schon das Datum beweist, daß diese Maaßregel ganz unabhängig von der neuesten Wendung der preußischen Politik war. Sie beruhte in der That auf viel älteren Verabredungen. Schon am 27. September war sie zunächst in einer Conferenz beschlossen worden, zu der sich Stein, Nesselrode, Hardenberg und Humboldt vereinigt hatten; in dem Protocoll dieser Conferenz war zur Bedingung gemacht, daß Sachsen nicht als Provinz, sondern ungetheilt in seiner Gesammtheit erhalten, als eigenes Königreich mit Preußen verbunden, aller Rechte und Vortheile theilhaftig werden sollte, welche die allgemeine Verfassung Deutschlands den preußischen Landen zusichern werde.

Diesem Protocoll waren um die Mitte Octobers erst England, und dann, vorzugsweise auf Castlereagh's Betreiben, auch Oesterreich beigetreten —: doch kam ihnen die Sache, als sie nun zur Ausführung gelangte, höchst ungelegen, denn allerdings hatten namentlich die Diplomaten Englands eine ganz andere allgemeine Lage der Dinge vorausgesetzt, als sie zustimmten. Auch äußerten sie sich gesprächsweise mit nicht geringer Bitterkeit darüber — in amtlicher Form dagegen konnten sie nichts einwenden, denn die Bedingungen des Protocolls waren nicht verletzt — und selbst eine definitive Vereinigung Sachsens mit Preußen von Seiten der preußischen Behörden nicht ausgesprochen.

Die Vertreter der Rheinbund-Staaten, die ganz unbetheiligt waren, und durch keinerlei Rücksichten gebunden, ergingen sich mit um so größerer Heftigkeit gegen Preußen, gegen den Ehrgeiz und die Vermessenheit der nordischen Mächte; ihnen zufolge war es eine neue Rechtsverletzung, eine neue Beleidigung ganz Europa's, daß diese beiden Mächte unter sich über Sachsen verfügten, dessen Schicksal der Congreß — natürlich in seiner Gesammtheit — zu bestimmen habe.

Kam es auch in den allgemeinen Angelegenheiten zuletzt auf die Entscheidung der Großmächte an, so diente die feindselige Stimmung, die in diesen untergeordneten Kreisen herrschte, doch trefflich die Flamme der Zwietracht anzufachen; sie versprach den eigentlichen Gegnern Preußens und Rußlands reichlichere Mittel der Macht — und ganz besonders war sie in Beziehung auf die allgemeine Gestaltung Deutschlands, wie sie Talleyrand im Sinn hatte, von dem größten Werth. Hier war gerade dieser Geist Bedingung des Gelingens.

Neben dieser regen, sogar leidenschaftlich bewegten diplomatischen Thätigkeit hinter den Coulissen, die nur den Eingeweihtesten vollständig

bekannt wurden; — neben den schleichenden Intriguen die durch Geld und andere unsaubere Mittel zu wirken suchten, — und selbst neben dem Geräusch, das die Diplomaten in den gesellschaftlichen Kreisen machten, mit dem sie sich in der Tagespresse an die Oeffentlichkeit wendeten, und die Fragen der Zeit vor dem großen Publicum verhandelten, blieb die formelle, amtliche Thätigkeit des Congresses, der Versammlung als solcher, eine sehr unbedeutende, in der That zunächst ein ganz leeres Scheinwesen.

So änderte es gar nichts an dem Gang der Dinge, daß der eigentliche Congreß, in gewissem Sinn, am 2. November eröffnet wurde. Das Ereigniß blieb in der That beinahe unbemerkt, und das war sehr natürlich, denn diese „Eröffnung" bestand lediglich darin, daß die Vertreter der acht Mächte den Beschluß faßten, die Vollmachten aller zu dem Congreß gesendeten Diplomaten durch einen Ausschuß prüfen zu lassen, sich darüber besprachen, wie die Geschäfte des Congresses an verschiedene, von den Achten ernannte Commissionen zu vertheilen seien, und auf Talleyrand's Vorschlag festsetzten, daß Metternich, als Minister der Macht, bei welcher sich der Congreß versammelt hatte, fortan in der Conferenz der acht leitenden Mächte den Vorsitz führen solle. Beachtenswerth war höchstens nur, daß Talleyrand den Antrag stellte, auch diejenigen Minister, deren Vollmachten bestritten würden, „vorläufig" als Mitglieder des Congresses zuzulassen. Das war ein neuer Versuch, die Vertreter des Königs von Sachsen einzuführen; er wurde indessen abgewiesen. Zu wirklichen Sitzungen wurden aber die Congreß-Gesandten auch nach der Prüfung ihrer Vollmachten nie vereinigt.

Daß dem so war, und nicht anders sein konnte, lag ein für allemal in der Natur der Verhältnisse. Aber auch die Conferenzen des „Comité der Acht", des europäischen Ausschusses, der leitenden Mächte, wurden eine Sache bloßer Form, denn auch diese Central-Behörde des Congresses hatte nichts weiter zu thun, als förmlich fest zu stellen und zu registriren, was außerhalb ihrer Sitzungen, in geheimen Besprechungen und besonderem Schriftenwechsel von Cabinet zu Cabinet beschlossen war. Da vor der Hand noch so ziemlich Alles in der Schwebe und streitig war und blieb, fanden nur sehr wenige Sitzungen statt, und diese wenigen blieben sehr arm an Inhalt. Im Lauf des Monats November beschränkte sich ihre Thätigkeit im Wesentlichen darauf, daß die anderweitig beschlossene Vereinigung der ehemaligen Republik Genua mit Piemont (am 13. und 17. November) in die Form eines Conferenz-Beschlusses gebracht wurde.

Selbst die Denkschriften, die im Lauf der besonderen Unterhandlungen von einem Cabinet an das andere gerichtet wurden, waren hauptsächlich nur der Absichten wegen, die darin angekündigt wurden, wichtig und beachtenswerth; auch der Ton in dem sie gehalten waren, die gereizte, drohende oder versöhnliche Stimmung, die sich in ihnen aussprach, und

der Eindruck, den sie herausfordernd oder beruhigend machen mußten, verdient erwogen zu werden —: weniger was jedes Cabinet an Gründen beibrachte, um seine Forderungen zu rechtfertigen, denn das war natürlich meist in Advocaten-Weise nachträglich, dem bereits feststehenden, davon unabhängigen Entschluß entsprechend zusammen gesucht. Die wirklichen Beweggründe des Handelns waren großentheils von der Art, daß sie nicht öffentlich ausgesprochen werden konnten. — Das dürfen wir nicht vergessen über so manche Darstellung in bändereichen und berühmten Werken, in der die Thatsachen nach den Bedürfnissen eines doctrinairen Systems umgedeutet und zurecht gelegt sind. Wie seltsam nimmt es sich neben dem wirklichen Hergang aus, wenn z. B. in einem solchen Werke die Gründe für und wider die Vereinigung Sachsens mit Preußen hergezählt werden, wie sie sich allenfalls in ganz objectiver Anschauung dem Geist eines einsamen, unbetheiligten Denkers darstellen könnten, und wenn die Erzählung dann voraussetzt, diese Betrachtungen seien auf dem Wiener Congreß nicht allein angestellt, sondern maaßgebend geworden, und hätten entscheidenden Einfluß auf die Politik der Cabinette geübt. Zu Wien, wie überall im Leben, wurde der Lauf der Dinge nicht durch abstracte Doctrin und objective Anschauungen bestimmt, sondern durch die lebendigen Leidenschaften der Menschen und streitende, wohl oder übel verstandene, aber immer sehr reale Interessen.

Diejenige Periode des Congresses, zu der unsere Darstellung nunmehr gelangt ist, förderte übrigens auch ein Paar Denkschriften zu Tage, die theils ausdrücklich an den Congreß als solchen gerichtet waren, theils mittelbar und dem Wesen nach, wenn auch nicht in ausdrücklich ausgesprochener Form, indem sie den sämmtlichen Congreß-Gesandten in Abschriften zugesendet wurden. Sie hatten natürlich am wenigsten thatsächliche Bedeutung, und vermochten am wenigsten wirklichen Einfluß auf den Gang der Dinge zu üben. Eine Rechtsverwahrung namentlich, die der König von Sachsen eingelegt hatte (4. November) und eine Rechtfertigung seiner Politik im Jahre 1813, die er den zu Wien versammelten Staatsmännern zustellen ließ, konnten natürlich nicht mehr Gewicht haben, als man ihnen eben beilegen wollte. — Eine zweite Apologie seines politischen Verhaltens, die ohne alle Unterschrift auf dem Congreß in Umlauf gesetzt wurde, unmittelbar nachdem die Nachricht von der Uebergabe Sachsens an Preußen eingetroffen war, konnte, nicht ihres Inhalts, wohl aber ihres Ursprungs wegen, schon etwas mehr Beachtung verdienen, denn man hatte bald ermittelt, daß sie, von Dalberg und Labesnadière verfaßt, aus der Kanzlei der französischen Gesandtschaft hervorgegangen war.

Jene Unterhandlungen der hervorragenden Mächte unter sich, außerhalb der formellen Thätigkeit des Congresses, von denen die Entscheidung der europäischen Fragen eigentlich abhing, führten inzwischen immer

weiter auseinander, wenn sie auch nicht ganz nach Talleyrand's Wunsch betrieben wurden.

Besonders mehrten sich auch die Berührungen, die den Kaiser Alexander persönlich verletzen mußten. Lord Castlereagh hatte dergleichen, in der neuen Note, in der er (am 6. November) die russische Widerlegung seiner früheren Denkschrift beantwortete, vielleicht zu vermeiden gesucht, so weit er es für thunlich hielt, aber nicht gerade mit Glück. Was er zur Sache sagte, drehte sich im Wesentlichen um den Satz, daß geschlossene Verträge und bestimmte Verpflichtungen durch spätere, nicht vorhergesehene Erfolge nicht aufgehoben würden; der Umstand, daß Oesterreich und Preußen nach anderen Seiten hin ein erweitertes Gebiet erworben hätten, gebe dem Kaiser nicht das Recht, die Verträge von Kalisch und Reichenbach als aufgehoben zu betrachten, und allein, ohne die Zustimmung jener beiden Mächte über das ganze polnische Gebiet zu verfügen. Das Interesse Europa's erheische, daß Oesterreich und Preußen nicht der Abhängigkeit von Rußland verfielen, und deshalb müßten sie eine genügende militärische Grenze gegen Osten haben; der persönliche Charakter des Kaisers könne keine Bürgschaft für dauernde Verhältnisse gewähren, am wenigsten wenn die Lehre aufgestellt werde, daß selbst die feierlichste Gewähr, ein Vertrag wie der von 1797, das Versprechen, nie eine Wiederherstellung Polens zu gestatten, durch den nächsten Krieg aufgehoben wäre. Die Verträge bestünden, und Rußland könne sie nicht einseitig aufheben. — Dann bemühte sich Lord Castlereagh nachzuweisen, daß die geringen Concessionen, die der Kaiser dem österreichischen Staat anbiete, ein Landstrich von sechs Quadratmeilen und der halbe Ertrag der Salzwerke von Wieliczka, nicht genügten, seine zu Reichenbach eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Um so weniger, da der halbe Ertrag der Salzgruben nicht, wie von russischer Seite angegeben worden, drei Millionen Gulden, sondern nur den zehnten Theil dieser Summe jährlich betrage. Das sei ein neuer Beweis, wie vorsichtig der Kaiser sowohl die Berechnungen als die Rathschläge des Verfassers der (russischen) Denkschrift aufnehmen müsse.

Diese Verdächtigung bezog sich natürlich auf den Fürsten Czartoryski. In dem — übrigens auch sehr kühl gehaltenen — Begleitschreiben ließ sich dann Lord Castlereagh angelegen sein, die Person des Kaisers von dem Anwalt und eigentlichen Urheber seiner unberechtigten Ansprüche in Polen, den er nicht nannte, aber in seiner Umgebung voraussetzte, noch bestimmter zu trennen, so daß der Selbstherrscher Rußlands gewissermaßen als ein Verführter erschien.

Auf das Entschiedenste aber mußte sich der russische Kaiser dadurch persönlich beleidigt fühlen, daß der Fürst Metternich, nur einen Tag später (7. November), in einer an den preußischen Staatskanzler gerichteten Note geradezu und in aller Form leugnete, der russischen Regie-

rung in Beziehung auf Polen die Anerbietungen gemacht zu haben, auf die sich Alexander berief. Der bestimmten Erklärung, daß er nie Polen für Sachsen habe aufgeben wollen, war die eben so bestimmte Erklärung hinzugefügt, daß der Kaiser Franz in die Abtretung Sachsens an Preußen gewilligt habe.

Der Kaiser von Rußland war beschuldigt, wissentlich eine offenbare Unwahrheit gesagt zu haben.

Was den sonstigen Inhalt seiner Note betrifft, sollte Metternich bald genug sich selbst widersprechen.

Lord Castlereagh mußte sich nämlich wohl sagen, daß er das übernommene Vermittler-Amt nicht gerade mit Glück verwaltet hatte, — und äußerte jetzt, Preußen müsse die Vermittelung übernehmen, da der Kaiser gegen ihn zu sehr erbittert sei —: zugleich aber ließ er ohne Widerspruch geschehen, was Preußen mehr und mehr nöthigen mußte sich Rußland fester anzuschließen.

In einer Unterredung, die er und Hardenberg (11. November) mit dem Fürsten Metternich hatten, befragte er diesen letzteren über seine Absichten in Beziehung auf Mainz. Der Vertreter Oesterreichs antwortete, Mainz sei den Baiern versprochen, und ohne sich dem bittersten Tadel des Publicums auszusetzen, könne er weder die polnische noch die sächsische Sache aufgeben —: er, der früher beide aufgegeben hatte, und zwar gleichzeitig jede der beiden für die andere! — Jetzt meinte er, daß wenigstens ein Theil von Sachsen mit einer halben Million Einwohnern und der Hauptstadt Dresden dem König des Landes bleiben müsse. Castlereagh widersprach nicht, Hardenberg aber lehnte die Theilung des sächsischen Gebiets ab, wie den Vorschlag, das wichtige Mainz nach Frankreichs Wunsch den Baiern zu überlassen; dagegen erklärte er sich bereit, die Vermittelung mit Rußland zu übernehmen.

Die vorhin erwähnten Forderungen, mit denen Oesterreich vorgeschlagen hatte gemeinschaftlich gegen Rußland aufzutreten, konnte natürlich Preußen nicht mehr zu den seinigen machen, nachdem der König Friedrich Wilhelm den Entschluß ausgesprochen hatte, die Pläne Alexander's in Polen zu unterstützen. Dennoch nahm nun auch Metternich (14. Nov.) vermöge eines amtlichen Schreibens an den Staatskanzler Hardenberg die Vermittelung Preußens in Anspruch. Das Schreiben erwähnte allerdings mit herbem Tadel, daß Preußen jene Forderungen nicht mit vertreten wolle, doch bestand Oesterreich nun selbst nicht weiter darauf; Metternich forderte jetzt den preußischen Minister nur auf, von Rußland eine bestimmte Erklärung darüber zu erwirken, auf welche Grenzen es in Polen bestehe und welche Bürgschaften es für die Erhaltung der Ruhe im Allgemeinen, in dem österreichischen Antheil von Polen insbesondere, bieten könne, wenn das russische Polen eine „Verfassung" erhalte —: dieser Punkt trat nun wieder, ganz in Metternich's eigenstem Geist, als der wichtigste hervor.

Der Fürst Hardenberg hatte vielleicht nicht gehörig erwogen, in welche verwickelte und schwierige Lage er Preußen versetzte, indem er das Amt eines Vermittlers übernahm. Nach den Befehlen, die er zuletzt von seinem König erhalten hatte, konnte seine Vermittelung nur einen der englischen gerade entgegengesetzten Sinn haben. Während Lord Castlereagh als der Wortführer des westlichen Europa gegen den Kaiser Alexander auftreten konnte, war Hardenberg darauf angewiesen, sich mehr als den Anwalt Rußlands Europa gegenüber anzusehen. Während jener seiner Stellung nach zu fordern hatte, daß Rußland seine Ansprüche aufgebe, so weit die Interessen Europa's das zu erfordern schienen, hatte Hardenberg die Ausgleichung darin zu suchen, daß Europa den Ansprüchen Rußlands soviel als irgend möglich nachgab — und Concessionen von Seiten Rußlands konnte er nur nebenher aus Gründen einer in beschränkterem Sinn aufgefaßten Zweckmäßigkeit verlangen, insofern sie als Mittel angesehen werden konnten, das Ziel im Allgemeinen ohne unverhältnißmäßige Opfer zu erreichen. Es war eine undankbare Rolle, in der man Gefahr lief, nach keiner Seite hin zu befriedigen.

Der Gedanke an eine Theilung Sachsens, zuerst von Oesterreich in schwankender Weise als Auskunftsmittel vorgeschlagen — bald dem Anschein nach aufgegeben und dann doch wieder aufgenommen, trat nun immer bestimmter in den Vordergrund. Auch der baierische Feldmarschall Wrede und der hannöversche Staatsmann Graf Münster bemächtigten sich seiner und sprachen mit großem Eifer dafür. Doch hatte gerade diese Maßregel vor allen ihre sehr bedenklichen Seiten, denn gar viele und bedeutende Interessen mußten beeinträchtigt werden, wenn ein Gebiet, das so lange Zeit Ein organisches Ganze gebildet hatte, nach einer nothwendiger Weise willkürlich gezogenen Linie getheilt und auseinandergerissen wurde. Eben deshalb war eine solche Theilung des Landes auch gerade das, was die Bewohner desselben unter allen Bedingungen nicht wünschten oder wollten. Darüber waren die beiden Parteien einig, die sich in Sachsen gegenüber standen —: die deutschgesinnte, deren Vaterlandsliebe sich eben auf das Land bezog, und vorausgesetzt, daß es beisammen blieb, damit zufrieden war, daß es mit Preußen vereinigt wurde —: und die der Zahl nach wohl bedeutend schwächere Hofpartei, für welche die Dynastie vorzugsweise oder selbst ausschließlich Gegenstand der Pietät war; die verlangte natürlich den Glanz des sächsischen Hauses ungeschmälert wiederhergestellt zu sehen.

Auch war man zu Wien keineswegs im Zweifel darüber, daß die Theilung eine weit verbreitete Unzufriedenheit hervorrufen werde; vielmehr zeigte sich bald genug, daß der Vorschlag mit gewissen Berechnungen für die Zukunft im Zusammenhang stehen mochte, und gerade deshalb ge-

macht wurde, weil er die Keime vielleicht unlösbarer Schwierigkeiten in sich zu tragen schien. — Den Großherzog von Weimar, der die Nachtheile auseinandersetzte, welche eine Theilung Sachsens für das Land haben würde, und hinzufügte, entweder müsse es Preußen ganz bekommen, oder der König von Sachsen ganz behalten —: diesen patriotisch gesinnten Fürsten tröstete der Kaiser Franz mit der Versicherung, daß die beschlossene Theilung dennoch das Beste sei; — der Großherzog verstehe das nicht; gerade wenn das Land getheilt werde, komme es am ersten wieder zusammen.

Man hoffte also in Wien vollkommen unhaltbare Verhältnisse zu schaffen, die sich zu Preußens Schaden wieder auflösen mußten. Von Münster wissen wir, daß er Aehnliches im Sinn hatte, und daß Graf Montgelas und der Feldmarschall Wrede in derselben Weise rechneten, möchte wohl am allerwenigsten zu bezweifeln sein.

Talleyrand faßte die Theilungsfrage der Form nach etwas anders auf, indem er sich der Wendung bediente, man könne allenfalls den König von Sachsen auffordern, einen mäßigen Gebietstheil abzutreten. Die Voraussetzung, daß der legitime Eigenthümer des Landes stets dem Recht nach im Besitz desselben geblieben sei, schien so besser und in correcterer Weise gewahrt, als wenn man von Theilung sprach, wie selbst Oesterreich that. Was den französischen Botschafter bestimmte, nicht auf ganz unbedingter Herstellung des Königs von Sachsen zu bestehen, ist in seinem Briefwechsel, so weit er vorliegt, nirgends gesagt. Vielleicht sagte er sich, daß England, zur Zeit wenigstens, für eine so weit gehende Forderung, die jeden Versuch einer Annäherung unmöglich gemacht haben würde, — in geradem Widerspruch mit seinen früheren Aeußerungen, wohl nicht gewonnen werden könne.

Preußen lehnte die Theilung ab, indem es sich auf die Interessen des Landes berief, und bot dem König von Sachsen eine Entschädigung in Westphalen, einen ächt sächsischen kleinen Staat von 350,000 Einwohnern und Münster als Hauptstadt.

Die russischen Staatsmänner äußerten sich ganz in dem Sinn, der durch den Liberalismus ihres Kaisers geboten war; sie erklärten: da nun einmal Jemand verletzt werden müsse, sei ein Unheil, das die Dynastie treffe, jedenfalls dem Unglück des Landes vorzuziehen.*)

Der Kaiser selbst schien fest in seinem Entschluß und wies selbst die Vorstellungen zurück, die seine Schwester, die Großfürstin Catharina, ihm machen wollte, indem er erklärte, seine Ehre sei verpfändet. Da von Rüstungen Frankreichs, von Truppenbewegungen in Oesterreich die Rede war, ließ es auch Rußland an Demonstrationen nicht fehlen; namentlich wurde eine Vermehrung der polnischen Armee angekündigt, eine Maßregel,

*) Karl v. Nostitz's Leben und Briefwechsel, 134.

die geeignet war, am entschiedensten zu beurkunden, daß Rußland nicht gesonnen sei, auf Polen zu verzichten.

Selbst die schleunige Abreise des Großfürsten Constantin, der Wien plötzlich verließ, um nach Warschau zu eilen, wollte man mit den Demonstrationen in Verbindung bringen, durch die Rußland seinen Worten Nachdruck zu geben strebte. Er sollte den Auftrag haben, die polnische Armee durch Neubildungen bis auf 70,000 Mann zu verstärken.*)

Suchte man auswärts, dem großen Publicum gegenüber, eine solche Kunde in Umlauf zu setzen und die unerwartete Entfernung des Großfürsten in anständiger Weise zu erklären, so konnte doch an Ort und Stelle, in Wien, wohl kaum Jemand dadurch getäuscht werden; denn Jedermann wußte, daß der Großfürst Constantin nicht der Mann dazu war, ein Heer zu organisiren — und zudem konnte der wirkliche Grund seiner Abreise, wenigstens für die diplomatischen und Hof-Kreise, wohl kaum ein Geheimniß geblieben sein. Es war einer der Fälle, die in der großen Welt so oft vorkommen, wo eine Fabel, um deren Unwahrheit Jedermann weiß, vermöge eines allgemeinen, stillschweigenden Uebereinkommens, erzählt und angehört und als gültig angenommen wird. Das geschah diesmal besonders mit großer Einstimmigkeit, weil eigentlich alle Betheiligten Ursache hatten, den wirklichen Hergang nicht zur Sprache zu bringen.

Der Grund, warum der Großfürst Wien plötzlich verlassen mußte, ist nämlich durchaus nicht in den höchsten Regionen der Politik zu suchen, sondern in persönlichen Beziehungen. Der österreichische Hof hatte für ihn die Courtoisie gehabt, ihn zum Chef eines Cürassier-Regiments zu ernennen, und zwar des berühmtesten und geehrtesten Regiments der gesammten österreichischen Armee. Es war das Regiment, das den Kaiser Ferdinand II. befreit hatte, als er 1619 in der Burg zu Wien durch die Protestanten belagert war, welches damals „Dampierre-Cürassier" genannt, später von dem berühmten Johann von Werth geführt wurde. Oberst dieser Reiterschaar war zur Zeit ein junger Mann von fürstlicher Geburt, der später zu den höchsten militärischen Ehrenstellen emporgestiegen, eine kurze Zeit über der Stolz und die Hoffnung der österreichischen Aristokratie war. — Der Großfürst Constantin freute sich seines Regiments und ließ es zum Exerciren im Prater ausrücken, ärgerte sich aber, als seine etwas excentrischen Befehle nicht ganz zu seiner Zufriedenheit ausgeführt wurden, und gab dem Obersten nach kurzem Wortwechsel im Angesicht des ganzen Regiments einen Schlag auf die Wange — was der Beleidigte in begreiflicher Ueberraschung hinnahm, ohne sich für den Augenblick zu irgend einer Aeußerung ermannen zu können.

Das Regiment rückte ein und das gesammte Offizier-Corps desselben

*) Pertz, Leben Stein's IV, 208.

eilte sofort mit einer schnell entworfenen Klageschrift in die Burg zu dem Kaiser Franz. Das Regiment sei in der Person seines Obersten beleidigt, hieß es in der Schrift, und bitte um Genugthuung. Der Kaiser suchte die Herren in seiner trockenen Weise zu beruhigen und übersendete die Klageschrift durch einen Adjutanten, ohne mündlich oder schriftlich ein Wort hinzuzufügen, dem Kaiser Alexander. — Diesem, der gern Oesterreich gegenüber durchaus im Recht und auf dem Gebiet der Courtoisie überlegen geblieben wäre, kam natürlich bei der herrschenden Spannung die unverzeihliche Rohheit seines Bruders im höchsten Grade ungelegen, und der Großfürst mußte schon in den nächsten Stunden Wien verlassen, wo seines Bleibens nicht länger sein konnte.

Im Uebrigen fehlte es in Warschau allerdings nicht an Waffengeräusch und selbst nicht an Tagesbefehlen, die den polnischen Fahnen neuen Ruhm in Kämpfen um die Interessen ihrer Nationalität verhießen.

Indessen, so sehr auch der Kaiser Alexander bemüht war, fest und entschlossen aufzutreten, hatte er doch schon durch einzelne Aeußerungen verrathen, daß er, wenn auch vielleicht in Beziehung auf Polen, doch möglicher Weise nicht in dem, was Sachsen betraf, ganz unerschütterlich sein werde.

Er hatte nämlich um diese Zeit ein Gespräch mit dem Feldmarschall Schwarzenberg, der weit kriegerischer gesinnt als Metternich, und dringend aufgefordert, seine Meinung ohne Rückhalt auszusprechen, dem Kaiser erklärte: sein Verfahren gegen Oesterreich sei nicht ganz aufrichtig (loyal); seine Ansprüche seien von der Art, daß sie Oesterreich in Gefahr bringen und einen neuen Krieg, wenn er auch für den Augenblick vermieden würde, doch gewiß in anderthalb oder zwei Jahren herbeiführen würden. „Wenn ich mich nur weniger weit eingelassen hätte!" (Si je m'étais moins avancé!) rief der Kaiser in einem unbewachten Augenblick aus: „aber wie kann ich mich wieder losmachen? Sie sehen selbst, wie die Sachen jetzt stehen, kann ich unmöglich zurück."*)

Das war — nicht volle acht Tage, nachdem er jene bewegte Gefühls-Scene mit dem König von Preußen nicht ohne Kunst herbeigeführt hatte.

Ein Gespräch mit Talleyrand zeigte dann wenig später (14. Nov.) etwas deutlicher, daß er eigentlich nur seine Verpflichtungen in Beziehung auf Sachsen meinte, wenn er bedauerte, sich so weit eingelassen zu haben. Er hatte den französischen Botschafter zu dieser Zusammenkunft zu sich beschieden, und dieser hatte sich nun schon mit den Cabineten von England und Oesterreich auf einen solchen Fuß gesetzt, daß er es als Pflicht behandeln konnte, Castlereagh und Metternich zum Voraus von seinem

*) Revue des deux mondes 1862, III, 377.

Besuch bei dem Kaiser zu benachrichtigen, um jeden Schein des Geheimnißvollen zu beseitigen.

Auf eine einleitende Frage des Kaisers versicherte Talleyrand: sein Standpunkt sei immer derselbe; wolle der Kaiser ein wirklich unabhängiges Polen herstellen, so werde Frankreich ihn unterstützen. Doch ließ er diesen Gegenstand jetzt wie früher sehr leicht fallen; da der Kaiser Alexander einwendete, das sei jetzt nicht an der Zeit, lenkte er mit der Bemerkung ein: Frankreich habe in Polen kein unmittelbares Interesse wahrzunehmen und stehe in dieser Frage nur in zweiter Linie —: in erster aber in Allem, was Sachsen anbetreffe. Die Entscheidung in Beziehung auf Sachsen sei für den König von Frankreich nicht etwa blos der nahen Verwandtschaft wegen eine Familien-Angelegenheit: es handle sich da vielmehr um die Interessen aller Könige — um ein Princip — um die heiligsten Interessen Alexander's selbst, der seinen Ruhm für sich selbst und für sein Reich ungeschmälert zu wahren habe.

Der Kaiser wendete ein: er spreche stets von Principien; es sei auch ein Princip, daß man sein Wort halten müsse! — Talleyrand wußte Rath; er belehrte den Kaiser darüber, daß es Verpflichtungen in verschiedenen Abstufungen gebe; diejenigen, die der Kaiser bei dem Uebergang über den Niemen gegen Europa übernommen habe, müßten alle anderen bei Weitem überwiegen. — Dem Einwurf, daß der König von Sachsen keine Theilnahme verdiene, weil er seinen Verpflichtungen untreu geworden sei, wußte Talleyrand mit der Bemerkung zu begegnen: gegen Rußland habe der König im Frühjahr 1813 gar keine Verpflichtungen übernommen; nur gegen Oesterreich; und Oesterreich klage nicht über seinen Treubruch, sei dagegen von den Plänen Alexander's in Beziehung auf Sachsen in peinlichster Weise berührt. — Auf die Bemerkung, daß doch auch er selbst sich bereit gezeigt habe, unter Umständen einen Theil des sächsischen Gebiets aufzugeben, daß eine Theilung des Landes aber gerade das sei, was die Bewohner am meisten fürchteten, wußte Talleyrand zu erwidern, wenn etwa drei- bis viermalhunderttausend Einwohner abgetreten werden müßten, um Preußen ungefähr neun Millionen Unterthanen zu verschaffen, wie ihm versprochen sei, werde Frankreich zwar, jedoch nur mit Bedauern, und nur aus Liebe zum Frieden, einwilligen; — die Abtretung eines Theils der Lausitz wäre übrigens nicht eigentlich eine Theilung (un démembrement) Sachsens zu nennen, da dieses böhmische Lehen nie organisch mit dem eigentlichen Sachsen vereinigt gewesen sei.

Der Kaiser fragte darauf, indem er den französischen Botschafter fest in das Auge faßte: ob es wahr sei, daß in Frankreich gerüstet werde? — Allerdings, antwortete Talleyrand, doch würden nur so viel Beurlaubte einberufen, als nöthig sei, um das Heer auf dem Friedensfuß vollzählig zu machen; die Nothwendigkeit, die Napoleonische Armee in eine königliche umzugestalten, habe erst die früheren, umfangreichen Entlassungen

und dann die jetzigen Einberufungen herbeigeführt; diese Rüstungen bedrohten Niemanden, doch da ganz Europa in Waffen stehe, habe es nothwendig geschienen, daß auch Frankreich in angemessenem Verhältniß gerüstet sei. Auf eine unmittelbare Frage gab er die Heeresmacht, die dem König von Frankreich zu Gebote stehe, auf 130,000 Mann bei den Fahnen und 300,000 Beurlaubte an.

Der Kaiser sprach die Hoffnung aus, daß die zur Zeit schwebenden Angelegenheiten schließlich zu einer Annäherung zwischen Rußland und Frankreich führen würden, und fragte, wie der König in dieser Beziehung gesinnt sei? — Der König, erklärte Talleyrand, werde nie die Dienste vergessen, die der Kaiser ihm geleistet habe, er werde stets bereit sein, sie anzuerkennen, aber er habe auch Pflichten als Souverain eines großen Reichs, und als Haupt einer der ältesten und mächtigsten Dynastieen Europa's; er könne das sächsische Haus nicht verlassen. „Er will, daß wir, im Fall es nöthig wird, protestiren. Spanien, Baiern, andere Staaten mehr, würden gleich uns protestiren." — (Il veut qu'en cas de nécessité nous protestions. L'Espagne, la Bavière, d'autres états encore, protesteraient comme nous.)

Der Kaiser Alexander schien die erhabenen politischen Grundsätze Frankreichs nicht für ganz unbedingt und unerschütterlich zu halten, denn er schlug dem Vertreter Frankreichs, der Legitimität und des göttlichen Rechts, mit ausdrücklichen Worten „einen Handel" vor — (Ecoutez: faisons un marché!) — „Seien Sie liebenswürdig gegen mich in Beziehung auf Sachsen, ich werde es gegen Sie sein in Beziehung auf Neapel. Ich habe keine Verpflichtungen nach der Seite."

Talleyrand wendete dann auch nicht unbedingt ein, wie seine Haltung im Allgemeinen eigentlich zu fordern schien, daß Grundsätze überhaupt nicht Gegenstand eines Handels werden können, sondern er berief sich nur mittelbar auf das Princip der Legitimität, um darzuthun, daß dieser besondere Handel nicht angenommen werden könne, weil das, was der Kaiser bot, kein Preis sei, da es sich unter allen Bedingungen von selbst verstehe. Die beiden Fragen stünden nicht im Gleichgewicht; — (il n'y a pas de parité entre les deux questions). In Beziehung auf Neapel könne der Kaiser unmöglich etwas Anderes wollen als Frankreich. (Il est impossible que V. M. ne veuille pas par rapport à Naples ce que nous voulons nous-même.)

Nun aber verrieth der Kaiser, daß es ihm eigentlich nicht unlieb gewesen wäre, wenn seine Verpflichtungen in Beziehung auf Sachsen sich auflösen oder einschränken ließen, indem er erklärte: „Nun gut! bewegen Sie Preußen, mir mein Wort zurückzugeben." (Eh bien! persuadez donc aux Prussiens de me rendre ma parole.) — Talleyrand entgegnete, er verkehre sehr wenig mit den Preußen, der Kaiser selbst aber könne sehr leicht das Gewünschte bewirken und sie zufriedenstellen, indem er ihnen

etwas mehr in Polen einräume. „Ein seltsamer Ausweg, den Sie mir vorschlagen!“ bemerkte der Kaiser: „Sie verlangen, ich soll mich selbst berauben, um denen zu geben!“ (Singulier expédient que vous me proposez! vous voulez que je prenne sur moi pour leur donner.)

Das Gespräch, einen Augenblick durch die Kaiserin unterbrochen, die vorübergehend in dem Gemache erschien, endete damit, daß die Hauptpunkte noch einmal kurzgefaßt wiederholt wurden, und da Talleyrand bemerkte, er müsse auf der Erhaltung des Königreichs Sachsen mit einem Gebiet von einer Million sechsmal hunderttausend Einwohnern bestehen (insister) — deutete der Kaiser Alexander zwar an, daß er damit auf Widerspruch in einer bereits entschiedenen Sache bestehe (oui, vous insistez beaucoup sur une chose décidée) — aber Talleyrand bemerkt dazu in seinem Bericht, er habe das Wort „entschieden“ doch nicht in der Weise ausgesprochen, die einen unwiderruflichen Entschluß ankündigt.*)

So hatte es Talleyrand dahin gebracht, daß der Wunsch, eine Annäherung zwischen Frankreich und Rußland eingeleitet zu sehen, zuerst von Seiten Rußlands ausgesprochen wurde, und daß er die Erfüllung an Bedingungen knüpfen durfte; dahin, daß ihm in Beziehung auf Murat und Neapel auch von dieser Seite Anerbietungen gemacht wurden, die er als selbstverständlich in Anspruch nehmen konnte, ohne daß ein Gegendienst verlangt werden dürfe. — Und doch vermied er dabei mit feiner Berechnung jede eigentliche Drohung. Denn wir ersehen nun aus seinem eigenen Bericht, daß er nicht, wie bisher selbst in den besten Darstellungen des Wiener Congresses erzählt wurde, mit der Heeresmacht Frankreichs drohte, die bereit sei, sich allen Anmaßungen, jeder Willkür, jedem Streben nach unberechtigter Oberherrschaft zu widersetzen. Noch hatte Frankreich keine Bundesgenossen; eine so weit getriebene Drohung durfte also nicht gewagt werden, da sie zur Zeit noch in keiner Weise wahr gemacht werden konnte; sie hätte nur gereizt und vor der Zeit einen beleidigten Stolz zu entscheidenden Maßregeln herausgefordert. — So sprach denn auch diesmal wieder Talleyrand, wie früher, nur von einem möglichen Protest Frankreichs, dem sich andere Staaten anschließen würden.

Während der Kaiser Alexander in solcher Weise errathen ließ, daß in Betreff Sachsens unter gewissen Bedingungen doch mit ihm zu unterhandeln sein möchte, blieben auch die vereinten Bemühungen Stein's, Hardenberg's, Pozzo-di-Borgo's, ihn in Beziehung auf Polen zu einiger Nachgiebigkeit zu bestimmen, wenigstens nicht ganz und gar ohne Erfolg.

*) Revue des deux mondes, 1862. III, 373.

Zwar in der Hauptsache blieb er unerschütterlich; die Gefahren, die eine parlamentarische Verfassung in Polen mehr noch für Rußland als für das übrige Europa heraufbeschwören mußte, wollte er nicht beachten, obgleich selbst derjenige seiner Rathgeber, dessen Liberalismus ihm nicht zweifelhaft sein konnte, dessen Einfluß und Bedeutung bei ihm eben um diese Zeit mit jedem Tage wuchs, Capodistrias nämlich, in dieser Beziehung gleich allen Anderen stimmte. In Nebendingen dagegen, in Beziehung auf die Grenzen des neuen Reichs, wies der Kaiser wenigstens jetzt nicht mehr jede Erörterung als ganz unstatthaft von der Hand. Daß seine Nachgiebigkeit sich in sehr engen Grenzen halten würde, war freilich vorherzusehen, denn es lag in dem Wesen der Pläne, von denen er nicht lassen wollte.

Den Grafen Nesselrode hatte der Kaiser Alexander, wenn nicht der Form, doch der Sache nach, mit Unwillen aus seinem vertrauten Rath entfernt, weil er ihn ganz dem Einfluß der Oesterreicher, des Fürsten Metternich und seines Vertrauten Gentz verfallen sah. Die Beantwortung der letzten Denkschrift Castlereagh's konnte ihm daher jetzt noch weniger als früher anvertraut werden, und so war es denn diesmal Capodistrias, der den Auftrag erhielt, im Namen des Kaisers zu schreiben.

Da der Kaiser Alexander empfunden hatte, daß es seine Unbequemlichkeiten mit sich führe, anerkannter Weise, ohne Vermittelung persönlich diplomatische Schriftwechsel zu führen, daß man sich auf diesem Wege auch persönlich verletzenden Berührungen aussetze, war es jetzt sein Wunsch, sich einem solchen unmittelbaren Verkehr mit dem Vertreter Englands zu entziehen. Die Antwort auf Lord Castlereagh's letzte Denkschrift sprach demnach (21. Nov.) vor Allem aus, daß sein Briefwechsel mit dem Kaiser mit dieser letzten Erwiderung geschlossen sein müsse, und verwies den britischen Minister für die Zukunft auf die gewöhnlichen diplomatischen Wege.

Zur Sache wiederholte sie zunächst nur, was bereits früher gesagt worden war: daß nämlich der Gewinn, der einem jeden der verbündeten Staaten in Folge des gemeinsamen Sieges zu Theil werde, den Opfern, die er gebracht, der Ausdauer, die er bewiesen habe, entsprechen müsse. Sie erinnerte dann an die Anstrengungen, die Rußland gemacht habe, und versicherte, daß Rußland seit dem Uebergang über die Oder nicht mehr für sich selbst, nur für die Interessen seiner Verbündeten gekämpft habe, was damals Niemand bestritt, so wenig es auch dem wirklichen Verlauf der Begebenheiten entsprach. Mit dem gewichtigen Anschein der Unwiderleglichkeit schloß sich an diese Erinnerung der Satz: daß weder England noch irgend ein anderer Staat anstehen würde, dem russischen Reich das Herzogthum Warschau zuzugestehen, wenn sich Europa noch in einem Zustand befände, wie der Napoleonische war, und um diesen Preis befreit werden könnte. Ferner suchte dann die Denkschrift darzu-

thun, daß die Vereinigung des ungetheilten Herzogthums mit Rußland im Vergleich sowohl mit den gerechten Ansprüchen dieses Staats, als auch mit den Vergrößerungen, die Preußen, Oesterreich, vor allen aber England durch seinen erweiterten Colonial-Besitz erfahren hätten, eigentlich kaum genüge. Selbst im allgemeinen Interesse Europa's schien dann aber auch die Herstellung Polens unter russischem Schutz nach dieser Darstellung geboten, denn es wurde angedeutet, daß man die Einwohner des Herzogthums Warschau nicht der Verzweiflung überlassen und damit zugleich der Verführung aussetzen dürfe, wenn die Ruhe Rußlands und des gesammten Nordens gesichert sein solle. Nicht erhört, würden die Polen sich dereinst unter fremdem Einfluß erheben.

Was Lord Castlereagh über die Wiederherstellung eines wirklich unabhängigen Polens gesagt hatte, wurde mit überlegener Feinheit abgewiesen. Wenn alle Staaten ihren Eroberungen entsagen und sich in einen früheren, gleichsam ursprünglichen Zustand zurückversetzen könnten, dann, erklärte die russische Denkschrift, würde der Kaiser Alexander der Erste sein, die Erreichung dieses Ziels mit den größten Opfern zu erkaufen. England würde alsdann dem allgemeinen Wohl und der wahren Unabhängigkeit der Völker sehr große Opfer zu bringen haben. Die anderen Staaten schienen aber dazu nicht geneigt und auch England werde diese Opfer wohl nicht bringen; das Gerathenste sei daher, im Interesse der Völker nur das erreichbar Gute zu erstreben.

Auch durch die Wendung, vermöge welcher der Kaiser Alexander einlenkte, konnte sich der Vertreter Englands empfindlich getroffen fühlen. Alexander sagte nämlich: Obgleich es Beispiele gebe, daß ein Staat bei veränderten Umständen Verträge auch einseitig für nicht mehr verbindlich erklärt habe, wie namentlich Großbritannien den Frieden von Amiens, so bleibe doch Rußland den getroffenen Bestimmungen treu, indem es eine freie Berathung eröffne über die Erwerbungen, die es mit Recht zu beanspruchen glaube.

Diese Worte waren, wenn sie auch den eigentlichen Inhalt der Denkschrift bildeten, doch der Form nach nicht der Schluß derselben, sondern etwas unscheinbar der Einleitung eingefügt, so daß es scheinen konnte, als sprächen sie nur das Wesen der bisherigen Haltung Rußlands aus, anstatt eine Wendung seiner Politik anzukündigen —: indessen die Verträge von Kalisch und Reichenbach sammt den Ansprüchen Preußens und Oesterreichs, die aus ihnen hervorgingen, sollten doch nun nicht mehr für beseitigt durch den unerwarteten Erfolg der verbündeten Waffen gelten, und Rußlands Forderungen waren nicht mehr unbedingt; sie waren der Gegenstand einer Unterhandlung geworden.

Nur die Vermittelung Englands lehnte der Kaiser auch jetzt noch ab, und selbst in umfassenderer Weise als früher. Die Dazwischenkunft eines Vermittlers sei wünschenswerth, — so lautete der Schluß — wo sie die

Geister zu nähern diene; wo dies nicht der Fall sei, überlasse man die Parteien besser sich selbst.

Den Verträgen von Kalisch und Reichenbach fremd, gehörte England allerdings nicht zu den „Parteien", und war somit durch diese Wendung, als unberechtigt, aus jeder Betheiligung an den Unterhandlungen über Polen hinausgewiesen.

Der Fürst Hardenberg aber konnte, gerade weil die russische Regierung nur mit Oesterreich und Preußen unmittelbar zu thun haben wollte, sein undankbares Mittler-Geschäft — das übrigens dem Kaiser Alexander nie förmlich als solches angekündigt wurde — mit etwas mehr Aussicht auf Erfolg betreiben.

Zu verlangen, daß Rußland sich auf das rechte Ufer der Weichsel beschränke, wie Lord Castlereagh im ersten Eifer gethan hatte, und selbst Oesterreich einen Augenblick zu wollen schien: dazu fehlte dem Fürsten Metternich jetzt der Entschluß. Was Hardenberg in Oesterreichs Namen wie in dem Preußens fordern sollte, und in einer Unterredung mit dem Kaiser (23. November) als Ausweg und auch in Rußlands Interesse rathsam, wirklich vorschlug, war sehr viel weniger: Oesterreich verlangte für sich den Zamoscer Kreis bis zur Nida, besonders aber Krakau, dessen strategische Wichtigkeit dem österreichischen Generalstab wohl nicht entgangen war, und was sich danach von selbst verstand, den ausschließlichen Besitz der werthvollen, berühmten Salzbergwerke von Wieliczka.

Um diesen Preis wollte das Wiener Cabinet nun wieder darein willigen, daß Polen eine parlamentarische Verfassung erhielte, worin man bisher weit überwiegend, wenn auch mit einigen Schwankungen, das hauptsächlichste Unheil gesehen hatte.

Für Preußen verlangte Hardenberg die Stadt Thorn und die Wartha als Grenze, und der Kaiser, der ihn sehr freundlich aufgenommen hatte, ging wenigstens zum Theil auf diese Forderungen ein. In einer „Erklärung", die wenige Tage später (27. November) erfolgte, zeigte er sich bereit, „Opfer zu bringen", nur machte er es dabei zur Bedingung, daß alle streitigen Fragen, Polen, Sachsen und Mainz betreffend, in Eine Unterhandlung zusammengefaßt würden. Krakau und Thorn sollten für neutral erklärt und zu unabhängigen Freistaaten werden, gleich den Hansestädten. Der Kaiser halte sich verpflichtet, dem preußischen Staat wenigstens die Herstellung in den Zustand von 1805 zu sichern; Sachsen müsse demnach ungetheilt mit Preußen vereinigt, Mainz aber deutsche Bundesfestung werden. Zur Sicherheit des gesammten Deutschlands müsse dieser Waffenplatz von ganz Deutschland bewacht werden; er dürfe nicht von der Politik und den unzureichenden Mitteln des einen oder des andern der Staaten abhängig sein, die den deutschen Bund bilden würden.

Hardenberg wußte in diese Erklärung noch die Bestimmungen ein-

zuschalten, daß Krakau und Thorn unbefestigt bleiben sollten, Mainz vorzugsweise durch Oesterreich und Preußen bewacht werden müsse. Damit mußte er sich endlich zufrieden geben, so gern er auch mehr, namentlich Krakau für Oesterreich erlangt hätte.

In Folge dieser Erklärung schienen sich wenigstens von dieser Seite etwas bessere Aussichten zu zeigen, und man durfte die Lösung der obschwebenden Wirren näher gerückt glauben, denn daß Oesterreich diese Bedingungen annehmen werde, die seinen Forderungen so nahe kamen, schien kaum zu bezweifeln. — Anstatt dessen nahmen gerade in diesem Augenblick die allgemeinen Unterhandlungen, die politischen Verhältnisse im Ganzen eine, wenigstens für den Staatskanzler Hardenberg durchaus überraschende Wendung zum Schlimmeren, die bis dicht an die Schwelle eines europäischen Krieges unter bis zu dieser Zeit vollkommen unerwarteten Bedingungen führte.

Die eigenthümliche Lage, in die Preußen gerathen war, mußte eigentlich um so mehr Bedenken erregen, eben wenn die Angelegenheiten Polens dem Abschluß entgegen gingen, während über Sachsen, und überhaupt über die Herstellung Preußens noch nichts endgültig festgestellt war, und die Ansprüche dieses Staats allein, außer allem Zusammenhang mit den Forderungen der anderen Mächte, zu besprechen blieben. Der Staatskanzler Hardenberg scheint das noch nicht mit genügender Klarheit aufgefaßt zu haben, wenn er auch keineswegs frei von Sorgen über Preußens Lage war. Zunächst beeilte er sich dem Fürsten Metternich den ganzen Hergang mitzutheilen, und wie wenig er selbst durch das Ergebniß befriedigt sei, indem er zugleich die Unterhandlungen über Sachsen (2. December) vermöge einer weitläuftigen, an das österreichische Cabinet gerichteten Verbal-Note wieder aufnahm.

Er deutete darin an, daß Krakau und Thorn doch vielleicht noch für Oesterreich und Preußen zu gewinnen sein werde, wenn man sich anheischig mache, diese Plätze nicht zu befestigen, und daß sich für die Verfassung Polens eine solche Grundlage werde verabreden lassen, daß die Ruhe der Nachbarn und Europa's durch sie nicht gefährdet sei. — Dann hob er hervor, daß Preußen, auch wenn es ganz Sachsen erhalte, nicht in dem Umfang hergestellt sei, den es 1805 hatte, und daß es dadurch in eine sehr ungünstige Lage komme, da Rußland, Oesterreich, Baiern, Holland, Württemberg, Baden, ohne Ausnahme, im Vergleich mit ihrem Länderbestand von 1805 bedeutend vergrößert seien. Er klagte, wie das preußische Gebiet mit ungünstigen Grenzen, vom Niemen bis an die Maas auseinander gezogen sei, den Staat Frankreich wie Rußland unmittelbar gegenüber stelle, und fügte hinzu, daß Preußen um so mehr den Grad von Macht haben müsse, der es in den Stand setze, zu dem

allgemeinen Zweck mitzuwirken. Auch an die Dankbarkeit erinnerte er, die ganz Europa dem preußischen Staat schulde, der die größten Opfer gebracht habe — und aus Allem folgerte er die Nothwendigkeit, das ungetheilte Sachsen mit Preußen zu vereinigen, den König des Landes aber in Westphalen abzufinden. Dabei suchte Hardenberg dann auch noch einmal darzuthun, daß das Recht, über das eroberte Sachsen zu verfügen, nicht zweifelhaft sei. Der jetzt kriegsgefangene König von Sachsen — der schon einmal Warschau und den Kottbusser Kreis aus der Siegesbeute des Jahrs 1807 angenommen — würde auch jetzt kein Bedenken getragen haben, von Napoleon, im Fall des Sieges, einen guten Theil von Preußen als seinen Antheil an der Beute anzunehmen.

Wirklich hatte der König von Sachsen, kaum ein Jahr vorher, durchaus kein sittliches Bedenken bei der beabsichtigten Vernichtung Preußens gehabt, die ihm den Besitz der Mark eintragen sollte: eine Thatsache, vor der wenigstens die tugendhafte Entrüstung über das jetzt seiner Dynastie bereitete Loos verstummen mußte, — wenn sie redlich war!

Da Hardenberg sich redlich, und nicht ganz ohne Erfolg für Oesterreich bemüht zu haben glaubte, mag er nicht wenig erstaunt gewesen sein, als Metternich am Abend desselben Tages ihm mit Vorwürfen antwortete, ihm vorhielt: man hätte von Rußland Alles erhalten können, wenn Preußen im Einverständniß mit England und Oesterreich geblieben wäre. Die Nachwelt werde es nie verzeihen, daß man diese Gelegenheit versäumt habe, Rußland auf angemessene Grenzen zu beschränken.

Mit vollem Recht konnte Hardenberg antworten, daß nur England gleich von Anfang an und mit Bestimmtheit die Beschränkung Rußlands auf die Weichsel-Linie verlangt habe, Oesterreich nicht, — und daß die letzten Forderungen des Wiener Cabinets, die Preußen beauftragt war wo möglich zur Geltung zu bringen, sich in viel engeren Grenzen bewegten — aber damit war der Sache nicht geholfen.

Daß Metternich unmittelbar darauf dem Fürsten Adam Czartoryski mündlich versichern würde, man sei im Ganzen mit der russischen Erklärung über Polen zufrieden, in Betreff Sachsens dagegen müsse man darauf bestehen, daß ein Theil des Landes seinem König zurückgegeben werde —: das konnte Hardenberg allerdings nicht vorhersehen. Daß Metternich's Unzufriedenheit überhaupt nur eine vorgegebene war, die gespielt wurde, um die neue, schon beschlossene und vorbereitete Wendung in der Politik Oesterreichs einzuleiten, die in den Worten an Czartoryski angekündigt wurde, das wußte er nicht zu durchschauen. Aber er war nun lebhaft ergriffen von der ganzen Ungunst der Lage Preußens, die ihm vielleicht jetzt erst vollkommen klar wurde.

Eigentlich mußte er sich sagen, daß die Schwierigkeiten, durch die Preußen sich nunmehr unter allen Verbündeten des Jahres 1813 allein in seinen Ansprüchen gehemmt sah, nicht blos dadurch herbeigeführt wa-

ren, daß sein König ein persönliches Gefühl und eine nur sehr unvollkommen erwiderte Freundestreue zu den bestimmenden Motiven seiner Politik machen wollte —: daß er, der Kanzler selbst, sie großentheils verschuldet habe durch den unverzeihlichen Leichtsinn, mit dem er zu Kalisch, in dem Subsidien-Tractat mit England, zu Reichenbach und in allen späteren Verträgen, Stück für Stück die gewichtigsten Ansprüche Preußens — namentlich die Ansprüche auf die Gesammtheit des Herzogthums Warschau in dem Umfang von 1807, auf die fränkischen Fürstenthümer und auf Ostfriesland aufgegeben hatte, ohne je die anerkannte Anwartschaft auf einen bestimmt bezeichneten Ersatz, oder überhaupt etwas Anderes als ganz allgemein gehaltene Versprechungen dafür zu erhalten; dadurch, daß er auch nach dem Siege den Pariser Frieden unterzeichnet hatte, ohne darin bestimmt ausgesprochenen Ansprüchen Preußens eine eben so bestimmte Anerkennung zu sichern; ohne etwas Anderes auch von dort zurück zu bringen, als immer wieder ganz allgemein gehaltene Versprechungen, die zu nichts Bestimmtem, mithin nach Umständen zu gar nichts verpflichteten.

In wie weit er sich von diesen Dingen Rechenschaft zu geben wußte, ist nicht bekannt geworden. Was wir sehen ist, daß er für den Augenblick den richtigen Maaßstab für die Dinge verloren hatte, und sich, indem er einen Ausweg suchte, zu einem Schritt verleiten ließ, der nicht unglücklicher ersonnen sein konnte. Er schrieb (3. December) an den Fürsten Metternich jenes berühmt gewordene Billet, in welchem er zunächst dessen Vorwürfe in der oben angedeuteten Weise beantwortete, und dann hinzu fügte: „Machen Sie Mittel ausfindig, theuerer Fürst, die Lage der Dinge, worin wir uns unglücklicher Weise befinden, zu Ende zu bringen. Retten Sie Preußen aus seinem gegenwärtigen Zustande. Es kann nicht aus diesem schrecklichen Kampfe, worin es so große und edle Anstrengungen gemacht hat, und zwar ganz allein, in einem beschämenden Zustand von Schwäche hervorgehen, und zusehen wie sie sich alle, alle vergrößern, abrunden, Sicherheit gewinnen, und zwar großentheils durch seine Anstrengungen. Man kann ihm doch mit irgend einem Schatten von Recht nicht zumuthen, daß es ganz allein so schmerzliche Opfer bringe, blos zur Satisfaction der anderen. Eher müßte es von Neuem Alles auf's Spiel setzen."

„Ihr erhabener Monarch, theurer Fürst, ist die Geradheit, die Aufrichtigkeit, die Gerechtigkeit selbst. An ihn appellire ich."

Um die Gemüther Metternich's und des Kaisers Franz für hochherzige Gefühle und eine großartige Gesinnung zu entzünden, führte dann Hardenberg noch einige Verse aus dem „Rheinischen Mercur" an:

„Fleuch Zwietracht, fleuch von unsren Gauen. Weiche
Du Ungeheuer mit dem Schlangenhaar!
Es horste auf derselben Rieseneiche

Der Doppeladler und der schwarze Aar!
Es sei fortan im ganzen teutschen Reiche
Ein Wort, ein Sinn, geführt von jenem Paar,
Und wo der teutschen Sprache Laute tönen,
Erblühe nur ein Reich des Kräftigen und Schönen."

Dieser Versuch, das Herz des Fürsten Metternich zu rühren, nimmt sich um so seltsamer aus, wenn man erwägt, daß es ein bejahrter Weltmann war, der ihn machte. Sich in dieser Weise auf Gnade und Ungnade in die Arme Oesterreichs zu werfen, wäre unter allen Bedingungen ein arger Mißgriff gewesen —: gerade in dem Augenblick aber war es vollends mehr als je am unrechten Ort, denn Metternich und Castlereagh waren zur Zeit bereits ziemlich vollständig dem Einfluß Talleyrand's verfallen. Schon hatte Gentz, der unsaubere Vertraute des österreichischen Kanzlers, die Sprache, welche der Vertreter Frankreich's auf dem Congreß führte, in einem Brief an Dalberg als „noble et correct" gepriesen, und von ihm und seinem Anhang mit einer Art von Begeisterung gesagt: „Dieu les conserve à l'Europe et à la France."

Unter der Leitung des französischen Botschafters hatte sich nun die frühere Politik Englands, mit der es zuerst auf dem Congreß erschien und die es damals sehr entschieden aussprach, in ihr gerades Gegentheil umgewandelt. Oesterreichs Politik, die bis dahin sehr unsicher umher tastete, erhielt eine bestimmte Richtung: Talleyrand wußte sie auf seine Ziele zu lenken.

Was England ursprünglich bezweckte und für die eigentliche Aufgabe des Congresses hielt, war, Rußlands Macht dem Herzen Europa's fern zu halten, und zu diesem Ende die Wiederherstellung Polens unter russischer Oberherrschaft zu verbieten. Die Vereinigung Sachsens mit Preußen wurde an sich gebilligt; nur für den Fall, daß Preußen sich nicht den Bemühungen der übrigen Mächte anschlösse, um jenes eigentliche Ziel der europäischen Politik zu erreichen, wurde angekündigt, daß England alsdann nichts thun würde, um Preußens besondere Interessen zu fördern; daß es sich alsdann in dieser Beziehung passiv verhalten werde. Selbst diese Erklärung, die den Inhalt der Forderungen Preußens gar nicht berührte und vollkommen gelten ließ, sollte nur ein Mittel sein, das Gewicht Preußens für die Lösung seiner Aufgabe zu gewinnen.

Oesterreich schwankte, wie wir gesehen haben, und hätte gern die Erweiterung Preußens sowohl als das Heranrücken Rußlands verhindert.

Jetzt war man in dem Rath Englands, Oesterreichs und Frankreichs bereits dahin gekommen, daß man, gerade umgekehrt, vollständig aufgab und fallen ließ, was anfänglich für die Hauptaufgabe des europäischen Fürstenraths gegolten hatte; — daß man Polen seinem Schicksal und dem Kaiser Alexander überließ; daß man dem Selbherrscher Rußlands ohne weitere Widerrede gestattete, jene Pläne in Polen auszuführen, die

man zuerst als höchst gefahrvoll und drohend für ganz Europa verworfen hatte und bekämpfen wollte —: und das Alles, um alle Energie, über die man gebot, darauf zu verwenden, daß die früher gebilligte Vereinigung Sachsens mit Preußen verhindert werde. Das war nun die eigentliche Aufgabe des Congresses geworden!

Castlereagh's excentrischer Bruder, Lord — ehemals Sir Charles — Stewart ließ Niemanden darüber in Zweifel. Er sprach es offen aus: „man werde sich jetzt bei der polnischen Sache beruhigen, aber desto nachdrücklicher auf der sächsischen Frage bestehen.“*)

Aber warum? — Weswegen? — Was Talleyrand sich dabei dachte, ist klar genug —: aber welche Gründe konnten die Vertreter Englands und Oesterreichs da für sich selbst anführen?

In den Acten jener Tage finden sich hin und wieder Andeutungen, die namentlich über Oesterreichs Beweggründe ein genügendes Licht verbreiten. So sagte unter Anderem Metternich zu dem geschäftigen Gagern: „Was Sachsen anbetrifft, haben wir einen bestimmten Entschluß gefaßt. Oesterreich stellt sich an die Spitze der Mächte, die sich weigern. Zunächst aus einem guten Grunde, nämlich um diese Rolle nicht Frankreich zu überlassen.“ (Quant à la Saxe, nous avons pris un parti positif. L'Autriche se place à la tête des puissances, qui s'y refusent. D'abord pour une bonne raison, afin de ne pas laisser ce rôle à la France.)**)

Das hängt auf das Genaueste mit der Ansicht von den deutschen Angelegenheiten überhaupt zusammen, die im Wiener Cabinet herrschend war, und auf die wir später zurückkommen müssen. Oesterreich dachte seinen Einfluß in Deutschland darauf zu begründen, daß es sich zum Schirmvogt der dynastischen Interessen (im Gegensatz zu den nationalen) machte, und besorgte nun, Frankreich könne dem Hause Habsburg-Lothringen in dieser Richtung den Rang ablaufen, wenn man nicht mit wo möglich noch größerem Eifer als seine Diplomaten für den König von Sachsen in die Schranken trat. Diese Vorstellung, die den Fürsten Metternich schon in der Conferenz vom 5. October erschreckt, und dem Botschafter Frankreichs gegenüber zum Schweigen gebracht hatte, machte es nun auch für Oesterreich zur Hauptaufgabe, die Interessen der sächsischen Dynastie zu vertreten, und man suchte durch die Wärme des Eifers gut zu machen, daß er ein verspäteter war.

Was Castlereagh anbetrifft, so war er von seinen Collegen in England aufgefordert worden, die Interessen dieses Hauses nicht so vollständig fallen zu lassen, als er bis dahin gethan hatte. Die Minister Englands sahen sich in doppelter Weise zu dieser Forderung veranlaßt. Wäh-

---

*) Pertz, IV, 230.
**) Gagern, II, 89.

rend auf der einen Seite einige Mitglieder der unbequemen liberalen Opposition im Parlament, denen jeder Vorwand zur Opposition gelegen kam, mit der in England gewöhnlichen Unkenntniß continentaler Verhältnisse die Bevölkerung des Königreichs Sachsen als eine eigene „Nation" auffaßten, über deren Selbstständigkeit ein Diplomaten-Verein nicht verfügen dürfe, gab auf der anderen der Prinz-Regent (Georg IV.) eine lebhafte Sympathie für das Haus Sachsen, die auf ganz anderer Grundlage ruhte, sehr laut und entschieden zu erkennen. Ihm zufolge hieß es sanscülottischen Grundsätzen nachgeben, wenn man die Interessen der sächsischen Dynastie vernachlässigte, und Englands Aufgabe mußte es sein, die Dynastieen aufrecht zu erhalten. In Wien verlautete, daß er auch persönlich in diesem Sinn an Lord Castlereagh geschrieben habe.*)

Doch müssen wir wohl, um alles Eigenthümliche in Castlereagh's Benehmen zu erklären, auch das Bild zu Hülfe nehmen, das Stein von ihm entwirft.

In einem Brief an Capodistrias**) sagt nämlich Stein: der Minister Englands kündige nicht die Tiefe und Weite des Blicks eines großen Staatsmannes an; er sieht ihn durch Münster und Metternich geleitet, findet an ihm einen kalten Charakter, einen sehr gewöhnlichen Verstand, eine große Unkenntniß der Interessen des Festlandes; — „die größte Mittelmäßigkeit und Furchtsamkeit."

Graf Münster, so oft Castlereagh's Mentor in seiner festländischen Politik, bemühte sich nun auch, ihm einleuchtend zu machen, daß England sich um so fester mit Oesterreich, und selbst mit Frankreich verbinden müsse, je mehr Preußen sich Rußland nähere, und Talleyrand bahnte vollends die Wege, indem er sich in Beziehung auf die Unterdrückung des Negerhandels und das damals bekanntlich äußerst herrische Seerecht Großbritanniens sehr willfährig zeigte.

Lord Castlereagh selbst wußte sein nunmehriges Auftreten, das mit seinem früheren in einem so grellen Widerspruch stand, nicht anders zu rechtfertigen als dadurch, daß er erklärte, es komme in dieser Angelegenheit weniger auf den Grundsatz an, als auf die Nothwendigkeit, der allgemeinen Stimmung der Cabinette und in Europa nachzugeben, welche gegen die Vereinigung Sachsens mit Preußen sei.***) Sein Grund, nicht zu wollen, war also, daß Andere nicht wollten.

Graf Münster wußte wenigstens besser was er wollte und warum. Ein sächsischer Edelmann, Oberst v. Miltitz, setzte ihm die Nachtheile auseinander, die eine Theilung Sachsens für das Land haben müsse. Münster antwortete: das sei gleichgültig; wenn Preußen nicht nachgebe,

*) Karl v. Nostitz Leben und Briefwechsel 138.
**) Pertz IV, 238.
***) Pertz IV, 254.

werde man sich gegen die Besitznahme Sachsens verwahren, eine günstige Gelegenheit abwarten, und einen Krieg anfangen, der mit dem Untergang Preußens enden müsse.*)

Auch der Vertreter des Königs von Sachsen, der Minister Schulenburg, glaubte nun schon wieder mit der Vernichtung Preußens drohen zu dürfen. In solchen Plänen erging sich die sittliche Entrüstung, die es für einen himmelschreienden Frevel erklärte, daß das Recht der Eroberung auf Sachsen angewendet werden sollte, und von Seiten der Rheinbundfürsten, besonders Baierns, wurde natürlich das Feuer geschürt.

Unter diesen Bedingungen erhielt Hardenberg auf sein bewegliches Schreiben an Metternich (10. Dec.) eine Antwort, die auch ihn darüber enttäuschen mußte, was von dieser Seite zu erwarten stand. Selbst die Formen, in denen sie sich bewegte, konnte man in der Absicht zu verletzen gewählt glauben, denn die Freundschafts-Versicherungen für Preußen, mit denen sie etwas überreichlich ausgestattet war, mußten, mit dem Inhalt verglichen, als der bitterste Hohn erscheinen.

Die erste und wichtigste aller Fragen, die in Wien zu lösen wären, sei ohne Zweifel die das Herzogthum Warschau betreffende gewesen, versicherte Metternich, ganz im Sinn der Verhaltungsbefehle, die Talleyrand aus Paris mitgebracht hatte, in dieser antwortenden Note, und fügte dann klagend hinzu: seitdem man aber habe darauf verzichten müssen, sie im allgemeinen Interesse Europa's durch die Wiederherstellung Polens oder eine Theilung des Herzogthums zu lösen, habe Oesterreich seine Forderungen dem Wunsch nach Frieden untergeordnet. Doch müsse es darauf bestehen, daß Krakau und Thorn nicht, zu freien Städten erhoben, unabhängig blieben, da sie als solche stets Heerde neuer Ränke und Unruhen sein würden. Auch auf die Forderung, die Wartha zu Preußens, die Nida zu Oesterreichs Grenze zu machen, kommt die Note zurück, doch ohne sonderlichen Nachdruck; entschieden wird dagegen ausgesprochen, daß die Bestimmungen der Verfassung wegen, die das russische Polen erhalten solle, gemeinschaftlich getroffen werden müßten.

Die Klage darüber, daß die wichtigste Aufgabe des Congresses nicht in der Weise gelöst werden könne, wie das gemeinsame Interesse Europa's eigentlich erheische, enthielt, wie sie hier gewendet war, eine Anklage gegen Preußen, dessen Uebertritt auf die Seite Rußlands nunmehr die Wiederherstellung eines unabhängigen Polens unmöglich gemacht haben sollte. Aber, wie diese Andeutungen auf der einen Seite von der Wahrheit abwichen, indem sie voraussetzten, Oesterreich habe je die Wiederherstellung eines unabhängigen Polens gewollt — unter allen möglichen Combinationen diejenige, welche Oesterreich vorzugsweise nicht wollte —: so blieb auf der anderen unerklärt, warum denn eigentlich Oesterreich,

*) Pertz IV, 242.

England und alle gleichgesinnten Cabinette sich durch die gerügte Wendung in der Politik Preußens gezwungen glaubten, die Interessen Europa's in Polen sofort aufzugeben, während sie sich doch bereit zeigten, es auf einen europäischen Krieg ankommen zu lassen, um die Vereinigung Sachsens mit Preußen zu hintertreiben. — Die Lücke war allerdings nicht allzu schwer auszufüllen, aber doch nur auf eine Weise: es lag die unausgesprochene Hoffnung im Hintergrunde, Rußland zu befriedigen und Preußen zu vereinzeln.

Gegen Preußens Ansprüche in Sachsen sprach sich nämlich Fürst Metternich, in unmittelbarem Zusammenhange mit dieser Willfährigkeit in Beziehung auf Polen, mit einer Bestimmtheit aus, auf die man durch alle seine früheren Aeußerungen keineswegs vorbereitet sein konnte. Der österreichische Kanzler erklärte die Vereinigung Sachsens mit Preußen für vollkommen unzulässig; die Grundsätze des Kaisers Franz, die Familienbande und die Grenz- und Nachbarverhältnisse machten sie unmöglich (s'y opposent). — Fast könnte es dann ein Gegenstand der Verwunderung sein, daß neben diesen verschiedenen Vorwänden, die so leicht durch frühere Aeußerungen Metternich's zu widerlegen waren, auch der wirkliche Beweggrund, durch den sich das Wiener Cabinet vorzugsweise bestimmen ließ, in beinahe naiver Weise angedeutet wird. Die vornehmsten deutschen Staaten seien gegen die Vereinigung, heißt es, und würden sich nur mit Mißtrauen einem Bunde anschließen, der auf eine solche Thatsache gegründet wäre; auch Frankreich widerspreche und könne sich demnach leicht an die Spitze der kleineren deutschen Staaten stellen; dem müsse man zuvorkommen.

Zum Schluß wird dann eine Entschädigung Preußens angeboten, der zufolge ihm nur ein sehr geringer Theil — ungefähr ein Fünftheil — der sächsischen Lande zugefallen wäre. Im Uebrigen sollte diese Entschädigung in Polen und an beiden Ufern des Rheins gesucht werden, und seltsamer Weise ließ sich Metternich in den beigefügten Tabellen sehr bedeutende Rechnungsfehler zum Nachtheil Preußens zu Schulden kommen.

Wenn man sich erinnert, daß Frankreich Preußen nicht zum Nachbar zu haben wünschte, und erwägt, in welcher Weise hier die Pläne Frankreichs in Deutschland berührt sind, könnte es befremden, daß dieses Actenstück amtlich dem Fürsten Talleyrand so gut wie den englischen Diplomaten mitgetheilt wurde.

Vielleicht sollten ein Paar merkwürdige Erklärungen, die der Fürst Metternich in seinem Begleitschreiben an Talleyrand anbrachte, die französische Regierung über diese Punkte beruhigen. Der österreichische Staatskanzler entschuldigte darin gewissermaßen die Haltung seiner Note, indem er sagte, sie habe in solcher Weise abgefaßt werden müssen, daß sie nicht allzu entschieden einen Gegensatz zu den früheren bilde, und forderte dann mit einem gewissen Nachdruck den französischen Botschafter auf, wohl zu

beachten, daß man darin Preußen doch nichts mit Bestimmtheit anbiete, sondern nur andeute, aus welcher Masse seine Entschädigung allenfalls genommen werden könne.

Hardenberg verhehlte weder sein Erstaunen über eine solche Mittheilung, noch seine Entrüstung darüber, daß Oesterreich, nachdem es zuerst unter Bedingungen in die Vereinigung Sachsens mit Preußen gewilligt, dann drei Viertheile der sächsischen Lande angeboten hatte, jetzt mit diesen Vorschlägen hervortrat, ohne daß inzwischen irgend etwas vorgefallen wäre, was eine solche Sinnesänderung rechtfertigen konnte. Er legte seinen ganzen Schriftwechsel mit Metternich seit dem 4. October dem Kaiser Alexander vor.

Der Kaiser von Rußland erklärte wiederholt und entschieden, Preußen solle selbst das Maß seiner Forderungen bestimmen, wie es durch seine Interessen geboten sei, er werde es mit seiner ganzen Heeresmacht unterstützen. Aus dem Briefwechsel gehe Metternich's Absicht hervor, Preußen und Rußland zu trennen. Man müsse nun den Gang der Angelegenheit beschleunigen und sie unter den drei Mächten Rußland, Oesterreich und Preußen erledigen, mit Ausschließung Englands und Frankreichs. Er sprach selbst von einem Ultimatum, das man aussprechen müsse — und noch an demselben Tage (11. Dec.) hatte er die von Hardenberg erhaltenen Papiere dem Kaiser Franz vorgelegt. Dieser, der „die Geradheit, die Aufrichtigkeit, die Gerechtigkeit selbst" war, mißbilligte sowohl gegen den Kaiser Alexander als der Großfürstin Catharina gegenüber das Verfahren seines Ministers dem Anschein nach sehr entschieden, und behauptete von mehreren dieser Schriftstücke, besonders von einem Brief an Lord Castlereagh, gar keine Kenntniß gehabt zu haben. Doch fiel Metternich keineswegs in Ungnade bei seinem Herren; er blieb vielmehr an der Spitze der Geschäfte und fuhr fort, sie ganz in der alten Weise zu leiten.

Wenn auch, gleich seinem Kaiser, wie es scheint, etwas betroffen, verdoppelte er sogar seine Anstrengungen, nicht sowohl Rußland und Preußen, als Rußland von Preußen zu trennen, und dieses letztere, gegen das die Angriffe jetzt ausschließlich gerichtet waren, Oesterreich und allen sonstigen Gegnern gegenüber, vollständig zu isoliren. Den Fürsten Hardenberg suchte er zu überreden, seine letzte Note — die er inzwischen amtlich den Gesandten Englands und Frankreichs mitgetheilt hatte — sei keine amtliche, sondern nur eine vertrauliche gewesen; man könne allenfalls auch etwas mehr von Sachsen oder von Polen verlangen. Tags darauf aber (14. Dec.) bemühte er sich persönlich zu dem Kaiser Alexander, um Hardenberg bei diesem als Feind Rußlands zu denunciren. Als Beweis übergab er eine Denkschrift aus der Zeit vor dem sechsten November, worin der preußische Minister darzuthun suchte: man dürfe jetzt nicht feindliche Maßregeln gegen Rußland nehmen; es sei rathsamer,

jetzt nachzugeben, und die Sicherheit Europa's gegen mögliche Unternehmungen Rußlands darin zu suchen, daß man sich selbst für die Zukunft in den Stand setze, ihnen zu widerstehen.

Preußens Verlangen, die sächsischen Lande zu erwerben, sollte auf diese Weise als feindlich gegen Rußland gewendet, als eine Vorbereitung zum Kampf mit Rußland erscheinen, und geheimnißvoll andeutend, fügte Metternich hinzu, daß er noch mehrere Schreiben Hardenberg's besitze, von denen er keinen Gebrauch machen dürfe, da sie die Geheimnisse eines Dritten enthielten. Also des Königs von Preußen, wie man wohl verstehen sollte?

Diese Schritte hatten aber nicht den gewünschten Erfolg; der Kaiser Alexander zeigte sich vielmehr auf das Aeußerste empört, und nannte, was Metternich wahrscheinlich blos für diplomatische Feinheit hielt, ganz unumwunden einen Act der Treulosigkeit. Er erklärte, mit einem so unzuverlässigen Menschen nicht mehr unterhandeln zu wollen; nur unmittelbar mit dem Kaiser von Oesterreich selbst wolle er fortan verkehren. Er verbot selbst den Mitgliedern seiner Familie, einem Fest beizuwohnen, das der Fürst Metternich um diese Zeit in seinem Hause gab, und ließ sich durch seinen Zorn in dem Grade beherrschen, daß er ihn sogar gegen seine Schwester, die Großfürstin Catharina, mit einem mehr als derben Schmähwort bezeichnete. (Je vous défends d'aller chez ce b . . . . .)

Von dieser Seite so entschieden zurückgewiesen, konnte Metternich sich damit trösten, daß seine „vertrauliche" Denkschrift dagegen bei dem Vertreter Frankreichs die erfreulichste Aufnahme fand.

Talleyrand glaubte nun immer zuversichtlicher auftreten zu können, und die Art, wie er sich in seiner Antwort an Metternich (19. Dec.) über dessen Mittheilungen äußerte, ist in mehr als einer Weise beachtenswerth.

Der Botschafter Frankreichs glaubt dem österreichischen Kanzler zum Voraus versichern zu können, daß dessen neueste Vorschläge Ludwig's XVIII. unbedingten Beifall haben würden, denn sie stimmten durchaus zu den Instructionen der französischen Gesandtschaft. Salbungsvoll wird von Neuem hervorgehoben, daß Frankreich, uneigennützig und großmüthig, für sich selbst gar nichts verlange, und nur wünsche, daß das Werk der Restauration in ganz Europa vollendet werde, wie es im Reich der Bourbons vollendet sei; daß überall der Geist der Revolution verschwinde; daß jedes legitime Recht geheiligt werde, und daß jedes ungerechte Beginnen seine Verdammung und ein ewiges Hinderniß in der Anerkennung jener Principien finde, deren verderbliche Verleugnung eben die Revolution gewesen sei. — Die Herstellung jedes legitimen Rechts und des europäischen Gleichgewichts, wie der Pariser Frieden beides verheißen habe sei die Aufgabe Frankreichs.

Talleyrand kommt noch einmal auf Polen zurück, doch nur um leicht

wenn auch klagend, darüber hinzugehen, daß die Umstände nicht gestatteten an die Wiederherstellung dieses Reichs zu denken. Er sagt sich förmlich los von jedem eigenen Antheil an den polnischen Angelegenheiten, da es sich dort nur noch um die Abgrenzung der verschiedenen Antheile handle, die weder für Frankreich noch für Europa ein hervorragendes Interesse habe; es bleibe ihm in dieser Beziehung nur der Wunsch, daß Oesterreich befriedigt werden möge. Um so mehr sei die Frage, Sachsen betreffend, die erste und wichtigste aller dem Congreß vorgelegten geworden; in den Verfügungen, die man in Beziehung auf dieses Königreich habe treffen wollen, seien die Principien der Legitimität sowohl, als die Grundlagen des Gleichgewichts auf das Aeußerste gefährdet.

„Um diese Verfügungen als gerecht anzuerkennen, müßte man für wahr halten: daß über Könige Gericht gehalten werden könne; daß sie von demjenigen gerichtet werden können, der sich ihrer Besitzungen bemächtigen will; daß sie verurtheilt werden können, ohne gehört worden zu sein, ohne daß sie sich hätten vertheidigen können; daß in ihre Verurtheilung ihre Familie und ihre Völker nothwendiger Weise mit einbegriffen seien; daß die Confiscation, welche alle civilisirten Nationen aus ihren Gesetzbüchern verbannt haben, im neunzehnten Jahrhundert durch das allgemeine Recht Europa's geheiligt werden muß, da die Confiscation eines ganzen Königreichs wahrscheinlich wohl weniger gehässig ist, als die einer einfachen Hütte; daß die Völker keine selbstständigen, von denen ihrer Souveraine unterschiedenen Rechte haben, und dem Vieh eines Meierhofs gleichgestellt werden können u. s. w."

Dann aber läßt sich Talleyrand auch angelegen sein, alle Besorgnisse zu beschwichtigen, die Frankreichs Verhältniß zu Deutschland erwecken konnte, und zwar indem er von dem Gleichgewicht in Europa und Deutschland spricht.

Das Gleichgewicht sei gestört, meint er, wenn Preußen durch ganz Sachsen vergrößert werde, denn dieser Staat erhalte dann eine ganz unverhältnißmäßige Angriffsmacht gegen Böhmen; besonders aber sei das Gleichgewicht alsdann dadurch gestört, daß inmitten des deutschen Staaten-Körpers (du corps germanique) für eines der Mitglieder eine Angriffsmacht geschaffen wäre, die ganz außer allem Verhältniß mit der Widerstandsmacht der übrigen Staaten stände. Diese würden demnach in beständiger Gefahr schweben und genöthigt sein, auswärts Hülfe zu suchen, und dadurch wäre die Widerstandsmacht aufgehoben, die das Ganze dieses Staaten-Körpers im europäischen Gleichgewicht haben müsse und nur durch die Einigkeit seiner Mitglieder unter sich haben könne.

Diese Gefahr soll für beseitigt gelten, wenn Preußen innerhalb gewisser Grenzen zurückgehalten wird. Natürlich ist diese ganze Auseinandersetzung an sich eine sehr lahme. Daß Oesterreich jedenfalls jedem der

kleineren deutschen Staaten nach einem viel größeren Maßstab überlegen blieb als Preußen; daß die deutschen Staaten wohl in den Fall kommen konnten und schon sehr oft in den Fall gekommen waren — fremde Hülfe gegen Oesterreich in Anspruch zu nehmen: das mußte in diesem Zusammenhang mit Stillschweigen übergangen werden. Aber Talleyrand's Worte sollen auch nur sagen: Frankreich wünscht in seiner anspruchslosen Redlichkeit gar nicht, daß die kleinen deutschen Staaten seinen Schutz anrufen, und so liefern sie den Beweis, daß er die betreffenden Andeutungen in Metternich's Denkschrift wohl bemerkt hatte und die Beweggründe errieth, die Oesterreich bewogen, sich an die Spitze der Beschützer Sachsens zu stellen.

Zum Schluß erklärt Talleyrand, man müsse nicht fragen, welchen Theil seiner Länder Preußen dem König von Sachsen zurückgeben wolle, denn das heiße die Begriffe der Vernunft und des Rechts geradezu umkehren. Man müsse im Gegentheil fragen, was der König von Sachsen abtreten werde, und da scheine in den Vorschlägen Metternich's das rechte Maß getroffen. Preußens Ansprüche zu beseitigen, hofft endlich Talleyrand auch auf den Einfluß des Kaisers von Rußland, auf Alles, was man von dessen erhabenem Charakter erwarten dürfe.

Stein hatte sich auf die Worte der Völkerrechts-Lehrer Hugo Grotius und Vatel berufen, um darzuthun, daß Staaten ganz erobert werden können, besonders auf den Satz des Letzteren: daß Provinzen durch die Eroberung Eigenthum des Eroberers werden, die Acquisition aber erst durch Cession Seitens des bisherigen Besitzers, oder durch die gänzliche Unterwerfung und das Aufhören des Staats, dem sie bis dahin angehört haben, vollendet werde. Talleyrand dagegen behandelte die sächsischen Lande ganz einfach als das Vermögen der regierenden Familie, indem er von Confiscation sprach. Was er daneben von den selbstständigen Rechten des Volks sagt, ist ein müßiger Schmuck, der weder in diesen Zusammenhang paßt, noch auf einen Congreß, der ohne alles Bedenken über ganze Staaten, wie die ehemaligen Republiken Genua und Venedig, verfügte, ohne entfernt an ihre Herstellung zu denken, und auf dem gerade England, Oesterreich und Frankreich am allerwenigsten geneigt waren, nach dem Willen der Völker zu fragen. — Auch geht er darauf nicht weiter ein, und aus Gründen, denn gerade sächsische Staatsbürger hatten ihm gleich allen Anderen zur Genüge auseinander gesetzt, daß die Interessen des Landes eben durch die vorgeschlagene Theilung auf das Empfindlichste verletzt würden.

Nicht weniger belehrend ist es, wie Talleyrand sich gegen Lord Castlereagh schriftlich über die österreichischen Vorschläge vernehmen ließ, mit welchem Tact seine Aeußerungen nach dieser Seite, sowohl auf die überschwenglich reactionaire Gesinnung der englischen Staatsmänner berechnet sind, als darauf, seinen eigenen Zwecken gegen Murat näherzukommen.

„Das große und letzte Ziel, das Europa erstreben muß, das einzige, welches Frankreich sich steckt, ist die Revolution zu schließen und so einen wirklichen Friedenszustand zu gründen," sagte Talleyrand.

„Die Revolution war ein Kampf einander entgegengesetzter Principien. Die Revolution schließen, das heißt diesen Kampf beendigen, was nicht anders geschehen kann, als durch den vollständigen Triumph derjenigen Principien, zu deren Vertheidigung sich Europa gewaffnet hat."

„Der Kampf fand zuerst zwischen den republicanisch genannten und den monarchischen Principien statt. Nachdem die unbesiegbare Natur der Dinge diese letzteren siegreich erhoben hatte, entspann sich der Kampf zwischen den revolutionairen Dynastieen und den legitimen. Diese haben gesiegt; aber noch nicht vollständig. Die revolutionairen Dynastieen sind verschwunden, außer Einer." (Murat natürlich; Bernadotte wird mit Stillschweigen übergangen.) — „Die legitimen Dynastieen sind hergestellt, aber Eine ist bedroht. Die Revolution ist also noch nicht beendigt. Was muß geschehen, damit sie geendigt sei? — Daß das Princip der Legitimität ohne Einschränkung triumphire; daß der König von Sachsen und sein Königreich erhalten bleiben, und das Königreich Neapel seinem rechtmäßigen Herren zurückgegeben werde."

„Sonst bestünde fortwährend die Revolution und der Kampf wäre nicht beendigt; der Pariser Vertrag und die Arbeiten des Congresses hätten ihn nur zeitweilig unterbrochen; es bestünde nur ein Waffenstillstand und kein Friede!"

Eine neue Denkschrift Hardenberg's, die erst dem Kaiser Alexander mitgetheilt und dann (20. Dec.) in etwas veränderter Fassung — natürlich mit Uebergehung Talleyrand's — dem Fürsten Metternich und Lord Castlereagh zugesendet wurde, berief sich auch, und mit größerem Nachdruck, als Talleyrand gethan hatte, auf die Interessen der Völker, um jede Theilung Sachsens abzulehnen, und versprach zu Oesterreichs Beruhigung, daß Dresden nicht befestigt werden solle.

Bestimmt verlangte Preußen wiederholt, daß Mainz Bundesfestung werde. Aber als gelte es einen Beweis, daß Staatsmänner von Fach mitunter auf recht widersinnige Abwege gerathen, wenn sie Auswege suchen, wurde zum Schluß vorgeschlagen, den König von Sachsen etwas reichlicher zu versorgen, als bisher beabsichtigt war; anstatt des früher angebotenen Gebiets in Westphalen, sollte er jetzt ein doppelt so großes mit 700,000 „Seelen" auf dem linken Rheinufer erhalten. Coblenz, Bonn und Trier sollten dazu gehören. — Es war gewiß ein großes Unheil für Deutschland, wenn dieser Plan zur Ausführung kam; wenn eine den neuen Zuständen feindlich gesinnte Dynastie an die Marken des Vaterlandes versetzt wurde. Und selbst abgesehen von den politischen Neigungen dieser Dynastie, war es gewiß nicht das rechte Mittel, die Deutschen des linken Rheinufers auch der Gesinnung nach für das gemein-

same Vaterland zu gewinnen, daß man sie der Kleinstaaterei verfallen ließ. So ist denn auch dieser Plan ein Beweis — wenn es dessen noch bedürfte — daß dem Fürsten Hardenberg doch in gar mancher Beziehung der Blick für die gemeinsamen Interessen Deutschlands und für die werdende Zeit fehlte.

Auch der Kaiser Alexander suchte zu thun, was er nach seiner Meinung irgend konnte, um dem entschiedenen Bruch vorzubeugen, oder doch, wenn er dennoch erfolgte, vollkommen gerechtfertigt dazustehen. Schon hatte er sich bereit erklärt, um den Wiener Hof ganz zufriedenzustellen, anstatt des verlangten Zamoscer Kreises, dessen Abtretung die Vertheidigung des Herzogthums Warschau schwierig machen konnte, den Tarnopoler Kreis mit 400,000 „Seelen", wie man damals zu sagen beliebte, den Oesterreich ihm 1809 abgetreten hatte, jetzt zurückzugeben. Bald darauf ließ er in seinem Cabinet eine Reihe vorläufiger Artikel entwerfen, von denen die weiteren Unterhandlungen ausgehen sollten, die aber in dem jenseitigen Lager großes Mißfallen erregen mußten, sobald sie dort bekannt wurden, da der Liberalismus Alexander's sich allerdings sehr deutlich in ihnen aussprach.

Dem österreichischen Kaiserstaat wurde darin außer dem Tarnopoler Kreis auch die Hälfte der Salzwerke von Wieliczka versprochen; Preußen sollte die Prosna als Grenze erhalten; wie früher, wollte der Kaiser auch jetzt Krakau und Thorn zu Republiken erklären, das Herzogthum Warschau als constitutionelles Reich seinem Scepter anvertraut wissen; außerdem aber forderte er mit großem Nachdruck, daß den polnischen Provinzen, die Oesterreich verblieben, die Preußen erhalten sollte, landständische Verfassungen verliehen würden; in Deutschland, außer der Vereinigung ganz Sachsens mit Preußen, auch die Vereinigung des Ganzen zu einem Bundesstaat, und parlamentarische Verfassungen für alle einzelnen Staaten. Endlich war es nunmehr von Seiten Rußlands wie Preußens eine stehende Forderung geworden, daß Mainz nicht Baiern anvertraut, sondern Bundesfestung werde.

Wurden diese Artikel auch nicht sofort den Gegnern mitgetheilt, so kannte man doch im Allgemeinen die laut ausgesprochenen Absichten des Kaisers, und sein Verlangen, „revolutionaire" Grundsätze im europäischen Staatsrecht durch alle Mittel zu thatsächlicher Geltung zu bringen; man wußte, daß der Kaiser Alexander zu gleicher Zeit mit dem lebhaftesten Eifer bemüht war, seinen Schwager, den Großherzog von Baden, dahin zu bringen, daß er seinem Lande eine parlamentarische Verfassung verleihe.

Da man auf diese Weise hier und dort gerade entgegengesetzte Zwecke verfolgte, gewann es von Tag zu Tage mehr den Anschein, als solle der Zwist durch die Waffen geschlichtet werden.

Gegen die schöne und geistreiche Lieblingsschwester Alexander's, die Großfürstin Catharina, die zwischen ihm und ihrem Bruder zu vermitteln

suchte, hatte der Kaiser Franz wiederholt geäußert, sein Gewissen gestatte ihm nicht, so gegen den König von Sachsen zu verfahren, wie ihm zugemuthet werde: dasselbe zarte Gewissen, das Cobentzl's und Thugut's stets und überall begehrende Politik geleitet, das ihn selbst in den Tagen jugendlicher Romantik, im Jahr 1793 z. B., nicht abgehalten hatte, das Gebiet eines neutralen Staats, der Republik Venedig, als Preis für die Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich zu verlangen, das sich auch seitdem vielfach an ähnlichen Plänen erfreut hatte!

Jetzt erklärte er im Gespräch mit den Abgeordneten der ehemaligen Reichs-Ritterschaft: „Der König von Sachsen muß sein Land wieder haben, sonst schieße ich!" —

Nicht weniger entschieden sprach sich der Kaiser Alexander aus, nun, da es ihm nicht gelungen war, Talleyrand zu gewinnen, auch über Frankreich; er gefiel sich darin, nachzuweisen, wie ungemein schwierig die Lage der Bourbons in Frankreich sei, und wie sie selbst ihre Stellung durch Thorheiten und Fehler jeder Art vollends verdorben hätten. Eine so im eigenen Lande in Frage gestellte Regierung könne, fügte er hinzu, ihren etwanigen Verbündeten keinen großen Zuwachs von Macht zubringen. Mehr als je trug er seine Freundschaft für Eugen Beauharnais, der in den Sälen der Wiener großen Welt unter seinem besonderen Schutz erschien, geräuschvoll zur Schau, und man hörte ihn rügen, daß die Bourbonische Regierung der Stieftochter Napoleon's, der Herzogin von St. Leu nicht mit genügender Rücksicht begegne; daß sie den bestehenden Verträgen untreu werde, indem sie dem nach Elba versetzten Napoleon selbst das ausbedungene Jahrgeld nicht pünktlich zahle.

Auch beschränkte sich der Kaiser von Rußland keineswegs blos auf solche Demonstrationen. Da Frankreich nicht zu gewinnen war, wollte er von Neuem versuchen, Englands Politik in andere Bahnen zu leiten, und wenn es zum Theil durch parlamentarische Mittel geschehen müßte. Der russische Gesandte in London, Graf Liewen, erhielt den Auftrag nicht nur das englische Ministerium über die wirkliche Lage der Dinge auf dem Festlande Europa's aufzuklären, sondern sich auch mit der parlamentarischen Opposition und der Presse in Verbindung zu setzen, und beide, wo möglich, gegen die auswärtige Politik der Regierung in Bewegung zu bringen.

Preußische Staatsmänner äußerten, die Bourbons schienen zu vergessen, daß die Verbündeten Napoleon vom Thron gestoßen hätten, daß der Rheinbund aufgelöst sei, und Frankreich, die Fürsten die ihm ehemals angehörten, nicht mehr als Protector zu vertreten habe.

Talleyrand, der seinerseits den kaiserlichen Liberalismus Alexander's mit den beißendsten Witzworten verfolgte, glaubte nun den rechten Augenblick gekommen. Er suchte Lord Castlereagh begreiflich zu machen, daß man nicht zum Ziele kommen werde, wenn man nicht damit anfange

die Rechte des Königs von Sachsen in amtlicher Form ausdrücklich anzuerkennen, und schlug, in vertraulichem Gespräch, als das sicherste Mittel des Gelingens, eine besondere „Convention" zwischen England, Oesterreich und Frankreich vor.

Lord Castlereagh vermochte sich nicht sofort zu der Kühnheit dieses Gedankens zu erheben. „Eine Convention!" rief er aus: „Sie schlagen mir also ein Bündniß vor?" — Eine solche Convention sei nicht nothwendiger Weise ein Bündniß, entgegnete Talleyrand, aber wenn man ein Bündniß daraus machen wolle, habe er, von seiner Seite, gar nichts dagegen. — „Aber ein Bündniß setzt einen Krieg voraus, oder kann dazu führen," war Castlereagh's Bedenken: „und unser Auftrag ist, alles Mögliche zu thun, um den Krieg zu verhüten." — Dazu müsse man auch alles Mögliche thun, belehrte Talleyrand: nur nicht die Ehre, die Gerechtigkeit und die Zukunft Europa's aufopfern. — Ein Krieg würde aber in England sehr ungern gesehen werden. — Er würde im Gegentheil populär sein, wendete Talleyrand ein, wenn man ihm ein großes Ziel von europäischem Interresse gebe. — Welches? — „Die Herstellung Polens!"

Castlereagh meinte: „noch nicht!" — „Ich hatte übrigens," meldet Talleyrand in seinem Bericht an Ludwig XVIII., nur um zu sehen, wozu er sich in einem gegebenen Fall wohl entschließen würde, dem Gespräch diese Wendung gegeben" — er kam auf das zurück, worum es sich wirklich handelte, indem er hinzufügte, es sei gleichgültig, in welcher Form die Rechte des Königs von Sachsen anerkannt würden, ob durch eine Convention — durch Noten — oder durch ein von den Vertretern der drei Mächte unterzeichnetes Protocoll; das sei gleichgültig, wenn es nur geschehe. Castlereagh wich diesmal noch aus, indem er antwortete: „Oesterreich hat die Rechte des Königs von Sachsen anerkannt; Sie haben sie amtlich anerkannt (officiellement) — ich erkenne sie laut an (hautement) —: ist der Unterschied wohl so groß, daß er einen Act nöthig machen könnte, wie Sie ihn verlangen?"

Man trennte sich mit dem Beschluß, daß England die Bildung einer „statistischen Commission" beantragen sollte, deren Aufgabe es wäre, genaue Angaben über alle Gebiete zusammen zu stellen, die zur Verfügung standen, und dadurch den Unterhandlungen über die Vertheilung eine sichere Grundlage zu geben. Eine jede der großen Mächte sollte einen Bevollmächtigten dazu abordnen.

Die Commission wurde wirklich gebildet; die Art aber, wie Talleyrand seinen Famulus Dalberg als französischen Bevollmächtigten hineinbrachte, ist wieder sehr bezeichnend für sein ganzes Auftreten, den Diplomaten gegenüber, die sich ihm anvertrauten, und für den Grad von Achtung den ihm solche Leute einflößten.

„Den anderen Morgen", berichtet er selbst seinem König, „sendete

er — Lord Castlereagh — seinen Bruder Lord Stewart zu mir, um mir sagen zu lassen, daß Alle in die Bildung der Commission willigten, und daß man keine andere Einwendung erhebe, als nur, daß man sich der Zuziehung eines französischen Bevollmächtigten zu derselben widersetzte. „Wer widersetzt sich?" fragte ich lebhaft; er sagte mir: „nicht mein Bruder." — „Nun wer denn?" fragte ich wieder. Er antwortete zögernd: „nun es sind" — und stotterte am Ende das Wort: „die Verbündeten" heraus. Bei diesem Wort verlor ich alle Geduld, und ohne in meinen Aeußerungen das Maaß zu überschreiten, innerhalb dessen ich mich halten mußte, legte ich in den Ton meiner Stimme, mehr als Wärme, mehr als Heftigkeit (plus que de la chaleur, plus que de la véhémence). Ich entwarf ein Bild des Benehmens, das Europa unter Umständen wie die gegenwärtigen, von den Gesandten einer Nation wie die englische, habe erwarten dürfen, ging dann auf das über, was Lord Castlereagh nicht aufgehört hat zu treiben seit er in Wien ist, sagte daß sein Benehmen nicht unbekannt bleiben werde, daß man es in England beurtheilen werde, wie es verdiene, und ließ die Folgen durchsehen, die das für ihn persönlich haben werde. Ich behandelte dann auch Lord Stewart, wegen seiner Hingebung für Preußen, nicht weniger strenge (pas moins sévèrement) und erklärte endlich, wenn sie noch immer die Leute von Chaumont sein, noch immer Coalition spielen wollten (s'il voulaient toujours faire de la coalition), sei Frankreich es der Sorge für seine eigene Würde schuldig, sich ganz von dem Congreß zurück zu ziehen, und wenn die besprochene Commission gebildet werde, ohne daß man einen französischen Bevollmächtigten dazu berufe, werde der Gesandte Eurer Majestät nicht einen Tag länger in Wien bleiben."

„Lord Stewart lief bestürzt und sichtlich beunruhigt zu seinem Bruder."*)

So behandelte der Gesandte der ohnmächtigen Bourbons die Vertreter des stolzen und mächtigen Englands, und so ließen sie sich von ihm behandeln! Theils überredet von ihm, theils durch solche Scenen aus aller Fassung und Haltung heraus geschreckt, thaten sie vielfach seinen Willen! —

Bei der herrschenden Stimmung, und da die Absichten so weit auseinander gingen, war kaum zu erwarten, daß die besonderen Conferenzen, zu denen in den letzten Tagen des Jahres die Vertreter der vier, in dem großen Kampf gegen Frankreich verbündeten Großmächte zusammen traten, die Unterhandlung über Sachsen einer schnellen Lösung entgegenführen würden. Die Wendung aber, die sie wirklich gleich in der ersten Sitzung (29. December) nahmen, war gewiß für mehr als Einen der Betheiligten in hohem Grade überraschend.

---

*) Revue des deux mondes 1862, III, 379.

Die Grafen Rasumowsky und Capodistrias, Hardenberg und Wilhelm v. Humboldt, Metternich und Wessenberg, endlich Lord Castlereagh, waren die Staatsmänner, die sich zu diesen Conferenzen versammelten. Nesselrode, zur Zeit bei seinem Kaiser nicht zum Besten angeschrieben und ohne Einfluß, blieb auch hier ausgeschlossen.

Da alle früheren Pläne bereits abgewiesen waren, und keine anderen vorlagen, mußten die oben erwähnten letzten Vorschläge Hardenberg's die Grundlage bilden, von der die Unterhandlungen auszugehen hatten. Der Fürst Metternich suchte sie aber im Gegentheil ganz zu umgehen, und vor allen Dingen veränderte Verhältnisse für die Berathung überhaupt herbeizuführen, die ihm die entschiedenste Stimmenmehrheit im Rath gesichert hätten. Er eröffnete demgemäß die Sitzung mit einem Vortrag über die verschiedene Natur der abzuhandelnden Fragen, und erklärte die sächsische für eine europäische, die nur mit Zustimmung aller großen Mächte und des Königs von Sachsen selbst entschieden werden könne. Das hieß nicht nur die Berufung Talleyrand's verlangen, sondern auch die eines sächsischen Ministers; ja es hieß noch weit mehr: es hieß die Ansprüche Preußens zum Voraus vollständig vereiteln wollen, indem die Entscheidung dem König von Sachsen selbst anheim gegeben wurde.

Hardenberg forderte den Fürsten Metternich auf, mit Bestimmtheit zu sagen, ob er von seinem Kaiser den Befehl habe, die Zustimmung des Königs von Sachsen als unerläßlich geltend zu machen? — In diesem Falle müsse er jede weitere Unterhandlung für den Tag abbrechen, und zunächst die Befehle seines Herren einholen.

Da Metternich ausweichen wollte und sich darauf berief, daß England seiner Ansicht beistimme, verneinte dies — gewiß zu seinem Erstaunen, — Lord Castlereagh auf das Entschiedenste, indem er hinzufügte, er werde alle Vorschläge Preußens unterstützen, wenn sie ihm gemäßigt und vernünftig erschienen, und nie darein willigen, daß der König von Sachsen zum Herren der Frage gemacht werde.

Der österreichische Kanzler scheint nur auf die Veränderung vorbereitet gewesen zu sein, die er in der Behandlungsweise der Frage herbeiführen wollte, im Uebrigen so wenig auf die Sache selbst, als auf diese unerwartete Durchkreuzung seiner Pläne. Die Frage, die ihm vorgelegt wurde: ob er zugebe, daß Preußen ein Recht habe, nach dem Maaßstab seines Zustandes vor 1806 wieder hergestellt zu werden? — bejahte er zwar —: auf die zweite aber, ob der von Preußen vorgelegte Plan diesem Zweck entspreche, antwortete er mit Nein! — Dann wieder aufgefordert, einen anderen zu entwerfen, lehnte er dies ab, und wollte die Vertreter Rußlands dazu veranlassen.

Diese erklärten, sie seien nur beauftragt die billigen Forderungen Preußens zu unterstützen. Metternich nahm davon Veranlassung zu fragen, ob ein besonderes Bündniß zwischen Preußen und Rußland bestehe?

— Das wurde, der Wahrheit gemäß, verneint; es bestehe kein anderes Bündniß, als das Allen gemeinsame.

Metternich, darin von Castlereagh unterstützt, verlangte dann noch ausdrücklich Talleyrand's Zulassung zu den Conferenzen, die aber von Rußland und Preußen, als den bestehenden Verträgen widersprechend, entschieden abgelehnt wurde.

So trennte man sich ohne alles Ergebniß, ohne daß sich eine Aussicht auf Verständigung eröffnet hätte, und fruchtlos blieben auch die Conferenzen der beiden folgenden Tage, in denen (30. December) die vom Kaiser Alexander entworfenen „vorläufigen Artikel" vorgelegt wurden, die natürlich noch mehr mißfielen, als selbst Hardenberg's Forderungen.

Dagegen geschah, was nach den Erklärungen Castlereagh's wohl am wenigsten zu erwarten war. Zwischen Rußland und Preußen bestand kein förmliches Bündniß, aber gegen sie wurde insgeheim ein mächtiger Bund geschlossen, der ihnen und dem ganzen müden Europa, vor Allem dem vielfach verwüsteten Deutschland, mit einem neuen Kriege drohte.

Hardenberg hatte in einer der Conferenzen geäußert: Preußen werde seine Rechte zu wahren wissen. Diese, vielleicht etwas bestimmt ausgesprochenen Worte sollen Lord Castlereagh verletzt haben, — was seltsam scheinen könnte, wenn man erwägt, was er selbst und die Seinigen sich von dem französischen Botschafter gefallen ließen — und mit einer Gewandtheit, die in solchen Dingen wohl nie übertroffen worden ist, wußte eben Talleyrand diese Empfindlichkeit für seine Zwecke auszubeuten. Seine Bemühungen konnten um so eher zum Ziel führen, da eben um diese Zeit eine Nachricht eintraf, die wohl geeignet war, Castlereagh's Muth zu steigern: man erfuhr, daß der Krieg, in den England mit den nordamerikanischen Freistaaten verwickelt war, durch einen zu Gent geschlossenen Frieden beendet sei. England konnte nunmehr frei über seine ganze Macht verfügen. Natürlich verbreitete diese Nachricht große Freude unter Allen, die dem neuen, ohne Englands Theilnahme nicht möglichen Bündniß zustrebten, und Talleyrand namentlich äußerte, dies Ereigniß gebe den Worten Castlereagh's einen Sterling-Nachdruck (cela sterline ses paroles).

In der freudigen Erregung, in dem Vollgefühl gesteigerter Macht ließ sich Castlereagh verleiten, den geheimen Bund mit Oesterreich und Frankreich (3. Januar 1815) zu unterzeichnen, der, wie die Einleitung zu den verabredeten Artikeln versichert, abgeschlossen wurde, weil man die Nothwendigkeit erkannte, „neuerdings kund gegebenen Ansprüchen" gegenüber (à cause des prétentions récemment manifestées) Mittel der Abwehr vorzubereiten, und der ein „defensiver" genannt wurde.

Jede der drei Mächte verpflichtete sich 150,000 Mann zu stellen, wobei England sich, wie gewöhnlich, vorbehielt, sein Contingent in fremden, von ihm besoldeten Truppen zu stellen, oder in Geld zu ersetzen.

In einem noch geheimeren Artikel dieses geheimen Vertrags wurde festgesetzt, daß Baiern, Hannover, und das noch in der Bildung begriffene Königreich der Niederlande, zum Beitritt aufgefordert werden sollten. Man wollte diesen Staaten alle Vortheile verbürgen, die ihnen durch frühere Verträge versprochen seien, fügte aber hinzu, daß sie kein Recht auf die Vortheile haben sollten, die für sie aus dem gegenwärtigen Bunde hervorgehen könnten, wenn sie sich weigerten beizutreten. So war denn auch die eben ausgesprochene Bürgschaft auf den Fall des Beitritts beschränkt und zum Lohn dafür gemacht. Für Baiern insbesondere handelte es sich dabei um Mainz.

Uebrigens versteht sich von selbst, daß man darauf rechnete, dem Bunde wohl auch noch eine größere Ausdehnung zu geben, als hier ausdrücklich angedeutet wurde. Man zählte namentlich auf alle Fürsten des südlichen Deutschlands. Außer den, im Vertrag selbst schon genannten, trat, wie neuerdings bekannt geworden ist, auch Hessen-Darmstadt dem Bunde bei, und verpflichtete sich 6000 Mann zu stellen. Sardinien, dem das Schicksal Sachsens ziemlich gleichgültig sein konnte, wurde ebenfalls bewogen beizutreten.

Vertheidigung gegen Angriffe, denen die neu Verbündeten in Folge der Vorschläge ausgesetzt sein konnten, die sie für Pflicht hielten zu machen, wurde als der Zweck des Bundes genannt, wie das nun einmal diplomatisches Herkommen ist, aber er war seiner Natur nach auf den Angriff angewiesen, da er nicht blos Abwehr, sondern einen positiven Zweck, die Wiedereroberung des von Preußen besetzt gehaltenen Königreichs Sachsen, erreichen wollte.

Auch trat sofort eine, natürlich geheim gehaltene, Militair-Commission zusammen, um den Feldzugsplan zu besprechen, dem die offensiven Elemente nicht fehlten. Talleyrand hatte sich eigens zu diesem Behuf den General Ricard aus Paris senden lassen; einen Mann von Verdienst, der besonders Polen sehr genau kannte, und mit diesem vereinigten sich außer dem baierischen Feldmarschall Wrede auch zwei österreichische Generale zu gemeinsamen Berathungen. Schon hatte Oesterreich begonnen, ein Heer an der Nordgrenze Böhmens zusammen zu ziehen; die Baiern sollten dazustoßen; mit ihnen vereint wollte man nach Sachsen ziehen, und dem Fürsten Wrede wurde der Oberbefehl über diese vereinigte Armee versprochen: ein mächtiger Sporn für seinen persönlichen Ehrgeiz, und nicht minder eine Befriedigung für Baiern, bei seinem Streben nach der anerkannten Stellung einer europäischen Macht. Ein anderes österreichisches Heer, bei Teschen in Schlesien vereinigt, sollte die Bestimmung haben Wien zu decken; die Franzosen wollten unter ihren neuen weißen Fahnen, wie vor Kurzem unter dreifarbigen, vom Rhein durch Franken, gegen die Elbe vordringen; den Engländern, Niederländern und Hannoveranern wurde die Aufgabe gestellt, vom Niederrhein gegen die

brandenburgischen Marken vorzugehen, sobald die preußischen Truppen mit französischer Hülfe aus den Rheinlanden und Westphalen vertrieben wären.

Talleyrand wußte dann auch selbst noch weiter ausholende Mittel zu erfolgreicher That an die Hand zu geben: er bewog seine neuen Verbündeten zu gemeinschaftlichen Schritten in Constantinopel, um die Pforte zu einem Krieg gegen Rußland, zu einer Diversion an der untern Donau zu bestimmen.*)

Und dieser verhängnißvolle europäische Krieg sollte nicht etwa geführt werden, um die russische Uebermacht dem Herzen Europa's fern zu halten — das war längst von allen Seiten aufgegeben, wie wir gesehen haben. Er sollte geführt werden, lediglich um Preußen nieder zu halten, um das kaum besiegte Frankreich wieder zu einer gebietenden Stellung empor zu heben, und wie Talleyrand und Dalberg im Stillen hinzufügten, um den eben erst um den Preis des edelsten, in Strömen vergossenen Bluts vernichteten Rheinbund der Sache nach wieder herzustellen!

Es ist kaum zu begreifen, wie ein englischer Staatsmann sich bis dahin verirren konnte — vorausgesetzt nämlich daß er sich wirklich mit sondernder Klarheit von den Dingen Rechenschaft zu geben wußte. Lord Castlereagh hatte sich durch mehrerlei untergeordnete Rücksichten bestimmen lassen, die Wieder-Einsetzung des Königs von Sachsen zu verlangen, aber er war seinen eigenen Erklärungen zufolge keineswegs gesonnen, Talleyrand's System seinem ganzen Umfang nach zu vertreten; die öffentliche Meinung in England machte es für ihn zur Nothwendigkeit, die Erhaltung des Friedens viel entschiedener zu wollen als seine Verbündeten, und er hätte deshalb gern auch Preußen befriedigt gesehen, so weit das nöthig war. Wie er in dem eben abgeschlossenen Bündniß, das in Wahrheit nur zu Talleyrand's System und Frankreichs Plänen paßte, und grade zum Krieg führte, ein Mittel sehen konnte, die ausgleichende Vermittelung zu fördern, die ihm doch immer wieder als wünschenswerth vorschwebte: das finden wir in seinem Briefwechsel nirgends erklärt.

In Metternich's Thun und Treiben konnte natürlich nicht eine so seltsame Unklarheit herrschen, wohl aber scheint, daß nur ein sträflicher Leichtsinn die Berechnungen seiner Feinheit für zuverlässig halten konnte. Daß er Talleyrand's Absicht, Frankreich wieder an die Spitze der kleineren deutschen Mächte zu stellen, durchschaute: dafür bürgen seine eigenen Worte. Wir haben gesehen, daß er eben deswegen bemüht war, es Frankreich in der Förderung aller rein-dynastischen Interessen in Deutschland noch zuvor zu thun: aber wie konnte er glauben, daß ein solches Bündniß das Mittel sei, die Ausführung der Pläne Talleyrand's zu hintertreiben? — Daß Frankreichs Heere, wenn sie wieder siegreich mitten in

*) Viel-Castel II, 216.

Deutschland standen, die Bildung eines selbstständigen deutschen Bundes, den Oesterreich zu seinen Gunsten wenden könnte, gewiß nicht dulden, vielmehr Frankreichs Einfluß in dem getheilten Deutschland in einer oder anderer Form wieder herstellen würden, daran konnte kein Besonnener zweifeln —: und welche Mittel blieben Oesterreich sich zu widersetzen, wenn es mit Rußland verfeindet war, wenn Preußen besiegt und gelähmt am Boden lag?

Vielleicht hatte er mehr dem Drängen der Kriegspartei im österreichischen Cabinet, des Fürsten Schwarzenberg und der Gleichgesinnten nachgegeben, als aus eigener Ueberzeugung gehandelt —: aber auch das wäre Leichtsinn. Mit vollkommen selbstständiger und ganz unbedingter Befriedigung begrüßte dagegen der Feldmarschall Wrede die kriegerischen Aussichten, die sich eröffneten, und Talleyrand vollends meldete seinem König mit jubelnder Freude, daß sein Ziel nun endlich erreicht sei.

Er rühmt sich, daß ihm gelungen sei, für Frankreich ein System von Bündnissen zu gewinnen, wie man es kaum als Ergebniß der Unterhandlungen eines halben Jahrhunderts habe erwarten dürfen, besonders aber versäumte er nicht, Ludwig XVIII. darauf aufmerksam zu machen, daß zwar dem Bundesvertrage zufolge die Bestimmungen des Pariser Friedens in Beziehung auf den Länderbestand und die Grenzen der verschiedenen Staaten ausdrücklich aufrecht erhalten werden sollten, daß aber der Krieg dem ungeachtet, wenn er einmal im Gange sei, für Frankreich — und zum Heil Europa's — viel weiter reichende Ergebnisse herbeiführen könne.*)

Der Rhein als Grenze stand für Frankreich von Neuem in Aussicht, und Deutschland war auf dem Wege die Wieder-Einsetzung des Königs von Sachsen sehr theuer zu bezahlen!

---

*) Revue des deux mondes 1862, III. 382.

Drittes Capitel.

Wendung zum Frieden. — Schluß der Unterhandlungen über Sachsen und Polen.

Das Schlimmste sollte indessen doch nicht geschehen; die drohenden Wolken verzogen sich wieder, wie kaum zu erwarten schien. Schon in den nächsten Tagen nach dem Abschluß des Bündnisses sogar, waren die Verhältnisse wieder auf das Seltsamste verschoben.

Talleyrand und Metternich arbeiteten zwar zunächst mit unermüdlichem Eifer fort und fort daran, Preußen gänzlich zu vereinzeln. Noch in dem Augenblick, wo die besonderen Conferenzen zusammentreten sollten, hatte es Metternich unter der Hand dahin zu bringen gesucht, daß die Unterhandlungen mit Rußland von denen mit Preußen getrennt würden, damit man zuerst Rußland vollständig befriedigen könne, um demnächst Preußen allein, ganz ohne Verbündeten und Beistand vor sich zu haben. Er suchte fortwährend durch Nesselrode in diesem Sinn zu wirken, während Talleyrand bemüht war den Grafen Capodistrias zu überzeugen, daß man Preußen nicht trauen dürfe.

Lord Castlereagh aber wußte und begriff wenigstens das Eine, daß man in England einen bestätigten Frieden erwartete, nicht einen neuen Krieg, und wandelte dem gemäß doch wieder eigene, schwer zu berechnende Wege.

Kaum drei Tage nachdem er das Bündniß mit Frankreich und Oesterreich unterzeichnet hatte (6. Januar), stellte er mündlich dem Kaiser Alexander, zu dem er sich deshalb verfügte, als eines seiner Hauptbedenken vor, daß es doch sehr gefährlich sei den König von Sachsen auf das linke Rheinufer zu versetzen, wo er ein Verbündeter Frankreichs sein werde. Er meinte nun wieder, daß Preußen jedenfalls ein bedeutender Theil Sachsens eingeräumt werden müsse, und versuchte hinzuzufügen, Alles werde sich leichter ordnen lassen, wenn der Kaiser geneigt wäre noch etwas mehr in Polen einzuräumen. Doch beruhigte er sich ohne Weiteres über diesen letzteren Punkt, als ihn der Kaiser bedeutete, die polnische Sache sei bereits erledigt. Was Sachsen betraf, wiederholte Alexander, daß er zustimmen werde, wenn der König von Preußen sich für befriedigt erkläre, sonst nicht.

Unmittelbar darauf führten dann die stets wiederholten Bemühungen Metternich's und Castlereagh's selbst, dem Botschafter Frankreichs zu der förmlich anerkannten Stellung eines stimmberechtigten Mitglieds auch in den besonderen Conferenzen über Sachsen zu verhelfen, zu einem Ergebniß, das die Kriegslustigen unter den Verbündeten über manche Hoffnungen enttäuschen mußte. Rußland und Preußen widersprachen lange, indem sie sich stets auf die Bestimmungen des Pariser Friedens beriefen, und selbst als sie endlich nachgaben, knüpften sie Frankreichs Aufnahme an eine Bedingung. Lord Castlereagh sollte seine mehrfach wiederholte Erklärung: „daß man die Frage, wie Preußen durch einen Theil von Sachsen entschädigt werden solle, von der Entscheidung der Mächte, und nicht von der Willkür des Königs von Sachsen abhängig machen wolle" — förmlich zu Protocoll geben. Er that das auf das Bereitwilligste (9. Januar). Sein Beitritt zu dem geheimen Bündniß hatte also nicht die gehoffte, entscheidende Wendung in der Politik Englands bezeichnet; man konnte darin kaum noch etwas Anderes, als einfach einen Act der Unklarheit und Uebereilung sehen; denn so wenig das Bündniß zu allen früheren Erklärungen Castlereagh's gepaßt hatte, so wenig stimmte seine jetzige Haltung zu dem Bündniß.

In derselben Conferenz — in der man sich in Beziehung auf Polen nun auch der Form nach größtentheils einigte — mußte dann auch Metternich, wenngleich mit sichtlichem Widerstreben und nach einigem Zögern, abermals sich selbst widersprechen, indem er der Erklärung seines Verbündeten beitrat. Daß er seine Erbitterung dabei nicht zu verbergen wußte, änderte an der Sache nichts.

Und vergeblich blieben dann auch in der Folge alle Bemühungen, Lord Castlereagh von Neuem umzustimmen. Vergebens that sogar der Kaiser Franz Schritte, zu denen er sich selten entschloß, indem er persönlich hervortrat und den Vertreter Großbritanniens selbst in unmittelbarer Besprechung für eine energische Durchführung des Bündnisses zu gewinnen suchte. Vergebens wendete auch Talleyrand seine Ueberredungskünste auf. Castlereagh war inzwischen auch von seinen Collegen, von England aus, ängstlich gemahnt worden, den Frieden zu erhalten, und es namentlich nicht zu einem Krieg mit Preußen zu treiben. Da wendete er ein, der Zweck des Bündnisses sei erreicht, wenn Preußen nur nicht ganz Sachsen erhalte. Die Gründe vollends, die er gegen Talleyrand insbesondere für eine friedliche, einlenkende Politik geltend machte, waren zum Theil eigenthümlicher Art und bezeichnend genug für die Meinung, welche die leitenden Staatsmänner des Wiener Congresses von einander hatten. Er erklärte nämlich, England sei noch nicht bereit zum neuen Kriege; auch er glaube nicht an die Möglichkeit eines längeren Friedens, aber es sei doch besser, wenn der Bruch nicht früher als etwa in zwei Jahren stattfinde. Dann würden die Verbündeten viel bessere Aussichten haben als in dem Au-

genblick, wenn sie sich gehörig vorbereiteten —: besonders wenn inzwischen die Leitung der Politik Oesterreichs einem etwas energischeren und zuverlässigeren Mann anvertraut würde, als Metternich sei. Wie schon oft erging sich auch Castlereagh in Klagen über Metternich's Leichtsinn und Schwäche.*)

In den nächsten Tagen traf dann Mancherlei zusammen, das wohl geeignet war, auch Oesterreich friedfertiger zu stimmen. Eigentlich genügte dazu schon Castlereagh's schwer zu bezeichnende, aber unerschütterliche Haltung, denn ohne Geldhülfe von England konnte Oesterreich zur Zeit nicht wohl daran denken, sich in einen neuen Krieg einzulassen. Nun aber erhielt das Wiener Cabinet auch noch von seinen Beobachtern in Frankreich Nachrichten, durch welche das Vertrauen auf einen wirksamen Beistand Frankreichs gar sehr erschüttert werden mußte. Man erfuhr, welch' ein böser, den Bourbonen feindlicher Geist in dem französischen Heere ganz allgemein herrsche, so daß der Kriegsminister, General Dupont, dadurch erschreckt, dieses widerspenstige Heer gern großentheils entlassen hätte, anstatt es auf den Kriegsfuß zu verstärken; man mußte von Vorfällen hören, die als Anzeichen eines bevorstehenden Aufruhrs gelten konnten. Wenn wir Bignon glauben dürfen, war es vor Allen der alte Terrorist aus der blutigsten Zeit der französischen Revolution und Napoleonische Polizei-Minister Fouché, der dem Wiener Cabinet diese Nachrichten zukommen ließ.

Endlich lauteten auch die Nachrichten aus den österreichischen Provinzen Italiens nichts weniger als ermuthigend. Durch den Charakter ihres Strebens im Allgemeinen sowohl, als durch unzählige verletzende Ungeschicklichkeiten im Einzelnen und Besonderen, war dort die ohnehin unwillkommene österreichische Regierung in wenigen Monaten auf das Gründlichste verhaßt geworden. Leidenschaftlich trat überall das Verlangen nach nationaler Selbstständigkeit hervor. Der österreichische Feldmarschall Bellegarde, der dort den Befehl führte, glaubte sich nur durch offene Gewalt behaupten zu können, und schon gegen das Ende des eben verflossenen Jahrs hatten die Truppen, in den größeren Städten, ganze Tage unter dem Gewehr stehen müssen. Auch war man einer Verschwörung auf die Spur gekommen, von der man vermuthete, daß sie mit dem König Murat in Verbindung stehe. Jedenfalls war es einleuchtend, daß Murat diesen Zustand der Dinge in sehr gefährlicher Weise benutzen konnte, wenn Oesterreich nach einer anderen Seite in ernste Kämpfe verwickelt war.**)

So entsagte denn auch Oesterreich den kühneren Entwürfen, die das Bündniß anzukündigen schien, und auf die Vorschläge Hardenberg's, die nach Talleyrand's Eintritt in die Conferenz (11. Januar) noch einmal förmlich vorgelegt wurden (12.), erfolgte nach einigem Zaudern (28.)

---

*) Viel-Castel II, 218.

**) Karl v. Nostitz 140.

eine Antwort Oesterreichs, die einen Weg zur Verständigung zu eröffnen schien.

Auch der Fürst Metternich hob nun hervor, daß es nicht rathsam sei den König von Sachsen auf das linke Rheinufer zu versetzen, und folgerte daraus die Nothwendigkeit ihn in sein früheres Reich zurückzuführen. Doch war es nun wieder fast die Hälfte Sachsens (mit 782,000 Einwohnern), die Preußen angeboten wurde. Die größere, südliche Hälfte mit Dresden und Leipzig sollte dem König Friedrich August zurückgegeben werden — Preußen aber den Rest seiner Entschädigung an beiden Seiten des Rheins erhalten.

Gern hätte Metternich auch die Festung Torgau für das hergestellte Sachsen gewonnen — offenbar um die militärische Vertheidigung dieses, als österreichisches Vorland gedachten Königreichs gegen Preußen möglich zu machen, und den Schauplatz etwaniger Kriege mit Preußen in die Ebenen jenseits — im Norden — des Erzgebirges und der Lausitzer Berge zu verlegen. Diese Vortheile schienen so werthvoll, daß Oesterreich sie selbst mit eigenen Opfern erkaufen wollte. Dem Kaiser Alexander wurde durch den Erzherzog Palatin von Ungarn vertraulich mitgetheilt, daß Oesterreich bereit sei, sich mit der Hälfte des Tarnopoler Kreises zu begnügen, wenn Rußland noch ein entsprechendes polnisches Grenz-Gebiet an der Wartha mit 200,000 „Seelen" der Krone Preußen überlassen wolle, damit Torgau dem Hause Sachsen verbleiben könne. Doch der Vorschlag war schon in diesen vertraulichen Zwischen-Verhandlungen zurückgewiesen worden. Der Kaiser Alexander hatte entschieden ablehnend geantwortet, Castlereagh, mit dem Metternich seine Vorschläge vertraulich berieth, und der sich nun wieder der preußischen Interessen annahm, Torgau — das Sachsen aus eigenen Mitteln kaum mit einer genügenden Besatzung versehen konnte — für Preußen verlangt.

In welcher Weise Talleyrand sich über diese Wendung der Dinge gegen seinen Hof aussprach, ist bis jetzt nicht bekannt geworden. Doch daß sie ihn nicht durchaus befriedigte, dafür bürgen die Anstrengungen die er machte, Lord Castlereagh zur Ausdauer in den früheren, kriegerischen Plänen zu bewegen. Aber er mußte sich fügen, so gut wie Metternich, und konnte sich damit trösten, daß er jedenfalls sehr viel erreicht hatte, und seine Aussichten im Allgemeinen, auch nach dieser Wendung, als sehr günstige betrachten durfte.

Entscheidend wurde nun, nachdem die Dinge einmal dahin gediehen, und von dieser Seite die äußersten Forderungen aufgegeben waren, daß auf der anderen auch Preußen Gründe hatte, ein friedliches Abkommen zu suchen. Nicht, daß etwa das geheime Bündniß der Gegner Eindruck auf die preußischen Staatsmänner gemacht hätte, denn dies war ihnen wie der russischen Regierung in der That vollkommen unbekannt geblieben; der Kaiser Franz, der die Geradheit und Aufrichtigkeit selbst war, wußte

es den beiden Monarchen, die als seine Gäste in seiner Burg unter einem Dach mit ihm hausten, mit der treuherzigsten Gemüthlichkeit zwei Monate lang zu verbergen. Was man sah und wußte, war eben nur dieselbe Feindseligkeit der Höfe, die zwei Monate früher den Kaiser Alexander veranlaßt hatte, den Entschluß, Preußen auf das Aeußerste zu unterstützen, in so geräuschvoller, ja in so leidenschaftlich aufbrausender Weise anzukündigen.

Aber Anderes wurde bedenklich. Wie der Kaiser Alexander mehr und mehr die Gewißheit erlangte, daß Niemand mehr daran dachte, seinen Plänen in Polen Hindernisse in den Weg zu legen; daß die Anstrengungen der west-europäischen Mächte und Oesterreichs lediglich gegen Preußen gerichtet waren, und daß der Frieden erhalten werden könne, ohne daß Rußland weitere Opfer zu bringen brauchte —: da wurde er in demselben Maaße lauer in seiner Unterstützung Preußens.

Man mußte nun vernehmen, Rußland sei erschöpft, bedürfe des Friedens, und könne sich nicht in neue, unberechenbare Kriege verwickeln, blos um für Preußen etwa Leipzig oder einige Quadratmeilen mehr in Sachsen zu erobern. Der Kaiser sprach die Stimmung, die sich jetzt mehr und mehr seiner bemächtigte, gegen den Kronprinzen von Württemberg aus, indem er sagte: „Im Grunde bin ich meiner Verpflichtungen gegen Preußen ledig, weil es an der Vereinigung gegen mich Theil genommen hat — aber ich werde sie dennoch erfüllen.“*)

Freilich vergaß er dabei gerade die neuesten Verpflichtungen, die er gegen Preußen übernommen hatte, und zwar um es zu bewegen, daß es der in den ersten Zeiten des Congresses befolgten und in diesen Worten angeklagten Politik entsage: aber er konnte sich allerdings von ihnen lossagen. Gebunden war Rußland nicht, denn es war seither kein förmlicher Vertrag geschlossen, auf den man sich hätte berufen können. Friedrich Wilhelm III. hatte sich, wie schon öfter, unbedingt auf das mündliche Wort, auf die ritterliche Charakter-Treue des Freundes verlassen — und der Fürst Hardenberg hatte sich auch diesmal wieder nicht vorgesehen.

Stein suchte zwar den Kaiser zur Ausdauer für Preußen zu bestimmen, aber ohne Erfolg, und von dem Augenblick an war es eine ausgemachte Sache, daß Sachsen getheilt werden mußte; es handelte sich nur noch um ein Mehr oder Weniger, und der Kaiser Alexander selbst empfahl nun dem Staatskanzler sich über seinen Theilungsplan erst mit Lord Castlereagh zu verständigen, ehe er ihn der Conferenz vorlegte.

In den Besprechungen mit dem Vertreter Englands, zu denen man sich nun bequemen mußte, beschwerte sich Hardenberg besonders darüber, daß nach Metternich's Entwurf alle bedeutenden Städte, Görlitz und Bautzen auf der einen Seite, Leipzig, Weißenfels und Naumburg auf der anderen, von dem preußischen Antheil ausgeschieden waren, und verlangte

*) Pertz IV, 288.

vor allen Leipzig. Castlereagh zeigte sich nach vielem Hin- und Herreden bereit, zu Preußens Gunsten die Hannover zugedachten Vergrößerungen in Westphalen um 70,000, das von den Niederlanden auf dem rechten Maas-Ufer in Anspruch genommene Gebiet um 60,000 Seelen zu schmälern, und in Sachsen selbst die Grenze so zu führen, daß Görlitz, Weißenfels und Naumburg auf den preußischen Antheil fielen — nur in Beziehung auf Leipzig, die reiche Handelstadt, die man Preußen nicht gönnen wollte, gab er nicht nach, und selbst eine sehr stürmische Unterredung, die er persönlich mit dem König Friedrich Wilhelm hatte, vermochte nicht ihn wankend zu machen.

Endlich forderte selbst der Kaiser Alexander Preußen mittelbar auf, seinen Ansprüchen in diesem Punkt zu entsagen, indem er Thorn als Ersatz für Leipzig bot. In Verbindung mit dem früheren Wink, daß man sich mit England verständigen möge, konnte dieses Erbieten keinen Zweifel darüber lassen, daß man eine weiter gehende Unterstützung von Seiten Rußlands nicht erwarten dürfe. Thorn sollte nun nicht mehr Freistaat, sondern mit Preußen vereinigt werden. Der verarmte Ort schien freilich den Zeitgenossen ein sehr dürftiger Ersatz für Leipzig, aber es war dennoch ein wirklicher Gewinn, daß die deutsche Stadt an der Weichsel dem slawischen Wesen entzogen blieb.

Von solchen Verhältnissen beherrscht, nach solchen Vorverhandlungen trat dann Hardenberg (am 8. Februar) mit einem neuen Entwurf vor die Conferenz, durch den 855,000 Einwohner von Sachsen an Preußen kamen, das preußische Staatsgebiet überhaupt seine heutige Gestalt erhielt, und zugleich die Gebietsverhältnisse Hannovers und der Niederlande geregelt wurden. Während Oesterreich von den Umständen und von den leitenden Mächten begünstigt, sich mehr als je zuvor, was die räumlichen Verhältnisse betrifft, zu einer compacten Masse gestaltete, verzichtete Preußen auf die Erfüllung der wiederholten Zusagen, die ihm „ein zusammenhängendes, wohl abgerundetes Gebiet" verheißen hatten. Zur Zeit gewiß ein schweres Opfer! — Der Staat wurde aus zwei getrennten Gebieten gebildet. Hardenberg hatte damals unstreitig das Recht zu sagen, daß Preußen die Rheinlande nur zum Zweck der Vertheidigung Deutschlands übernehme. Uebrigens verlangte er die Bürgschaft der auf dem Congreß vertretenen Mächte für den preußischen Antheil von Sachsen, ganz abgesehen davon, ob der König von Sachsen seine Zustimmung erklärte oder verweigerte.

Nur zwei Tage später erfolgte in förmlicher Erklärung die Annahme dieser Vorschläge von Seiten Oesterreichs. Schon war eine Redactions-Commission gebildet, in der die wirklich und ernst arbeitenden Diplomaten des Congresses, wie Wilhelm v. Humboldt, La Besnadière, Capodistrias, Münster und Lord Clancarty vereinigt waren, und die alle bereits getroffenen Verabredungen in die Formen eines allgemeinen Ver-

trages zu bringen hatte. Ihre Arbeiten gingen nun so rasch von Statten, daß schon in der Sitzung, in der Oesterreichs Zustimmung erfolgte, die ersten zweiunddreißig von ihr entworfenen Artikel vorgelegt und angenommen werden konnten.

Auch die übrigen Gebiets-Vertheilungen in Deutschland waren nun leicht zu erledigen. Nur Baierns Ansprüche blieben zum Theil noch in der Schwebe, um etwas später nicht zu seinen Gunsten beseitigt zu werden. Von Polen war nur noch die Rede, um Rußlands Forderungen und Anordnungen gut zu heißen, und Oesterreich mußte sich wohl oder übel dabei beruhigen, daß Krakau an seinen Grenzen ein Freistaat, das ehemalige Herzogthum Warschau ein constitutionelles Königreich Polen wurde.

Frankreich mußte sich allerdings Preußen am Rhein, in der Nachbarschaft der Niederlande, auf einer kurzen Strecke selbst als unmittelbaren Grenz-Nachbarn gefallen lassen. Das war nicht erwünscht. In sehr wesentlichen Beziehungen aber hatte dennoch Talleyrand seine Zwecke vollständig erreicht. Frankreich, nach Wien beschieden, blos um die Entschlüsse der verbündeten Mächte zu vernehmen, war ein anerkannt stimmberechtigtes Mitglied des dort versammelten Fürstenraths geworden, und hatte ein entscheidendes Votum selbst über die Angelegenheiten im Innern Deutschlands abzugeben. Der König von Sachsen war wieder eingesetzt, und Frankreich durfte das als sein Werk ansehen. Daß ein, nur in die Hälfte seiner ehemaligen Staaten zurückgeführter, mit dem Ergebniß der Befreiungs-Kriege und den neu geschaffenen Zuständen unzufriedener König von Sachsen für die künftigen Absichten Frankreichs in mancher Beziehung selbst besser noch zu brauchen war, als ein in seinen dynastischen Interessen vollkommen zufrieden gestellter, das bedarf keiner Erläuterung. — Die Bildung eines deutschen Bundes entweder ganz zu verhindern, oder so zu leiten, daß sie mehr oder weniger den Wünschen Frankreichs entsprach, durfte auch ohne Krieg nicht unmöglich scheinen; der hochstrebende Sinn der süddeutschen Höfe und Talleyrand's Verbindungen mit ihnen gewährten auch hier immerhin günstige Aussichten. Waren doch die Arbeiten des „Deutschen Ausschusses," wie wir später sehen werden, schon wenige Wochen nach ihrer Eröffnung Ende Novembers, durch Württembergs und Baierns Widerstreben, vollständig zum Stillstand gebracht, und die Unterhandlungen über die deutschen Angelegenheiten, die seitdem von Cabinet zu Cabinet, einzeln und fragmentarisch, mehr versucht als betrieben wurden, hatten noch nicht einen Schritt weiter geführt. — Endlich hatte Talleyrand auch in Beziehung auf Murat und Italien bereits die werthvollsten Zugeständnisse erlangt.

Aber wie seltsam werden oft die Geschicke der Nationen geleitet! — England verlangte zu Anfang vor Allem — gebieterisch sogar — eine Theilung des Herzogthums Warschau, und hatte schließlich, unter Talley-

rand's Leitung, zwar nicht das, wohl aber etwas ganz Anderes, nämlich eine Theilung Sachsens zuwege gebracht.

Es war ein feindlich gegen Preußen, auf den Schaden dieses Staats gerichteter Geist, der das Reich Friedrich's des Großen im Westen wie im Osten, am Rhein wie an der Oder und Weichsel zum Grenzenhüter Deutschlands machte und sein Geschick unauflösbar mit dem aller übrigen deutschen Lande verflocht, wie wir hoffen dürfen Preußen, wie der gesammten deutschen Nation zum Heil.

Der Kaiser Alexander, der Selbstherrscher Rußlands war es, der vor Allen darauf drang, daß die deutschen Einzel-Staaten parlamentarische Verfassungen erhielten und Mainz Bundesfestung wurde —: beides sehr entschieden gegen Oesterreichs Wunsch und Willen. —

Talleyrand hatte seinen Zweck erreicht, aber in Beziehung auf Sachsen nicht eigentlich durch das geheim gehaltene Bündniß, sondern wesentlich dadurch, daß der Kaiser Alexander sich von seinen Verpflichtungen gegen Preußen lossagte. Jenes Bündniß wurde hier nicht wirksam; es ging sogar unbemerkt vorüber, da es bald aufhörte, einen Zweck zu haben und durch die großen Weltereignisse des Jahrs sogar gänzlich gelöst wurde, um ganz anderen Combinationen Platz zu machen: aber es ließ im Allgemeinen tiefe Spuren zurück, die später, und schon bei dem zweiten Pariser Frieden, nur allzu deutlich zu Tage traten. Die Annäherung zwischen der englischen Regierung und den französischen Staatsmännern hatte stattgefunden; Talleyrand hatte Einfluß auf Lord Castlereagh gewonnen, und bald auch auf den Herzog von Wellington, beiden, auch dem Letzteren, durch Scharfsinn und Feinheit bedeutend überlegen. Er behauptete diesen Einfluß um so leichter und erntete um so ausschließlicher die Früchte dieses vorübergehenden Bündnisses, da die natürlichen Sympathieen der englischen Tory's für das conservative Oesterreich durch Metternich's anscheinende Unzuverlässigkeit bedeutend herabgestimmt waren und die Diplomaten Großbrittanniens am Schluß des Congresses „mit geringer Achtung vor Oesterreich" Wien verließen, wie der niederländische Gesandte Gagern seinem Hof berichtete.*)

England war fortan, auch in den großen Ereignissen, die mit raschen Schritten nahten, in Gesinnung, Sympathieen und allgemeiner Richtung des Strebens weniger der Verbündete Rußlands, Preußens oder selbst Oesterreichs —: es war überwiegend der Verbündete, nicht eigentlich Frankreichs, wohl aber der Bourbons, wie das schon an sich den reactionairen Neigungen des Prinzen-Regenten und eines Castlereagh und seiner Gehülfen entsprach. Diese Dynastie zu hegen und zu pflegen war fortan der eigentliche Zweck ihrer Festlands-Politik, so daß darüber jede andere Rücksicht in den Hintergrund trat. Einige Diplomaten gewahr-

*) Gagern, II, 126.

ten schon auf dem Congreß, daß die nächste Zukunft sich ungefähr so gestalten werde.

In anderer Weise eigenthümlich — und eben nur eigenthümlich — ist dann auch, wie die Polen späterhin dazu gekommen sind, sich für ihre Zwecke auf die Beschlüsse des Wiener Congresses zu berufen. Der Kaiser Alexander hatte, indem er einzelne polnische Gebiete aufgab, die Hoffnung ausgesprochen, daß auch Oesterreich und Preußen ihren polnischen Provinzen ständische Institutionen verleihen und die Nationalität der Polen berücksichtigen würden. Darauf hatte dann auch Lord Castlereagh, der die gänzliche Theilung Polens verlangte und wenigstens parlamentarische Einrichtungen dort nicht dulden wollte, angemessen geachtet, Erklärungen der drei Mächte, Rußlands, Preußens und Oesterreichs hervorzurufen, in denen sie die Absicht aussprachen, ihre polnischen Unterthanen mit Schonung ihrer Nationalität, als Polen zu behandeln. Andererseits hatte sich der Fürst Metternich bemüht, den Beschluß herbeizuführen, daß man sich über die Polen zu gebende Verfassung gemeinschaftlich verständigen werde. Die Absicht war, die gefürchteten parlamentarischen Institutionen in dem Herzogthum Warschau auf das Maß eines harmlosen Landtagswesens nach österreichischem Zuschnitt zurückzuführen. Jene Erklärungen, diese Versuche, die wahrlich nicht zu ihren Gunsten gemacht wurden, aber ohne Erfolg blieben, sind es, worauf sich die Polen später berufen haben, um darzuthun, daß man ihnen zu Wien versprochen habe, sie sollten sich, obgleich sie unter drei verschiedene Staaten vertheilt blieben, eines politisch einheitlichen National-Daseins erfreuen. In welcher Weise so etwas auszuführen sein könnte? — darüber haben sie sich freilich niemals näher erklärt. —

Die schwierigsten Angelegenheiten des Congresses, die möglicher Weise einen Bruch und europäischen Krieg herbeiführen konnten, waren demnach nun dem Wesen nach geordnet —: der Form nach blieben sie aber noch einige Zeit in der Schwebe, da der König von Sachsen sammt allen Prinzen seines Hauses seine Zustimmung zu den getroffenen Anordnungen verweigerte und man doch nicht wußte, wie man ihn als Regenten in den Theil des Landes zurückführen könne, der ihm blieb, wenn er nicht vorher die Bedingungen förmlich annahm, unter denen er wieder Regent wurde.

Viertes Capitel.

Unterhandlungen über die Verfassung Deutschlands.

Die wichtigste Aufgabe des Congresses, nächst den territorialen Anordnungen, war die staatliche Organisation Deutschlands im Ganzen, die ursprünglich so angelegt und gedacht war, daß sie wohl auch wichtiger werden konnte, als die Ausgleichungen und Abgrenzungen der einzelnen Gebiete.

Es galt, Deutschland zu Einheit und Macht zu gestalten — wenigstens insofern das auf dem Wiener Congreß noch möglich war. Denn viel war schon verloren und vergeben. Zuerst war, nach Stein's Entwurf, in dem berühmten Manifest von Kalisch (März 1813) Deutschlands Zukunft in sehr großartigen und kühnen Zügen angedeutet worden —: dann aber hatte Oesterreich, sobald es dem Bunde gegen Napoleon beigetreten war, diese Bestrebungen gehörig abzuschwächen gewußt, indem es jedem der Rheinbundfürsten, der gegen seinen Willen durch die Gewalt der Umstände unter die Fahnen der Sieger geführt wurde, die übel erworbene Souverainetät in seinen Landen verbürgte. Freilich wurde hinzugefügt, daß die Herren sich den „politischen Beziehungen" fügen würden, „die sich aus den bei dem Abschluß des künftigen Friedens im Sinn einer Herstellung der Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands zu treffenden Anordnungen ergeben würden." — Aber diese vorsichtig gestellten Worte — die übrigens in dem zwischen Oesterreich und Baiern zu Ried geschlossenen Vertrag sogar ganz fehlten — deuteten schon an sich darauf, daß die „Concessionen", welche von den besiegten Rheinbundfürsten verlangt werden dürften, auf das geringste mögliche Maß zu beschränken sein würden. Und außerdem steckte der Vorbehalt namentlich in dem Vertrag mit Württemberg verborgen in geheimen Artikeln, während die Verbürgung der Souverainetät der Welt so laut und pomphaft als möglich in dem öffentlichen Theil der vereinbarten Bedingungen verkündet wurde.

Durch den Pariser Frieden wurden dann auch den Fürsten keine neuen Verpflichtungen auferlegt, denn die Mächte, die ihn unterzeichneten, beschränkten sich darauf, im Text des Actenstückes zu erklären, „daß die

Staaten Deutschlands unabhängig und durch das Band einer Föderation verbunden sein sollten" (les états de l'Allemagne seront indépendants et unis par un lien fédératif), wodurch eigentlich nur die Unabhängigkeit der Einzelnen bestätigt, dagegen von Niemandem ein bestimmtes Opfer oder irgend eine Art von Unterordnung gefordert wurde.

Es kam nun lediglich darauf an, wie viel oder wie wenig sich aus jenem Vorbehalt machen lasse.

Daß die Rheinbundfürsten bemüht sein würden, ihre anerkannte Souverainetät so vollständig als möglich zur Geltung zu bringen und sich eben deshalb dem geheimen Vorbehalt ganz zu entziehen, das war leicht vorherzusehen. Man mußte erwarten, daß namentlich die mächtigeren unter ihnen suchen würden, jede Einigung Deutschlands zu einem Staatenbunde ganz zu hintertreiben, damit ihre Verpflichtung von selbst aufhöre.

Auch wurden diese Schwierigkeiten vorhergesehen, schon als man noch nicht wissen konnte, welche mächtige Stütze die Rheinbundfürsten auf dem Congreß an den Vertretern Frankreichs finden würden.

Schon ehe der Congreß versammelt war, schon im August 1814, schrieb Graf Münster aus London an den niederländischen Gesandten Gagern über das „große Werk", zu dem sie beide berufen seien, über die „Wiedervereinigung Deutschlands zu einem einigermaßen zusammenhängenden Ganzen" — und meinte:

„Die Aufgabe ist sehr schwer; theils wegen des hier und da obwaltenden Souverainetäts-Schwindels und der Furcht, die kleine Herren haben, ihre Unterthanen nicht ganz willkürlich behandeln zu können. —"

Ihm selbst war es hauptsächlich um ritterschaftliche Privilegien zu thun — und in demselben Athem verräth er dann, welche Schwierigkeiten er selbst jeder heilsamen Ordnung der Dinge in den Weg zu legen gedachte, indem er hinzufügt:

„Eben so sehr aber wegen der großen Schwierigkeiten, die in der Sache selbst liegen, ein gesellschaftliches Band mit so großen Mächten, wie Oesterreich und Preußen sind, einzugehen, welches nicht zu einer societas leonina ausarte. — Wir müssen keine Rechte aufopfern, nur um diesen zwei Monarchieen unterthänig zu werden, oder um ein getheiltes Protectorat in Deutschland zu bilden."*)

Einer ungetheilten, einheitlichen Hegemonie in Deutschland hätte er natürlich noch weniger zugestimmt. Die durch die Waffen der Verbündeten in ihre einst verlorenen Länder zurückgeführten Fürsten waren nicht minder schwer zu behandeln, als die des Rheinbunds.

Für eine weitere Schwierigkeit aber, die eine festere Einigung Deutschlands von Anfang an so gut wie unmöglich machte, scheint Münster zur

*) Gagern II, 46.

Zeit noch kein rechtes Verständniß gehabt zu haben; er sah jedenfalls nicht, daß sie die Ausführung auch seiner Pläne verhindern könnte.

Diese Schwierigkeit lag in den Ansichten, die in dem österreichischen Cabinet vorherrschend waren. Hatte doch gerade Oesterreich die Verträge mit den kleineren Staaten geschlossen und zwar mit Absicht und Berechnung so, daß die Verheißungen sowohl als die Drohungen der Proclamation von Kalisch dadurch aufgehoben wurden; so, daß dem „Souverainetäts-Schwindel", über den Graf Münster klagt, der günstigste Spielraum vorbereitet war.

Ueber die Gründe, die Oesterreich bestimmten, die gemeinsamen Angelegenheiten Deutschlands in solche Bahnen zu leiten, hat sich der Fürst Metternich genügend ausgesprochen.

Schon im Spätsommer 1813, als das Hauptquartier der verbündeten Monarchen zu Teplitz war, und dort der Vertrag geschlossen wurde, der ihrem Bündniß die bestimmte Form gab, hatten deutsche Patrioten, mehr einer begeisterten Stimmung als einem praktischen Sinn folgend, die Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde zur Sprache gebracht, und schon damals hatte Metternich erklärt, daß Oesterreich die 1806 niedergelegte Krone Karl's des Großen und der Ottonen nicht wieder annehmen werde.

Die Gründe, durch die man sich bewogen fühlen konnte, sie abzulehnen, waren zum Theil leicht zu übersehen. Deutschland war durch die Erschütterungen der letzten zwanzig Jahre gar sehr verwandelt. Alles, was der kaiserlichen Würde noch im achtzehnten Jahrhundert, wenigstens in einem Theil Deutschlands einen letzten — wie bekannt schon sehr unbedeutenden, höchst beschränkten und verkommenen — Rest von Realität gegeben hatte: die geistlichen Höfe, die Reichs-Ritterschaft, die Reichsstädte und Reichs-Marktflecken, die halbgeistlichen Ritterorden mit ihren Commenden in fast allen katholischen Landen —: das Alles, wie wenig es auch schon bedeutet haben mochte, war nun vollends unwiederbringlich untergegangen und nicht wiederherzustellen.

Der Fürst Metternich sprach davon nicht, es mochte wohl auch in seinen Augen zu unbedeutend sein: dagegen machte er mit Nachdruck geltend, welchen großen, jede andere Rücksicht überwiegenden Werth die Fürsten des Rheinbunds auf ihre unter Napoleon's schützenden Flügeln gewonnene Souverainetät legten — und wenn die auch unter einem so mächtigen und gewaltthätigen Schutzherrn in nichts weiter bestand, als in der Befugniß, mit ihren Unterthanen ganz nach Willkür zu verfahren. Er machte darauf aufmerksam, daß sie Jedem, der dieses Heiligthum berührte, ihre Souverainetät schmälern wollte, mit unversöhnlicher Feindschaft gegenüberstehen würden; daß die Wiederherstellung der Kaiserwürde, der sie sich unterordnen sollten, diese Fürsten unfehlbar veranlassen würde, sich heimlich Frankreich anzuschließen und dort ihre Stütze zu suchen, um

sich von dem hergestellten deutschen Reich wieder loszureißen. So wäre denn innerer Unfriede und Schwäche das unvermeidliche Loos des neu verbundenen Deutschlands geworden.

Freilich hätte es wohl ein Mittel gegeben, diesem Unheil zu steuern, indem man den deutschen Fürsten in der deutschen Nation ein Gegengewicht gab, und zum Theil schwebte etwas der Art einzelnen deutschen Patrioten und Staatsmännern vor. So wollte Stein die deutsche Central-Gewalt von Vertretern der Landstände aller einzelnen deutschen Staaten umgeben wissen, und mit ihm trug Hardenberg darauf an, daß auch die zahlreichen „Mediatisirten", die ehemals Reichs-Unmittelbaren, die nun anderer Reichsstände Unterthanen geworden waren, in den „Fürsten- und Stände-Rath" der Central-Gewalt aufgenommen werden sollten. Wurde so eine nationale Gesinnung, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in der Bevölkerung wach erhalten, dann konnte ein solcher Geist auch in den parlamentarischen Institutionen der einzelnen Staaten ein Mittel finden, sich mit Macht auszusprechen; es konnte sich ein Gegengewicht bilden, dem die Realität wohl nicht gefehlt hätte.

Aber dergleichen „jacobinische" Veranstaltungen galten dem österreichischen Hof für das allerärgste Uebel der Zeit; sie waren das, was man entschlossen war, um jeden Preis abzuwehren. Dergleichen paßte nicht in die Weltordnung Metternich's und seines Kaisers. Hätte es doch sogar die österreichische Hausordnung stören können!

Oesterreich schlug den gerade entgegengesetzten Weg ein und hoffte — wie wir schon vorhin bemerken mußten — dadurch bleibend einen überwiegenden Einfluß in Deutschland zu gewinnen, daß es sich umgekehrt zum Beschützer und Beförderer aller dynastischen Interessen im Gegensatz zu den nationalen machte. Darin liegt die Erklärung seines gesammten Verfahrens, fort und fort, seitdem es dem Bunde gegen Napoleon beigetreten war. In solcher Absicht hatte es bereits die in Deutschland eben herrschenden Dynastieen gegen die Ansprüche in Schutz genommen, die Rußland und Preußen im Namen der deutschen Nation von Kalisch aus erhoben. In gleichem Sinn hatte Metternich während des Kriegs wiederholt erklärt, daß man auf eine Verfassung Deutschlands ganz verzichten müsse, daß „ein sehr ausgedehntes System von Verträgen und Allianzen" genügen werde — und in demselben Sinn verzichtete Oesterreich auch jetzt auf jede staatsrechtliche Bestimmung, die ihm eine rechtlich festgestellte, aber angefeindete Autorität über widerstrebende Fürsten versprochen hätte, um auf diplomatischem Wege desto sicherer einen bestimmenden Einfluß auf die kleineren deutschen Staaten zu üben.

Ein eigentlicher Rechts-Grundsatz war freilich in Oesterreichs Politik nicht als maßgebend nachzuweisen; denn wollte man so manches seiner Natur nach problematische Recht der Rheinbundfürsten darauf begründen, daß es in den seit der Auflösung des deutschen Reichs mit ihnen ge-

schlossenen Verträgen anerkannt worden sei, so fragt sich, wo denn die in allgemeinen Rechtsprincipien gegründete Nothwendigkeit lag, solches Recht, nachdem die früheren Verträge durch den Krieg von 1813 aufgehoben waren, in den neugeschlossenen Tractaten, zum Schaden und Nachtheil Anderer, wieder neu zu schaffen? — Ueberhaupt konnte von einem Princip nicht die Rede sein, wenn man denn doch Ausnahmen machen mußte, wie in Beziehung auf die Häuser Isenburg und v. d. Leyen geschah, deren Souverainetät ohne Weiteres beseitigt wurde. Aber auch die legitimste Politik glaubt eines Rechtsgrundsatzes nicht immer zu bedürfen, behauptet wohl sogar ausdrücklich, daß sich ein solcher nicht immer folgerichtig festhalten lasse, und verzeiht es sich, wenn sie lediglich nach Gründen vermeintlicher Zweckmäßigkeit verfährt. Für den Erfolg hatte das auch diesmal sehr wenig zu sagen.

Nicht ohne Bedeutung dagegen war es, daß der Fürst Metternich versäumt hatte, was doch in der That sehr nahe lag. Der Pariser Frieden setzte einen deutschen Bund voraus; irgend eine Verfassung mußte er erhalten; man war daher aufgefordert, sich Rechenschaft zu geben, von welcher Art sie sein müsse, um einem bestimmt in das Auge gefaßten Zweck zu entsprechen. Aus Allem aber ergiebt sich, daß der Fürst Metternich mit weltmännischer Oberflächlichkeit bei den allgemeinen Vorstellungen stehen geblieben war, die sich in den oben angeführten Sätzen aussprechen. Einen wirklichen, feststehenden, bestimmt gefaßten Plan, der sich vorlegen und erörtern ließ, hatte er in Beziehung auf die Neugestaltung Deutschlands so wenig, als in Beziehung auf die sächsischen Verhältnisse. Talleyrand hatte diesen Mangel bald durchschaut und rügte es zu Anfang des Congresses auch mit scharfen Worten, daß man sich in gedankenlosem Leichtsinn versammelt habe, ohne auch nur auf eine einzige Frage gehörig vorbereitet zu sein und bestimmt zu wissen, was man wolle.

In Folge dessen sehen wir denn auch in den Angelegenheiten des deutschen Bundes, wie in der polnischen und sächsischen, die Politik Oesterreichs ziemlich unsicher umhertasten und etwas haltungslos Entwürfe und Beschlüsse wechseln, wie der Augenblick zu gebieten schien. Nur das hätte man mit Bestimmtheit vorhersehen können, daß die österreichische Regierung sich unter allen Bedingungen jeder ständischen Vertretung bei der Central-Behörde des Bundes stets folgerichtig widersetzen — und daß sie sich von allen Schwankungen lossagen, und ganz ohne Rückhalt für die Interessen der einzelnen Dynastieen eintreten werde, sobald die Gefahr drohte, daß eine andere Großmacht es ihr in dieser Beziehung zuvorthun und damit die Schirmvogtei der kleineren deutschen Staaten gewinnen könnte. Das zeigte sich denn auch namentlich, wie wir bereits gesehen haben, in Beziehung auf die Angelegenheiten Sachsens.

Bei so vielem Widerstreben auf der einen Seite, und so vieler Unsicherheit auf der anderen, konnte es nicht fehlen, daß die deutsche Ver-

fassungs-Angelegenheit auf dem Congreß überhaupt in schwankender Weise behandelt wurde, und leicht konnte die Lösung dieser Frage durchaus von anderweitigen Händeln abhängig werden, und von der Stellung der Großmächte gegeneinander, wie sie aus dem Widerstreit der Interessen hervorging.

Zunächst mußte auf dem Congreß, da Oesterreich keinen Plan zu der Verfassung Deutschlands mitbrachte, den Unterhandlungen ein Entwurf zu Grunde gelegt werden, der von Stein und Hardenberg herrührte, und den Preußen als den seinigen anerkannte. Obgleich gar nichts davon zur Ausführung gekommen ist, müssen wir hier doch den wesentlichen Inhalt der einundvierzig Artikel dieses Entwurfs wiederholen, damit man sehe, von welchem Punkt die Verhandlungen ausgingen, — und in welchem Geist, unter welchen Einflüssen sie geführt wurden, um schließlich zu einer Gestaltung Deutschlands zu gelangen, die eigentlich Niemanden befriedigte.

Nach dem ursprünglichen Entwurf*) sollte Preußen nur mit weniger als der Hälfte seiner Provinzen dem deutschen Bundesstaat einverleibt sein, Oesterreich sogar nur mit einem geringen Theil seiner Besitzungen. Nämlich Preußen nur mit seinen Provinzen auf dem linken Ufer der Elbe — der Habsburgische Kaiserstaat nur mit „Vorder-Oesterreich“, unter welcher Benennung man Tirol und Salzburg verstand — und einen Augenblick auch noch Länder, die Oesterreich möglicher Weise am Rhein erhalten konnte. — Die Begeisterung, mit welcher der Adel im Breisgau 1813 den alten Landesherren, den Kaiser Franz, zu Freiburg empfing, hatte nämlich auch in Wien vorübergehend den Wunsch erweckt, das schöne Ländchen wieder mit der Monarchie zu vereinigen, so einleuchtend es auch war, daß der Besitz einer solchen entfernten Enclave, zu dem Plan, die Monarchie in günstiger Gestaltung abzurunden, nicht paßte.

Als selbstständige Mächte — was sie als Besitzer ihrer übrigen Staaten blieben — sollten dann Oesterreich und Preußen ein immerwährendes, unauflösliches Bündniß mit der „Föderation“ schließen, und namentlich deren Integrität und Verfassung verbürgen.

Weiter verfügte dann der Entwurf:

Alle Staaten Deutschlands vereinigen sich vermöge eines auf ewige Zeiten geschlossenen Vertrags zu einem „politischen Föderativ-Körper“, der Deutscher Bund genannt wird, und aus dem Niemand heraustreten darf. Verletzungen des Bundes-Vertrags werden mit der Acht bestraft.

Den Bundes-Unterthanen werden als deutsche Bürgerrechte zugesichert: die Freiheit ungehindert aus einem Staat in einen anderen zum Bunde gehörigen auszuwandern, oder in dessen Dienste zu treten; — die

---

*) Klüber I, 45 u. flgde; — Pertz IV, 49 u. flgde.

Sicherheit, nicht über eine gewisse Zeit verhaftet werden zu können, ohne richterlichem Spruch, nach den Gesetzen, unterworfen zu werden; — Sicherheit des Eigenthums; das Recht der Beschwerde vor dem Richter und geeigneten Falls bei dem Bunde; — Preßfreiheit; — das Recht, sich nach freier Wahl auf jeder deutschen Lehranstalt zu bilden. —

In jedem zum Bunde gehörigen Staat soll eine ständische Verfassung eingeführt „oder aufrecht erhalten" werden; und zwar soll von Bundes wegen ein Minimum der Rechte der Landstände — unter das die einzelnen Verfassungen natürlich nicht herabgehen dürfen — schon in dem Bundes-Vertrag festgestellt werden. Ihre Befugnisse sollen vorzüglich sein: Antheil an der Gesetzgebung; Bewilligung der Landes-Abgaben; Vertretung der Verfassung bei dem Landesherren und bei dem Bunde.

Jeder einzelne Staat übt in seinem Gebiet die Landeshoheit; als gemeinschaftliche Bundes-Angelegenheiten aber sind: Handels-Einschränkungen, Münz-Sachen, Zölle und Postwesen der Competenz der einzelnen Regierungen entzogen. Sie werden von Bundes wegen geregelt, damit nicht Deutschland in eine Menge kleiner Zollgebiete u. s. w. aufgelöst, und der National-Gewerbefleiß gelähmt wird.

Was die Organisation des Bundes betrifft, sollen die sämmtlichen Bundesstaaten in sieben Kreise vertheilt werden, in deren jedem ein Kreis-Oberster die Erfüllung der Bundespflichten überwacht.

Oesterreich und Preußen haben je zwei Kreis-Obersten-Stellen zu verwalten; nämlich Oesterreich in Vorder-Oesterreich und, als muthmaßlicher Besitzer des Breisgau's, auch im Oberrhein-Kreis; Preußen im obersächsisch-thüringischen und im niederrheinisch-westphälischen Kreis.

Die übrigen Kreis-Obersten sind: der König von Baiern in Baiern-Franken; der König von Württemberg in Schwaben; der König von Hannover in Niedersachsen. — Um allen den Fürsten, die in den letzten Tagen des deutschen Reichs die Churfürsten-Würde erlangt hatten, die Würde eines Kreis-Obersten ertheilen zu können, werden Oesterreich und Preußen im oberrheinischen und obersächsischen Kreise der Großherzog von Baden und der Churfürst von Hessen als zweite Kreis-Oberste beigeordnet.

An der Spitze des Ganzen steht die Bundes-Regierung, die aus dem Directorio, dem Rath der Kreis-Obersten und dem Rath der Fürsten und Stände besteht.

Das Directorium haben Oesterreich und Preußen gemeinschaftlich (welchen Satz dann Stein dahin näher erläuterte, daß Oesterreich das „Präsidium" des Deutschen Bundes haben sollte, Preußen das „Directorium", wie es einst Chur-Mainz als Reichs-Erzkanzler auf dem deutschen Reichstag geübt hatte, so daß die Geschäftsführung nebst Allem, was dazu gehört, Kanzlei, Archiv und Protocollführung, Preußen zugestanden hätte).

Der Rath der Kreis-Obersten zählt 11 Stimmen, von denen Oesterreich sowohl als Preußen je 3 zu führen haben, die übrigen Kreis-Obersten je eine. Dieser Rath entscheidet, mit Ausschluß der übrigen Bundesstände, über die auswärtigen Verhältnisse des Bundes, Krieg und Frieden; er hat die militärische Gewalt im Bunde auszuüben.

Alle übrigen Befugnisse der Bundes-Regierung übt, unter dem Directorio, der „Rath der Fürsten und Stände", der sich alljährlich versammelt, aber nur auf so lange, als nöthig ist, um die vorliegenden Geschäfte zu erledigen. Es bilden diesen Rath alle Fürsten, deren Gebiet mehr als 50,000 Einwohner zählt, und zwar ohne Unterschied ob sie souverain sind oder mediatisirt; dazu kommen die vier freien Städte, jede mit einer Stimme, und sechs Curiat-Stimmen, in welche sämmtliche ehemals reichsfreie Fürsten, Grafen und Herren zu vereinigen sind, deren Besitzungen eine Bevölkerung von weniger als 50,000 Seelen haben. — (Stein bemerkte dazu: „Es ist sehr wichtig, daß die, die Verfassung schützenden Elemente im Bunde vermehrt werden — und dieses würde am besten geschehen durch Zulassung von Deputirten der Territorial-Stände. — Besteht der Bundestag allein aus Fürsten, so ist die Bürgschaft für die Dauer der inneren Territorial-Verfassung gerade denjenigen anvertraut, die ein Interesse haben, sie zu untergraben, und ihre eigene Gewalt auszudähnen. Läßt sich die Beiordnung von landständischen Deputirten nicht erreichen, so ist wenigstens die der Mediatisirten unerläßlich.")

Neben dem Bundesrath besteht zu Frankfurt a. M. auch ein Bundesgericht, nach dem Muster des Reichs-Kammergerichts, beauftragt die Rechtshändel der Bundes-Glieder unter sich zu schlichten, und Klagen der Unterthanen über Bedrückungen und Verletzungen der verbürgten Rechte zu untersuchen. Die Kreis-Obersten haben in ihren Kreisen, wie überhaupt die Bundesbeschlüsse, so auch die Urtheile dieses Gerichts zu vollziehen. — Die höchsten Gerichte der Kreis-Obersten entscheiden in letzter Instanz in Sachen aller zum Kreise gehörenden Unterthanen, und auch in (Civil-) Processen derselben gegen ihre Landesherren.

Es folgen dann noch Bestimmungen, welche die Militär-Verfassung des Bundes betreffen, und namentlich verfügen, daß sämmtliche Truppen eines Kreises eine gleichförmige Organisation haben, nur im Frieden zur Verfügung der einzelnen Landesherrn, im Krieg unter den Kreis-Obersten stehen sollen.

Das Königreich der Niederlande und die Schweiz sollen aufgefordert werden, ein immerwährendes Bündniß mit dem Deutschen Bunde zu schließen.

Es konnte bedenklich scheinen, daß den Regierungen von Baiern und Württemberg, deren durchaus undeutsche Gesinnung nur allzuwohl bekannt war, die wichtigen Functionen von Kreis-Obersten anvertraut wer-

den mußten. Doch war das durch die verhältnißmäßige Macht und Bedeutung ihrer Staaten, besonders Baierns, unbedingt geboten, und auch der bestehenden Verträge wegen nicht zu umgehen. Vielleicht aber hatte es in den Bedenken, die man dabei fand, seinen Grund, daß man die Kreise in denen sie das leitende Obersten-Amt ausüben sollten, ganz genau auf ihr eigenes Staatsgebiet zu beschränken dachte. Selbst die Hohenzollernschen Fürstenthümer, unzweifelhaft allemannische Landschaften, sollten dem oberrheinischen, nicht dem schwäbischen Kreise zugetheilt werden.

Was in früheren Entwürfen Stein's als Hauptsache hervortritt: die Vertretung der einzelnen Landes-Parlamente durch Abgeordnete mit Sitz und Stimme im „Rath der Fürsten und Stände", ist hier bereits aufgegeben, und zwar sagen uns Stein's eigene Worte deutlich genug weshalb: weil man sich sagen mußte, daß man mit einem solchen Vorschlag nicht durchdringen werde.

Die Mediatisirten, zu denen Stein gern auch die ehemalige Reichs-Ritterschaft gerechnet hätte, waren dafür ein sehr unvollständiger Ersatz, denn wer damals, oder selbst noch ein halbes Menschenalter später mit den süddeutschen Herren verkehrt hat, der weiß, daß eine vaterländische Gesinnung unter ihnen zu den sehr seltenen Ausnahmen gehörte. Mit dem Napoleonischen Regiment und mit der Gegenwart waren sie allerdings sehr unzufrieden, und ihren neuen Landesherren hätten selbst die kleinsten Reichsritter, namentlich die katholischen, in Erinnerung an die vielen geistlichen Reichsfürsten-Stühle, die ehemals auch ihnen zugänglich gewesen waren, gern nur als ihres Gleichen angesehen. Sie reisten gern, wenigstens einmal im Leben nach Wien, der kaiserliche Kämmerer-Schlüssel stand bei ihnen in sehr hohem Ansehen, und ihre jüngeren Söhne traten zahlreich in österreichische Dienste, sobald sie nicht mehr befürchten mußten, dafür auf den Spruch eines Napoleonischen Kriegsgerichts erschossen zu werden. Die Herren schwärmten aber nicht für ein Vaterland, das den meisten von ihnen vielmehr als eine moderne, jacobinische Erfindung verdächtig war —: sie schwärmten für „Kaiser und Reich" — einen Begriff, der die ganze vergangene Herrlichkeit der guten alten Zeit umfaßte; steuerfreie Unabhängigkeit auf den eigenen Gütern, reiche Domstifter, Malteser-Ritter- und Deutsche Herren-Commenden, und was sonst dem Leben Glanz und Behagen verleihen konnte.

Es ist wohl nicht nöthig, die Mängel dieses Entwurfs auch hier wieder nachzuweisen, da sie schon vielfach besprochen worden sind. Wenn man aber je glaubte, daß die, im Vergleich mit früheren schon sehr ermäßigten Vorschläge möglicher Weise angenommen werden könnten, so war das ein Irrthum, dem man sehr bald entsagen mußte. Auch dieser Entwurf scheiterte schon im allerersten Stadium der Berathung und konnte nicht einmal dem „Deutschen Comité" vorgelegt werden.

Schon vor der eigentlichen Eröffnung des Congresses, im September,

wurde nämlich dieser preußische Plan vertraulich der österreichischen Regierung mitgetheilt, mit der man sich zuerst einigen wollte, um dann einen gemeinschaftlichen Entwurf vor das deutsche Comité bringen zu können — und in diesen vorläufigen Besprechungen wußte es der Fürst Metternich dahin zu bringen, daß die einundvierzig Artikel auf zwölf zurückgeführt und gar manche Bestimmungen von entscheidender Wichtigkeit weggelassen wurden.

Es versteht sich, daß vor allen Dingen diejenigen Artikel gestrichen werden mußten, die der Machtvollkommenheit der Regierungen ihren eigenen Unterthanen gegenüber gewisse Grenzen zu ziehen drohten, diejenigen also, die allen Angehörigen des deutschen Bundes-Gebietes gewisse unheimliche Rechte zuerkannten, wie namentlich das Recht, über die eigene Landes-Regierung bei dem Bunde Beschwerde zu führen; die Art von Sicherheit der Person, wie sie nach dem Vorbild der englischen Habeas-Corpus-Acte gewährt werden sollte; Sicherheit des Eigenthums, Preßfreiheit und was sonst in dieses Gebiet gehört.

Mußte auch der Satz stehen bleiben, dem zufolge in allen deutschen Landen ständische Verfassungen eingeführt werden sollten, so untersagte man es sich doch, irgend etwas Bestimmtes über die Rechte und Befugnisse der künftigen Stände zum Voraus als allgemeine Regel auszusprechen. Erst der vollständige Fürstenrath selbst sollte, wenn er in Thätigkeit getreten war, ein für alle Staaten verbindliches Minimum der zu gewährenden landständischen Rechte feststellen. Alles blieb demnach in dieser Beziehung dem Beschluß der Fürsten als Corporation anheimgegeben, denen freistand, möglicher Weise Verfassungen nach dem Zuschnitt unschuldiger böhmischer Postulaten-Landtage zur allgemeinen Regel für alle deutschen Staaten zu machen.

So schien denn jene unbedingte Machtvollkommenheit und Willkür im Innern ihrer Gebiete, die Napoleon den Rheinbund-Fürsten unter dem Namen „Souverainetät" verliehen hatte — diese Souverainetät der Regierungen nach Innen, wie man sie nennen könnte, und für die jene Fürsten die Souverainetät der Staaten aufgegeben hatten — sicher gestellt, soweit die Umstände es gestatteten.

Nicht minder sorgte Oesterreich schonend dafür, daß die Fürsten, wie auf der einen Seite durch die Rechte ihrer Unterthanen, so auf der anderen durch die Anforderungen des Bundes, so wenig als möglich beschränkt würden.

Zwar, da doch die Idee vorwaltend blieb, daß Deutschland zu seiner eigenen Sicherheit ein unauflösbarer Staatenbund werden sollte, mußte das Recht, auf eigene Hand Krieg zu führen oder Frieden zu schließen, wie dasjenige, mit auswärtigen Staaten Bündnisse einzugehen, den einzelnen Regierungen versagt — und dem Bunde als solchem eine gewisse Befugniß allgemein geltender Gesetzgebung in ganz allgemein gehaltenen

Ausdrücken vorbehalten werden —: da aber nichts Bestimmteres über den Umfang dieser gesetzgebenden Gewalt zum Voraus festgestellt, kein Gebiet des öffentlichen Lebens ausdrücklich als ihr unterworfen bezeichnet wurde; — da es einem Rath der Fürsten und freien Städte, ohne alle Betheiligung ständischer Abgeordneter oder selbst der Mediatisirten überlassen wurde, erst den Kreis seiner eigenen Competenz nach Gefallen zu ziehen, und dann die gesetzgebende Macht darin auszuüben — war es offenbar auch wieder in die Macht der Fürsten selbst gegeben, wie weit sie die gesetzgebenden Befugnisse des Bundes gelten lassen wollten. Es hing von ihnen ab, sie auf ein bloßes Scheinwesen zu beschränken.

Daß ein Bundesgericht auch über Verletzungen des Bundesvertrags und folglich auch über Verletzungen der Landesverfassungen sprechen sollte, wollte wenig bedeuten, wenn man die Verfassungen so einrichten konnte, daß für die Regierungen gar keine Versuchung vorlag, sie zu verletzen. Streitigkeiten der Bundesglieder unter sich sollten durch Austrägal-Gerichte geschlichtet werden.

Für eine reale Macht, welche die Ausführung der Urtheile sicher stellen konnte, suchte man dadurch zu sorgen, daß die Eintheilung in Kreise und die Befugnisse der Kreis-Obersten aus dem Stein-Hardenbergischen Entwurf beibehalten wurden. Dasselbe geschah in Beziehung auf die Central-Regierung des Bundes durch den Rath der Fürsten und Städte (jedoch wie gesagt ohne alle ständischen Elemente und ohne die Mediatisirten) — über den sich dann der Rath der Kreis-Obersten erheben sollte, der über Krieg und Frieden Beschluß zu fassen hatte — und als Gipfel das Directorium.

Daß Oesterreich und Preußen dem deutschen Bunde mit allen ihren ehemals dem deutschen Reich angehörigen Staaten beitraten, schien für den letzteren Staat, dessen Schicksale unter allen Bedingungen mit dem Deutschlands verkettet blieben, keine sehr wesentliche Bedeutung zu haben. Die österreichische Regierung aber hielt es wahrscheinlich für eine sehr große Feinheit, daß sie dem Bunde auch mit den beiden imaginären Herzogthümern Auschwitz und Zator beitrat, um, wie man meinte, Deutschland gleichsam unversehens auch zur Vertheidigung der polnischen Provinzen Oesterreichs zu verpflichten, ohne daß man diese Provinzen bei ihrem wahren Namen zu nennen oder für dieselben entsprechende Bundeslasten und Pflichten zu übernehmen brauchte. Als ob der Werth solcher Bürgschaften, wie Deutschland hier gewähren sollte, von dem Buchstaben, von Feinheiten der Fassung abhinge, nicht von dem Geist und Willen, der sich in Thaten bewährt! In Beziehung auf den Bund aber war auch der Umstand, daß beide deutsche Großmächte ihm mit einem so großen Theil ihres Gebiets beitraten, ein Grund mehr, die Machtvollkommenheit der Bundes-Behörden auf das geringste Maß zu beschränken, denn eine selbstständige Macht wird wohl nie geneigt sein,

einer anderen Autorität, als der eigenen im eigenen Gebiet einen weiten Spielraum einzuräumen. Der Fürst Metternich versäumte dann auch nicht, in Beziehung auf die verheißenen ständischen Verfassungen und Unterthanen-Rechte dem österreichischen Kaiserstaat die gehörige Unabhängigkeit vorzubehalten.

Auch die Art, wie die Central-Behörden des Bundes anders als in dem ursprünglichen Entwurf gestaltet werden sollten, war nicht ohne wohlberechnete Bedeutung. Von dem gesetzgebenden Rath der Fürsten und Städte haben wir bereits gesprochen. In dem Rath der Kreis-Obersten sollte jetzt die Zahl der Stimmen auf sieben beschränkt werden, von denen Oesterreich und Preußen je zwei, Baiern, Württemberg und Hannover je eine zu führen hätten, so daß Oesterreich hier stets einer gegen Preußen gerichteten Majorität gewiß sein konnte.

Was endlich das Directorium anbetrifft, so wurde von Seiten Oesterreichs zwar mündlich zugestanden, daß es ein von Oesterreich und Preußen gemeinschaftlich geführtes sein sollte — wie denn überhaupt die Gleichberechtigung beider Staaten dem Anschein nach anerkannter Grundsatz war —: dann aber ließ es der Staatskanzler Hardenberg geschehen, daß in dem schriftlichen Entwurf nur von einem österreichischen Directorium die Rede war, die Betheiligung Preußens aber späteren Besprechungen vorbehalten blieb, — zu denen es natürlich nie kommen sollte. — Hardenberg lernte nun einmal nicht, daß man sich vorsehen muß, und Preußen hatte in diesem Fall, wie in manchem anderen, die Folgen seines Leichtsinns zu tragen.

Zur Beruhigung der kleineren deutschen Fürsten beschränkte übrigens der Fürst Metternich die Befugnisse des Directoriums auf „eine blos formelle Leitung der Geschäfte" und vermied Alles, was ihm den Charakter einer wesentlich leitenden, oder vollends den einer ausübenden, vollziehenden Macht im Bunde beilegen konnte.

In dieser Gestalt wurde nun der Verfassungs-Plan dem „Deutschen Comité", dem Rath der fünf Mächte: Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover und Württemberg vorgelegt (16. October) — und es zeigte sich sofort, daß die hier verfügten Beschränkungen ihrer Souverainetät nach den Anschauungen der Rheinbundfürsten viel zu weit gingen.

Württemberg und Baiern wiesen den Entwurf mit Entrüstung zurück. Württemberg wollte sogar schon einige Tage früher, ehe ihm auch nur die Einzelnheiten des Entwurfs bekannt waren, ohne Weiteres in officieller Form Frankreich zum Schutz seiner Souverainetät aufrufen, und das wäre geschehen, wenn nicht der Kaiser Alexander in sehr bestimmten Worten erklärt hätte, daß er jede Einmischung Frankreichs in die inneren Angelegenheiten Deutschlands als vertragswidrig zurückweisen

werde. Um so entschiedener schloß sich jetzt Württemberg an Baiern, und Beide zeigten sich entschlossen, nur auf ein Bündniß der deutschen Staaten für den Fall eines Krieges einzugehen, keine weitere Verbindung in Deutschland in das Leben treten zu lassen.

Der Feldmarschall Wrede erklärte (20. October) im Namen seiner Regierung: der König von Baiern habe unbedingte Regierungs-Rechte über seine Unterthanen und werde keines seiner Rechte aufgeben; ausdrücklich wollte er der baierischen Krone das Kriegs- und Friedensrecht vorbehalten, so wie das Recht, Bündnisse mit auswärtigen Mächten zu schließen; selbst von dem Rath der Fürsten und Städte wollte sich Baiern kein Minimum zu gewährender landständischer Rechte vorschreiben lassen; auch sei ein solcher Eingriff in die Souverainetät seines Königs unzweckmäßig, erklärte Wrede, da Baierns Landesherr seinen Unterthanen aus eigenem freien Antrieb und nach eigenem Ermessen eine Verfassung ertheilen werde. Das Recht der Berufung an den Bundestag könne er ihnen nicht einräumen, eben weil er unbedingte Regierungsrechte über sie habe.

Württemberg wollte überhaupt von Unterthanen-Rechten nicht hören, deren Erwähnung in einem Vertrag von Staat zu Staat ganz unzulässig sei; nur Sicherheit nach Außen dürfe der Zweck des Bundes sein, der nicht zur Absicht haben könne, aus verschiedenen Völkerschaften, z. B. Württembergern und Preußen „so zu sagen eine Nation“ schaffen zu wollen.

Sehr seltsam nimmt es sich dann freilich neben solchen Declamationen aus, daß beide, Württemberg und Baiern, bei alle dem nicht abgeneigt waren, unter gewissen Bedingungen einen deutschen Bund gelten zu lassen, der wenigstens in einer Beziehung um etwas weiter ging, als ein bloßes Bündniß für den Kriegsfall —: wenn nämlich die eigene, particulare Machtstellung dadurch gesteigert werden konnte.

So hatten zwar beide Regierungen sehr viel gegen die Doppelstimmen Oesterreichs und Preußens im Rath der Kreis-Obersten einzuwenden und wollten selbst diesen Staaten hier vollkommen gleichgestellt sein. Baiern verwarf sogar das österreichische Directorium, und verlangte anstatt dessen ein jährlich wechselndes, das in regelmäßiger Wiederkehr auch Baiern an die Spitze des Bundes gebracht hätte. Eben so aber sprachen sich beide auch nach der anderen Seite hin, was die weitere Organisation des Bundes betrifft, gegen die Bildung eines Fürstenraths — und sogar gegen die unmittelbare Aufnahme der übrigen, nicht königlichen, nicht durch diese Würde als Kreis-Obersten bezeichneten Fürsten, in den Bund aus. Die Eintheilung Deutschlands in Kreise, die Stellung der Kreis-Obersten wollte man sich gefallen lassen, vorausgesetzt, daß, unter wechselndem Directorium, die Leitung der Bundes-Angelegenheiten ausschließlich dem Rath der fünf gleichberechtigten Mächte anvertraut blieb. Die

übrigen Fürsten sollten, ohne mitzustimmen, zu dem Bunde nur ein mittelbares — eben durch die Kreis-Obersten vermitteltes Verhältniß haben.

Natürlich hätte man alsdann auch die Grenzen der Kreise anders gezogen, als Oesterreich und Preußen beabsichtigten. Württemberg sprach ganz unumwunden aus, was es in dieser Beziehung wollte, indem es folgende Erklärung zu Protokoll gab: „Die gegen Norden und Osten befindlichen Kreise sind durch ihre Ländermassen stark genug, um dem Zweck des Bundes durch schleunige Hülfe in dringenden Fällen zu entsprechen. Damit nun die gegen Westen vorliegenden Kreise durch innere Kraft gleichfalls in den Stand gesetzt werden, Widerstand gegen Angriffe zu leisten, so wird es nöthig sein, daß ein solcher aus Ländern, welche zusammen eine Bevölkerung von drei bis vier Millionen Menschen enthalten, bestehe."

In demselben Geist, in dem Baiern und Württemberg bei früheren Gelegenheiten schon so viele ihrer ehemaligen Mitstände im Reich unter ihre Herrschaft gebracht hatten, wären jetzt diesen Plänen zufolge so ziemlich alle zur Zeit noch selbstständigen Fürsten der kleineren Staaten Deutschlands unter die Oberhoheit von Baiern, Württemberg und Hannover gestellt worden; die Halb-Mediatisirung, der sie damit verfielen, sollte aber keineswegs im Interesse des gemeinsamen Vaterlandes verfügt werden, keineswegs, um dem Volk der Deutschen zu dem großartigen National-Dasein zu verhelfen, das ihm gebührt, sondern lediglich um die Interessen der in Baiern, Württemberg und Hannover herrschenden Dynastieen zu fördern.

Baierns weitgreifende Ansprüche waren in gewissem Sinn selbst gegen die Unabhängigkeit Württembergs gerichtet. Denn Baiern hoffte auf dem linken Rheinufer ein sehr ansehnliches Gebiet zu erwerben: die „Ueberrheiner Pfalz" nämlich, in solcher Weise erweitert, daß auch Mainz dazu gehörte. Auch die Pfalz, so weit sie auf dem rechten Ufer des Rheins liegt, mit Heidelberg und Mannheim, zur Zeit dem Großherzog von Baden unterthan, hatte Oesterreich dem König von Baiern für das Innviertel und Tirol insgeheim zugesagt. So hoffte Baiern sein neues Gebiet mit dem alten an der Donau und Isar in unmittelbare Verbindung zu bringen, den ganzen Südwesten Deutschlands zu umklammern, ihn von allen Beziehungen zu dem Osten und Norden abzusperren und ein Gebiet ausschließlich baierischen Einflusses zu schaffen.

Auch ein Nebenumstand scheint der Beachtung nicht unwerth. Unter den großen Mächten war zur Zeit von einer Herstellung des Königs von Sachsen noch nicht die Rede; Talleyrand hatte in ihrem Rath noch keinen festen Boden für seine Umtriebe gewonnen; wohl aber hatten mehrere der Vertreter ehemaliger Rheinbundstaaten sich zu Gunsten des sächsischen Hauses und seiner Ansprüche ausgesprochen; so namentlich Gagern, und besonders heftig der baierische Feldmarschall Wrede. Dennoch ge-

dachten weder Württemberg noch Baiern in den Besprechungen über den deutschen Bund des Rheinbund-Königs an der Elbe. Es ist in ihren Denkschriften immer nur von fünf gekrönten, gleichberechtigten Häuptern in Deutschland die Rede, — und so scheint es fast, als wären sie bereit gewesen, sich für den hier verlangten Preis allenfalls auch über das Schicksal des sächsischen Königshauses zu beruhigen.

Das Mißtrauen in das so zusammengesetzte „Deutsche Comité", das Stein von Anfang an geäußert hatte, war auf das Vollständigste gerechtfertigt!

Da man es auch hier keineswegs mit einer objectiven Ueberzeugung zu thun hatte, sondern mit sehr bestimmten, ihrer selbst durchaus bewußten Sonder-Interessen, war es ganz vergeblich, daß man die Vertreter Württembergs und Baierns durch Gründe für eine andere Ansicht zu gewinnen suchte. Es konnte nichts helfen, daß selbst der Fürst Metternich daran erinnerte, „daß auch in der vorigen Verfassung (des Reichs) den deutschen Unterthanen gewisse Rechte zugesichert gewesen seien"; — es mußte sogar schaden, daß er etwas zu deutlich auf die Frevel deutete, die namentlich der König von Württemberg gegen ehemalige Mitstände im Reich geübt hatte, und die Ansicht aussprach: die Unterthanen müßten nothwendig gegen solche Bedrückungen geschützt werden, wie sie jüngst in einzelnen deutschen Staaten vorgekommen seien. Es schadete in gleicher Weise, daß Graf Münster im Namen Hannovers erklärte (23. October), landständische Verfassungen seien von jeher in Deutschland Rechtens gewesen; der Verfall der deutschen Reichsverfassung habe, dem Recht nach, keineswegs auch den Untergang der Territorial-Verfassungen in den einzelnen Gebieten nach sich ziehen können; und eben so könne man nicht behaupten, daß die Verträge der Fürsten mit „Buonaparte" den Rechten der Unterthanen etwas vergeben konnten. Seine Bemerkung, „kein Fürst würde wünschen, in dem Licht sich darzustellen, als hätte er mit einem fremden Fürsten einen Vertrag gegen seine Unterthanen eingehen wollen" — verdroß nur die Getroffenen, ohne ein Gefühl der Scham hervorzurufen. Es schadete nicht minder, daß Wilhelm v. Humboldt die Nothwendigkeit eines Bundesgerichts darzuthun suchte.

Das Alles waren für Baiern und Württemberg nur so viele Gründe mehr sich gegen den beabsichtigten Bund und die zwölf Artikel zu sträuben, und schon vertröstete Wrede den König von Württemberg ganz offen darauf, daß Frankreich ihr eigentlicher, natürlicher Verbündeter sei und sich schon wieder „heben" werde.

Alles Hin- und Herreden führte dann auch nicht um einen Schritt weiter. Da auch Metternich gegen das Recht Krieg zu führen und auswärtige Bündnisse zu schließen, das sich Baiern vorbehalten wollte, anführte, daß es die Mitglieder des Rheinbunds doch nicht unter ihrer Würde geachtet hätten, dem fremden Protector gegenüber auf jede ander-

weitige Verbindung zu verzichten, überging Wrede in seiner Antwort den Rheinbund ganz mit Stillschweigen, erklärte aber dagegen mit einer gewissen Erhabenheit: Baiern trete überhaupt dem Bunde nur bei, weil es allgemein gewünscht werde — also gleichsam aus Gefälligkeit —: nicht im eigenen Interesse, da es sich in dieser Beziehung eben so gut durch Bündnisse mit anderen Staaten sicher stellen könne.

Unter diesen Umständen konnte es in mancher Beziehung erwünscht sein und einen Ausweg eröffnen, daß die Regierungen der kleineren Staaten, die in dem „Deutschen Comité" nicht vertreten waren, unruhig geworden, schon gesucht hatten, sich zu einer gemeinsamen Opposition zu sammeln. Diese Fürsten besorgten der Art von Mediatisirung zu verfallen, auf die es Baiern und Württemberg in der That abgesehen hatten. Auf der anderen Seite war es mehreren von ihnen nicht minder bedenklich, daß ihre ehemaligen Mitstände im Reich, die sie selber mit Napoleonischer Hülfe mediatisirt hatten, sich sehr geflissentlich an den Kaiser von Oesterreich drängten, ihre ehemaligen Rechte ganz, oder doch wenigstens zum Theil zurückverlangten, und sich der Herrschaft der Landesherren zu entziehen strebten, die ihnen der Rheinbund auferlegt hatte, und die sich selbst für sehr legitim hielt.

Glücklich wäre es gewesen, wenn die Opposition dieser Fürsten durchaus den Sinn gehabt hätte, daß man wirkliche, ernstlich gemeinte Opfer wohl für ein gemeinsames deutsches Vaterland bringen wolle, aber nur für dieses, nicht um die unberechtigten Ansprüche einzelner Dynastieen zu befriedigen. Mehrere unter den Staatsmännern, und selbst einige unter den Fürsten, faßten auch wohl die Verhältnisse in diesem Sinn auf; so der patriotische, treffliche Karl August von Weimar —: überwiegend aber lagen dieser Opposition dieselben anti-nationalen, ausschließlich dynastischen Interessen zum Grunde, von denen auch die Bestrebungen Baierns und Württembergs ausgingen —: nur daß sie hier, wie das in der Natur der Verhältnisse lag, weniger auf neue Uebergriffe, mehr auf Selbsterhaltung gerichtet war. Das Bewußtsein der eigenen Schwäche, das Bewußtsein, daß sie eines Schirms und einer Stütze bedurften, machte dann freilich daneben wenigstens diejenigen unter diesen Fürsten, die sich gestehen mußten, daß sie kein beachtenswerthes Gewicht in die Wagschale eines Bündnisses zu legen hatten, zugänglicher für eine gewisse Resignation —: doch aber nicht alle, und besonders diejenigen nicht, die auf der Stufenleiter der Macht zwischen den sogenannten Mittelstaaten und den allerkleinsten standen.

Ihre Opposition, zuvörderst gegen das übergreifende Verlangen jener aufstrebenden Mittelstaaten gerichtet, wendete sich nicht minder gegen den Inhalt der zwölf Artikel überhaupt, und eigentlich gegen jede Unterord-

nung und jede wirkliche Central-Gewalt in Deutschland. Daß sie dabei von Opfern sprachen, die sie bereit seien im Interesse des Ganzen zu bringen, war durch die Verhältnisse geboten, es war die Bedingung, unter der allein sie hoffen durften, gehört zu werden; aber gar mancher beruhigte sich dabei im Stillen mit dem Gedanken, daß die Opfer, die ihnen mit Zustimmung Aller auferlegt werden könnten, wohl nicht allzu weit gehen würden. Was sie wünschten, war ein Bundes-Verhältniß, das ihr Dasein und ihre Ansprüche schützend sicher stellte, ohne sie in der Ausübung ihrer Souverainetäts-Rechte zu hindern; was sie zunächst verlangten, war die anerkannte Gleichberechtigung Aller, und die Befugniß, das Maß der Opfer, die sie bringen wollten, selber festzustellen. — Die Gleichberechtigung der anerkannten Dynastieen und ihre unbedingte Berechtigung, war das Einzige, was nach der in diesen Kreisen vorherrschenden Ansicht in Deutschland zu Recht bestand.

Es ist des Beachtens im Einzelnen werth, wie weit sich dieses dynastische Selbstgefühl an sich berechtigt, wie wenig verpflichtet glaubte. So war das Haus Oranien nicht in der Lage gewesen, an dem gemeinsamen Kampf gegen Frankreich Antheil zu nehmen und irgend etwas zu dem Siege beizutragen, sah sich aber dennoch, durch die Umstände begünstigt, nach dem Frieden ganz von selbst zu einer Höhe erhoben, die seine frühere geschichtliche Stellung bei Weitem überragte. Gar Manches trug dazu bei; die Sympathieen, denen dieses Haus überall begegnete — die verwandtschaftlichen Beziehungen zu der preußischen Dynastie — politische Rücksichten, denen zufolge es nothwendig schien, den Niederlanden eine selbstständige Macht zu verleihen, die wenigstens gegen einen ersten Angriff des benachbarten Frankreichs genügte — und endlich nicht zum wenigsten die Gunst Englands. Da der Prinz-Regent und seine Minister damals beabsichtigten, die Erbin der Kronen Englands, die Prinzessin Charlotte von Wales, mit dem Erbprinzen von Oranien zu vermählen, dachte man sich dem gemäß Großbritannien und die Niederlande in Zukunft eng verbündet.

So wurde denn das neue Königreich der Niederlande auch auf dem Congreß zu Wien, wie schon früher noch während des Krieges, wie Metternich sich gegen den nassau-oranischen Bevollmächtigten Gagern ausdrückte, „mit wahrer Affenliebe“ gehegt. Schon war, als verstünde sich das von selbst, der Prinz von Oranien anerkannter souverainer Fürst der alten vereinigten Niederlande, was seine Vorfahren als „Erbstatthalter“ einer Republik natürlich nie gewesen waren, und es war ausgemacht, daß die reichen, schönen belgischen Provinzen sammt dem ehemals reichsunmittelbaren, nicht minder reichen Bisthum Lüttich seine Staaten vergrößern sollten. Auch auf den Besitz des Herzogthums Luxemburg durfte der Fürst der Niederlande sich Hoffnung machen, wenn gleich die Aussichten in dieser Beziehung lange schwankend blieben; selbst andere

Vergrößerungen waren — und noch dazu in diplomatisch dehnbarer Weise — verheißen.

Der Prinz von Oranien hatte nämlich seine diplomatischen Operationen sehr früh und mit großem Geschick begonnen. Kaum aus einer fast zwanzigjährigen Verbannung in die Niederlande zurückgekehrt, noch während des Krieges, als die verbündeten Heere über den Rhein nach Frankreich vordrangen — schon im Januar 1814, hatte er den Staatsmännern des europäisch gewordenen Bündnisses eine Denkschrift zugesendet, in der er die Nothwendigkeit auseinander setzte, den wiederhergestellten niederländischen Staat nicht bloß durch Belgien zu vergrößern, sondern auch durch alle deutschen Lande auf dem linken Rheinufer bis zur Mosel hinauf, altpreußische Gebiete, wie das Herzogthum Cleve, mit einbegriffen, so daß selbst die alte Krönungsstadt Aachen, und Köln, einst die mächtigste der deutschen Reichsstädte, dem gesammten Deutschland entfremdet worden wären.*)

Dank Englands mächtiger Fürsprache wurde dann auch zu Chaumont, noch während des Feldzugs (15. Februar 1814), ein vorläufiger Vertrag verabredet, dem zufolge außer Belgien auch ein sehr großer Theil der verlangten deutschen Gebiete dem oranischen Reich zugestanden werden sollte. Doch wurde der Beschluß in solcher Form gefaßt, daß Cleve von dieser Gewährung ausgeschlossen blieb. Die Verbündeten versprachen nämlich „den größten Theil des Departements der Roer“ — nach kaiserlich französischer Geographie — „mit Aachen und Köln.“

Aber selbst dieser weite Horizont schöner Aussichten genügte dem strebenden Sinn des Oraniers nicht, der auf dem Wege war sich zu einem König der Niederlande zu entfalten. Er verlangte außerdem auch noch weite deutsche Lande auf dem rechten Rheinufer. Nämlich zunächst seine ehemaligen nassauischen Stammlande an der Sieg, und dann, damit diese nicht nur mit Belgien, sondern auch mit dem alten Gebiet der niederländischen Republik gehörig in Verbindung kämen, wenigstens den größten Theil der zwischen den Grenzen dieses Gebiets und der Sieg liegenden deutschen Provinzen, namentlich das Großherzogthum Berg mit Düsseldorf.

Die Art, wie er diese Ansprüche zu begründen dachte, hat etwas, das man genial nennen könnte —: er wollte sich erbieten seine Ansprüche auf das Stift Fulda aufzugeben, wenn man ihm das Großherzogthum Berg als Ersatz überließ. Nun hatte er das genannte Stift allerdings zu Anfang des Jahrhunderts ein Paar Jahre lang besessen; es war ihm in Folge des Friedens von Lüneville, durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß von 1803 als Ersatz für die Erbstatthalter-Würde und die in Holland eingebüßten Domainen überwiesen worden. Später war es

*) Heinrich v. Gagern, Leben Friedrich v. Gagern's I, 126—149.

ihm in den Stürmen der Zeit wieder verloren gegangen. Jetzt wo er die Erbstatthalter-Würde und die holländischen Domainen, sogar mit sehr großem Gewinn, wieder erlangt hatte, war gewiß sein Anspruch auf Fulda mehr als problematisch geworden.

Und dabei ist wohl zu beachten, daß alle diese Forderungen — ganz besonders aber die zuletzt erwähnten — durchaus nicht im Namen und im Interesse eines Staats gestellt wurden, sondern eigentlich nur zum Vortheil des Hauses Oranien-Nassau. Den Staatsmännern und Staatsbürgern des neuen Königreichs der Niederlande verlangte sehr wenig nach einer solchen Vergrößerung in Deutschland. Die Belgier konnten natürlich zur Zeit kaum eine Stimme haben, hätte man sie aber befragt, so wären ganz andere Wünsche laut geworden. Die Masse der Bevölkerung dieser flandrischen Provinzen war erfreut, die französische Herrschaft los zu sein, und wußte sonst wohl nicht viel zu sagen; der Adel und der Clerus aber sehnten sich nach der katholischen Herrschaft eines österreichischen Erzherzogs. Die Holländer hätten gern so viel als möglich von ihren Colonien wieder erhalten; einer Bundesverbindung mit Deutschland, selbst einer mittelbaren, waren sie dagegen in ihrer abgeschlossenen, etwas engherzigen Weise sehr abgeneigt, und eine Erweiterung des Staats, die ihnen noch mehr fremde Elemente zuführte, ihre Handelsverhältnisse nicht förderte, dagegen sie in die Schicksale Deutschlands und in lästige Verpflichtungen hineinzuziehen drohte, sahen sie mit entschiedenem Mißtrauen. Mußten sie dergleichen annehmen als Theil des eigenen Staats — nicht bloß als abgesonderte Besitzung des regierenden Hauses — so knüpften sie gewiß die Forderung daran, daß die abgetretenen Provinzen ganz aus jeder Verbindung mit dem übrigen Deutschland ausschieden. Gagern wußte das sehr wohl, denn die Holländer versäumten nicht leicht eine Gelegenheit sich darüber auszusprechen. Das Königreich der Niederlande sollte dem deutschen Bunde nicht angehören, das war bereits festgestellt; bei der Gesinnung der Holländer und ihres Fürsten hatten demnach die Oranischen Forderungen die sehr bedenkliche Seite, daß alle deutschen Gebiete, die den Niederlanden zufielen, noch viel entschiedener dem Wesen als der Form nach Deutschland entfremdet wurden. Nur die seltsamste Verblendung und Befangenheit hätte sich darüber täuschen können.

Am entschiedensten aber zeigte sich der rein dynastische Charakter der oranischen Forderungen in denen, die das rechte Ufer des Rheins betrafen. Hier war es dem Haupt des Hauses, dem Prinzen von Oranien, ausdrücklich um eine „Secundogenitur" zu thun, die er für seinen zweiten Sohn in Deutschland gewinnen wollte, da er, wie es scheint, gleich manchem anderen hochgestellten Publicisten dieser und früherer Zeit, der Ueberzeugung lebte, es sei Deutschlands eigentliche Bestimmung die nachgeborenen Prinzen souverainer Häuser als Souveraine zu „versorgen."

Wenigstens forderte er diese Secundogenitur ganz in demselben Geiste, in dem fünfundsiebzig Jahre früher die Königin von Spanien, Elisabeth Farnese, die Herzogthümer Parma und Piacenza für ihren dritten Sohn in Anspruch nahm, „damit der doch auch ein Stück Brot habe“ (Perche abbia un pezzo di pane anche lui). Ganz in demselben Sinn schrieb der Prinz von Oranien schon vor dem Pariser Frieden an Gagern, er wünsche das Großherzogthum Berg „ganz oder größtentheils“ zu haben: „besonders in der Rücksicht, um meinem zweiten Sohn künftig ein besseres Etablissement zu verschaffen.“

Gagern war mit diesen „Staats- und Familien-Absichten für den zweitgebornen Herren“ an sich ganz einverstanden, aber er meinte, die Ansprüche gingen denn doch wohl über das Erreichbare hinaus, besonders was das bergische Land betraf. Die Ansprüche auf Fulda, die dazu verhelfen sollten, seien schwerlich zu begründen, nachdem das Haus seine alte Stellung in Holland wieder gewonnen habe, denn man könne unmöglich „rem et pretium“, die verkaufte Sache und den dafür erhaltenen Preis, zu gleicher Zeit in Anspruch nehmen und besitzen. Dann gewahrte er auch, daß Preußen sich im Herzogthum Berg festsetzte, ja er hielt es, bei den vielen territorialen Ausgleichungen, die in Deutschland nöthig werden könnten, für möglich, daß die nassauischen Stamm-Lande beider Linien, sowohl die der Oranischen, als die der Wallramischen die in Nassau herrschte, die sämmtlichen Besitzungen zwischen dem Main und der Sieg, überhaupt aufgegeben werden müßten; daß die Dynastie in ihre Versetzung auf das linke Rheinufer willigen müsse. In diesem Fall sei vor Allem dafür zu sorgen, daß nicht Belgien als Ersatz für die nassauischen Lande angerechnet werde, damit man es nicht mit der Wallramischen Linie zu theilen brauche, und die „Staats- und Familien-Absichten für den zweitgeborenen Herren“ nicht „verrückt“ würden. Das Material zur Entschädigung der Wallramischen Linie wie für die gewünschte Secundogenitur, müsse man dann auf dem rechten Ufer der Mosel suchen, im Churfürstenthum Trier oder in den Saargegenden, wo kleine Gebiete schon früher dieser oder jener Linie des Hauses Nassau unterthänig gewesen waren.

Ob sich Gagern und sein Gebieter damals darüber einigten, wie weit die jedenfalls sehr großartigen Forderungen gehen sollten, ist nicht bekannt geworden; — wenige Monate später waren die allgemeinen Verhältnisse nicht unwesentlich verändert. Cleve und Berg waren thatsächlich in der Gewalt Preußens, und der Pariser Friede lautete etwas weniger günstig für Oranien als die Verabredungen zu Chaumont. Die geheimen Artikel besagten nur (Art. 3), daß die Grenzen der Niederlande auf dem rechten Ufer der Maas nach dem militairischen Bedürfniß Hollands und der Nachbarstaaten (selon les convenances militaires de la Hollande et de ses voisins) geregelt werden sollten, und (Art. 4), daß die teutschen

Länder auf dem linken Rheinufer, die seit 1792 mit Frankreich vereinigt gewesen, dienen sollten die Niederlande zu vergrößern, Preußen und andere deutsche Staaten zu entschädigen. — Die Engländer sprachen von einem „Saum" (lisière), den die Niederlande auf dem rechten Ufer der Maas haben müßten; es war ihnen also, was wohl der Beachtung nicht unwerth ist, um eine günstige militairische Grenze der Niederlande auch gegen Deutschland zu thun, nicht um eine günstige Grenze Deutschlands.

Wie viel von seinen Forderungen der Prinz von Oranien unter diesen Umständen glaubte aufrecht erhalten zu können, wissen wir nicht, denn Gagern umgeht es in seinen Schriften, Rechenschaft von seinen Verhaltungsbefehlen auf dem Congreß zu geben. Sie hätten, erklärt er, nicht viel besagen können, außer daß sie auf den dritten Artikel des Pariser Friedens hinwiesen, und fügt hinzu: „Von einigen anderen Ansichten, Wünschen, Aufträgen, halte ich mich nicht berechtigt, hier vollständigen Gebrauch zu machen. Sie hätten ohnehin wenig Interesse, die Sachen haben sich anders gefügt." — Nur beiläufig erfahren wir, daß der Prinz von Oranien auch seine Nassauischen Stammlande forderte; daß er nicht abließ auf dem Congreß die Opfer geltend zu machen, die er angeblich gebracht habe, und dabei immer wieder den seltsamen Anspruch auf Fulda voranstellte, —: diesen Anspruch, über den selbst seine besten Freunde und Gönner, die Engländer, lächelten. — Auch mußte Gagern seinen Fürsten darauf aufmerksam machen, daß Cleve doch nun einmal in Preußens Besitz sei, und nicht zu haben; daß man demnach auch wohl eine Erweiterung des preußischen Besitzes auf dem linken Rheinufer werde zulassen müssen — nur dürfe dieses preußische Gebiet nicht so groß werden, daß dadurch ein Druck auf die Niederlande geübt werden könne.

Von seinem Auftreten in Wien erzählt uns dann Gagern selbst: „Ich säumte nicht, an die Engländer meine Forderungen hoch zu stellen, und ihnen insbesondere die Annäherung an den Rhein, und die Handreichung an andere deutsche Fürsten" — noch außer Preußen — „als systematisch Kräfte sichernd, und folglich wünschenswerth darzustellen. Das System der Maas, oder wie sie sich ausdrückten, la lisière de la Meuse, der Saum der Maas schien mir nicht hinreichend. Diese Idee der Maas, ihrer Vertheidigung, war eine militairische, die ohne Zweifel auch die Zustimmung Lord Wellington's für sich hatte — die ich aber so viel als möglich auszudehnen trachtete."

Stein hatte sich schon vor der Eröffnung des Congresses veranlaßt gefühlt ihm warnend zu schreiben: „Vergessen Sie über dem Batavisiren das Germanisiren nicht." — Zu Wien glaubte Graf Münster — dessen Hannöversche Pläne freilich durch die niederländischen Ansprüche gehindert wurden — ihn vor dem „Zuvielbegehren" warnen zu müssen, und erinnerte daran, daß Oranien und die Niederlande nur durch die Gunst der

Verbündeten, nicht durch Macht und Thaten Rechte erworben hätten.*) Der Fürst Metternich fand sich bewogen, ihm gleich zu Anfang (6. October) in einer Versammlung bei der Kaiserin von Rußland, „eine kleine Scene, mit anderen Worten Vorwürfe zu machen" und ihm, wie es scheint in etwas herben Worten, zu sagen: „er müsse nicht zu viel Wärme in die Vertheidigung der niederländischen Interessen legen. Er stifte die Engländer auf (zu Gunsten Oraniens), er sei aber ein Deutscher, und müsse bedenken, daß er Deutschland dadurch Nachtheile zufüge."**)

Allerdings weiß die Welt zur Genüge, was Metternich's eigenes Deutschthum werth war; ihm lag zur Zeit daran, auf dem linken Rheinufer Raum für mancherlei Entschädigungen zu behalten, „Baiern und Preußen so solide auf dem linken Rheinufer zu befestigen, daß sie weniger auf Oesterreich drückten." — Wenn wir aber noch hinzufügen, daß Metternich Gagern widersprechend erklärte: es scheine ihm nicht nothwendig, daß die Niederlande ihre Grenzen weit genug ausdehnten, um auch mit anderen deutschen Staaten als Preußen unmittelbar in Berührung zu kommen, ergiebt sich wohl aus dem Ganzen, daß Gagern sehr viel verlangte, und daß seine Forderungen dem gesammten Congreß den Eindruck machten, weit über jedes erlaubte Maß hinauszugehen.

Danach hätte man glauben sollen, daß er wenigstens den entgegengesetzten Vorwurf nicht zu fürchten brauchte —: seinem Mandatar aber, dem Prinzen von Oranien, genügte sein Eifer keineswegs ganz vollständig. Der wurde vielmehr sehr ungnädig, als er später zwar Luxemburg gewann, aber nicht ohne seine unbedeutenden Stammlande an der Sieg aufgeben zu müssen, die theils an Preußen, theils an die Walramische Linie in Nassau fielen. Da beschuldigte er Gagern, die Interessen dieser Walramischen Linie im Gegensatz zu der Oranischen zu begünstigen. Von einem Staat und dessen Interessen war aber auch in den Aeußerungen seines Unwillens nicht die Rede.***)

Verpflichtet fühlte sich dagegen dieser Fürst, der sein politisches Dasein überhaupt den Siegen der Verbündeten, ganz unmittelbar zumeist den Siegen Bülow's und seiner preußischen Schaaren verdankte, gegen Niemanden, und Opfer zu bringen war er durchaus nicht geneigt. Er verlangte auch für seine deutschen „Besitzungen" die volle, uneingeschränkte Souverainetät, die er in früheren Zeiten dort so wenig als in den Niederlanden je besessen hatte; in einen deutschen Bund wollte er auch mit diesen deutschen Besitzungen nicht eintreten, so lange er nicht genau wußte, wie der beschaffen sein werde, und zunächst forderte er seinen deutschen

---

*) Gagern, Antheil II, 60.
**) Gagern, Antheil II, 54 flgde.
***) H. v. Gagern I, 207.

Gesandten Gagern auf, sich dem Beginnen des deutschen Comité's auf das Entschiedenste zu widersetzen.

Eine solche Aufforderung war aber nicht einmal nöthig; Gagern hatte sich bereits aus eigenem Antrieb an die Spitze der fürstlichen Opposition gestellt, und dehnte sie selbst auf Verhältnisse aus, die ganz außerhalb des Gesichtskreises seines Hofs lagen. Schon hatte er, gleich zu Anfang, ohne jeglichen Auftrag der Art, ja gegen die Absichten seines Hofs, der Preußen zu verletzen fürchtete und sich der Politik Englands anschließen wollte, aus reiner Begeisterung für die Vielgetheiltheit Deutschlands — sehr laut und geräuschvoll gegen die Vereinigung Sachsens mit Preußen gesprochen. Er hatte dann mit entschiedenem Mißfallen wahrgenommen, daß es wohl darauf abgesehen sein konnte, die kleineren Staaten einer Central-Gewalt einigermaßen unterzuordnen. Gar sehr sagte ihm die Lehre Talleyrand's zu, daß dem Congreß in seiner Gesammtheit zustehe, die Vorschläge des Comité's zu prüfen, anzunehmen oder zu verwerfen, und daß folglich auch die Mitglieder der vorbereitenden Comité's von der Gesammtheit gewählt und bevollmächtigt werden müßten. Auch war Gagern unter allen deutschen Diplomaten der erste, der sich der französischen Gesandtschaft freundschaftlich anschloß.

Am allerbesten aber gefiel ihm die Haltung des baierischen Feldmarschalls Wrede, der in nichts weniger als deutsch gesinntem Eifer an das Schwert schlug, und Oesterreich zu einem inneren Krieg in Deutschland zu treiben suchte. Gleich zu Anfang sprach Gagern in einem Bericht an seinen Hof sein Bedauern aus, daß es an der nöthigen Energie und Entschlossenheit fehle, und fügte hinzu: „der Fürst Wrede ist ohne Zweifel derjenige, der die meiste Energie zeigt, und den Muth der Oesterreicher heben würde, wenn das möglich wäre. Er hat erklärt, daß er die ganze Macht Baierns derjenigen Regierung zur Verfügung stellen werde, die Sachsen retten wolle." (Le prince de Wrede est indubitablement celui qui montre le plus d'énergie et relève le courage des Autrichiens s'il y avait moyen d'y réussir. Il a déclaré qu'il mettrait toutes les forces de la Bavière à la disposition de la puissance, qui voudrait sauver la Saxe.)*)

Das war am 6. October, zu einer Zeit, wo Preußen Englands Politik in Beziehung auf Polen unterstützte.

Jetzt (14. October), an demselben Tage, an welchem das deutsche Comité sich zum ersten Mal versammelte, berief Gagern die Vertreter der kleineren Staaten zu einer Art von Gegenversammlung, in der nur Baden und die freien Städte Frankfurt und Lübeck fehlten, und in der er ihnen von der Nothwendigkeit sprach, den anderen Herren „fühlbar zu machen, daß sie auch da seien und ihr Handwerk wohl verstünden;"

---

*) Gagern, Antheil II, 66.

das Verfahren der deutschen Könige, die sich der deutschen Angelegenheiten bemächtigt hätten, sei unregelmäßig; der Ausschuß hätte aus der allgemeinen Versammlung der deutschen Fürsten hervorgehen müssen; darauf müsse man zurückkommen; das müsse man noch begehren.

Nebenher deutete er an, daß man den Wunsch aussprechen müsse, die Kaiserwürde in Deutschland wieder hergestellt zu sehen.

Aber so wenig man von allen Elementen, die sich hier zusammen gefunden hatten, das Beste erwarten durfte, so wenig war Gagern der Mann dazu, die schon verdorbene deutsche Verfassungs-Angelegenheit wieder in die rechten Bahnen zu leiten. An der Redlichkeit seiner Absichten ist gewiß nicht zu zweifeln, und auch an seinem Patriotismus nicht, wie er ihn eben verstand, und so weit sein Blick reichte. Gewiß hat er in Wien zu fördern gesucht, was nach seiner Meinung dem wahren Besten Deutschlands entsprach —: nur waren seine Ansichten von dem, was Deutschland noth that und die Zukunft der Nation sichern konnte, von der Art, daß man von seinem Einfluß nicht viel Ersprießliches erwarten durfte. Es waren im Wesentlichen eben die Ansichten eines ehemaligen Reichsritters, der von früher Jugend an eine bedeutende Person an kleinen Höfen gewesen war. Durch alle großartigen Bewegungen der Zeit hindurch war dann seine Aufgabe gewesen, kleine dynastische Interessen wahrzunehmen und unversehrt aus dem Schiffbruch zu retten. In dieser Schule hatte er sich zum Staatsmann gebildet. Sein deutscher Patriotismus hatte sich unter der Napoleonischen Gewaltherrschaft erst spät empört. Nach seinen eigenen Andeutungen*) erst als er, in seinen eigenen Lebensverhältnissen durch imperialistische Willkür gestört, und zum unmittelbaren französischen Unterthan gemacht, zu dem „fast untrüglichen Schluß" kam, daß, wenn Napoleon siegreich aus Rußland zurückkehrte, „das despotische Verfahren gegen die (mit ihm) verbündeten Fürsten im Steigen sein würde." — Erst noch etwas später kam ein Anflug von modernem Liberalismus hinzu, der aber in Wien noch nicht vorherrschend in seinen Ansichten war.

Den Jammer der alten Zeit, des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, hatte er mit Augen gesehen und mit erlebt, aber es war ihm nicht einleuchtend geworden, daß dieser Zustand an sich elendeste Verkommenheit sei; im Gegentheil, er hatte sich darin wohl gefühlt. Die mittelalterliche Organisation Europa's mit einem weltlichen und einem geistlichen Oberhaupt, Kaiser und Papst, hatte sich, nach seiner Meinung, wie einst bei der Bekehrung der Heiden und der Bekämpfung der Muselmänner, so auch neuerlich wieder „bei dem Ueberhandnehmen des Jacobinismus" bewährt. War nicht Alles so gegangen wie es sollte, so lag das, nach seiner Auffassung, nicht an der Kleinstaaterei selbst, sondern an

*) Gagern Antheil I, 187.

Nebendingen, die sich wohl besser machen ließen. Ja, diese kleinstaatliche Zerstückelung Deutschlands, die Stein haßte als den Ursprung alles Unheils, war in Gagern's Augen nicht etwa bloß ein geschichtlich Gegebenes, Unvermeidliches, mit dem man sich im Interesse des Ganzen abfinden müsse so gut es eben gehen wolle, und vielleicht auch leidlich abfinden könne —: sie war für ihn, im vollkommenen Gegensatz zu Stein's Ansicht, das vor Allem und an sich Berechtigte, und ihr eigener Zweck —: der wesentlichste Bestandtheil dessen, was er deutsche Freiheit nannte.

Was er wünschte war, „Kaiser und Reich" in verjüngter Gestalt wieder aufleben zu sehen. Auf der Kaiserwürde hatte in früheren Zeiten der Nationalstolz geruht. „Der Freiheit Aller war aber durch den Zusammensatz Kaiser und Reich hinlänglich gehuldigt." — Das „Reich" war ihm ein Begriff, der eine von der Versammlung der deutschen Fürsten als Corporation in Deutschland geübte Gesammtherrschaft, und unverkümmerte Landeshoheit für jeden Einzelnen daheim umfaßte. Den „Kaiser" dachte er sich in ziemlich unbestimmter Weise als eine phantastisch-glänzende und erhabene Erscheinung hinzu. Das Kaiserthum sollte nämlich nur „eine gekrönte Vorsteherschaft" sein, „ein Vorsitz unter Königen und Fürsten," ein wenig über die Reichsfürsten erhabenes Haupt (caput paulo eminentius). So war es, nach Gagern's Meinung, von jeher in Deutschland gewesen; das „Reich" ihm zufolge von jeher ein Staatenbund. „Die Initiative, die Hoheit, der oberste Kriegsbefehl, das Protectorat zu erlaubten Dingen, die National-Verbindung, die unmittelbare Hemmung entstehender Uebel, vermöge Amtes und Berufs; die Abhaltung von anderen, gefährlichen Associationen; das sind sehr wesentliche Dinge" — die der Kaiser, ohne alle und jede selbstständige, von den Fürsten unabhängige reale Macht im Reich, besorgen sollte. — Denn nichts lag Gagern's Wünschen ferner als eine wirkliche, mit selbstständiger, von dem Willen der Fürsten unabhängiger Macht ausgerüstete Central-Gewalt, oder die Hegemonie des einen deutschen Großstaats — oder beider —: jede Unterordnung der kleineren deutschen Dynastieen unter eine von ihnen unabhängige Macht war ihm zufolge unleidliche Unterdrückung. Viel lieber wollte er das „Reich" ganz ohne den Kaiser haben, wie sich wenig später zeigte.

Darum durfte das wieder auflebende Kaiserthum auch jetzt wieder nur ein Wahl-Kaiserthum sein, wenn es auch, nach Gagern's Wunsch, an Oesterreich fallen sollte. Denn ein erbliches Kaiserthum, eine Central-Gewalt, die in eigenem Recht bestand und gebot, schloß eine Unterordnung der kleineren Dynastieen in sich. Die Gleichberechtigung Aller war nur dann gehörig gewahrt, wenn die Oberhoheit, die ursprünglich bei der Gesammtheit der Fürsten ruhte, einem aus ihrer Mitte, durch ihre Wahl, als ihrem Bevollmächtigten auf Lebenszeit anvertraut war.

Aber auch dem Wahl-Kaiserthum traute Gagern nicht unbedingt. Er dachte ihm gegenüber sofort eine Fürsten-Opposition hinzu — wie sie in dem Fürstenbunde von 1785 gegen Joseph's II. Uebergriffe ihren Ausdruck gefunden hatte; wenn auch nicht förmlich geschlossen, meint Gagern, sei dieser Fürstenbund dem Wesen nach doch immer da gewesen — und natürlich rechnete er hauptsächlich auf Preußen, um dieser Opposition das nöthige reale Gewicht zu geben. — Von solchen Veranstaltungen erwartete Gagern, daß sie den Deutschen „den ersten Rang unter den Nationen" sichern würden.*)

Die Vertheidigung nach außen machte ihm keine Sorge. Die hochherzige Gesinnung der Fürsten und ihrer Umgebung, die stets bereit ist, den eigenen, besonderen Vortheil für das Ganze zu opfern, der opferfreudige Löwenmuth, der in allen Reichsgefahren stets bereit wäre, das eigene dynastische Dasein für das Ganze zu wagen, scheinen dabei als selbstverständlich vorausgesetzt, was auch die Geschichte und seine eigenen Erfahrungen lehren mochten.

Erwacht in seinem Geist auch einmal das Bewußtsein, daß die Geschichte der letzten Jahrhunderte „die Ueberlegenheit der französischen Einheit über die deutsche Vielheit" dargethan habe, so folgert er daraus doch nicht, daß Deutschland einer Central-Gewalt bedürfe, die im Stande sei die Elemente der National-Macht mit zwingender Autorität zusammen zu halten und zu verwerthen — sondern nur: daß man das „Bollwerk gegen den Nordosten Frankreichs," das oranische Königreich, so viel als irgend möglich vergrößern müsse.

Was Gagern's Persönlichkeit anbetrifft, bezeugen die Zeitgenossen, daß er, nicht frei von Eitelkeit, zum Theil auch wohl durch das Verlangen getrieben wurde, selbst eine Rolle zu spielen — und daß eigenthümliche Vorurtheile und Sympathieen, so wie gewisse doctrinaire Vorstellungen, die beiden angepaßt waren, und überhaupt die Eigenheiten seines Wesens ihn unter Umständen auch zum Werkzeug fremder Pläne machen konnten, ohne daß er es gewahr wurde. —

Die von ihm angeregten Berathungen der kleineren deutschen Regierungen wurden fortgesetzt, und Stein, sehr unzufrieden mit dem Gang der Dinge, suchte sich dieser Opposition für seine Zwecke zu bemächtigen. Sie sollte ihm als Mittel dienen, die Angelegenheiten Deutschlands den hoffnungslosen Berathungen des Fünfer-Comités zu entziehen, sie vor ein anderes Forum zu bringen, und den Widerstand Baierns und Württembergs gegen jede zweckmäßige Einigung zu besiegen. In diesem Sinn suchte er jetzt die Vertreter jener zahlreichen Regierungen zu einer gemeinsamen Erklärung zu bestimmen, wie er sie wünschte und brauchen konnte, und verständigte sich deshalb mit dem Bevollmächtigten, den der

*) Gagern, Antheil II, 350—390.

Herzog von Nassau noch für sich besonders zu dem Congreß gesendet hatte, Hrn. v. Marschall — machte es aber zur Bedingung, daß Gagern von den Unterhandlungen über die Erklärung ausgeschlossen bleibe.

Warum er diese Bedingung stellte, ist kein unlösbares Räthsel.*) Er glaubte es thun zu müssen, weil Gagern gerade dem wichtigsten von Allem, was er zu Deutschlands Besten für unerläßlich achtete — nämlich, daß die Initiative Oesterreich und Preußen überlassen bliebe — entschieden, ja leidenschaftlich widerstrebte, gerade wie er auch in Beziehung auf Sachsen zu Stein's entschiedensten Widersachern gehörte. —

Auch erfuhr Gagern von der „Declaration" im Namen der Fürsten und freien Städte, die berathen und entworfen wurde, in der That erst dann etwas, als sie ihm fertig zur Unterschrift vorgelegt wurde.

In dieser Erklärung wurde in Abrede gestellt, daß eine Minderzahl berechtigt sein könne, ausschließlich und entscheidend über die zur Einrichtung des Deutschen Bundes erforderlichen Maßregeln zu berathen; die Fürsten behielten sich ihre Rechte in dieser Beziehung vor, ersuchten dann aber Oesterreich und Preußen, ihnen auf Grundlage gleicher Rechte und vollständiger Vertretung aller Bundesglieder beruhende Vorschläge über die Verfassung Deutschlands vorzulegen; sie sprachen ihre Bereitwilligkeit aus, zum Besten des Ganzen, den Beschränkungen ihrer Souverainetät sowohl im Innern ihrer Staaten, als in ihren Beziehungen zu auswärtigen Mächten beizupflichten, die man für Alle beschließen würde; sie erklärten sich damit einverstanden, daß fortan jeder Willkür, im Ganzen durch die Bundesverfassung, in den einzelnen deutschen Staaten durch landständische Verfassungen vorgebeugt; daß den Landständen das Recht der Steuer-Bewilligung und der Mit-Aufsicht über die Verwendung der Steuern, Antheil an der Gesetzgebung und das Recht der Beschwerde bei Mißbräuchen jeder Art zustehen solle. Endlich, und zwar in gewissem Sinn als Hauptsache, wünschten die Fürsten als Schlußstein der deutschen Verfassung die Herstellung der deutschen Kaiserwürde.

Offenbar war dem Minister Stein vor Allem daran gelegen, daß ein Minimum landständischer Rechte — eine Forderung, die Metternich gestrichen hatte — zum Voraus festgestellt sei. Auch darin, daß Oesterreich und Preußen allein den Verfassungsplan vorlegen sollten, entsprach diese Erklärung Stein's Absichten. Gagern hatte, wie schon gesagt, Anderes beabsichtigt, nämlich eine, nach vorangegangener allgemeiner Berathung, von Allen gewählte Verfassungs-Deputation, die wo möglich aus „allen Bänken und Ordnungen genommen" wäre. An seinem eigenen Beruf, in einer solchen Deputation thätig zu sein, mochte er wohl am allerwenigsten zweifeln.**)

*) H. v. Gagern I, 199.
**) Gagern, II, 203.

Für manche deutsche Regierungen aber wurde, wie es scheint, gerade die Schlußforderung, die verlangte Herstellung der Kaiserwürde, zum entscheidenden Grunde, der sie bewog, der Erklärung beizutreten. Wenigstens hat später einer der betheiligten Staatsmänner schonend angedeutet, daß einige Regierungen den Kaiser wohl nur deshalb forderten, weil dadurch die ganze Erklärung in gewissem Sinn unverfänglich wurde. — Man mußte eine neue Forderung aufstellen, die im Rath der fünf größeren deutschen Mächte nicht zur Sprache gekommen war, ein anderes Princip zur Geltung bringen, als dort berathen wurde, damit die Opposition sich nicht bloß auf die Form der Berathungen, auf die Zuziehung der kleineren Regierungen an sich beziehe, sondern auch eine Bedeutung gewann, die sich auf die Sache selbst bezog. — Dann aber berechneten wohl wenigstens einige der Regierungen, daß der Forderung aller Wahrscheinlichkeit nach nicht entsprochen werden könne, und daß in diesem Fall das Kaiser-Phantasma, nachdem es erst als Mittel zur Opposition gedient hatte, dann auch wieder als Vorwand dienen konnte, sich jeder Verpflichtung und Unterordnung zu entziehen, wenn eine wirkliche, die Einheit Deutschlands vertretende Central-Gewalt in anderer Form geschaffen werden sollte. Die Versicherungen, „daß man gern geneigt sei, zum Besten eines einigen Deutschlands alle nöthigen Opfer zu bringen", ließen sich dann leicht dahin erklären, daß man seinen Rechten ausschließlich nur für einen Kaiser entsagen könne — nicht aber um Mitstände im Bunde zu erhöhen.*)

Es war also auch hier bei Weitem nicht Alles Gold, was zu glänzen suchte!

Ein redender Beweis aber, wie traurig die Verhältnisse im Ganzen waren, liegt wohl darin, daß Stein nöthig achtete, den Kaiser Alexander zu Hülfe zu rufen. Er that es mündlich und schriftlich (4. November), erinnerte an die von Kalisch aus gemachten Versprechungen, verwies darauf, daß die Verhandlungen über den Bundes-Vertrag Deutschlands bis zur Zeit keinen anderen Erfolg gehabt hätten als den: „von Seiten Baierns und Württembergs ein System des Ehrgeizes entgegen den Fürsten und freien Städten, der Vereinzelung gegen den Bund, und des Despotismus gegen ihr eigenes Land an's Licht zu bringen" — und schloß mit der Forderung, Alexander möge Oesterreich, Preußen und Hannover durch eine vertrauliche Note einladen auf den von ihnen ausgesprochenen Verfassungs-Grundlagen zu bestehen, und ihnen seinen Beistand zusichern. — Eine solche vertrauliche Note erfolgte denn auch (11. November), sprach von der nothwendigen Bildung eines deutschen Bundes, und verhieß Unterstützung von Seiten der russischen Regierung.

---

*) Raumer, historisches Taschenbuch 1850. S. 207—208.

Die Unterschriften zu der Erklärung der Fürsten und freien Städte kamen inzwischen sehr mühsam zusammen. — Die Regierung Badens, die mehrfach Versuche gemacht hatte, ihre Aufnahme in das „Deutsche Comité," als den Königen gleichberechtigt zu erlangen, verweigerte ihre Unterschrift ganz und beschränkte sich auf eine besondere, an den Fürsten Metternich gerichtete Verwahrung, die in ungetrübter Reinheit dynastisch gehalten war. Auch Baden bestritt darin fünf einzelnen deutschen Fürsten das Recht, den übrigen Gesetze vorzuschreiben, verwahrte sich aber alsdann einfach dagegen, fremde Ketten abgestreift zu haben, um vielleicht heimische zu tragen, und erklärte seiner Stellung unter den ersten Fürsten Deutschlands, so wie der Ausübung einzelner dem deutschen Bunde zustehender Rechte niemals zu Gunsten anderer einzelner Mitglieder des Bundes entsagen zu wollen.

Auch Braunschweigs Beitritt zu der gemeinschaftlichen Erklärung blieb lange zweifelhaft, und der Worte wegen, die sich auf landständische Rechte bezogen, weigerte sich auch Hessen-Darmstadt längere Zeit einzuwilligen. Indessen unterschrieben doch zuletzt nicht weniger als fünfundzwanzig deutsche Fürsten und die vier freien Städte (beide Hessen, Braunschweig, beide Mecklenburg, Nassau, die sächsischen Herzogthümer, die Anhaltischen Häuser, Waldeck, die verschiedenen Linien von Lippe, Schwarzburg und Reuß. Beide Hohenzollern kamen etwas später hinzu). Und als diese Schrift nun, gleichzeitig mit der badenschen (16. November), dem Fürsten Metternich überreicht und dem deutschen Ausschuß vorgelegt wurde, schien eine Möglichkeit gegeben, auf so viele Stimmen gestützt, das Widerstreben der beiden süddeutschen Königreiche zu besiegen, indem die Berathung in einen weiteren Kreis verlegt wurde. So schwierig die Aufgabe unter allen Bedingungen blieb, schien es jetzt, da Preußen fest bei seinen einmal ausgesprochenen Grundsätzen blieb, zunächst darauf anzukommen, daß Oesterreich redlich und entschlossen wolle.

Aber Oesterreichs Politik war nicht solcher Art. Es war mittler Weile in den allgemeinen europäischen Angelegenheiten jene bedenkliche Wendung eingetreten, die zu Tage trat, so wie Preußen sich in Beziehung auf Polen der Politik Rußlands angeschlossen hatte — und was besonders für die deutschen Verhältnisse entscheidend wurde, in dem österreichischen Cabinet erwachten jene Besorgnisse, deren wir schon vorhin gedenken mußten. Man begann zu befürchten, Frankreich könne den kaum verlorenen Einfluß in Deutschland wieder gewinnen, den werdenden Oesterreichs verdrängen, indem es sich als Beschützer aller dynastischen Sonder-Interessen geltend machte. In welcher Weise Oesterreichs Politik durch diese Besorgnisse bestimmt wurde, haben wir in Beziehung auf die allgemeinen Verhältnisse bereits gesehen. Weit entfernt in solcher Lage die mächtigsten Rheinbundfürsten, Baiern, Württemberg, Baden zu irgend etwas ihnen Mißfälligem zwingen zu wollen, suchte Oesterreich vielmehr

sie durch Entgegenkommen zu gewinnen, und bald auch besondere, geheime Bündnisse zu bestimmtem Zweck mit ihnen zu schließen.

Unter diesen Bedingungen konnte die Erklärung der Fürsten und freien Städte zunächst gar nichts weiter bewirken, als daß der „Deutsche Ausschuß" gesprengt wurde — aber ohne daß irgend etwas Anderes an die Stelle getreten wäre.

In derselben Sitzung, in der diese Erklärung und die der badenschen Regierung an den deutschen Ausschuß gelangten, überreichten die württembergischen Gesandten auf Befehl ihres Königs — der sich niemals scheute seine Ansichten und Absichten ganz derb und unumwunden, ohne allen ästhetisch-politischen Schmuck auszusprechen — auch ihrerseits eine Denkschrift, in welcher der Ausschuß beschuldigt wurde, von dem vorgelegten Plan abgewichen zu sein und überhaupt planlos zu berathen. Der König, wurde hinzugefügt, halte es unvereinbar mit seinen Pflichten gegen Staat und Haus, sich über einzelne Gegenstände zu erklären, oder Verbindlichkeiten zu übernehmen, ehe der Plan des Ganzen mitgetheilt sei, und zur Verzichtleistung auf unbestrittene Regierungsrechte könne ihn nichts vermögen, als die dafür zu erhaltenden Vortheile.

Nur wenn man ihm gestattete, noch einige reichsfürstliche Gebiete mehr unter seine Oberherrschaft zu nehmen, wollte Württemberg überhaupt bei dem Bunde sein. Des Königs Abneigung gegen die Berathungen im deutschen Ausschuß hatte sich fortwährend gesteigert, da Mainz, nach dessen Besitz er unter Anderem verlangte, nach Oesterreichs Willen Baiern vorbehalten bleiben sollte, und Baiern selbst schließlich nur für sich selbst die gleiche Stimmenzahl wie Oesterreich und Preußen im Kreisobersten-Rath zu verlangen schien, ohne sich der Ansprüche Württembergs mit dem gleichen Eifer anzunehmen.

Noch zwar achtete es Metternich gerathen, sich (22. November) einer Gegen-Erklärung Preußens anzuschließen, auf deren Fassung allem Anschein nach Stein und vielleicht auch der Kaiser Alexander Einfluß geübt hatten, und in der sehr entschieden bestritten wurde, daß es jedem einzelnen deutschen Fürsten frei stehe, dem Bunde beizutreten oder nicht. Die Aufhebung des Rheinbundes und Wiederherstellung deutscher Freiheit und Verfassung sei Zweck des großen Bündnisses gegen Frankreich gewesen, kein Einzelner dürfe sich dem Wohl des Ganzen widersetzen. — Auch erschien (23. November) in der Prager Zeitung, deren Metternich und Gentz sich gelegentlich bedienten, um an die Oeffentlichkeit zu bringen was sie nöthig erachteten, ein Correspondenz-Artikel aus Wien, der berichtete, die deutsche Bundes-Verfassung, von den fünf Mächten des Ausschusses entworfen, werde demnächst „mit den übrigen deutschen Höfen in Berathung genommen werden."

Aber es lag von Seiten Oesterreichs diesen Erklärungen kein entsprechender Wille zum Grunde, und da Württemberg unmittelbar darauf

(24. November) die einmal ausgesprochene Erklärung einfach und derb wiederholte und sich aus dem deutschen Ausschuß zurückzog, blieb es eben dabei, daß die Thätigkeit dieses Ausschusses ganz aufhörte, die versprochene Berufung Aller zu gemeinsamer Berathung nicht erfolgte.

Es trat ein vollkommener Stillstand ein; länger als zwei Monate blieb in dieser Beziehung Alles so liegen, wie es auseinander gefallen war; diese ganze Zeit über war amtlich von Unterhandlungen über einen deutschen Bund und dessen Verfassung gar nicht die Rede.

Erst als der drohende europäische Sturm sich wieder verzogen hatte, die sächsische Frage geregelt, die Theilung des Landes beschlossen war, konnte man daran denken, sich von Neuem mit der Bildung des Bundesstaats zu beschäftigen. Und zwar konnte in gewissem Sinn nicht von einer Wieder-Aufnahme der Unterhandlungen die Rede sein, da jede frühere Veranstaltung vollständig gescheitert, der Inhalt der früher berathenen Entwürfe aber auch von den kleineren deutschen Staaten abgelehnt war. Man stand nun wieder vor der Frage als vor einer ganz neuen, und mußte wieder von vorne anfangen.

So wurde die Sache auch von den Vertretern der kleineren Staaten aufgefaßt; die Reihenfolge der diplomatischen Schritte aber, die zu dem neuen Anfang führte, ist sehr bezeichnend für die Vorbedingungen, die hier erfüllt sein mußten, damit man auch nur zu förmlichen Berathungen gelangen konnte.

Das erste Zeichen, daß die Großmächte ihre amtliche Aufmerksamkeit wieder diesen Verhältnissen zuwendeten, war eine Note Rußlands an den König von Württemberg, die Stein veranlaßt hatte, und in der die Ansichten dieses Fürsten mit einem gewissen Nachdruck widerlegt wurden, um dann auszusprechen, daß es nöthig scheine, sämmtliche deutsche Staaten bei der Abfassung des Bundesvertrags mitwirken zu lassen, und daß die größeren Staaten in Deutschland durch Einfluß nach Gesetzen, nicht durch Uebermacht nach Willkür wirken müßten.

Zu Anfang Februar (am 2.) richteten die kleineren Fürsten und die freien Städte an Metternich und Hardenberg eine erneute Aufforderung, den deutschen Congreß endlich zu eröffnen. Es waren ihrer jetzt, obgleich Nassau-Oranien, durch Gagern vertreten, zunächst ausgeschlossen blieb, zusammen einunddreißig an der Zahl, da außer Holstein und Oldenburg endlich auch Baden sich entschlossen hatte, der gemeinsamen Erklärung beizutreten. — Den 4. forderten auch Hardenberg und Humboldt den Fürsten Metternich in einer Note auf, die deutsche Verfassung in erneute Berathung zu nehmen, und Abgeordnete sämmtlicher deutscher Fürsten dazu einzuladen. Diese Zuschriften blieben einige Tage unbeantwortet. — Den 8. desselben Monats aber wurden die Angelegenheiten, Sachsen betreffend, im Wesentlichen beendigt —: am 9. beantwortete Metternich

jene Aufforderung zustimmend — und am 10. theilte die preußische Regierung zunächst ihm einen doppelten Plan zur deutschen Bundesverfassung mit, der von Wilhelm v. Humboldt herrührte.

Aber das war jetzt nicht mehr der einzige Entwurf, der zur Berathung vorgelegt wurde und Anspruch darauf machte, beachtet zu werden, denn natürlich waren die Geister inzwischen nicht müßig geblieben; in Ermangelung regelmäßiger Conferenzen hatten vielerlei vereinzelte Besprechungen verschiedener deutscher Staatsmänner unter einander und leider auch mit außerdeutschen Staatsmännern stattgefunden, und aus vielerlei Anregungen, mehrfachem Hin- und Herreden und Schriftwechsel gingen nach und nach mehrere verschiedene, mehr oder weniger umfassende, in bestimmter Form ausgearbeitete oder nur in allgemeinen Zügen beiläufig angedeutete und zum Theil sehr bedenkliche Pläne hervor.

Wie weit Oesterreich nunmehr den mächtigsten der Rheinbund-Fürsten zu Willen sein wollte, ließ sich aus dem „Entwurf einer Grundlage der deutschen Bundesverfassung" entnehmen, die der zweite Bevollmächtigte dieser Macht, Baron Wessenberg, ausgearbeitet hatte. Der Zweck des Bundes war darin auf Erhaltung der äußeren Unabhängigkeit desselben und der Sicherheit der Verbündeten in ihren Verhältnissen gegen einander beschränkt. Gleichheit der Rechte; — ein beständiger Bundesrath, der unter Oesterreichs Vorsitz nach Stimmenmehrheit über Krieg und Frieden, Bündnisse und Verträge beschließen, und eine gesetzgebende Gewalt über gemeinsame Vertheidigung und Gegenstände allgemeiner Wohlfahrt üben sollte; — Verzicht der einzelnen Staaten — nicht etwa auf alle Bündnisse mit auswärtigen Mächten — sondern auf solche Verbindungen, die dem Bunde oder einzelnen Mitgliedern desselben gefährlich werden könnten; — Bestimmung der Kriegsmannschaft und der verhältnißmäßigen Geldbeiträge, die jeder einzelne Staat vorkommenden Falls zu Bundeszwecken liefern sollte — und Entscheidung der Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander durch den Bundesrath —: das waren die Elemente der Verfassung nach diesem Entwurf. — Es kam noch die Bestimmung hinzu, daß in allen einzelnen Staaten innerhalb Jahr und Tag landständische Verfassungen eingeführt werden sollten, mit Rechten in Bezug auf Steuern und allgemeine Landesanstalten — in sehr vorsichtiger und allgemein gehaltener Wendung, so daß man sich nicht sehr viel dabei zu denken brauchte. — In derselben nichtssagenden Weise wurden dann auch Rechte — irgend welche — der ehemals Reichsunmittelbaren in Aussicht gestellt. Von einem Bundesgericht war nicht die Rede.

Die kleinen deutschen Staaten blieben bei der Forderung, daß die deutsche Kaiserwürde wiederhergestellt werden solle. — Vergebens hatte Graf Münster, den sie durch den braunschweigischen Minister Schmitt-Phiseldeck zur Theilnahme an ihren Bestrebungen aufforderten, sie darauf aufmerksam gemacht, daß die Herstellung des Kaiserthums kaum noch mög-

lich sei, da dem Pariser Frieden zufolge die unabhängigen Staaten Deutschlands zu einem Bunde vereinigt werden sollten, und diese Fassung des Vertrags ausdrücklich deshalb angenommen worden sei, weil Oesterreich sich entschieden weigerte, die Kaiserkrone wieder anzunehmen. Vergebens hatte er mit besonderem Nachdruck darauf hingewiesen, daß sie selbst gar nicht der Mittel gedächten, durch die der künftige Kaiser in den Stand gesetzt werden könnte, Einfluß und Rechte wirklich zu üben, indem er hinzufügte: ohne solche Mittel werde Oesterreich nie eine Würde ohne Realität annehmen. Diese Bemerkungen mußten eigentlich um so schwerer in das Gewicht fallen, da Münster voranschickte, daß er früher die Ansicht getheilt habe, in der alten Reichsverfassung, deren Mängel sich verbessern ließen, sei die zweckmäßigste Form eines Bundesvereins gegeben; daß er dem gemäß auf Befehl seines Hofs Alles angewendet habe, Oesterreich gleich bei dessen Eintritt in das große Bündniß zur Wieder-Annahme der Kaiserkrone zu bewegen — und zwar mit um so größerer Berechtigung, da Chur-Hannover die Auflösung des deutschen Reichs nie anerkannt habe. Er war also nur vor der Unmöglichkeit zurückgewichen, und die Vertreter der kleineren Regierungen durch seine Antwort angewiesen, entweder ihre Forderungen fallen zu lassen, oder deren Ausführbarkeit in bestimmter Form darzuthun.

Aber das Letztere geschah so wenig wie das Erstere, und doch war die Forderung jener einunddreißig Regierungen und der als zweiunddreißigste zustimmenden Nassau-Oranischen, so wie sie in unbestimmtester Allgemeinheit gestellt wurde, ohne daß man versucht hätte nachzuweisen, wie man sich die Ausführung möglich dachte, besonders nach solchen Bemerkungen, wohl eine seltsame zu nennen. Am bedenklichsten war aber dabei, daß die Herren gezwungener Weise bei dieser formlosen Allgemeinheit stehen blieben, weil sie selbst unter sich über gar nichts weiter einig zu werden wußten, als eben über die nackte, jedes näher bestimmenden Inhalts bare Forderung. Nicht einmal darüber, wer denn Kaiser sein sollte? — obgleich bei Weitem die meisten Stimmen für Oesterreich waren. Kam nun vollends unter ihnen die Frage zur Sprache, wie man sich die politische Stellung des Kaisers denke: „Da", gesteht ein Staatsmann aus diesem Kreise, „sahen wir auf einmal, daß wir hierüber nicht allein die allerverschiedensten Vorstellungen hatten, sondern daß wir uns auch trotz aller Debatten darüber keineswegs einigen konnten. In allem Aeußerlichen geschah dies bald; wo aber jene Fragen in praktische, bestehende Verhältnisse eingriffen, da gab es gleich böses Blut." — In der Unmöglichkeit, sich über irgend etwas zu verständigen, fanden sie keinen anderen Ausweg, als den förmlichen Beschluß, sich in allen Noten und Verhandlungen „auf allgemeine Principien und Andeutungen zu beschränken."*)

*) Raumer's historisches Taschenbuch 1850, 206—208.

Auch das war kein gutes Zeichen, daß mehrere dieser Regierungen — unter anderen Nassau — mit noch größerem Eifer die Bildung eines höchsten Bundesgerichts verwarfen, als die Herstellung der Kaiserwürde forderten. — Einen bösen Commentar zu den patriotischen Erklärungen der Fürsten bildete es dann auch, daß gleichzeitig wiederholte Klagen über die Tyrannei, die mehrere von ihnen im eigenen Gebiet übten, durch die Mediatisirten an den Congreß gelangten. Die Häuser Wied und Solms, von Rheinbunds wegen unter Nassau's Scepter gestellt, verwahrten sich insbesondere gegen die Aushebung ihrer Unterthanen zu holländischem Kriegsdienst, die eben zu der Zeit ausgeführt wurde, da Nassau für holländisches Geld der Linie Oranien ein Regiment stellte; sie riefen den Congreß an, gegen „diesen schmerzlichen Eingriff in die Freiheit des deutschen Volks, dessen Blut nur für die heilige Sache des Vaterlands, nicht für fremdes Geld und fremden Vortheil fließen dürfe."

Wie es aber auch um Gesinnung und Absichten der kleineren deutschen Regierungen bestellt gewesen sein mag, der Minister Stein glaubte in seinem steigenden Mißmuth über das Treiben des Congresses auch ihre letzte Forderung — die Herstellung der Kaiserwürde — zu der seinigen machen zu müssen. Und seltsamer Weise war es gerade die undeutsche, jedem Aufschwung nationaler Gesinnung abgeneigte Haltung Oesterreichs, die ihn dazu bestimmte. Er glaubte, die negative Macht, die hier lähmend und hindernd wirkte, nur auf diesem Wege besiegen zu können.

So spricht er sich selbst in deutlichster Weise aus in einem schriftlich vorbereiteten „Vortrag", mit dem er sich an den Kaiser Alexander wendete, den er auch diesmal wieder zu Hülfe nehmen wollte.

Schon hatte Capodistrias, durch Stein dazu veranlaßt, den Kaiser Alexander darauf vorbereitet und nachzuweisen gesucht, daß Deutschland eines Oberhauptes bedürfe, um einer inneren Zerrüttung zu entgehen. Jetzt (17. Febr.), fügte Stein hinzu, daß vor Allen dem preußischen Staat daran gelegen sein müsse, daß Deutschland eine starke Verfassung erhalte und weise verwaltet werde, schon seiner geographischen Lage wegen. Seine Interessen seien in jeder Weise mit denen Deutschlands verflochten. Oesterreich dagegen werde „durch seine geographische Lage zur Seite Deutschlands geschoben" — was mit anderen Worten ungefähr heißt, daß es nicht sowohl in, als neben Deutschland liege; — die möglichen inneren Zwiste und Zerrüttungen im Innern Deutschlands berührten es nur schwach; auch seine Handelsbeziehungen seien denen Deutschlands fremd und hätten die Richtung nach der unteren Donau und dem adriatischen Meer.

Auch sei eine geistige Entfremdung zwischen den Oesterreichern und Deutschen entstanden. Die große Menge in Oesterreich mißtraue der Einsicht, der Bewegung in den Geistern, die sich bei ihren deutschen Nachbarn zeige; die Beweglichkeit und der Idealismus der Deutschen verur-

sache den Oesterreichern Mißbehagen — sie mäßen alle ihre politischen Leiden Deutschland bei. Oesterreichs Theilnahme an Deutschland werde daher stets dem untergeordnet sein, was ihm für den Augenblick in sein Sonder-Interesse passe. Auch sehe man es in diesem Geist handeln, im deutschen Comité Lässigkeit zeigen, willig Mainz, Frankfurt und Hanau an Baiern abzutreten und eine Nachgiebigkeit gegen dasselbe zeigen, welche an Schwäche grenze, um es fest an sich zu schließen und in dem neuen Kampf, den die sächsische Angelegenheit dem Anschein nach herbeizuführen drohte, mit Nutzen zu verwenden.

An diese Auseinandersetzung knüpfte Stein — was in solchem Zusammenhang wohl etwas Ueberraschendes hat — die Folgerung, daß Preußens innige Verbindung mit Deutschland sich ganz von selbst ergebe und verstehe, folglich kein Gegenstand besonderer Sorge zu sein brauche —: daß dagegen Oesterreich, in Ermangelung aller wirklichen Interessen, aller natürlichen Bande, durch künstliche Bande, durch künstlich geschaffene Interessen an Deutschland gefesselt werden müsse.

Dies könne nur geschehen, indem man dem Regenten Oesterreichs die Kaiserwürde erblich verleihe und Oesterreich einen großen Einfluß, ein Uebergewicht in Deutschland einräume, somit ein gegenseitiges Verhältniß auf Vortheil und Pflicht begründe.

Der Kaiser Alexander ging sehr lebhaft auf die Sache ein und versprach seine Unterstützung für den Fall, daß der König von Preußen dem Plan beistimme. Ob sich in diesen Worten blos die lebendige Theilnahme Alexander's für Deutschland im Allgemeinen, für das Wohl des eng mit ihm selbst verbündeten preußischen Staats insbesondere aussprach, oder ob irgend eine Beziehung zu den Interessen Rußlands mitwirkte, muß natürlich dahin gestellt bleiben. Capodistrias hatte in seiner vorbereitenden Denkschrift an den Kaiser angedeutet, daß Deutschland im Interesse Europa's wie im eigenen einer festen Verfassung bedürfe; daß nur die Herstellung des Kaiserthums als Central-Gewalt inneren Spaltungen vorbeugen und den Einfluß Frankreichs ausschließen könne; — daß die Vereinigung der Reichskrone mit der Oesterreichs zugleich das einzige Mittel sei, den Staat der Habsburger auch seinerseits von Verbindungen mit Frankreich abzuhalten, die dem europäischen Gleichgewicht gefährlich werden könnten. Was Preußen anbetraf, so meinte Capodistrias, auf die angemessenen Grenzen seines gegenwärtigen Umfangs beschränkt, betheiligt bei dem deutschen Bunde, werde es doch zugleich seine Beziehungen zu den „Nordischen Mächten" unverändert beibehalten. (..... la Prusse, renfermée dans les justes limites de sa grandeur actuelle, participant à cette confédération, conserverait sans altérations ses rapports politiques avec les Puissances du Nord.)

Waren das Worte, bei denen man sich nichts Bestimmtes dachte? — Oder glaubte man etwa in Alexander's Cabinet vorherzusehen, daß

Preußen genöthigt sein werde, sich dem Druck eines in solcher Weise organisirten deutschen Reichs mehr und mehr zu entziehen, um seine Stütze in Rußland zu suchen, und daß es auf diese Weise dem bleibenden Einfluß der „nordischen Mächte" nicht entgehen könne? —

Die Zustimmung des Königs von Preußen wollte man, trotz des Widerspruchs aller preußischen Staatsmänner, und trotz der Erfahrungen, die Preußen unmittelbar vorher im Verkehr mit Oesterreich gemacht hatte, nicht für unmöglich halten, weil der General Knesebeck sich seltsamer Weise für ein deutsches Kaiserthum Oesterreichs ausgesprochen hatte. Doch erwies es sich anders. Der Staatskanzler Hardenberg, dem Plan schon aus Rücksichten auf Preußens besondere Interessen und Machtstellung abgeneigt, überließ es seinem Gehülfen Wilhelm v. Humboldt, der die Frage in ihren Beziehungen zu den allgemeinen Interessen Deutschlands auffaßte, die Gründe zu widerlegen, auf welche der Vorschlag sich stützte, und das wäre wohl auch für einen minder begabten Mann keine allzu schwierige Aufgabe gewesen.

Humboldt hob in seiner Gegenschrift besonders hervor, daß es unmöglich sei, das verlangte deutsche Kaiserthum mit der nöthigen Macht auszustatten. Preußen könne sich einer solchen Macht nicht unterwerfen, Baiern und alle mächtigeren Reichsfürsten würden es nicht wollen. Ohne solche Macht aber werde die Kaiserwürde dem Kaiser nicht das überwiegende Interesse für das Reich abgewinnen, das man voraussetzte. Er werde stets das Sonder-Interesse seines eigenen Landes und seines Hauses obenanstellen, seinen Einfluß als Kaiser nur benützen, um seine Hausmacht zu steigern — und könne dem Reich gefährlich werden, anstatt ihm zu nützen.

Alle diese Uebel aber müßten sich mit verdoppeltem Gewicht geltend machen, wenn es Oesterreich wäre, das die Kaiserkrone trage. Denn der Haupttheil seiner Macht liege außerhalb Deutschlands, in Ungarn, Polen, Italien; seine deutschen Provinzen seien mit diesen außerdeutschen geographisch eng verbunden; zu allen Zeiten habe das Haus Oesterreich selbst diese deutschen Provinzen den Reichs-Pflichten zu entziehen gewußt —: jetzt vollends seien seine Interessen mehr als je von denen Deutschlands geschieden und lägen in Italien und im Osten von Europa. Oesterreich werde, durch die Macht der Dinge dahin geführt, die Kaiserwürde stets nur als ein Neben-Vorrecht (une prérogative accessoire) betrachten, das sich gelegentlich benützen lasse, um Deutschlands Kräfte für die Interessen der Hausmacht aufzubieten, dagegen immer die Interessen Deutschlands denen des eigenen Sonderstaats unterordnen, und es ohne allen Zweifel natürlich finden, vorkommenden Falls jene für diese aufzuopfern. Er verwies auf die Geschichte, um zu beweisen, daß dem immer so gewesen sei, und erinnerte daran, daß Oesterreich noch vor wenigen Jahren, in den letzten Tagen des deutschen Reichs, Mainz — das nicht ihm, son-

dern dem deutschen Reich gehörte — an Frankreich abgetreten habe, um dafür, außerhalb Deutschlands, Venetien für die österreichische Monarchie zu erwerben.

Diesen Uebeln sei nicht zu entgehen, denn mit welcher Vorsicht man sich auch bemühen wolle, Oesterreich als Oberhaupt Deutschlands und als europäische Macht zu unterscheiden, würde die Unterscheidung doch immer nur auf dem Papier stehen, nie zur Wirklichkeit werden. — Im Innern werde eben deshalb das Kaiserthum auch gewiß nicht Haß und Verantwortlichkeit auf sich nehmen, um gegen Verfassungs-Verletzungen einzuschreiten; es werde auch hier stets nur seinen eigenen Sonder-Vortheil erwägen und sich um solcher Dinge willen nicht mit irgend einem der mächtigeren Staaten des Bundes entzweien.

Das Kaiser-Project fiel solchem Widerspruch gegenüber nach einigem Hin- und Herreden zu Stein's Leidwesen in sich selbst zusammen und wurde gar nicht der Gegenstand förmlicher Berathungen in eigentlichen Conferenzen. Auch die Vertreter Englands hatten im Gespräch mit Stein die Ausführung für unmöglich erklärt. Aber es knüpften sich nun weiter an den gescheiterten Plan gar schlimme Dinge, die auch nachgerade an das Licht traten.

Die Vertreter der kleineren Staaten, die ihren Kaiser nicht erlangen konnten, fanden in ihrer Verlegenheit und ihrem Verdruß mit ihren Klagen stets eine sehr theilnehmende Aufnahme bei den Gesandten Frankreichs. Die französischen Diplomaten hatten sogar manchen weisen Rathschlag in Bereitschaft, für den bösen Fall, daß etwa die Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde nicht gelingen sollte.

Gagern, der den Plan sehr ernsthaft und redlich meinte, und zwar, wenn wir nach seinen Schriften schließen dürfen, ohne im Mindesten inne zu werden, daß es dem einen und dem anderen unter den deutschen Fürsten wohl nicht in demselben Grade Ernst um die Sache sei, suchte auch den Grafen Münster dafür zu gewinnen, und hatte zu diesem Ende schon etwas früher (13. Januar 1815) eine Art von Abhandlung an ihn gerichtet, die den Charakter einer wunderlichen Zerfahrenheit an sich trägt. Nach einer etwas dithyrambisch gehaltenen Verherrlichung der kleinen Staaten sucht er darin das Directorium zweier, oder auch der fünf Mächte, nicht nur als rechtswidrig, sondern auch als vollkommen unthunlich und verderblich darzustellen, vor Allem aber auch die Unzulässigkeit der Befugnisse nachzuweisen, die den Kreis-Obersten nach den früheren, damals noch nicht formell aufgegebenen Plänen, in den Reichs-Kreisen eingeräumt werden sollten. Es gab nach seiner Ansicht gar keine Autorität, die berechtigt gewesen wäre, dergleichen, oder irgend etwas zu verfügen, wodurch die Gleichberechtigung aller deutschen Fürsten beschränkt würde. Selbst die Gesammtheit der Fürsten konnte das nicht in Beziehung auf den Einzelnen. Auch durch die Erinnerung an die Verträge,

vermöge welcher die Fürsten zum Voraus in eine Beschränkung ihrer Souverainetät zu Gunsten einer Gesammt-Verfassung Deutschlands gewilligt hatten, ließ er sich nicht abhalten, zu erklären: „weder einer, noch fünfe, noch alle, können jura singulorum beschränken und angreifen."

Das Mißlingen aller bisherigen Versuche beweise, sagt Gagern, „die Nothwendigkeit jener einzig vernünftigen Auskunft." — Da das Ganze sich als Commentar zu einem Schreiben an Münster giebt, in welchem die zweiunddreißig Fürsten und Städte (am 20. December 1814) ihre früheren Forderungen erneuert hatten, ist wahrscheinlich mit „jener einzig vernünftigen Auskunft" das deutsche Kaiserthum gemeint. Es folgt aber noch ein Nachsatz: sollten die Hindernisse unüberwindlich sein: „nun wohlan; — so giebt es noch bessere Mittel, als dieses zwei- oder fünffache Directorium. — Dann mögen Oesterreich und Preußen ganz ausscheiden, wie denn die Ausdrücke des Pariser Friedensschlusses „„les états d'Allemagne seront indépendants et unis par un lien fédératif"" — auf sie wenig zu passen scheinen."

Dieser Gedanke trat bald von mehreren Seiten an das Licht. Einer der besten und ehrenwerthesten unter den deutschen Staatsmännern, der Mecklenburgische Gesandte v. Plessen, nahm in einen Entwurf zu einer deutschen Verfassung ebenfalls die Erklärung auf: wenn eine Verbindung Deutschlands auf dem Grundsatze gleicher Berechtigung nicht möglich sei, müsse man sich auf ein bloßes Schutzbündniß der deutschen Mächte zweiten und dritten Ranges unter sich beschränken.

Einiges scheint dann darauf hinzudeuten, daß auch Graf Münster, dessen Feindseligkeit gegen Preußen unüberwindlich blieb, nachdem die Entwürfe mißlungen waren, die Hannover eine ausgezeichnete Stellung neben den deutschen Großmächten sichern sollten, einem solchen Plan nicht ganz abgeneigt war. Vermuthlich dachte er sich einen durch Hannover und die Niederlande vermittelten Einfluß Englands hinzu. Wie dem sei, ein Schriftsteller, der ihm zur Hand zu gehen pflegte, der Göttinger Professor Sartorius, setzte sich in Bewegung. Dieser Mann war schon zu Anfang des Congresses veranlaßt worden, in der sächsischen Angelegenheit eine der heftigsten Streitschriften gegen Preußen zu verfassen, und hatte dabei die unerhörte Dreistigkeit gehabt, auf den Titel zu schreiben „von einem preußischen Patrioten." — Jetzt gab er, — und wohl auch nicht ganz aus freiem Antrieb — ein neues Buch heraus, in welchem er den Gedanken, daß der deutsche Bund ganz ohne Oesterreich und Preußen, allein unter den kleinen deutschen Staaten geschlossen werden müsse, mit unendlicher Mühe in ein förmliches System brachte.

Zu gleicher Zeit war in Wien aber auch ein anderes Büchlein in Umlauf, das großes Aufsehen machte. Es führte den Titel „Zum Wiener Congreß" und empfahl einen modificirten Rheinbund. Man hatte Grund zu glauben, daß es mittelbar aus Frankreich kam. Zum Ueber-

fluß brachte dann auch das anerkannte, amtliche Organ der französischen Regierung, das von ihr herausgegebene Tagblatt, der Moniteur, einen Artikel verwandten Inhalts — in welchem Preußen, gerade wie Napoleon 1805 gethan hatte, eine Art von Protectorat über Norddeutschland angeboten, für den eigentlichen deutschen Bund aber der großmüthigste Schutz Frankreichs in Aussicht gestellt wurde.

Erinnern wir uns nun auch jenes früheren Artikels der Quotidienne, so bleibt wohl kein Zweifel, welche geschickte Hand eigentlich den Lauf der Dinge dahin zu lenken suchte.

Und der ehrliche Gagern machte sich — aus reinster Begeisterung für die Kleinstaaterei — der Erste unter Allen in Deutschland zum Colporteur dieser arglistigen Pläne Frankreichs! — Gewiß ohne auch nur entfernt eine Ahnung davon zu haben, wessen Werkzeug er geworden war.

Dabei ist vor Allem wohl zu bemerken, daß er von dem geheimen Bündniß Frankreichs mit England und Oesterreich gegen Preußen bereits Kunde erhalten hatte, als er mit diesem Gedanken hervortrat.

Da auch solche Pläne im Hintergrunde lagen, mußte man um so mehr erwarten, daß jeder ernstlich gemeinte Vorschlag, der irgend eine nothwendigste Beschränkung der fürstlichen Souverainetät in sich schloß, den entschiedensten Widerspruch finden und stets mit einem sehr bestimmten Nein! beantwortet werden würde. Auch wurde Humboldt's Doppelplan, der jetzt zunächst zur Berathung vorlag, in der That von allen Seiten her in allen seinen Einzelnheiten lebhaft bekämpft.

Die beiden Formen, in denen er mitgetheilt wurde, unterschieden sich nur dadurch, daß in der einen, der die preußische Regierung den Vorzug gegeben hätte, die Eintheilung Deutschlands in Kreise und das Institut der Kreis-Obersten beibehalten waren, in der anderen nicht. Im Uebrigen sollte nach beiden die Bundes-Versammlung aus einem ersten und zweiten Rath bestehen; im ersten, beständig versammelten, dem die Leitung und ausübende Gewalt des Bundes zustehen sollte, hätten Oesterreich und Preußen Doppelstimmen gehabt; welche Staaten neben ihnen mit einfachen Stimmen diesem engeren Rath angehören sollten, war vorläufig nicht entschieden festgestellt. Ueber Krieg und Frieden sollte dieser erste im Verein mit einem Ausschuß des zweiten Raths entscheiden. — Dieser Letztere, den alle übrigen Mitglieder des Bundes gebildet hätten, sollte die gesetzgebende Gewalt im Bunde üben, und sich jährlich auf so lange Zeit, als die Geschäfte erforderten, versammeln. Da der volle Genuß der Regierungs-Rechte, so weit sie nicht durch den Bundeszweck beschränkt waren, den Fürsten von Neuem verbürgt wurde, mußte auch über das Recht, mit auswärtigen Mächten Verträge zu schließen, auf dem sie stets mit so großer Unbeugsamkeit bestanden, etwas Näheres gesagt sein —: und so wurde ihnen denn ausdrücklich die Befugniß zuerkannt, solche Verträge zu schließen; nur sollten diese nicht gegen den

Bund gerichtet sein dürfen, und es wurde den Regierungen zur Pflicht gemacht, den Bund von Verträgen, die Krieg, Frieden oder Subsidien beträfen, in Kenntniß zu setzen.

Entschieden aber bestand Preußen auf den allgemeinen Rechten, die allen Deutschen von Bundes wegen zugesichert werden sollten; auf landständischen Verfassungen in den einzelnen Staaten nicht nur, sondern auch darauf, daß Rechte der Stände zum Voraus durch die Bundes-Acte in genügendem Umfang festgestellt würden — und endlich auf einem beständigen Bundesgericht, das die Streitigkeiten der Bundesglieder unter sich, und die Klagen der Unterthanen gegen ihre Regierungen zu schlichten hätte. — Oesterreich hatte diese Forderung in dem von Wessenberg entworfenen Plan fallen lassen, Preußen brachte sie jetzt wieder, und zwar als Hauptsache, zur Sprache.

Welches Gewicht die preußische Regierung auf diese Bestimmungen legte, war mit Nachdruck in den Worten des Begleitschreibens ausgesprochen, welche die Erklärung enthielten: „Es giebt bei der deutschen Verfassung nur drei Punkte, von denen man nach der innersten Ueberzeugung der Unterzeichneten nicht abgehen kann, ohne der Erreichung des gemeinschaftlichen Endzwecks den wesentlichsten Nachtheil zuzufügen:

> eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht und landständische, durch den Bundes-Vertrag gesicherte Verfassungen."

Aber den Mittelstaaten genügte es keineswegs, daß die in früheren Entwürfen gegen abtrünnige Staaten verhängte Acht jetzt weggelassen war, so gut wie die Vertretung der Landstände am Bundestage: durchaus nicht gesonnen, ihren Unterthanen über Verfassungs-Verletzungen zu Recht Rede zu stehen, woran sie der Rheinbund allerdings nicht gewöhnt hatte, zogen sie mit entschiedenem Eifer auch gegen das Bundesgericht zu Felde. Auch unter den übrigen Fürsten stimmte ihnen die große Mehrzahl bei; vornehmlich aber hatte man in ihren Kreisen einzuwenden, daß die Gleichberechtigung aller deutschen Regierungen auch in diesen Entwürfen keineswegs vollständig gewahrt und anerkannt sei. Unter Anderen bekämpfte auch Gagern immer in demselben Sinn nicht nur die Vorschläge, die eine Eintheilung in Kreise betrafen, sondern, sofern kein deutscher Kaiser geschaffen werden konnte, jede „Leitung", jede von irgend einer besonderen Behörde geübte „executive Gewalt." Die Einrichtung einer solchen war ihm zufolge eine Fortsetzung der polnischen Theilungen, der früheren Säcularisirungen und Mediatisirungen —: die er übrigens, so weit sie bereits ausgeführt waren, nebenher im Interesse Nassaus auf das Entschiedenste vertheidigte, als abgeschlossene Thatsache — fait accompli. — Daß die Sprüche eines Bundesgerichts illusorisch werden könnten, wenn es keine executive Bundesgewalt gab, war er nicht geneigt einzuräumen. Die Execution, die bloße Vollziehung gerichtlicher Erkenntnisse, wenn man etwa nur die unter executiver Gewalt verstehen wollte:

die war, wie er geltend machte, von jeher leicht gegen die Mindermächtigen; nur gegen die Mächtigeren schwer, und gerade in Beziehung auf diese waren auch jetzt keine genügenden Veranstaltungen getroffen. — Auch einer eigentlichen Militär-Verfassung bedurfte der Bund nach seiner Meinung nicht. Es genügte, die Contingente festzustellen und gemeinschaftliche Inspectionen von Allen in allen Staaten geübt, anzuordnen. — Ueberhaupt kam es, wie er wiederholt erklärte, nur darauf an, daß man es von allen Seiten redlich meine, und er verlangte, man solle schlechthin von der Voraussetzung ausgehen, daß dem stets so sein werde.

So wurde denn wirklich so ziemlich auf Alles und Jedes mit Nein! geantwortet. Der März rückte heran und noch war Deutschlands Gesammt-Verfassung ganz im Ungewissen; es zeigte sich sogar noch gar keine Aussicht zu einer endlichen Einigung. Man war nach fünfmonatlichen, ermüdenden Unterhandlungen noch nicht um einen Schritt weiter gekommen — selbst dann nicht, als die drohende Krisis des Congresses bereits überwunden war.

Fünftes Capitel.

Unterhandlungen über Neapel.

Auch eine andere Angelegenheit, die Frankreich, nächst der Einmischung in die Verhältnisse Deutschlands, auf dem Congreß als Hauptsache betrieb, war bis zu der Zeit in der Schwebe geblieben.

Sie betraf Italien, wo sich freilich im Ganzen Alles leichter ordnete als in Deutschland, ja großentheils durch den Pariser Frieden und durch die thatsächlich herbeigeführten Verhältnisse bereits geordnet war. Die Macht der vollendeten Thatsache wurde hier in so entscheidender Weise fühlbar, daß der Widerspruch gegen das bereits Bestehende, der hin und wieder erhoben werden wollte, durchaus ohnmächtig blieb. So hatte es in Wahrheit sehr wenig zu bedeuten, daß Sardinien noch vor der Eröffnung des Congresses durch seinen Gesandten in London bei der großbritannischen Regierung geltend zu machen suchte: eine Vergrößerung Piemonts durch die Lombardei bis an den Mincio sei nothwendig, um den sardinischen Staat gegen Oesterreich sicher zu stellen und eben dadurch für sein altes Wächter-Amt als Thürschließer der Alpen gehörig auszurüsten. Niemand beachtete dies schüchtern ausgesprochene Verlangen, und es kam in Wien gar nicht zur Sprache. Eben so wenig dachte irgend Jemand daran, die italienischen Republiken Venedig und Genua wiederherzustellen, obgleich deren früheres Dasein gewiß eben so legitim war, als das eines Königreichs Sachsen. Hier galt das Recht der Eroberung ohne Widerspruch. Die Rechts-Verwahrung der Genuesen verhallte unbeachtet. Und wenn auch Oesterreich einen Theil des Kirchenstaats, namentlich die Romagna, gern für sich behalten hätte — der Papst dagegen nicht nur alle Provinzen desselben zurückverlangte, sondern auch die Herzogthümer Parma und Piacenza dazu und außerdem noch eine Entschädigung für die verlorenen französischen Besitzungen Avignon und Venaissin — so führten doch die Unterhandlungen über diese verschiedenen Ansprüche keine drohende Spannung herbei.

Nur in Beziehung auf den einen Punkt in den Verhältnissen der Halbinsel, auf den Frankreichs Anstrengungen gerichtet waren, verhielt es sich nicht ganz so. Das war Murat's Herrschaft in Neapel, die nicht

ohne vielfachen Widerspruch neu bestätigt und nicht ohne Kampf beseitigt werden konnte. Da einmal der Geist der Restauration herrschend geworden war, sah eigentlich Niemand den Napoleonischen König gern dort im Süden. Aber Oesterreich hatte einen Vertrag mit ihm geschlossen und selbst England, obgleich vorsichtig bedacht, sich nicht ernstlich zu binden, war doch eine Art von Militär-Convention mit ihm eingegangen, die den Zweck gehabt hatte, Murat's Theilnahme an dem Kampf gegen Napoleon zu sichern. Entschiedene Schritte gegen ihn konnten daher nicht gut unmittelbar von Oesterreich oder von England ausgehen.

Die französischen Bourbons dagegen waren dem König Murat gegenüber in keiner Weise gebunden oder verpflichtet, und kaum auf den französischen Thron zurückgekehrt, schon im Frühjahr 1814, begannen sie mit allem Ernst, mit allen Mitteln, die ihrer Ohnmacht zu Gebot standen, auf seinen Sturz hinzuarbeiten.

Vielerlei mußte sie dazu bestimmen. Zunächst der Bourbonische Familienstolz, der es als eine Beleidigung ansah und nicht dulden wollte, daß ein Geschöpf der Revolution den Thron inne hatte, der einem Enkel des heiligen Ludwig gebührte. Dann, wie schon früher erwähnt wurde, das Princip der Legitimität, das die Bourbons vor Allen sich berufen fühlten in seiner Unbedingtheit zu vertreten, und dem, in ihrem Sinn, Europa nicht gerecht geworden, das verletzt war, solange eine Schöpfung der Revolution, wie Murat's Königthum, siegreich fortbestand. Dann aber auch sollte ihnen die Agitation gegen Murat, gleich der Verwendung für den König von Sachsen, als Mittel dienen, aus ihrer drückend empfundenen europäischen Bedeutungslosigkeit herauszukommen, zu neuem Ansehen und Gewicht. Auch wollten sie Italien nicht ganz dem österreichischen Einfluß überlassen; wie das seit Jahrhunderten das Streben der französischen Politik war, wollte Frankreich auch jetzt festen Fuß in der Halbinsel behaupten, und das konnte nur geschehen, indem das verwandte Königshaus, die Bourbons, aus Sicilien nach Neapel zurückgeführt wurden. Und endlich fürchtete die alte Regierung Frankreichs, die als eine neue in das Land zurückgekehrt war, den König Murat in Neapel; so seltsam eine solche Verblendung auch scheinen mag: sie glaubte dort die einzige Gefahr zu sehen, die sie zu fürchten hätte.

Sie beurtheilte eben ihre eigene Lage im Allgemeinen durchaus in diesem Geist. Vertriebene Fürsten glauben sich natürlich sehr gern im Heimathlande zurückgewünscht und ersehnt; ihre persönliche Umgebung weiß sie unter allen Bedingungen in dem Glauben zu erhalten, daß sie nur durch eine Cabale, eine kleine, ruchlose Faction vertrieben worden seien, die ganze eigentliche Masse der Bevölkerung aber für sich hätten. Ludwig XVIII., und die Seinigen noch entschiedener als er selbst, lebten in diesem Wahn; der jubelnde Empfang, den sie bei ihrer Rückkehr in Frankreich, besonders in Paris gefunden, hatte sie darin bestärkt. So

hatten sie kein Auge für die Schwierigkeiten ihrer Stellung, die auch dadurch täglich schlimmer wurde, daß eine große Anzahl französischer Beamten und Offiziere aus den weiten abgetretenen Landen nach Frankreich zurückströmten —: mit vernichteten Hoffnungen, gefährdet in ihren Glückszuständen, Erbitterung im Herzen. Sie übersahen, vollkommen sorglos, den bösen Geist, die große Erbitterung, die sich in der Armee regten, obgleich ihr Kriegsminister, General Dupont, erschreckt durch diesen Geist, sich bewogen fühlte, dieses Heer beträchtlich zu vermindern und so viele Soldaten als möglich zu entlassen. Sie mußten sich zwar gestehen, daß Unruhen hie und da in Frankreich möglich seien, hatten aber so wenig ein Verständniß für die Verhältnisse und deren Macht, daß sie diesen bösen Geist ganz rücksichtslos behandelten und durch das leichtsinnigste und verkehrteste Treiben, das von der Voraussetzung ausging, ganz Frankreich verleugne die letzten fünfundzwanzig Jahre seiner Geschichte, um sich in Reue dem alten Hof und den Emigrirten zu unterwerfen, täglich herausforderten und reizten. Der Gedanke, daß sich in Frankreich selbst, ohne Anstoß und Unterstützung von Außen, eine Gefahr erheben könnte, mächtig genug, ihrer Herrschaft den Untergang zu bereiten, scheint ihnen so gut wie gänzlich fremd geblieben zu sein. — Neapel dagegen konnte nach ihrer Meinung ein Stützpunkt Napoleonischer Umtriebe werden, so lange Murat dort herrschte. Es handelte sich also darum, die letzte Gefahr zu beseitigen, die Frankreich und den Bourbons drohte, indem man ihn vom Throne stieß und den Grundsatz der Legitimität zu vollständiger Geltung brachte.

Ihre Wünsche in dieser Beziehung, in der Familien-Politik des Hauses und in ihren Interessen so vielfach begründet, schienen denn auch vom allerersten Augenblick an durch die Umstände begünstigt zu werden. Denn unmittelbar nach dem Sieg über Napoleon, schon im Frühjahr 1814 gaben Murat's eigener, charakterloser Wankelmuth und ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen die besten Mittel an die Hand, auch England und Oesterreich, auf die es hier zumeist ankam, feindlich gegen ihn zu stimmen.

Auch Eugen Beauharnais, der Napoleonische Vicekönig von Italien, dessen Ritterlichkeit zu bewundern der Kaiser Alexander in den höchsten Kreisen zum guten Ton gemacht hatte, war nämlich auf die eigenen Interessen bedacht gewesen, als Napoleon's Herrschaft sich zum Sturz neigte. Er hatte den Versuch gemacht, die eiserne Krone der Lombardei für sich selbst aus dem Schiffbruch zu retten; als ihm das mißglückte, hatte er die letzten Wochen seiner Herrschaft benutzt, um auf Kosten des Landes große Schätze für sich zu sammeln*) — Oberitalien aber, ohne Voll-

*) Botta, Storia d'Italia, Milano 1844. IV. 425. — Farini, Storia d'Italia dall' anno 1814, I. 21.

macht von irgend wem, in seinem Aerger über die Lombarden, die ihn nicht zum König wollten, ohne Bedingungen den Oesterreichern übergeben.

So eilte er nach Paris, um sich, von seinem Schwiegervater, dem König von Baiern, besonders aber von dem Kaiser Alexander geschützt, der Gunst der siegreichen Verbündeten zu empfehlen, und wo möglich ein souveraines Fürstenthum in Italien oder auch in Deutschland davonzutragen.

Was für Beweggründe ihn bestimmten, dem Kreise, in welchen er so mit Gunst aufgenommen eintrat, sofort, ohne Zeitverlust, seinen Verwandten Murat zu denunciren, ob es Verdruß war, oder der Wunsch, sich den neuen Verhältnissen aufrichtig anzuschließen, vermögen wir natürlich nicht zu errathen —: aber wir wissen, daß er es that. Er setzte die Fürsten in Kenntniß von dem Verrath, den Murat in seiner haltungslos schwankenden Weise, während der letzten Monate des Krieges, wechselnd auch gegen sie im Sinn gehabt hatte; von den Vorschlägen und Anerbietungen zu gemeinschaftlichem Handeln, die Murat, schon mit Oesterreich und England verbündet, aber stets zweifelnd an ihrer Redlichkeit, auch ihm, dem Vice-König Eugen, gemacht hatte.

Aus einem Brief Lord Castlereagh's (vom 3. Mai 1814) ergiebt sich aber, daß man dem ritterlichen Beauharnais in England anfänglich keinen rechten Glauben beimessen wollte und nach Beweisen fragte*) — und für den Augenblick wenigstens gelangte man weder im Cabinet des Prinzen-Regenten von England, noch in dem Fürstenrath zu Paris zu dem bestimmten Entschluß, gegen Murat einzuschreiten.

Im Allgemeinen hatte man sich bis dahin mit dem Gedanken beschäftigt, Murat wenigstens vorläufig in Neapel zu lassen — dem legitimen Bourbonischen König des Landes aber die Jonischen Inseln, die sich in dem Augenblick in der Gewalt Englands befanden, als Entschädigung anzubieten. Dabei hatte es für's Erste auch nach Eugen Beauharnais' bedenklichen Mittheilungen noch sein Bewenden, und Englands Theilnahme an den Angelegenheiten des südlichen Italiens beschränkte sich demgemäß im Frühjahr 1814 darauf, daß Lord Castlereagh dem Bourbonischen König von Sicilien — oder beider Sicilien — den Rath ertheilte, die parlamentarische Verfassung wieder aufzuheben, die Sicilien unter dem Einfluß des Whig's, der England früher dort vertreten hatte, Lord William Bentinck's, erhalten hatte, und die absolutistische Regierungsweise wieder herzustellen. Für den englischen Gesandten in Sicilien, Sir William A'Court, fügte Castlereagh erläuternd hinzu, der democratische Geist sei beschwerlich und die selbstständige Haltung des sicilianischen Parlaments unbequem; es komme nicht auf Freiheit des sicilischen

*) Castlereagh, Correspondence X, 3.

Volks an, sondern darauf, daß die Regierung des Landes mit gehöriger Fügsamkeit der Politik Englands folge. — Den ertheilten Rath machte sich natürlich König Ferdinand von Sicilien zu Nutze.

Doch blieben Beauharnais' Berichte nicht ohne Wirkung. Zunächst gelang es der Regierung Ludwig's XVIII., in den Archiven der letzten Zeit des französischen Kaiserthums die Beweise zu finden, nach denen die Staatsmänner Englands fragten, und bald hatten die Bourbons den Herzog von Wellington, der als Botschafter Englands in Paris verweilte, ganz für ihre Ansichten und Pläne gewonnen. Es ist sogar merkwürdig, wie vollständig, in welcher Verblendung der Herzog, mehr als mancher andere Tory in den Vorurtheilen und Irrthümern der französischen Emigrirten befangen, auf die Ansichten einging, die in ihren Kreisen herrschend waren. In diesem Geist schrieb er gegen Ende des Jahrs (1814) dem Haupt des Ministeriums in England, Lord Liverpool: „ich theile sehr die Meinung des Königs (Ludwig's XVIII.), daß die Möglichkeit von Unruhen, besonders in diesem Lande, sehr dadurch gesteigert wird, daß man Murat auf dem Thron von Neapel läßt. Wenn der beseitigt wäre, würde Buonaparte auf Elba kein Gegenstand großer Besorgnisse sein." (If he were gone, Bonaparte in Elba would not be an object of great dread.)*)

Gleichzeitig — wie schon einige Monate früher einmal — beschäftigte sich Wellington mit Plänen, auf welche Weise Murat beizukommen sein möchte, da Oesterreich, der mit ihm geschlossenen Verträge wegen, wohl nicht geneigt sein werde, selbst gegen ihn zu Felde zu ziehen; und eben so wenig den Zug eines französischen Heers durch Italien zu gestatten. In dieser Voraussetzung schlug der Herzog dem englischen Ministerium eine Expedition zur See vor, die von England unterstützt, durch die Bourbonischen Höfe, Sicilien, Frankreich und Spanien, unternommen werden sollte. Warum auch Portugal 12,000 Mann dazu hergeben sollte, ist schwer zu begreifen, es müßte denn sein, daß man sich gewöhnt hatte, dieses kleine Königreich als einen willenlosen Untergebenen Englands zu betrachten, der, ohne zu fragen, zu allen Diensten bereit sein müsse.

Graf Blacas, Ludwig's XVIII. Günstling, erklärte dem Herzog von Wellington, warum Frankreich zu diesem Kreuzzug gegen Murat und die Revolution nur 40,000 Mann stellen könne. Man dürfe nicht wagen, sagte er, dazu Generale, Offiziere oder Truppen zu verwenden, die unmittelbar unter Murat gedient hätten, und müsse daher eine vorsichtige Auswahl treffen. — Der Grund sowohl, als die seltsame Beschränktheit der Furcht vor Murat treten in diesen Andeutungen sehr eigenthümlich hervor!

Dem Herzog von Wellington war es doch aber auch um den Schein

---

*) Castlereagh, Correspondence X, 226—227.

politischer Redlichkeit zu thun; er gestand, daß es für England der bestehenden Verträge wegen — bei der im Parlament und im Lande herrschenden Stimmung — und bei der schwierigen Lage seiner Finanzen, eine verfängliche Sache sei, sich offen an die Spitze der Feinde Murat's zu stellen, und fügte dann bedauernd hinzu, indem er es wieder aufgab, die Ausführung der eigenen Pläne zu betreiben —: Murat werde demnach wohl „durchkommen“ (escape).

Castlereagh zeigte sich seinerseits dem König Murat eben so wenig gewogen, aber auch ebenso ungewiß in Beziehung auf das, was gegen ihn gethan werden könnte. Einem Agenten, den Murat nach London gesendet hatte, erklärte er: wenn dieser Prinz an dem Kampf gegen Napoleon einen thätigen, entscheidenden Antheil genommen hätte, dann wäre es für England und für die Verbündeten Pflicht geworden, ihn im Besitz seiner Krone zu schützen, indem sie den sicilischen Bourbonen eine Entschädigung verschafften; durch sein unsicheres Zaudern aber habe er sich in die Lage versetzt, den Schutz der Verbündeten nicht mehr als ein Recht in Anspruch nehmen zu können. Die Frage, die ihn betreffe, müsse nunmehr nach dem Grundsatz der allgemeinen Angemessenheit entschieden werden. — Zu Wien eingetroffen, äußerte Castlereagh ganz in demselben Geist gegen den dortigen Gesandten Murat's, Herzog von Campo-Chiaro: Englands Benehmen in dieser Angelegenheit werde durch die Rücksicht auf das, was man dem verbündeten König von Sicilien schuldig sei, verbunden mit dem, was sich als herrschende Meinung der Mächte kund geben würde, bestimmt werden.

Trotz aller Feindseligkeit gegen Murat unfähig zu einem wirklichen, selbstständigen Entschluß zu kommen, war also Castlereagh bei dem Gedanken stehen geblieben, sich durch das bestimmen zu lassen, was man in neuester Zeit „die Strömung“ genannt hat, durch die vorherrschende Richtung der Ansichten im Allgemeinen. — Er wurde dann in der That selbst in Beziehung auf Polen und Sachsen durch diese Strömung, oder das, was er dafür hielt, bestimmt, obgleich er da ursprünglich etwas Bestimmtes gewollt hatte. In Beziehung auf Neapel wußte er nicht einmal etwas Bestimmtes zu wollen.

Neben ihm aber stand auf dem Congreß Talleyrand, mit dem entschiedenen Willen, der „Strömung“ eine bestimmte Richtung anzuweisen. In welcher Art er gegen „den Menschen“ auftrat, den man als König von Neapel bezeichne und den er nicht kenne, ist bereits erwähnt worden; wir haben gesehen, welche bedeutungsvolle Zugeständnisse von Seiten Castlereagh's er durch kaum je erhörte Dreistigkeit schon in den ersten Tagen des Congresses zu erzwingen wußte; zu was für Andeutungen und Winken er bald auch den Kaiser Alexander vermochte. Den förmlichen Angriff gegen Murat aber ließ er zunächst durch den spanischen Gesandten, Don Gomez Labrador, eröffnen.

Der König von Spanien war allerdings als nächster Verwandter und möglicher Erbe der sicilischen Bourbons am unmittelbarsten bei der Sache betheiligt. Es schien eben deshalb zweckmäßig, seinen Gesandten vorzuschieben, der sich denn auch ganz im Geist der Rolle, die ihm auferlegt war, wo möglich noch heftiger über Murat äußerte, als selbst der französische Botschafter —: und dieser veranlaßte ihn sofort, schon als die allgemeinen Formen der Berathung besprochen wurden (13. November 1814), mit der Forderung hervorzutreten: es solle ein eigener Ausschuß für die allgemein-italienischen Verhältnisse gebildet werden wie für die deutschen.

Das wäre ein Mittel gewesen, die Angelegenheiten Italiens der Entscheidung der großen Mächte wenigstens zum Theil zu entziehen und mehr unter Bourbonischen Einfluß zu stellen, besonders aber die Frage, Murat betreffend, zu rascher Entscheidung zu bringen. Denn über die Zulassung seiner Gesandten in diesem Ausschuß mußte dann sofort, zustimmend oder ablehnend, ein Beschluß gefaßt werden — und das konnte nicht geschehen, ohne daß man die eigentliche Frage selbst, Murat's Berechtigung und Dasein als König betreffend, entschieden hätte.

Zu so durchgreifenden Entschlüssen wollte der Fürst Metternich weder in solcher Weise getrieben sein, noch zu einer Zeit wo noch so manches Andere nicht zu berechnen war. Er lehnte die Forderung ab, indem er darauf aufmerksam machte, daß die Bildung eines deutschen Ausschusses einen besonderen Grund habe, der in Italien fehle. Deutschland solle, nach den Bestimmungen des Pariser Friedens, einen Gesammt-Körper von Staaten (un corps d'états) bilden, die durch ein Föderativ-Band verbunden wären —: Italien nicht! — In Italien gebe es demnach, außerhalb der österreichischen Provinzen, nur eine Anzahl von einander unabhängiger, durch kein Band mit einander verbundener Staaten, die nur unter dieselbe geographische Benennung zusammengefaßt würden. Deshalb seien alle Italien betreffenden Fragen einzeln zu behandeln.

In den ferneren Besprechungen über Murat — die noch nicht zu eigentlichen Unterhandlungen werden wollten — berief sich Talleyrand stets mit größter Entschiedenheit auf sein laut und geräuschvoll ausgesprochenes Princip der Legitimität, und zwar in einer Weise, die dem an sich ehrwürdigen Princip verderblich werden konnte. Entschiedener noch als in Beziehung auf Sachsen wendete er es hier in der eigenthümlich beschränkten Form an, die er ihm gegeben hatte und der zufolge Staaten eigentlich als solche kein Dasein hatten, und nur als der Landbesitz, als das Vermögen der herrschenden Dynastieen zu betrachten waren. Auf dieser Grundlage ließ sich am bequemsten beweisen, daß die Verbündeten nie befugt gewesen waren, Murat anzuerkennen, und daß alle früher oder später mit ihm geschlossenen Verträge vollkommen nichtig seien, da man mit dem unrechtmäßigen Besitzer gar nicht Verträge schließen könne über Dinge, die ihm nicht gehören.

Der Fürst Metternich berief sich ausweichend — ohne auf die Theorie einzugehen — eben auf die Verträge, die in solcher Weise angefochten wurden, und fragte, auf welchem Wege denn wohl ein gegen Murat gefälltes Urtheil des Congresses ausgeführt werden könnte? — Durch ein französisches Heer dürfe es nicht geschehen; Oesterreich könne und werde es nicht dulden, daß sich französische Krieger in Italien zeigten. Uebrigens vertröstete er auf die Zukunft; die Bourbonischen Höfe brauchten ja Murat nicht anzuerkennen und könnten in dieser Beziehung Alles in der Schwebe lassen; wenn dann der Kriegszustand zwischen Neapel und Sicilien fortdauere, werde sich wohl für Oesterreich die passende Gelegenheit ergeben, im Interesse des Friedens, der Ruhe und Ordnung einzuschreiten, und Murat zu nöthigen, sich den Bestimmungen zu fügen, die den Monarchen genehm sein würden.

Unter diesen Umständen, und da die Unterhandlungen auf dem Congreß nicht schnell genug zum gewünschten Ziel führen wollten, so geringer Gunst sich Murat auch dort erfreute, scheinen die Bourbonischen Fürsten zu Paris einen Augenblick die Geduld verloren zu haben. Sie beschränkten sich nicht mehr ausschließlich auf die Thätigkeit der Vertreter Frankreichs in Wien, und suchten ihren Zweck auf kürzeren Wegen zu erreichen. Gegen Ende des Jahrs 1814 erschien der französische Oberst Hyde-de-Neuville, mit einer geheimen Mission beauftragt, unmittelbar aus Paris, an den Höfen von Turin, Modena und Florenz, und forderte zu einem Bündniß mit Spanien und Frankreich auf, das den Zweck haben sollte, Murat zu vertreiben und — wenn wir Farini glauben dürfen — selbst Napoleon aus Elba zu entfernen. Ganz wie der Herzog von Wellington vorgeschlagen hatte, sollte der Angriff auf Neapel zur See ausgeführt werden, eine Expedition gegen die Barbaresken aber den Rüstungen zum Vorwand dienen. Ein eigenhändiger Brief Ludwig's XVIII. an den König Victor Emanuel von Sardinien, den der Oberst überbrachte, bezeichnete die Unterhandlung als eine geheime, um die weder Jaucourt, der nominale Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich, wisse, noch der Marquis d'Osmond, Ludwig's Gesandter in Turin. Die persönliche Umgebung des Königs, Graf Blacas, vor Allen des Königs Bruder, Artois, stets an der Spitze der alten Ritterschaft, oder doch der Emigrirten, waren also hier allein thätig gewesen. — Victor Emanuel war vorsichtig genug zu antworten, er könne nicht auf ein Unternehmen eingehen, das nicht von allen verbündeten Mächten einstimmig beschlossen sei. Daß die Fürsten aus dem österreichischen Hause, die seit dem Sieg über Napoleon wieder zu Modena und Florenz regierten, unbedingt der Politik Oesterreichs folgen würden, hätte man vorher sehen können, und so führten denn diese Neben-Intriguen zu nichts.

Wohl aber kam Talleyrand zu Wien auch in dieser Beziehung dem Ziel bedeutend näher, als erst der Sturm vorüber war, der um Sachsen

— nicht um Polen — auszubrechen drohte. Der Tod der Königin Caroline von Sicilien, die, durch den Protector ihres eigenen Hauses, Lord William Bentinck, aus Sicilien verwiesen, seit einigen Jahren zu Hetzendorf bei Wien lebte, und dort gerade zu dieser Zeit endete, machte darin keinen Unterschied, so groß auch ihr ohnmächtiger Eifer gewesen war, durch Talleyrand's wie durch ihren eigenen Einfluß die versammelten Fürsten für die Sache ihres Hauses und für die Pläne ihres Verlangens nach Rache zu gewinnen.

Was vor Allem Talleyrand's Bestrebungen zu fördern versprach, war, daß die Engländer mehr und mehr seinem Einfluß verfielen und sich immer entschiedener davon überzeugen ließen, daß die Revolution in Europa nicht vollständig besiegt sei, solange Murat in Neapel hause. Möglicher Weise könnte auch der Neben-Umstand einigen Einfluß geübt haben, daß bei den Staatsmännern Englands der Wunsch erwachte, die Ionischen Inseln zu behalten, deren Bedeutung man nachgerade erkannte — und sollte das geschehen, so war auch das ein Grund mehr, den König von Sicilien nach Neapel zurückzuführen, da man ihm alsdann selbst diese dürftige „Entschädigung" nicht zu bieten hatte.

Es kam endlich dahin, daß die englischen Diplomaten in dieser Angelegenheit die Initiative ergriffen, und die Kaiserhöfe von Oesterreich und Rußland zu entschiedenen Schritten gegen Murat zu bewegen suchten. Lord Castlereagh, im Februar nach England zurückgerufen, wo die Eröffnung des Parlaments seine Gegenwart nothwendig machte, bemühte sich noch in seinen letzten Gesprächen mit den beiden Kaisern ihre Unentschlossenheit zu besiegen. Dem Kaiser Franz stellte er besonders vor, daß er nur um diesen Preis die Freundschaft Frankreichs gewinnen könne — und dessen Beistand, wenn er gegen Rußland oder Preußen nöthig werden sollte. — Dem Fürsten Talleyrand versprach Castlereagh daheim seinen ganzen Einfluß aufzubieten, um die Regierung Englands dahin zu bewegen, daß auch sie thätig eingreife, die Herstellung der Bourbons in Neapel zu vollführen. — Talleyrand erklärte, ihm genüge eine Zeile in der Schluß-Acte des Congresses; die Ausführung würden Frankreich und Spanien übernehmen.

Der Kaiser Alexander hatte schon gezeigt, daß er nicht gesonnen sei, Murat zu schützen. Seit ihm der Besitz des Herzogthums Warschau gesichert, der drohende Zwist beigelegt war, hatte er vollends keinen Grund, sich den Ansprüchen der Bourbons zu widersetzen; im Gegentheil sie mußten ihm erwünscht sein, da er Italien nicht ganz dem ausschließlichen Einfluß Oesterreichs unterworfen zu sehen wünschte. — Daß er sich über Murat stets mit wegwerfender Verachtung äußerte, hatte seinen Grund wohl in dem Einfluß, den Eugen Beauharnais auf sein Urtheil übte.

Murat hatte also Ursache genug, sich mehr und mehr gefährdet zu glauben. Als Zeichen, wie unsicher seine Stellung sei, konnte ihm schon

der Umstand dienen, daß keine einzige der wiederhergestellten, schwachen Regierungen in Italien ihn anerkannte. Da er sich die Zerwürfnisse auf dem Congreß vielleicht auch anders und unversöhnlicher dachte, als sie waren, erging er sich in dieser Lage in sehr eigenthümlichen Drohungen. Er äußerte, wenn die Umtriebe der französischen Regierung gegen ihn nicht aufhörten, werde er mit seinen achtzigtausend Soldaten nach Frankreich aufbrechen, um die Bourbons zu züchtigen; er ließ sogar durch seinen Gesandten Campo-Chiaro dem Fürsten Metternich förmlich anzeigen, daß er mit einem Heer am Fuß der Alpen Stellung nehmen wolle, um seine Rechte gegen Frankreich zu vertheidigen, das ihn nicht anerkennen wolle, und verlangte für dieses Heer Gewährung des Durchzugs durch Gebiete, die Oesterreich besetzt hielt. — Zu Wien glaubte man, daß er unter solchen Vorwänden in das nördliche Italien vorrücken wolle, um es in revolutionäre Bewegung zu bringen. Das heißt aber vielleicht bei Murat mehr folgerichtige Berechnung voraussetzen, als ihm eigen war; möglicher Weise hätte dieser seltsame König, bei dem sich eine entschiedene Neigung zur Großsprecherei, zum Abenteuerlichen in Wort und That, mit großer Unklarheit und Schwäche paarte, nicht mit voller Bestimmtheit zu sagen gewußt, ob er blos drohen wollte, oder ob sonst noch etwas aus der Sache werden sollte. — Der Fürst Metternich antwortete in sehr gemäßigtem Ton: Oesterreich werde nicht dulden, daß die Ruhe Italiens gestört werde, und jede Truppenbewegung, die seine eigenen Grenzen berühre, als einen Act eröffneter Feindseligkeiten betrachten. — Da aber zu gleicher Zeit ein ganz gleichlautendes Schreiben an den Vertreter Frankreichs gerichtet wurde, konnte Murat in diesen Worten nicht den Ausdruck einer gegen ihn gerichteten Feindschaft sehen, und er hielt sich einstweilen ruhig, wenn er auch rüstete.

Merkwürdig ist aber auch, wie in dem Streit um sein politisches Dasein das Gold eine Rolle spielt, die, wie man es eben nimmt, eine sehr bedeutende, oder eine kaum beachtenswerthe genannt werden kann. Der sicilische Hof soll ansehnliche Summen aufgewendet haben, unter andern auch um Talleyrand desto sicherer an sein Interesse zu fesseln. Das war eigentlich überflüssig, wie die Sachen im Allgemeinen standen! — Von einer anderen Seite erfahren wir, daß auch Murat den Versuch gemacht habe, Talleyrand zu bestechen, indem er ihm sechs Millionen Franken bot, unter dem Vorwand, ihm die Oberhoheit über das Fürstenthum Benevent abzukaufen. Das war natürlich vergebens. Es hätte zu nichts führen können, selbst wenn das reiche Geschenk angenommen wurde, denn die Gegensätze waren zu schroff ausgesprochen, die Bourbons zu reizbar in Beziehung auf diesen Punkt. Aber wenn Talleyrand auch dafür bekannt war, daß er Geld nicht leicht verschmähte, wenn er auch in anderen Fällen wohl Geld von beiden Parteien angenommen hatte, durfte er das dies Mal doch nicht wagen, und wir hören, daß er ablehnte.

Daß Murat auch sonst in Wien Geld aufwenden ließ, daran ist nicht zu zweifeln. Gentz, der Vertraute Metternich's, hat unter Anderem in seinem Tagebuch zu bemerken, daß ihn am 26. November mehrere Männer von Bedeutung besucht haben — zuletzt Murat's Gesandter, Campo-Chiaro, und er fühlte sich veranlaßt hinzuzufügen „cette dernière était une visite bien magnifique!“ — Ob aber dieser splendide Besuch auch nur die Wirkung gehabt hat, die Dinge etwas länger in der Schwebe zu erhalten, in der Oesterreichs zweifelnde Unsicherheit sie ließ, muß dennoch sehr bezweifelt werden.

So wenig wir von dieser unsauberen Seite des Congresses wissen, — die vorzugsweise, oder sogar ausschließlich, durch einen Theil der französischen, und einen Theil der österreichischen Diplomatie vertreten wurde — so wenig wir sie je vollständig kennen werden, sehen wir doch, daß auch von anderen Seiten her Geld in Umlauf gesetzt wurde.

So erhält Gentz am 28. October von Castlereagh 600 L. Sterling „und die schönsten Versprechungen für die Zukunft“ — und zu Neujahr, durch Talleyrand, 24,000 Gulden (Einlösungs-Schein) als Geschenk des Königs von Frankreich. Sein Tagebuch belehrt uns, daß er in den beiden letzten Monaten des Jahres 1814 nicht weniger als 48,000 Gulden Einnahmen solcher Art gewonnen hatte, im Lauf des Jahrs überhaupt aber 17,000 Ducaten. — Daß der König von Sachsen zwei Millionen Thaler aufwendete, die Talleyrand und der leitende Minister einer anderen Großmacht zu gleichen Theilen erhielten, ist bereits erwähnt worden —: das Ergebniß scheint aber überall dasselbe. Das ganze Treiben ist für die Menschen und die Zeit nur allzu bezeichnend, und insofern von großer Bedeutung —: einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der Dinge hat es doch nicht geübt, und der Erfolg blieb immer mehr ein scheinbarer als ein wirklicher. Der französische Botschafter Talleyrand wurde nicht im Lauf der Unterhandlungen durch die Reichthümer bestimmt, die ihm zu Theil wurden: die festgezogene Linie, die er von Anfang an mit Sicherheit verfolgte, war ihm durch andere Rücksichten vorgeschrieben. Und eben so ist es nicht schwer, die Gründe nachzuweisen, durch die das unsichere Schwanken Metternich's, wie die spätere, entschiednere Wendung seiner Politik bedingt wurden.

Sechstes Capitel.

Napoleons Rückkehr aus Elba. — Erneuerung des Bündnisses von Chaumont. — Erklärungen des Congresses. — Vorbereitungen zum Kriege. — Alexander und der Herzog von Orleans. — Napoleons vergebliche Schritte in Wien und Deutschland. — Feldzug gegen Murat. — Beitritt der kleineren Staaten zu dem Bündniß gegen Frankreich. — Schluß des Congresses. — Der deutsche Bund.

Die drohende Krisis war vorüber, die Gefahr beseitigt, und so Vieles und so Wichtiges auch noch unentschieden in der Schwebe blieb, glaubte man sich doch über alle wesentlichen Fragen bereits in so weit geeinigt zu haben, daß neue Schwierigkeiten nicht zu fürchten seien. Castlereagh, durch den Herzog von Wellington abgelöst, hatte Wien schon um die Mitte des Februars verlassen. Man sprach von der Abreise der fremden Monarchen, die innerhalb der nächsten Wochen stattfinden sollte. So neigte sich, dem Anschein nach, die geräuschvolle, glänzende Scene zum Schluß — als plötzlich eine unerwartete Nachricht die ganze Lage veränderte.

Napoleon war aus Elba entflohen. Er hatte sich mit den 900 französischen Soldaten, die dort sein Heer bildeten, auf ein Paar kleinen Fahrzeugen eingeschifft, und war am 26. Februar in See gegangen, man wußte nicht wohin.

In welcher Weise die erste Nachricht von diesem wichtigen Ereigniß nach Wien gelangte, ist bekannt. Der österreichische Consul zu Genua meldete es dorthin. Die Depesche kam spät in der Nacht — vom 6. zum 7. März — in die Hände des Fürsten Metternich, der sie, ermüdet von einer langen Conferenz, zuerst uneröffnet zurücklegte, obgleich sie als dringend bezeichnet war — dann doch erbrach und über den Inhalt erstaunte.

Die Nachricht wirkte wie ein Schlag aus heiterem Himmel. Sie wurde im Lauf des folgenden Tages von mehreren Seiten bestätigt, namentlich durch einen Bericht des englischen Gesandten in Florenz, Lord Burghersh's an den Herzog von Wellington in Wien. Die Geister waren in fieberhafter, steigender Bewegung.

Wie wir die damalige Lage jetzt übersehen, hätte das Ereigniß wohl eigentlich nicht überraschen sollen, so abenteuerlich es für den Unkundigen

aussehen mochte, denn es war so schwer nicht zu wissen, wie die Dinge in Frankreich standen. Mochten auch wirkliche Verschwörungen, wie sich deren eine, um die auch der Marschall Davoust wußte, unter den Generalen Drouet d'Erlon, Lefevre-Desnouettes und Lallemand im Innern der Armee bildete, dem Auge des Beobachters unzugänglich sein —: das was ganz offen zu Tage lag, die allgemeine, leidenschaftlich gegen die Bourbons und die Emigrirten gerichtete Stimmung, der böse Geist, den das Heer nicht verbarg, sondern ihn herausfordernder Weise aussprach; die allgemeine, formlose Verschwörung, die sich von selbst ergab, und von verschiedenen Mittelpunkten aus auf die öffentliche Meinung zu wirken, kommende Ereignisse vorzubereiten suchte: das waren Dinge, die eigentlich Niemandem entgehen konnten, und sie waren so sehr die Hauptsache, daß jene beschränkteren Militär-Verschwörungen, als die Entscheidung nahte, sich in dem Strom verloren, der Alles fortriß, ohne für sich als wirkende Mächte bemerkt zu werden.

Insbesondere konnte dann auch wohl, ohne daß es dazu weiterer Aufklärungen bedurfte, Niemand darüber im Zweifel sein, daß die „Königin Hortensia", Herzogin von St. Leu, sich nicht blos zu ihrem Vergnügen fortwährend in Paris aufhielt, wo unter den damaligen Bedingungen so Vieles ihr Gefühl auf das Peinlichste verletzen mußte. Es lag sehr nahe, in ihrem, von allen bedeutenden Männern der Kaiserzeit zahlreich besuchten Salon den Mittelpunkt mancher Intriguen, wenn nicht den Heerd eines wirklichen Complots vorauszusetzen, und Verbindungen mit Elba zu vermuthen. — Zum Ueberfluß wurde die Bourbonische Regierung Frankreich's auch noch von mehreren Seiten her gewarnt. Die Verbindungen der Buonapartisten mit Elba sollen schwierig, und in Folge dessen selten gewesen sein; doch aber fand der ehemalige Minister Maret (Herzog von Bassano) hin und wieder Gelegenheit, dem „Kaiser" durch Sendboten mündliche Nachrichten zukommen zu lassen, und die örtlichen Behörden im Süden Frankreichs glaubten auch Sendlinge zu bemerken, die von Elba kämen. Der Präfect des Var-Departements berichtete im Februar, daß verdächtige Leute, die sich zum Theil für Flüchtlinge aus Elba ausgäben, an der Küste der Provence landeten. Aber die blinde Zuversicht der Bourbons und ihrer Umgebung, die sich durch den drohenden Zustand Frankreichs in seiner Gesammtheit nicht irre machen ließ, konnte natürlich durch dergleichen unbedeutende Einzelnheiten nicht erschüttert werden.

Dann scheint es, daß auch wohl die Cabinete der verbündeten Mächte Veranlassung gehabt hätten, aufmerksam zu werden. Besonders da Metternich und der Herzog v. Wellington sehr gut wußten, welche leidenschaftliche Unzufriedenheit sich im französischen Heer regte. Da das Verhältniß zu Murat ein sehr unsicheres blieb, waren gewisse Umtriebe der Napoleoniden, die sich in Rom und überhaupt in Italien bemerkbar

machten, an denen nur Napoleon's Bruder Ludwig keinen Antheil nahm, die Mutter Lätitia aber, die Brüder Lucian und Hieronymus, von denen der Letztere in Neapel weilte, und der Cardinal Fesch sich um so lebhafter betheiligten, wohl geeignet, zur Vorsicht aufzufordern. In leicht zu deutender Geschäftigkeit reiste Napoleon's schöne und leichtfertige Schwester, die Fürstin Pauline Borghese, von Elba nach Rom, von dort nach Neapel, und dann mit der Mutter Lätitia vereint nach Elba zurück.

Die päpstliche Regierung, weniger durch die fernliegenden Händel in Anspruch genommen, die den Congreß spalteten, beobachtete diese Bewegungen mit dem Mißtrauen, zu dem die Verhältnisse aufforderten. Bald fielen ihren Spähern Briefe Napoleon's an Lucian Buonaparte und den Cardinal Fesch in die Hände — dann besonders einer an Murat, in dem, wenn auch in unbestimmter Weise, kühne Pläne angedeutet waren. Die Regierung Pius' VII. säumte nicht, dem Fürsten Metternich Abschriften zu senden, und die Befehlshaber der englischen Schiffe, die Elba bewachen sollten — vergeblich — zu warnen.*) — Eben so warnte die Regierung des Cantons Bern in Wien so gut wie in den Tuilerien, und zu wiederholten Malen, vor den Umtrieben Joseph Buonaparte's in der westlichen Schweiz.

Wenn nun die zu Wien versammelten Fürsten und Staatsmänner dennoch dieses ganze Treiben und alle Warnungen, die von so verschiedenen Seiten kamen, vollkommen unbeachtet ließen, so mochte das wohl nur darin seinen Grund haben, daß man, in den Hader um Sachsen, in die Pläne, Bündnisse und Ränke, die sich um diesen Punkt drehten, in die neuen europäischen Verhältnisse, die sich zu bilden schienen, vertieft und verloren, für andere Dinge nicht Zeit und Aufmerksamkeit genug übrig hatte.

Die allgemeine Sorglosigkeit ging so weit, daß der englische Resident auf Elba, Oberst Campbel, zur Zeit als Napoleon von dort aufbrach, abwesend war, um in Livorno einem Ball beizuwohnen; — daß die englischen Schiffe, die um Elba kreuzen sollten, eben in diesen Tagen einen Abstecher in die hohe See gemacht hatten; — ja daß ihre Befehlshaber — was wohl das Bezeichnendste ist — nicht einmal den bestimmten Befehl hatten, sich einer etwanigen Entfernung Napoleon's von der Insel zu widersetzen. —

Natürlich wurde nun das große Ereigniß zu Wien der Gegenstand aller Gespräche, gegen den jeder andere in den Hintergrund trat; aber da man Bestimmteres weder wußte noch vorhersah, bewegte sich zunächst Alles in Hin- und Herreden, in Vermuthungen, ohne daß von irgend einem Beschluß die Rede gewesen wäre. — Wohin wird Napoleon seine Schritte wenden? — Das war die Frage, die Alle beschäftigte.

*) Farini I, 154—159.

Metternich äußerte: das geringste der nun möglich gewordenen Uebel scheine ihm, wenn Napoleon sich nach Neapel begebe; schlimmer sei es, wenn er sonst wo in Italien, am schlimmsten wenn er in Frankreich lande.

Talleyrand dagegen, und mit ihm die ganze französische Gesandtschaft, erklärten laut und gegen Jedermann: „wir fürchten ihn — aber am wenigsten in Frankreich! — Er ist im Süden des Landes verhaßt, — unsere besten Generale sind seine Feinde, und wenn sie Ehrgeiz hätten, wäre es für sich selbst, nicht für ihn. Aber Italien ist der Brennpunkt aller Gefahr; die Italiener verlangen unstreitig nach National-Einheit und hassen die Herrschaft der Fremden, besonders die der Deutschen. — Und man hat uns leider nicht gehört, als wir auf die Ränke und Verschwörungen aufmerksam machten, die dort angezettelt werden. Wenn man nur damit angefangen hätte, den Schurken (scélérat) Murat zu vertreiben, dann stünden wir jetzt nicht, wo wir stehen. Jetzt müßte man im Namen des Congresses erklären, daß ein Jeder, der einen Krieg beginnt, ohne eigene Mittel, ihn zu führen, die als hinreichend angesehen werden können, ein Räuber (brigand) ist, und den Strafen unterworfen, welche die Gesetze gegen Raub und Mord verhängen. — Wenn es Napoleon gelingt, sich eine Heerschaar zu bilden, dann darf man sich allerdings nicht der Sorglosigkeit überlassen, sondern man muß sofort 300,000 Mann gegen ihn aufbieten; — doch keine französischen Truppen. England und Frankreich müssen das nöthige Geld hergeben." *)

Man könnte zweifeln, ob die Herren selbst das Alles buchstäblich glaubten; ob es nicht wenigstens zum Theil blos des Eindrucks wegen gesagt wurde, den es machen sollte: doch was sich auch jetzt vielleicht bei dem Einen oder dem Anderen für bange Zweifel regen mochten, im Allgemeinen waren das wirklich die seltsamen, dem Unbefangenen kaum begreiflichen Täuschungen, in denen sich Ludwig XVIII., sein Hof und seine Umgebung wiegten. Diese Ansicht der obwaltenden Verhältnisse war es, von der die Politik Frankreichs auf dem Congreß ausging. Talleyrand lebte gleich allen Anderen in solchem Wahn; als die Nachricht von Napoleon's Entweichung aus Elba nach Wien gelangte, schrieb er sofort seinem König: der gefallene Kaiser werde wohl nicht die Verwegenheit haben, in Frankreich einzudringen; er werde sich wahrscheinlich nach Italien wenden, wo Murat's Pläne und die verkehrte Politik Oesterreichs ihm einige Aussichten eröffneten. Im Ganzen werde diese Krisis glückliche Folgen haben, denn sie werde die Verhältnisse im Allgemeinen zu vollkommener Klarheit bringen, und Napoleon von dem Rang herabstürzen, den man ihm aus unbegreiflicher Schwäche gelassen habe. — Man könnte fast glauben, daß Talleyrand in Beziehung auf diesen Punkt sogar noch verblendeter gewesen sei, als selbst der Bourbonische Hof, so schwer es auch

*) Gagern Antheil II, 140.

sein mag, sich eine solche Erscheinung zu erklären. Denn während Ludwig XVIII. und Blacas bei den italienischen Höfen Schritte thaten, die zu Napoleon's Entfernung von Elba führen sollten, antwortete Talleyrand zu Wien, als Pozzo-di-Borgo gegen ihn die Nothwendigkeit einer solchen Maßregel zur Sprache brachte: „Reden Sie nicht von ihm" — von Napoleon nämlich — „der ist ein Verstorbener!"

Daß man Napoleon in Frankreich am wenigsten fürchten wollte, während man doch einräumen mußte, daß französische Truppen selbst in Italien nicht gegen ihn verwendet werden dürften, ja sogar gegen Murat nur mit großer Auswahl verwendet werden könnten —: das ist freilich ein sehr arger Widerspruch; aber dergleichen kommt öfter vor in den Anschauungen der Weltlage, wie sie sich mitunter an Höfen und in Cabinetten bilden.

Alle bestimmteren Maßregeln mußten natürlich aufgeschoben bleiben bis zu dem Augenblick, wo man wissen würde, was Napoleon eigentlich unternehmen wollte; aber aus den Briefen des Herzogs von Wellington ersehen wir, daß dagegen vom ersten Augenblick an bei den Beherrschern der großen Staaten und den leitenden Staatsmännern der Entschluß fest stand, den schwer eroberten Pariser Frieden und die Ordnung der Dinge aufrecht zu erhalten, die durch diesen Vertrag in Europa begründet war — und daß in diesem Kreise eben so entschieden das Bedürfniß empfunden wurde, alle noch schwebenden Unterhandlungen zu raschem Abschluß zu bringen. Man wollte schließen, um alle Energie des Geistes, wie alle materiellen Kräfte auf die möglichen Verwickelungen wenden zu können, die sich anzukündigen schienen.*)

Das Bewußtsein dieser Nothwendigkeit übte gewiß auch auf die Art und Weise seinen Einfluß, in der das nächste Geschäft betrieben wurde, das dem Congreß oblag. Der König von Sachsen, der seit der Schlacht bei Leipzig als Kriegsgefangener zu Friedrichsfelde bei Berlin gelebt hatte, war in den ersten Tagen des März von dort nach Preßburg versetzt worden, weil man erwog, daß er später vielleicht seine Zustimmung zu der Theilung Sachsens für ungültig erklären könne, wenn er sie ertheilt hatte, während er sich noch persönlich in der Gewalt Preußens befand. Zu ihm nach Preßburg reisten nun, den Tag nachdem jene verhängnißvolle Nachricht eingetroffen war (8. März), Metternich, Talleyrand und Wellington, die Vertreter der Mächte, die bis dahin seine Interessen vertheidigt hatten, der Verbündeten vom 3. Januar, als Abgeordnete der Conferenz. Ihr Auftrag, den sie sich eigentlich selbst ertheilt hatten, war die gewünschte Zustimmung des Königs zu den Anordnungen des Congresses zu erhalten.

Aber sie stießen auf große, in diesem Umfang vielleicht nicht erwar-

*) Gurwood, Select dispatches Nr. 924.

tete Schwierigkeiten, denn auch der gutmüthige König Friedrich August von Sachsen wußte bereits von Napoleon's Entweichung, und hatte diese Nachricht, die für ganz Europa, für Deutschland besonders, das Zeichen zu unendlichem Blutvergießen und unberechenbaren Leiden werden konnte, mit einer Freude aufgenommen, die er keineswegs zu verhehlen suchte. Versprach sie ihm doch eine günstige Wendung in Beziehung auf seine dynastischen Interessen.

Nicht allein, daß er nach mehrtägigen Besprechungen, die nicht weiter führten, seine Zustimmung zu den gefaßten Beschlüssen verweigerte, neue Unterhandlungen verlangte, bei denen sein Minister Einsiedel zugelassen werden sollte, und Oesterreichs Vermittelung in Anspruch nahm: er stimmte sogar, in dem Bewußtsein, daß „der Kaiser, sein hoher Alliirter" wie er ihn früher zu nennen pflegte, wieder in Bewegung sei, einen sehr hohen Ton gegen die drei Abgeordneten an. So erfuhr man in Wien. „On m'assure que le Roi était même assez dur dans ses expressions" berichtete Gagern seinem Hof.

Talleyrand, der früher so eifrig gewesen war, einen Bevollmächtigten des Königs von Sachsen als stimmberechtigtes Mitglied in die Berathungen einzuführen; der entschieden und laut erklärt hatte, die Frage sei, was der König abtreten wolle —: der sagte jetzt, unter veränderten Umständen, diesem selben König gleich den Anderen, daß er sich den Entscheidungen des Congresses fügen müsse, da von neuen Unterhandlungen nicht die Rede sein könne, und unterzeichnete mit Metternich und Wellington eine Note, in der die Forderungen des Hauses Sachsen ziemlich kurz zurückgewiesen wurden.

Unverrichteter Dinge kehrten darauf die drei Herren nach Wien zurück, wo sie die Sachlage, nach einer Abwesenheit von kaum viermal vierundzwanzig Stunden, nicht unerheblich verändert fanden.

Es war (am 11.) die Nachricht eingetroffen, daß Napoleon im Golf Juan, in der Nähe von Cannes, an der Küste der Provence, gelandet sei, und nach einem verunglückten Versuche, sich Antibes zu bemächtigen, dessen Thore von der Besatzung vor ihm geschlossen wurden, den Zug nach dem Inneren Frankreichs, zunächst nach Grasse angetreten habe. — Sofort, an demselben Tage noch, hatte die erste Berathung, mögliche kriegerische Operationen betreffend, zwischen dem Feldmarschall Schwarzenberg, dem Fürsten Wolkonsky und dem General Knesebeck stattgefunden. Wie das bei der Ungewißheit der allgemeinen Lage nicht anders sein konnte, war da bloß von einer vorläufigen Aufstellung von Streitkräften die Rede gewesen. Man sprach von drei Armeen, die gebildet werden sollten, deren eine in Ober-Italien aus 150,000 Oesterreichern bestehen, — die zweite am Oberrhein, zunächst nur aus baierischen, württembergischen und badenschen Truppen gebildet, so rasch als möglich durch Oesterreicher bis auf 200,000 Mann verstärkt werden sollte — während die

preußischen Truppen, die unter dem General Kleist am Niederrhein standen, vereint mit den Engländern und Hannoveranern, die noch vom letzten Feldzug her Belgien besetzt hielten, die dritte unter den Befehlen des Herzogs von Wellington gebildet hätten. — Den Rest der preußischen Armee dachte man sich demnächst als Reserve am Niederrhein, 200,000 Russen eben so um Würzburg aufgestellt, und den Krieg — wenn er wirklich geführt werden mußte — im Ganzen geleitet durch einen hohen Rath, in dem sich der Kaiser Alexander mit dem König von Preußen und dem Fürsten Schwarzenberg vereinigen sollte.

Die Monarchen Rußlands, Oesterreichs und Preußens beeilten sich zu gleicher Zeit Briefe an Ludwig XVIII. abzufertigen, in denen sie, für den Nothfall, ihre gesammte Kriegsmacht ihm zur Verfügung stellten.*)

Schon früher, gleich als man die ersten Nachrichten erhielt, hatte Stein bemerklich gemacht, wie es dringend nöthig sei, daß die acht Mächte, die Unterzeichner des Pariser Friedens, den festen Willen, diesen Frieden aufrecht zu erhalten, durch eine förmliche Erklärung amtlich kund gäben. — Talleyrand wollte das zuerst nicht für nothwendig, wenigstens nicht für dringend halten, und meinte, die Unterhandlungen Sachsen betreffend seien wichtiger. Jetzt, da er bei seiner Rückkehr aus Preßburg einen doppelten Entwurf zu solcher Erklärung vorfand, deren einer von La Besnadiére, der andere von Gentz herrührte, war er es, der darauf drang, daß sie unterzeichnet würde, während Metternich zauderte und Bedenken hatte; so weit hatten sich die Dinge bereits geändert.

Daneben ließ jedoch Talleyrand den zuversichtlichen Ton keineswegs fallen. Der Herzog von Wellington, der jetzt so gut wie früher Castlereagh seinem Einfluß verfallen war, schrieb an dem Tage seiner Rückkehr aus Preßburg (12.) dem leitenden Minister Englands: „Es ist meine Ueberzeugung, daß Buonaparte auf falsche Berichte, oder Unkenntniß der Sachlage hin gehandelt hat, und daß der König (von Frankreich) ihn ohne Schwierigkeit und in kurzer Zeit vernichten wird.“ (It is my opinion that Buonaparte has acted upon false or no information, and that the King will destroy him without difficulty and in a short time.) — Freilich mußte er hinzufügen, wenn das etwa nicht gelingen sollte, könne die Sache eine sehr ernste werden —: aber das ist ihm doch, neben jener fest ausgesprochenen Ueberzeugung, nur eine fern liegende Möglichkeit. — Einige Zeilen weiter fordert er dann die Regierung Englands in dringendster Weise auf, die englischen und hannöverschen Truppen, die sich in den Niederlanden befanden, dem König von Frankreich zur Verfügung zu stellen. Das steht einigermaßen im Widerspruch mit der vorangestellten Ansicht, man könnte sagen es wiederholt in engerem Kreise den inneren Widerspruch, in dem sich der Meister Talleyrand herumdrehte — und noch

*) Gurwood dispatches No. 924 und 925.

dazu hatte es keinen rechten Sinn; denn wenn die Bourbons in der 150,000 Mann starken französischen Armee, in ihren Schweizer-Regimentern, in ihren aus lauter Offizieren zusammengesetzten Haustruppen nicht die Mittel fanden, Napoleon's und seiner wenigen Hunderte Grenadiere Herr zu werden, vermochten einige Tausend Engländer und Deutsche, die zur Zeit noch dazu sehr weit von dem Schauplatz der Ereignisse, ganz außer ihrem Bereich standen, den Strom der Ereignisse gewiß nicht zu wenden.

Beachtenswerth aber, weil es auf die Ereignisse entscheidenden Einfluß geübt hat, ist, wie vom ersten Augenblick dieser neuen Krisis an, in dem Thun und Lassen der Staatsmänner Englands, die Sorge für die dynastischen Interessen der Bourbons vor Allem hervortritt und in der That jede andere Rücksicht überwiegt. Zum Theil ging das schon in gewissem Sinn naturgemäß aus der Gesinnung der damaligen Tory-Regierung Englands hervor, aber es zeigten sich darin auch die nachhaltigen Spuren jenes vorübergehenden Bündnisses. Natürlich hatten diese Staatsmänner auf die öffentliche Meinung in England, auf das Parlament Rücksicht zu nehmen, und selbst manches populäre Vorurtheil zu schonen; sie mußten vor allen Dingen den einleuchtenden, handgreiflichen Vortheil Englands wollen; sie mußten einen dauerhaft gegründeten Frieden in Europa wollen —: aber sie wollten ihn unter der Bedingung, daß er vor Allem die Bourbons, die echten Vertreter der Gegen-Revolution, siegreich wieder an die Spitze Frankreichs stelle. Kein Vorschlag, die Wohlfahrt und Ruhe Europa's auf irgend einer anderen Grundlage zu sichern, konnte so leicht auf ihre Zustimmung rechnen.

Zunächst entsprach die „Erklärung", welche die Vertreter der acht Mächte (am 13. März) unterzeichneten, ihren wie Talleyrand's Wünschen auf das Vollkommenste. Der Entwurf, der von Gentz herrührte, wurde dabei zum Grunde gelegt und in gemeinsamer Berathung von den hervorragenden Intelligenzen der Diplomatie überarbeitet und verbessert. In der Form, die sie auf diesem Wege gewonnen, besagte diese Erklärung —: durch seine Flucht aus Elba und den bewaffneten Einbruch in Frankreich habe Napoleon die mit ihm geschlossenen Verträge gebrochen, den einzigen Rechtstitel aufgehoben, an den seine Existenz noch geknüpft war, den Schutz der Gesetze verwirkt, und bewiesen, daß mit ihm weder Friede noch Waffenstillstand möglich sei. — Die Mächte erklären demnach, daß Napoleon Buonaparte sich selbst außerhalb aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse versetzt, und als Feind und Störer der Ruhe der Welt der öffentlichen Strafe Preis gegeben habe. (Les puissances déclarent en conséquence que Napoléon Buonaparte s'est placé hors des relations civiles et sociales, et que, comme ennemi et perturbateur du repos du monde il s'est livré à la vindicte publique.) — Sie erklären ferner sich selbst fest entschlossen, den Pariser Vertrag aufrecht

zu erhalten, und den allgemeinen Frieden gegen neue Störungen, gegen jeden Angriff zu sichern, der die Völker wieder in die Unordnungen und das Unglück der Revolutionen zurück zu stürzen drohe. — Auch seien sie zwar überzeugt, daß ganz Frankreich sich um seinen legitimen Fürsten schaaren, und diesen letzten Versuch eines verbrecherischen und ohnmächtigen Wahnsinns in sein Nichts zurückwerfen werde, wenn aber, gegen alle Erwartung, eine Gefahr daraus entstehen sollte, seien alle Souveraine Europa's einmüthig bereit, dem König von Frankreich und der französischen Nation oder jeder anderen bedrohten Regierung, auf ihr Verlangen, jede nöthige Hülfe zu gewähren.

Daß diese Erklärung so bald und in dieser entschiedenen Weise erfolgte, verdankten übrigens die Bourbons keineswegs dem Beistand der Engländer allein, sondern zum sehr großen Theil dem Eifer des Kaisers Alexander, der hier eine Gelegenheit fand, den ganzen Adel und die Ritterlichkeit seines Charakters glänzend zu entfalten.

Wir haben gesehen, wie seine alte Abneigung gegen die Bourbons, im Lauf der Unterhandlungen zu Wien mehrfach gereizt, zur Zeit der höchsten Spannung sich sogar leidenschaftlicher als zu irgend einer früheren Epoche ausgesprochen hatte. Und selbst nachdem alle eigentlichen Schwierigkeiten geebnet waren, keine drohende Möglichkeit eines nahen Bruchs mehr vorlag, hatte seine Stimmung und seine Haltung in dieser Beziehung sich nicht geändert. Namentlich hatte er nicht aufgehört, mit etwas geräuschvollem Eifer als der Beschützer sowohl Eugen Beauharnais', als der zweiten, österreichischen Gemahlin Napoleon's und ihres Sohns aufzutreten. Für jenen verlangte er ein souveraines Fürstenthum in Deutschland, für diese und ihren Sohn in Italien. Was auch für Beweggründe sonst ihn dazu bestimmen mochten —: daß kaum irgend eine andere Forderung die Bourbons so sehr verdrießen konnte als diese, dessen durfte er gewiß sein. Um so mehr, da die Herzogthümer Parma und Piacenza, die er für Napoleon's Sohn verlangte, von Seiten der Bourbonischen Höfe als das rechtmäßige Erbe der jüngsten Linie ihres Hauses in Anspruch genommen wurden.

Im Uebrigen waren die Individuen, denen der Kaiser Alexander seinen großmüthigen Schutz angedeihen ließ, wohl nicht ganz zum glücklichsten gewählt. Denn so sehr es auch Mode sein mochte, dem ehemaligen Vicekönig Eugen die Ritterlichkeit eines Troubadours anzudichten, war doch die Zumuthung, daß Deutschland ihn unter seine regierenden Fürsten aufnehmen sollte, daß Deutsche sich dazu hergeben sollten, seine Unterthanen zu werden, und zwar aus keinem denkbaren anderen Grunde als damit Er ein fürstliches Dasein als Souverain genieße, wohl geeignet, böses Blut zu machen. Was vollends die „Kaiserin" Marie Louise betraf, so ließ sich nicht einmal für ihre Persönlichkeit sehr viel sagen. Stein bemerkte zur Zeit schriftlich von ihr: „Sie ist eine flache französische

Frau, die den Schein annimmt, alles Deutsche vergessen zu haben" — das ließe sich erklären, wenn sie, einem großen Mann vermählt, sein Dasein mit weiblicher Leidenschaftlichkeit zu dem ihrigen gemacht, und darüber jedes andere Verhältniß vergessen hätte; — leider aber kommt noch ein Nachsatz —: „und sich vom General Neypperg die Cour machen läßt" — was sich, und zumal so wenige Monate nach dem Sturz ihres Gemahls, wiederum nur dann einigermaßen entschuldigen ließe, wenn ihr, die als Opfer der Politik an Napoleon vermählt und nach Frankreich geschickt worden war, gerade umgekehrt, Alles, was sie dort umgab, ein Gegenstand unversöhnlichen Hasses geblieben wäre.

Trotz mancher Widerrede aber beharrte der Kaiser Alexander in dieser Beziehung auf seinem Sinn, und selbst als ihm Stein die Unmöglichkeit dargethan hatte, Beauharnais als regierenden Herren in Deutschland zu versorgen, verlangte er ein souveraines Fürstenthum in Italien für ihn.

Nebenher erhielt Pozzo-di-Borgo, als er sich anschickte, auf seinen Posten nach Paris zurück zu kehren, die Weisung, der Voraussetzung, daß über eine Vermählung der Großfürstin Anna mit dem Herzog von Berry unterhandelt werden könne, durch die Erklärung ein Ende zu machen, daß die Verschiedenheit der Religion nicht gestatte, an eine solche Verbindung zu denken.

Nun aber, da die Bourbons auf dem eigenen Thron bedroht waren, änderte sich plötzlich die Scene. Großmüthig schien Alles vergeben und vergessen, jeder Groll aus Alexander's Seele verschwunden. Weit entfernt, dem Fürsten Talleyrand mit gemessener Kälte gegenüber zu stehen und geflissentlich eine gereizte Stimmung zu zeigen wie bisher, legte es der Kaiser Alexander jetzt im Gegentheil sichtlich darauf an, die ganze Welt zu überzeugen, daß er dem Vertreter der Bourbons gewogen sei wie keinem Anderen. Er kam ihm auf das Liebenswürdigste entgegen, zeichnete ihn in jeder Weise aus, und sprach mit großer Wärme von seinem persönlichen, freundschaftlichen Interesse für Ludwig XVIII. Man müsse alle Vorwürfe fallen lassen, erklärte er, sich nicht mehr mit den Ursachen der gegenwärtigen Lage beschäftigen, sondern nur mit den Mitteln, ihr abzuhelfen, und wie in gehobener Stimmung fügte er hinzu, er selbst sei fest entschlossen, seinen letzten Mann und seinen letzten Thaler für Ludwig XVIII. zu wagen — sein eigenes Leben einzusetzen, für eine Sache, bei der seine Ehre betheiligt sei.

Wenn Alexander dann dem Botschafter Frankreichs auch noch zurief: „Sagen Sie dem König, daß jetzt nicht Zeit ist Gnade zu üben; daß er die Interessen ganz Europa's vertheidigt!" — so sind diese Worte wohl kaum anders zu deuten, als daß er sich, wenigstens für den Augenblick, von jeder persönlichen Rücksicht für Napoleon losgesagt hatte.*)

*) Viel-Castel II, 393.

Auf Talleyrand's Wunsch erließ er augenblicklich als König von Polen an die polnischen Lanzenreiter, die Napoleon begleiteten, den Befehl, ihn sofort zu verlassen, und sein Eifer für die Bourbons bewährte sich auch in den Maßregeln, die er in Wien hervorrief. Auf die Bitte des Kaisers von Oesterreich, der den günstigen Augenblick dazu benutzte, versprach nämlich der Kaiser Alexander, seiner Abneigung gegen Metternich fortan nicht mehr Gehör zu geben, da Unversöhnlichkeit gegen die Pflicht eines Christen sei. Er hatte nun wieder Conferenzen mit dem östereichischen Staatsmann — verlangte aber seltsamer Weise, gleichsam als Gegen-Concession, der Kaiser Franz solle förmlich seine Zustimmung dazu geben, daß der edle Beauharnais unter Rußlands Schutz bleibe —: anders jedoch verhielt er sich in Beziehung auf die Erzherzogin — oder Kaiserin Marie Louise und ihren Sohn. Eine Denkschrift Capodistrias' machte ihn auf die Nothwendigkeit aufmerksam, von England Subsidien zu fordern, und von Oesterreich die bestimmte Erklärung, daß Marie Louise und ihr Sohn allen Ansprüchen auf die französische Kaiserkrone entsagten.

In welcher Form das mündlich geschehen sein mag, darüber fehlt jede bestimmte Auskunft, aber es geschah etwas. Marie Louise hatte sich, als sie zuerst von Napoleon's Entweichung aus Elba vernahm, sehr bewegt gezeigt, und wie Lord Stewart seinem Bruder berichtet, geäußert, Napoleon müsse in blinder Leidenschaft handeln, daß er die Interessen seines Sohnes in solcher Weise ohne sichere Aussicht auf Erfolg preisgebe. Unter den Interessen seines Sohns verstand sie dessen Anwartschaft auf die Herzogthümer Parma und Piacenza. — Ihre französische Umgebung dagegen bezeugte, als jene verhängnißvolle Nachricht eintraf, die lebhafteste Freude in geräuschvollster Weise, und vor Allen that sich in diesem Sinn die Gouvernante ihres Sohns, Frau v. Montesquiou hervor. — In einem Schreiben an Metternich erklärte dann Marie Louise, sie sei den Plänen ihres Gemahls fremd und stelle sich unter den Schutz der Mächte. Einer ihrer französischen Diener ermahnte sie, in dem entstehenden Kampf wenigstens nicht gegen Napoleon Partei zu nehmen und neutral zu bleiben: aber sie antwortete mit der sehr entschiedenen Erklärung, daß sie nie, und selbst auf den bestimmtesten Befehl ihres Vaters, nicht zu Napoleon zurückkehren werde. Die neuen Bande in denen sie sich gefiel, machten die Rückkehr zu ihrem Gemahl in der That unmöglich; ja sie machten es ~~eigentlich~~ selbst für Napoleon unmöglich sie wieder bei sich aufzunehmen.

Jetzt begab sich Marie Louise aus Schönbrunn, wo sie hauste, mit einer gewissen Feierlichkeit in die Burg ihres Vaters und übergab diesem ihren Sohn, der fortan in österreichischem Gewahrsam blieb. Frau v. Montesquiou und seine bisherige französische Umgebung wurden entfernt. Fast scheint es, als hätten diese Maßregeln die Stelle der verlangten Erklärung vertreten sollen.

In Wien war, wie wir aus Stewart's Briefen an seinen Bruder Castlereagh ersehen, das Gerücht in Umlauf, der junge Montesquiou habe den Versuch gemacht, Napoleon's Sohn zu entführen. Daß man vorhaben konnte, dergleichen wirklich zu versuchen, ist wohl kaum zu glauben. Wie hätte irgend Jemand hoffen können, von Wien aus unentdeckt, unangehalten die französische Grenze zu erreichen! — Es ist möglich, daß eben die Entfernung der Frau v. Montesquiou das Gerücht hervorgerufen hatte, vielleicht war es aber auch absichtlich in Umlauf gesetzt, um das, was geschehen war, zu erklären, ohne daß man dabei einer ausdrücklichen Forderung des Kaisers Alexander zu gedenken brauchte. —

Mit der „Erklärung" vom 13. März waren, ihrer Form wegen, nicht alle zu Wien versammelten Staatsmänner unbedingt einverstanden. Gagern namentlich, stets eifersüchtig darauf bedacht, die Gleichberechtigung der mittleren und kleineren Staaten mit den größten und mächtigsten überall zur Geltung zu bringen und dem größeren politischen Gewicht nirgends ein Recht einzuräumen, war nicht zufrieden damit, daß die acht Mächte, die Unterzeichner des Pariser Friedens, allein das Wort führten. Eine solche Erklärung mußte nach seiner Meinung im Namen des gesammten Congresses erlassen, alle mußten dabei zu Rathe gezogen werden. Schon ehe die Erklärung erschien, hatte er dem Herzog von Wellington Vorstellungen deshalb gemacht, und besonders auch zu erkennen gegeben, daß ihm der im europäischen Völkerrecht neue Begriff von „Großmächten" unverständlich sei. Um seine Bemerkungen abzuweisen, erinnerte der Herzog merkwürdiger Weise an Neapel, an die dortige Lage der Dinge, die es unmöglich gemacht habe, Alle zur Theilnahme an der Erklärung aufzufordern. Hätte man Murat gleich den anderen regierenden Herren dazu berufen, so wäre er damit anerkannt, eine noch schwebende Frage entschieden gewesen; überging man ihn unter Allen allein, so konnte er darin einen Act offener Feindseligkeit sehen.

Diese Bedenken Wellington's sind ein Beweis, daß man in eigenthümlicher Halbheit, vor lauter Sorge, den Schein einer redlichen Politik zu wahren, bei dem entschiedensten Verlangen noch immer nicht wußte, wie man es anfangen sollte, Murat zu beseitigen. Doch wurde man dieser Sorge bald überhoben, denn Murat, dem Metternich bereits — ohne die Zustimmung Englands — den freundschaftlichen Vorschlag gemacht hatte, die Krone von Neapel freiwillig niederzulegen und die kleinen Ionischen Inseln als Entschädigung anzunehmen, ließ sich durch seinen unsteten Sinn und die Ungewißheit seiner Lage dahin treiben, zu thun, was die österreichischen, und beinahe mehr noch die englischen Diplomaten wünschten, selbst die Verträge zu zerreißen, die ihm den bis-

herigen unsicheren Schutz gewährten, zum Angriff überzugehen und sich den Verbündeten gegenüber von Neuem in das Unrecht zu versetzen. Er that das in seiner kopflosen Weise, zu früh — als er eben erst von Napoleon's ersten Fortschritten in Frankreich gehört hatte — mit unzureichenden Mitteln — in einem mehr gemachten als wirklichen Vertrauen auf die Volksaufstände, die ihm von allen Seiten versprochen wurden — und vor Allem ohne bestimmten Plan, ohne den festen Entschluß und sicheren Muth des überlegenen Geistes, der sich seiner Aufgabe gewachsen weiß und auf Alles gefaßt ist. — Sehr bezeichnend für den Geist, in dem sein Waffengang unternommen wurde, ist namentlich die an den Congreß gerichtete Denkschrift, die das Vorrücken seines Heers erklären sollte. Murat sagte darin: er müsse sein Heer vorrücken lassen, um sich gegen die Umtriebe der Bourbons zu vertheidigen. Oesterreich aber habe nichts von ihm zu fürchten, so lange es die bestehenden Verträge halte. Er beschwöre den Kaiser Franz, Frieden und ein Bündniß mit Napoleon zu schließen, um Europa gegen den Ehrgeiz Rußlands zu vertheidigen.

Diese Erklärung nahm sich dann vollends eigenthümlich aus, da sie in Wien verspätet übergeben wurde, als der Kampf Murat's mit den Oesterreichern in der Romagna bereits in vollem Gange war. Viel früher natürlich, als er eben seine ersten einleitenden Bewegungen anordnete, wußte man zu Wien durch Meldungen aus Rom, daß er schon um die Mitte des März seine Truppen an die Grenzen des Kirchenstaats vorrücken ließ und daß seine Briefe an den Cardinal Fesch verkündeten, wie er entschlossen sei, Napoleon's Unternehmen mit aller Macht zu unterstützen.*)

Es blieb kein Zweifel, daß man auf dieser Seite einem nahen Kampf entgegenging. Da wurden dann auch diese bedenklichen Nachrichten aus Italien ein Grund mehr, ohne weitere Zögerung rasch zu thun, was die bedeutendsten Staatsmänner des Congresses ohnehin schon für unerläßlich erklärt hatten, worauf namentlich auch der Herzog von Wellington drang, nämlich das zu Chaumont geschlossene Bündniß der vier gegen Frankreich vereinigten Mächte, das im letztvergangenen Jahre unmittelbar zum Siege geführt hatte, in bestimmtester Form zu erneuern.

Es geschah. Während Oesterreich zugleich unter dem Druck der augenblicklichen Verhältnisse mit halbem Willen einen schwachen Versuch machte, seine italienischen Unterthanen zu gewinnen, seinen Provinzen jenseits der Alpen den Namen eines besonderen Lombardisch-Venetianischen Königreichs beilegte, und durch Proclamationen zu Mailand eine nationale Regierung unter einem Erzherzog-Vicekönig verhieß, wurde zu Wien (am 25. März) der neue Bund gegen Napoleon geschlossen —: aber leider! unter dem Einfluß durchaus falscher Voraussetzungen, und

---

*) Castlereagh X, 275.

in Folge dessen in einer Art und Weise, die sich später nur allzu nachtheilig erweisen sollte!

Man hatte nämlich zur Zeit allerdings wohl erfahren, daß Napoleon im Innern Frankreichs rasche Fortschritte mache, daß Truppen zu ihm übergingen —: aber man war noch weit entfernt, zu ahnen, daß er bereits in Paris eingerückt sein könnte. Man wußte ihn noch nicht einmal zu Lyon, und glaubte keineswegs, daß er ohne jeglichen Widerstand die Bourbons vertreiben und Herr von ganz Frankreich werden könne. Mußte man sich auch gestehen, daß die Sache ernst geworden sei, so setzten doch selbst diejenigen unter den versammelten Staatsmännern, die die Gefahr zum Höchsten anschlugen, immerhin voraus, daß die königliche Partei einen namhaften Widerstand leisten, daß es dem König gelingen werde, sich wenigstens in einem Theil des Landes zu behaupten. Man dachte sich mit einem Wort einen Bürgerkrieg in Frankreich, in dem die legitime Regierung allerdings möglicher Weise unterliegen könne, wenn man sie den eigenen Kräften überließ, in dem man ihr daher schnell und mit großer Heeresmacht zu Hülfe kommen müsse.

In diesem Sinn verfügte der Vertrag, der als eine Bestätigung des früheren, zu Chaumont auf zwanzig Jahre geschlossenen abgefaßt war, daß die vier Bundesgenossen ihre Macht vereinigen sollten, um die Bestimmungen des Pariser Friedens, so wie die vom Congreß getroffenen Anordnungen aufrecht zu erhalten, und gegen jede Verletzung, besonders von Seiten Napoleon Buonaparte's, zu schützen. Gegen Napoleon und seine Anhänger sollten alle ihre Anstrengungen gerichtet sein, um ihn außer Stande zu setzen, in Zukunft den allgemeinen Frieden zu stören. Jede der vier Mächte verpflichtete sich, 150,000 Mann in das Feld zu stellen, alle versprachen, die Waffen nicht anders, als vermöge gemeinsamen Uebereinkommens niederzulegen, und nicht eher, als bis der Zweck des Krieges erreicht sei. England behielt sich auch diesmal wie gewöhnlich vor, sein Contingent zum Theil in Geld, in Subsidien zu stellen. Alle anderen Mächte sollten aufgefordert werden, dem Vertrag beizutreten; besonders aber (spécialement) der König von Frankreich, da die Uebereinkunft ausschließlich nur den Zweck habe, Frankreich selbst oder jedes andere bedrohte Land gegen die Unternehmungen Napoleon Buonaparte's zu unterstützen. Für den Fall, daß er der Hülfstruppen bedürfe, die ihm durch diesen Vertrag versprochen würden, sollte der König Ludwig XVIII. ersucht werden, anzugeben, über was für Streitkräfte er selbst verfügen könne, um den Feind zu bekämpfen.

Daß diese letzteren Bestimmungen in den Vertrag aufgenommen wurden, das hatte Talleyrand veranlaßt, dem es, und mit Recht, von entscheidender Wichtigkeit schien, daß Frankreich selbst auf diese Weise wenigstens mittelbar Mitglied des Bundes wurde.

Wie wenig man sich aber bis zu dem Augenblick auch in London

ein richtiges Bild von der wirklichen Lage der Dinge zu machen wußte, geht unter Anderem auch daraus hervor, daß Wellington — der für seine Person nicht mehr unbedingt das Allerbeste hoffte — noch den Tag nach der Unterzeichnung dieses Vertrags dem englischen Ministerium daheim beruhigend schreiben mußte: es verstehe sich von selbst, daß, ganz den Ansichten Castlereagh's entsprechend, keine Maßregel kriegerischer Thätigkeit gegen Frankreich verfügt werden könne, es sei denn in Folge einer ausdrücklichen Aufforderung von Seiten Ludwig's XVIII.*)

Was die Ansicht betrifft, die in dem Kreise der Monarchen zu Wien herrschend war, so spricht sie sich sehr deutlich in den Rathschlägen aus, die von hier aus Ludwig XVIII. ertheilt wurden, selbst als man zu fürchten begann, es könnte für ihn unmöglich werden, sich in Paris zu behaupten. Man forderte ihn auf, sich — wenn ja dieser unglückliche Fall eintreten sollte — mit den beiden Kammern des Parlaments, dem treu bleibenden Theil des Heers und der National-Garde, in einen der festen Plätze des nördlichen Frankreichs zurückzuziehen, dort zu halten und Alles zu meiden, was ihn anscheinend von der Nation scheiden könnte.

Bald sollte man des Irrthums inne werden. Während man von der einen Seite erfuhr, daß Murat wirklich gegen den Po vorrücke, liefen von der anderen immer schlimmere Nachrichten ein. Zuerst (26. März) die, daß Napoleon in Lyon eingerückt sei, während der Graf von Artois und der Marschall Macdonald, dort von ihren abtrünnigen Truppen verlassen, ihr Heil in eiliger Flucht suchen mußten. Dann wurde bekannt, wie Ney den Befehl über die gegen Napoleon ausgesendeten Regimenter übernommen, wie er versprochen hatte, „den Tiger gefesselt in einem Käfig" heimzubringen, und dann, nachdem er sich beiläufig noch eine halbe Million Franken zur Bezahlung angeblicher Schulden von Ludwig XVIII. ausgebeten hatte, so durch Bourbonische Huld bereichert, zu Napoleon übergegangen war. Und bald erhielt man dann auch die Kunde von der nicht sehr ehrenvollen Flucht der Bourbons; man wußte, wie vollkommen unbrauchbar und selbst feige ihre Umgebung sich erwiesen hatte — und daß Napoleon Herr von Paris und ganz Frankreich sei.

Nun, da man sich wohl sagen mußte, daß nicht von einer Unterstützung der Bourbons in Frankreich die Rede sei, sondern von einem sehr ernsten Krieg gegen Frankreich, wollten mehr als einem der zum Congreß versammelten Monarchen und ihrer Minister die Fassung des eben geschlossenen Vertrags und die unmittelbar darin übernommenen Verpflichtungen nicht mehr ganz zusagen.

*) Gurwood, No. 928.

Selbst unter den österreichischen Staatsmännern zeigten, wie Gagern seinem Hof meldete, einige, wenn auch nicht sehr entschieden, eine gewisse Neigung, zu den Plänen zurückzukehren, die man ein Jahr zuvor in schwankender Weise gehegt hatte. Diese Herren äußerten, man könne sich am Ende wohl mit Jedermann vertragen; der König von Rom, eine Regentschaft in Frankreich, sei sogar etwas sehr Wünschenswerthes.*) Unter den Preußen fehlte es nicht an solchen, die mit Wilhelm v. Humboldt der Meinung waren, man müsse zwar unbedingt Napoleon bekämpfen und niederwerfen, nicht aber sich eben so unbedingt die Aufgabe stellen, die Bourbons auch gegen den Willen der französischen Nation auf den Thron zurückzuführen; vielmehr den Franzosen selbst die Sorge überlassen, ihre inneren Angelegenheiten zu ordnen — dagegen für eine gesteigerte Macht und gesicherte Grenzen Deutschlands sorgen, und den Frieden Europa's von solchen Anordnungen erwarten.

Besonders aber kehrte der Kaiser Alexander unter dem Eindruck der nicht in solcher Weise erwarteten Ereignisse, des Sturzes und der Flucht ohne Gegenwehr wieder nicht nur sehr schnell und ohne vermittelnde Uebergänge, ganz entschieden zu seinen früheren Ansichten in Beziehung auf die Bourbons zurück, sondern er kündigte im Zusammenhang damit auch neue Pläne an, in denen das Princip der Legitimität durchaus verleugnet war. Er äußerte nun, die Bourbons, die ihm trotz ihrer Abstammung vom heiligen Ludwig und aller Tugenden, die sie von dem geerbt haben mochten, nach wie vor sehr wenig Ehrfurcht einflößten, hätten ihre gänzliche Unfähigkeit nur allzu unwiderleglich dargethan; das Schicksal Frankreichs, der Friede Europa's dürften nicht noch einmal ihrer Verkehrtheit anvertraut werden. Er wollte den Herzog von Orleans, Louis Philippe, an ihrer Stelle auf den Thron erhoben wissen. Der hatte besonders durch den Liberalismus, den er zur Schau trug, sein Herz gewonnen.

Schon war in der Frankfurter Zeitung, von der man wußte, daß sie ein Organ Rußlands sei, ein Artikel erschienen, der das größte Aufsehen machte. Es war darin gesagt, daß die verbündeten Mächte, entschlossen, Napoleon zu stürzen, im Uebrigen nicht die Absicht hätten, sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu mischen. Man werde es diesem Reich selbst überlassen, sich diejenige Regierung zu geben, die es wünsche.

So mancherlei unerwünschten Erscheinungen gegenüber konnte natürlich den Vertretern der Bourbons auf dem Congreß — zu denen wir in gewissem Sinn auch die englischen Diplomaten rechnen müssen — wohl etwas unheimlich zu Muthe werden. Daß man auf einen Frieden mit Napoleon eingehen werde, brauchten sie allerdings nicht zu fürchten; der Entschluß, ihn von Neuem zu bändigen, stand unerschütterlich fest, so daß

*) Gagern II, 352.

alle Versuche des französischen Imperators, die Verbündeten unter sich zu entzweien, vollkommen erfolglos blieben. Wohl aber schien zu besorgen, daß der erneuerte Krieg gegen Frankreich eine Wendung nehmen und Zwecke verfolgen könne, die der Bourbonischen Dynastie bedenklich sein mußten; daß deren besondere Interessen dabei unbeachtet blieben.

Den Bourbons mußte nicht nur um ihre Herstellung überhaupt zu thun sein, sondern auch darum, daß Frankreich in dem Krieg, der sie herbeiführen sollte, nicht Land und Leute verlor —: denn sie erkannten wohl, daß ihre Stellung dadurch doppelt schwierig werden mußte. Ihre Vertreter hätten demnach gern eine neue Erklärung des Congresses hervorgerufen, durch welche alle die am 25. März unter ganz anderen Voraussetzungen übernommenen Verpflichtungen auch unter den nunmehrigen veränderten Bedingungen ausdrücklich bestätigt worden wären.

Der Herzog von Dalberg entwarf denn auch eine solche zweite Erklärung, in der mit gutem Bedacht namentlich versichert wurde: „die Unabhängigkeit der französischen Nation solle nicht beeinträchtigt werden; der Pariser Frieden und die auf dem Wiener Congreß beschlossenen territorialen und politischen Anordnungen würden maßgebend bleiben für die Beziehungen Frankreichs zu dem übrigen Europa.“ (L'indépendance de la nation française ne recevra aucune atteinte. Le traité du 30 mai et les arrangements territoriaux et politiques, arrêtés au congrès, resteront la règle des rapports entre elle et les autres états de l'Europe.) — Dem englischen Diplomaten, Lord Clancarty, der jetzt, nachdem Wellington sich in den Niederlanden an die Spitze des Heeres gestellt hatte, von Seiten seines Hofs als Hauptperson in Wien zurückgeblieben war —: dem schien aber Dalberg's Entwurf bei Weitem nicht legitimistisch und Bourbonistisch genug. Er verbesserte ihn in solcher Weise, daß der Krieg nicht gegen Frankreich, sondern einzig und allein gegen Napoleon gerichtet, dadurch zu einem vollkommen uneigennützigen Kreuzzug, nicht nur zum Vortheil der Bourbons, sondern geradezu in ihrem Dienst gestempelt wurde. Dieses Meisterwerk diplomatischer Rhetorik sollte nach seinem Vorschlag von allen auf dem Congreß vertretenen königlichen Regierungen unterschrieben werden.

Es zeigte sich indessen bald, daß im Gegentheil Niemand geneigt war, diese Erklärung zu der seinigen zu machen. Auch Gagern glaubte den Interessen der Niederlande nichts vergeben, der Aussicht auf Gewinn für sie nicht entsagen zu dürfen und verweigerte seine Unterschrift, indem er äußerte, es sei thöricht, in einem Kriege, bei dem man viel wage, zum Voraus zu Gunsten des Feindes auf jeden möglichen Gewinn zu verzichten.

Der Kaiser Alexander machte sogar einen Versuch, die Regierung Englands für seine Pläne zu gewinnen. Er beschied Lord Clancarty zu sich und fragte, warum Dalberg's Entwurf ihm nicht genüge? — Weil

er nicht genug sagt, antwortete der Engländer; Buonaparte zu stürzen, reiche nicht hin, man müsse auch nicht den Jacobinern das Thor öffnen, die schlimmer seien, als er.

Der Kaiser meinte darauf, die Jacobiner seien ohne Napoleon nicht gefährlich; aber man müsse sich allerdings darüber verständigen, was nach dem Sturz des Imperators geschehen solle, und für die Ruhe Europa's sorgen, die von der Ruhe Frankreichs abhänge — und Frankreich werde nur unter einer Regierung ruhig sein, die allen Parteien genehm sei.

Da Clancarty bemerkte: Frankreich sei noch vor Kurzem glücklich gewesen unter einem König, der die Stimme der Nation für sich habe, erwiderte der Kaiser: „Ja, die Stimme des Theils, der sich passiv verhält, der über Revolutionen nur zu seufzen weiß, ohne je eine einzige zu verhindern; aber der andere Theil, der allein sich zeigt und handelt, der das Land beherrscht, wird der sich auch wieder derselben Regierung unterwerfen, die er eben verrathen hat? — Wird er ihr treu sein? — Wollen Sie ihm diese Regierung mit Gewalt auferlegen, durch einen vielleicht endlosen Vernichtungskrieg? — Wären Sie des Erfolgs gewiß?"

Da Clancarty einwenden wollte, die Pflicht höre allerdings da auf, wo die Unmöglichkeit beginne, aber bis zu diesem Punkt hin sei es Pflicht, die Rechte eines legitimen Souverains zu vertheidigen, und sie nicht dadurch zu erschüttern, daß man die Frage erörtere, ob man sie aufgeben solle — da fuhr der Kaiser fort: „Unsere ersten Pflichten sind die gegen uns selbst und unsere Völker." Selbst wenn die Wiederherstellung der Regierung Ludwig's XVIII. leicht wäre, würde man durch sie Frankreich und Europa doch nur neue Katastrophen bereitet haben, wenn man nicht gewiß wäre, daß diese Regierung sich auch auf die Dauer behaupten könne. Wenn aber neue Umwälzungen erfolgten: „Wären wir dann alle versammelt, wie wir es gegenwärtig sind? — Stünde uns eine Million Soldaten zu Gebote? Welche Wahrscheinlichkeit hat es, daß die Regierung des Königs mit denselben Elementen alsdann mehr Bestand haben würde? — Da die Wiederherstellung des Königs, die wir alle wünschen und ich besonders, auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen kann, muß man diese vorhersehen und seine Maßregeln danach nehmen. Im vergangenen Jahr hätte man eine Regentschaft einrichten können; sie schien mir allen Interessen zu entsprechen, aber Marie Louise, der ich davon gesprochen habe, will um keinen Preis nach Frankreich zurückkehren und wünscht für ihren Sohn nur eine Ausstattung in Oesterreich. Oesterreich denkt nicht mehr daran, will die Regentschaft nicht mehr. Auch ist die Lage nicht mehr dieselbe. Ich sehe Niemanden, der geeignet wäre, Alles zu versöhnen, als den Herzog von Orleans. Er ist Franzose, Bourbon, Gemahl einer Bourbonischen Prinzessin, er hat Söhne, er hat der constitutionellen Sache gedient und die drei Farben getragen, die man nie hätte ablegen sollen, wie ich das in Paris oft gesagt habe. Er würde

alle Parteien vereinigen. Glauben Sie das nicht auch? — Was wäre darüber die Meinung Englands?"

Clancarty konnte nur antworten, daß er die Ansichten seines Hofs über einen ganz neuen Vorschlag nicht vorherzusehen wisse, daß er es aber für sehr gefährlich halte, irgend einer Usurpation zu Liebe die Legitimität zu verlassen. Vom Kaiser aufgefordert, darüber an seinen Hof zu schreiben, that er es natürlich, aber nicht ohne mit großer Wärme Partei für die Bourbons zu nehmen — und nicht ohne Talleyrand, der sofort auch Ludwig XVIII. berichtete, von Alexander's Aeußerungen und Plänen auf das Genaueste zu unterrichten.

Metternich, gleichfalls von Allem in Kenntniß gesetzt, fand, daß der Kaiser die Frage wenigstens vor der Zeit angeregt habe. Man müsse sich nicht in Hypothesen ergehen, sondern die Ereignisse abwarten.*)

Der Versuch, das Cabinet des Prinzen-Regenten von England für solche Pläne zu gewinnen, war natürlich ein vergeblicher; ein hoffnungsloser sogar. Lord Clancarty's übergroßer Eifer wurde indessen doch als ein etwas ungeschickter von London aus, und zwar plötzlich, gemäßigt.

Die Opposition der Whig's begann sich im Parlament zu regen; schon hatte der bedeutendste ihrer Führer, Sir Francis Burdett, im Unterhause mit großer Schärfe darüber gesprochen, daß England schon zu viel Geld und Blut für die Sache der Bourbon's aufgewendet habe. Und wenn auch die Minister der Stimmenmehrheit im Parlament sicher waren, mußten sie doch auf die öffentliche Meinung im Lande Rücksicht nehmen, die neue, blutige Kriege, in die man Europa verwickeln wollte, schwerlich ganz allgemein oder unbedingt gut geheißen hätte, wenn sie ausgesprochener Weise blos geführt wurden, um die Bourbons zu Herren eines Landes zu machen, das sie verwarf, wie die Opposition sagte. Castlereagh und seine Collegen sahen ein, daß sie ihr Spiel nicht so offen spielen durften; Castlereagh erklärte im Unterhause, daß der Treubruch Napoleon's den Krieg nothwendig mache, der geführt werden müsse, um ihn, mit dem kein Friede möglich sei, vom Thron zu stoßen und die bestehenden Verträge aufrecht zu erhalten. Die Herstellung der Bourbon's dagegen, obgleich wünschenswerth, sei weder Zweck des Kriegs, noch nothwendige Bedingung des Friedens.

Auch Lord Clancarty erhielt natürlich die Weisung, inne zu halten, und demgemäß blieb nicht allein Dalberg's „Erklärung" auf sich beruhen, sondern auch in den Urkunden, vermöge welcher die kleineren Staaten dem Bündniß gegen Frankreich beitraten, wurde nun der Bourbon's gar nicht gedacht. Den Pariser Frieden aufrecht zu erhalten und selbst „die Anforderungen, welche dieser Vertrag verfügt, zu vervollständigen," wurde darin als der einzige Zweck des Bündnisses und Krieges bezeichnet.

*) Viel-Castel II, 489—492.

Es mußte sogar noch mehr geschehen. Die englische Regierung sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, die im Parlament ausgesprochene Ansicht, eben um das Parlament und die öffentliche Meinung zu befriedigen, ausdrücklich und in amtlicher Form auch auf dem Congreß darzuthun. Clancarty mußte, um dieser Nothwendigkeit zu genügen, der Ratification des Vertrags vom 26. März, als sie erfolgte, noch eine besondere Erklärung hinzufügen, der zufolge, ganz nach Castlereagh's parlamentarischen Aeußerungen, der Zweck des Krieges zwar allerdings sein sollte, Napoleon vom Thron zu stürzen, der Artikel des Vertrags aber, vermöge dessen der König von Frankreich zum Beitritt aufgefordert werde, so sehr der Prinz-Regent auch wünsche, Ludwig XVIII. auf den Thron seiner Väter zurückgeführt zu sehen, doch nicht so zu verstehen sei, als ob England sich dadurch verpflichte, Krieg zu führen, um Frankreich irgend eine bestimmte Regierung aufzuerlegen (dans le but d'imposer à la France aucun gouvernement particulier).

Daneben aber versäumten die Minister Englands nicht, den vertriebenen König von Frankreich, der zur Zeit in Gent verweilte, durch die, wenn auch weniger geräuschvolle, doch um so zuverlässigere Versicherung zu beruhigen: man äußere sich nur, weil man auf das Parlament Rücksicht nehmen müsse, mit solcher Vorsicht (this is parliamentary delicacy) und werde deshalb nicht weniger Alles aufbieten, um ihn wieder als König in seinem Reich einzusetzen. — Auch das wurde in den diplomatischen Kreisen zu Wien bekannt.*)

Den Bourbonischen Staatsmännern war aber natürlich die Sache demungeachtet sehr unangenehm, denn konnten sie auch Englands unter allen Bedingungen gewiß sein, so war es doch nun unmöglich geworden, die anderen Verbündeten so zu binden, wie man aus Gründen wünschte. Talleyrand und seine Genossen beklagten sich bitterlich darüber, daß in den Beitritts-Urkunden zu dem Bündniß nicht mehr von den Bourbons die Rede sei, und behaupteten, dadurch in ihren zartesten Gefühlen verletzt zu sein. Sie spotteten über Clancarty, dem Anfangs keine Erklärung royalistisch genug war, und der nun Alles mied, was von nahe oder von fern zu Gunsten der Bourbon's gedeutet werden konnte.

Gagern bemerkt seltsamer Weise dazu: „in meinen Augen ist das nur ein Lob: seine eigenen Ansichten dem ausgesprochenen National-Wunsch und der Constitution unterzuordnen. —" Ganz recht, wenn dieses „Unterordnen" nämlich echt gewesen wäre. Aber es war bloßer Schein; ein geschicktes Manoeuvre parlamentarischer Taktik und nichts weiter. Gerade damit sie den ausgesprochenen National-Willen nicht zu beachten brauchten, gerade um ungestört durch den Widerspruch der Opposition thun zu können, was sie wollten, vermieden es die Staatsmänner Eng-

*) Castlereagh X, 301.

lands die öffentliche Meinung vorzeitig auf das eigentliche Wesen ihrer Pläne aufmerksam zu machen, und verleugneten diese sogar ausdrücklich.

Angesichts der Intriguen, die das englische Cabinet gleichzeitig zu Gent mit Ludwig XVIII. und den Seinigen anzettelte, in der Absicht, Alles zum Vortheil der Bourbons zu lenken und namentlich Deutschland zu ihren Gunsten um den Preis des bevorstehenden Kampfs zu bringen, — Angesichts dessen, was wirklich geschah, ist Gagern's naive Bemerkung gewiß nicht am Ort! — Wußte er doch so gut wie ein Anderer, welche Erklärungen England nach Gent ergehen ließ; meldete er doch selbst seinem Hof: „tout cela me parait arrangé pour la machinerie parlamentaire.“*)

Merkwürdig ist demnach nur, daß gerade diejenige Regierung, die allein unter allen den Verbündeten entschieden und unbedingt entschlossen war, vor allen Dingen die Bourbons wieder auf den Thron zu setzen, um dadurch die Contre-Revolution zu vollenden, eine solche trügerische Erklärung abgab.

Die anderen verbündeten Großmächte, die in dieser Verwahrung Englands ein Mittel sahen, sich von den nun nicht mehr passenden Verpflichtungen des Vertrags vom 25. März loszusagen, säumten nicht, dem Inhalt dieser Verwahrung förmlich beizustimmen, und zwar ohne den Hof zu Gent durch widersprechende Neben-Erklärungen darüber zu beruhigen.

So wenig Talleyrand vermochte, den Congreß von Neuem zu einer gemeinschaftlichen Bourbonistischen Kundgebung im großen Styl zu bewegen, so wenig wollte es Napoleon gelingen, die Verbündeten unter sich zu entzweien und den einen oder den andern der Souveraine für sich zu gewinnen. Das war eine schlimme Enttäuschung, denn er hatte ohne Zweifel darauf gerechnet, den Streit, der über Sachsen entstanden war, zu seinem Vortheil benutzen zu können.

Seine Versuche, Verbindungen anzuknüpfen, waren der verschiedensten Art und stiegen zum Theil in sehr tief liegende Regionen hinab, die ein sittlicher Stolz vielleicht gemieden hätte. Schon wenige Tage, nachdem Napoleon in Frankreich gelandet war, hatte Joseph Buonaparte, der in der Schweiz lebte, versucht, sich mit dem österreichischen Hof in Verbindung zu setzen. Er hatte dem österreichischen Gesandten in der Schweiz, v. Schraut, geschrieben, daß sein Bruder auf den Wunsch der französischen Nation zurückkehre, um sie von der unwürdigen Regierung der Bourbons zu befreien, die nur ein böser Traum gewesen sei; die Festungen des nördlichen Frankreichs und Paris seien bereits besetzt, eine provisorische Regierung unter Cambacerès und dem Marschall Davoust

*) Gagern, Antheil II, 170.

gebildet. Er selbst habe Eröffnungen zu machen, die für die Ruhe Europa's von der größten Wichtigkeit seien.

Joseph Buonaparte spricht hier von der Militär-Verschwörung, die Drouet d'Erlon von Lille aus, wo er den Befehl führte, in Gang zu bringen suchte. Der Brief beweist, daß er um diese Verschwörung und ihre Zwecke wußte, und in dem Augenblick das Unternehmen sogar gelungen voraussetzte, oder doch von dem gänzlichen Mißlingen noch nicht unterrichtet war.

Herr von Paris, fand Napoleon dort noch den österreichischen Botschafter, General Vincent, und den russischen Geschäftsträger Budiakin vor, die es versäumt hatten, sich rechtzeitig Pässe zur Reise nach Gent zu verschaffen. Der früher schon viel verwendete Napoleonische Diplomat Caulaincourt, jetzt wieder zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, suchte Unterredungen mit beiden — konnte aber nur mit großer Mühe erlangen, daß Vincent einwilligte, im Hause einer Frau v. Souza als Privatmann — nicht als Minister — mit ihm zusammenzutreffen. Caulaincourt suchte hier den österreichischen Botschafter zu überzeugen, daß Napoleon seinem Kriegs- und Eroberungs-System entsagt habe, nur den Frieden und die Aufrechterhaltung des eben bestehenden Zustandes in Europa wolle und sprach von einem Familien-Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich, als geboten, um dem übermäßigen Einfluß Rußlands zu steuern. — Vincent sprach dagegen seine Ueberzeugung aus, daß die Verbündeten niemals einwilligen würden, Napoleon in Frankreich herrschen zu lassen; doch soll er sich in Beziehung auf Napoleon's Sohn weniger entschieden ausgesprochen haben — und weiter ergab sich nichts aus dieser Zusammenkunft, als daß Vincent einen sehr unnützen Brief Napoleon's an Marie Louise zu bestellen übernahm.

Auf diese Weise bemüht, Oesterreich zu gewinnen, suchte Napoleon zugleich diesen Staat mit Rußland zu verfeinden. Caulaincourt mußte dem russischen Geschäftsträger, den er auch als Privatmann in einem anderen Hause traf, den Inhalt des Bündnisses mittheilen, das Oesterreich im Januar mit dem Bourbonischen Frankreich und England gegen Rußland geschlossen hatte.

Inzwischen war die Erklärung des Wiener Congresses, durch die Napoleon geächtet wurde, in Frankreich bekannt geworden und machte ein großes, für den Imperator peinliches Aufsehen. Sie wurde von den Beamten seiner Regierung anfänglich für eine Fälschung, für ein Werk, nicht des Congresses, sondern des „Grafen von Lille" — Ludwig's XVIII. nämlich — und seiner Rathgeber ausgegeben — und selbst als sich der Napoleonische Ministerrath versammelte, um sie zu widerlegen, wurde sie mit seltsamer Affectation als wahrscheinlich falsch vorgelegt und besprochen. In diesem Sinn äußerten sich der Polizei-Minister Fouché, der die Erklärung vorlegte, der Ausschuß, der Bericht darüber erstattete, und

der Ministerrath selbst, der den Bericht annahm und seine Veröffentlichung im Moniteur verfügte. Die „Erklärung“ mußte diesem Bericht zufolge falsch sein, denn sie verstieß angeblich gegen die Satzungen der Religion und Moral; sie mußte falsch sein, schon weil Napoleon darin nicht als Kaiser bezeichnet war; gewiß konnten die Minister der Mächte, die den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, nicht vergessen haben, was sie der Würde eines souverainen Fürsten schuldig waren, der selbst dem gedachten Frieden zufolge souverainer Herr von Elba geblieben war und den Kaiser-Titel behalten hatte.

Im Uebrigen suchte der Bericht Napoleon's Rückkehr nach Frankreich in doppelter Weise zu rechtfertigen. Zuerst dadurch, daß man ihm nicht Wort gehalten und den mit ihm geschlossenen Vertrag von Fontainebleau vielfach verletzt habe, so daß er also für seine Person ebenfalls von dem Vertrag und allen übernommenen Verpflichtungen entbunden erschien. Man habe ihm die verabredeten Summen nicht pünktlich gezahlt; man habe der Kaiserin Marie Louise und ihrem Sohn nicht gestatten wollen, sich mit ihm zu vereinigen; Parma und Piacenza gehörten von rechtswegen der Kaiserin und ihren Nachkommen und würden ihr vorenthalten; dem Vice-König Eugen sei ein „Etablissement“ außerhalb Frankreichs versprochen worden und er habe nichts erhalten. Die Bourbons wurden beschuldigt, sie hätten Napoleon nach dem Leben getrachtet. — Dann aber folgten Klagen einer anderen Ordnung, die Napoleon nicht nur im eigenen, sondern auch in Frankreichs Namen zur Rückkehr berechtigt, und sogar aufgefordert und verpflichtet erscheinen ließen. Er selbst hätte fortgefahren, sich aufzuopfern, versicherte der Bericht: aber auch dem geliebten Frankreich hatte man nicht Wort gehalten. Der Kaiser hatte gehofft, man werde der französischen Nation die Ausübung ihrer Souverainetät gestatten, es ihr überlassen, eine Dynastie ihrer Wahl auf den Thron zu berufen und festzustellen, unter welchen Bedingungen diese Dynastie herrschen solle. Anstatt dessen war jede Erinnerung an die Souverainetät des Volks entfernt worden; man hatte den Grundsatz verleugnet, auf dem seit fünfundzwanzig Jahren die politische und bürgerliche Gesetzgebung beruhte; man hatte Frankreich als ein empörtes, durch die Waffen seiner alten Herren wiedererobertes und von Neuem einer feudalen Herrschaft unterworfenes Land behandelt; selbst die octroyirte Verfassung war nicht redlich ausgeführt worden. Die Kränkungen, welche die Armee erfahren mußte, die Geringschätzung, mit der man die Bürger wieder als dritten Stand behandelte, die Wiederkehr ultramontaner Grundsätze im Kirchenregiment, der Raub, der an den Käufern der National-Güter begangen werden sollte — ja schon begonnen war: das waren die Gründe, die Napoleon bewogen hatten, sich zur Befreiung Frankreichs zu erheben. — Unmittelbar auf die Verbündeten bezog sich dann der Schluß dieses Berichts, den man wohl ein Manifest

nennen konnte; er enthielt die Erklärung: Napoleon wolle nichts, als was Frankreich wolle: die Unabhängigkeit Frankreichs, inneren Frieden, nach außen Frieden mit allen Völkern und die Vollziehung des Pariser Friedens von 1814. — In der Lage Europa's sei durch Napoleon's Rückkehr nichts verändert, wenn man sich nicht in die inneren Angelegenheiten Frankreichs mischen, wenn man nicht dieses Frankreich, das damit beschäftigt sei, den neuen gesellschaftlichen Vertrag auszuarbeiten, der die Freiheit der Bürger begründen solle, das sich in glücklichster Uebereinstimmung mit seinem Souverain, nur mit friedlichen Gedanken, mit der Pflege seiner inneren Wohlfahrt beschäftigen wolle, zum Kampfe zwinge; wenn nicht eine ungerechte Coalition dieses Frankreich zwinge, auch jetzt, wie 1792, seinen Willen, seine Rechte, seine Unabhängigkeit und den Fürsten seiner Wahl zu vertheidigen.

Napoleon hatte diesen Bericht hervorgerufen, seine eigenen Minister aber die Gelegenheit benutzt, ihrem despotischen Gebieter selbst moralische Fesseln anzulegen, und das Ganze war demgemäß wenigstens eben so sehr ein Manifest der Revolution und aller liberalen Parteien, als eine Rechtfertigung Napoleon's geworden.

Der französischen Gesandtschaften konnte sich Napoleon natürlich nicht bedienen, um Verbindungen mit den fremden Höfen einzuleiten, denn sie waren überall eifrigen Royalisten anvertraut, und er wurde von keiner einzigen anerkannt. Da sendete Napoleon, nur ein Paar Tage nachdem jener Bericht öffentlich erschienen war, eigene Boten aus mit gleichlautenden Briefen an alle regierenden Fürsten in Europa. Der Liberalismus, der in dem Bericht so viel Raum einnahm, fand in den Briefen freilich keine Stelle. Um so entschiedener aber waren darin der Ausdruck der Friedensliebe und die Versicherung wiederholt, daß Napoleon keinen anderen Gedanken hege, als den, die Rechte aller Nationen zu achten.

Gewiß rechnete Napoleon selbst nicht allzu viel auf den Eindruck, den diese Sendschreiben, besonders an den großen Höfen machen konnten. Etwas mehr hoffte er vielleicht von den Briefen, welche er die Herzogin von St. Leu und die Nichte seiner ersten Gemahlin, die Großherzogin von Baden, Stephanie Beauharnais, veranlaßte, dem Kaiser Alexander zu schreiben. — Daß auch die Letztere geschrieben habe, spricht der neueste und gewissenhafteste Geschichtschreiber der französischen Restaurationszeit, Viel-Castel, nur als Vermuthung aus: der Deutsche Schlosser aber wußte es aus ihrem eigenen Munde, und erzählt deshalb von Damen in der Mehrzahl. Diese Briefe schienen besonders deshalb Eindruck machen zu können, weil sie mit anderen, weniger harmlosen Mittheilungen Hand in Hand gingen. Es hatte sich nämlich eine authentische Abschrift des verhängnißvollen, am 3. Januar zu Wien geschlossenen Bundesvertrags gefunden, und da Caulaincourt's mündliche Andeutungen von den russischen

Diplomaten mit einigem Mißtrauen aufgenommen worden waren, säumte Napoleon nicht, sie durch seinen wieder in Thätigkeit gesetzten Minister Maret dem russischen Geschäftsträger Budiakin zu senden, damit sie dem Kaiser Alexander eingehändigt würde. Auch war der Kaiser von Rußland schon in den ersten Tagen des April im Besitz des merkwürdigen Papiers.

Fast gleichzeitig aber erschien zu Wien auch Herr v. Monteron, ein französischer Edelmann von eigenthümlichem Lebenswandel und Ruf, ein Mann von vielem Geist und Witz, der in früheren Zeiten stets ohne bestimmtes Amt, als bequemer Hausfreund zu Talleyrand's Anhang gehört hatte und an den sich Fürsten und Diplomaten damals zu wenden pflegten, wenn sie die Nothwendigkeit erkannten, einen Preis auf die Erfüllung ihrer Wünsche zu setzen. Monteron vertrat gewöhnlich in solchen Neben-Unterhandlungen seinen Beschützer, damit dieser nicht selbst zu markten und abzurechnen brauchte. Er kam jetzt von Napoleon gesendet, um wo möglich auch Talleyrand wieder für das französische Kaiserthum zu gewinnen und um „mit Herrn v. Metternich zu plaudern" (pour causer avec Mr. de Metternich). Natürlich war er gern bereit, sich auch mit Herrn v. Nesselrode zu unterhalten.

Talleyrand, von ihm befragt, ob er wirklich einen Krieg gegen Frankreich hervorrufen wolle? — antwortete, nach seinem eigenen Bericht, die Erklärung des Congresses spreche auch seine Ansicht aus. Uebrigens solle der Krieg nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen „den Mann von der Insel Elba" geführt werden. Denselben Berichten Talleyrand's an seinen König zufolge brachte Monteron das Gespräch mit Metternich auch auf eine Regentschaft zu Gunsten Napoleon's II. und erhielt zur Antwort, daß Oesterreich dergleichen nicht wolle. Nesselrode, von ihm befragt, was der Kaiser Alexander eigentlich wolle? — erwiderte: „die Vernichtung Buonaparte's und der Seinigen."

Monteron selbst dagegen erzählte bei seiner Rückkehr in Frankreich, die fremden Minister hätten in ihren Gesprächen mit ihm angedeutet, wenn nur erst Napoleon beseitigt sei, würden die verbündeten Mächte vielleicht nicht auf der einfachen Herstellung der Bourbonischen Regierung bestehen. Selbst in dem Fall, daß Ludwig XVIII. auf den Thron zurückkehrte, ließen sich Maßregeln nehmen, ihn dem verderblichen Einfluß der Prinzen seines Hauses zu entziehen; oder man könnte auch die Krone dem Herzog von Orleans geben, oder einem fremden Fürsten, der von der Nation gewählt würde — oder selbst dem jungen Napoleon.

Gewiß konnten alle diese verschiedenen Andeutungen nicht sämmtlich von einem und demselben Staatsmann herrühren; wir haben sie in Gedanken auf die Vertreter mehrerer Cabinette, besonders Oesterreichs und Rußlands zu vertheilen. Schwer aber ist zu bestimmen, wie viel davon ernstlich gemeint war und wie viel blos in der Absicht gesagt worden

sein mag, die mehr oder weniger mit Napoleon verbundenen liberalen Parteien verschiedener Abstufung wieder von ihm zu trennen.

Uebrigens hatte Monteron überhaupt nur deswegen bis nach Wien durchdringen können, weil er nicht in amtlicher Eigenschaft und förmlich ausgesprochener Weise von Napoleon gesendet war; vornehmlich aber, weil er nebenher auch noch besondere Aufträge des Polizei-Ministers Fouché hatte.

Die sonstigen Sendboten Napoleon's, die nach Wien gehen sollten, wurden schon unterwegs angehalten und genöthigt, umzukehren. So der Graf Flahault, ein jüngerer Anhänger der Napoleonischen Dynastie im Allgemeinen und der Herzogin von St. Leu insbesondere, der schon von Stuttgart aus die Rückreise antreten mußte. So der Baron Stassaert; ein Belgier von Geburt, erst österreichischer Kammerherr, dann Napoleonischer Präfect in den Niederlanden, jetzt Unterthan des Hauses Oranien; ein Mann, der sich dieser verschiedenen Verhältnisse wegen rühmte, dreien Monarchen zugleich anzugehören, und eben deshalb für besonders geeignet erklärte, die Fürsten einander näher zu bringen. Er kam nur bis Linz; dort von den Behörden angehalten und zur Rückreise veranlaßt, konnte er nur seine Papiere nach Wien übersenden, deren Inhalt geheim zu halten unter den obwaltenden Umständen nicht gestattet war, selbst wenn man gewollt hätte. Man erfuhr also in den diplomatischen Kreisen, daß die Briefe Napoleon's an den Kaiser Franz vorwiegend empfindsamer Art seien und sich an das Herz des Schwiegervaters wendeten. Aber es ergab sich auch noch eine andere Entdeckung, die man wohl veranlaßt sein konnte, für bedeutender zu halten.

Auch die amtlichen Schreiben, die Napoleon durch seinen Minister Caulaincourt an die Regierungen der ehemaligen Rheinbundstaaten richten ließ und die gedruckt im Moniteur erschienen, da sie, an der Grenze zurückgewiesen, nicht an den Ort ihrer Bestimmung gelangt waren, athmeten natürlich die reinste Friedensliebe. Nun aber erwies sich, daß in den Privatbriefen Caulaincourt's, die nebenher gingen und die nicht in die französischen Zeitungen kamen, noch ein anderes Element zu der Friedensliebe gesellt war. Die kleineren deutschen Staaten wurden darin von Neuem darauf aufmerksam gemacht, daß Frankreich ihr natürlicher Schirmvogt sei.

So namentlich auch in einem solchen Nebenbrief Caulaincourt's an den baierischen Minister Montgelas, den, wie es scheint, Stassaert zu bestellen hatte und der in Wien bekannt wurde. „Wenn Frankreich" — schrieb Caulaincourt, „nachdem es seine Grenzen bis in das Herz Deutschlands vorgerückt hatte, den deutschen Staaten das Gewicht seines Einflusses zu sehr fühlbar machen konnte, kann doch Frankreich, auf seine alten Grenzen beschränkt, für diese Staaten kein Gegenstand der Besorgniß mehr sein, sondern es muß ihnen auch im Gegentheil das Gegen-

gewicht bieten, das zur Erhaltung des allgemeinen Gleichgewichts nothwendig ist.“ — „Diejenigen Staaten, deren Interessen die Politik Frankreichs zu allen Zeiten vertheidigen mußte, sind natürlich auch diejenigen, auf deren Rückkehr zu ihrem wahren System Seine Majestät (Napoleon) den größten Werth legt.“ (Les états, dont la politique de la France a dû dans tous les temps embrasser la cause, sont naturellement ceux, que S. M. met le plus de prix à voir se replacer dans leur véritable système.)*)

Wie wir sehen, nahm Napoleon den Faden genau da wieder auf, wo ihn Talleyrand gezwungen fallen ließ! — Und in der That, in München so gut wie in Stuttgart, keineswegs ganz ohne Aussicht auf Erfolg. Sobald in der baierischen Hauptstadt Napoleon's Glück in Frankreich und Murat's Angriff auf die Oesterreicher in Italien bekannt war, fehlte es von Seiten des Münchener Hofs nicht an den giftigsten Angriffen auf den Kaiser Alexander, die zum Theil selbst von der Königin von Baiern persönlich ausgingen, und Montgelas ließ geflissentlich das Gerücht verbreiten, der König von Baiern werde, auf Preußens Betreiben, unter Aufsicht — also ungefähr als Gefangener — in Wien festgehalten!

Es war jedenfalls sehr zweckmäßig, daß jeder Verkehr dieser süddeutschen Regierungen mit dem französischen Kaiserhof verhindert wurde!

In Beziehung auf den bedenklichen Vertrag vom 3. Januar, dessen Urkunde durch Napoleon's Vermittelung in seine Hand gekommen war, benahm sich der Kaiser Alexander großmüthig und klug. Die Scene ist bekannt. Er beschied Metternich eines Morgens zu sich, zeigte ihm die Urkunde und fragte ihn, ob er sie kenne? — Da Metternich erst schwieg — wie gerühmt wird, trotz der Ueberraschung, ohne eine Miene zu verziehen — und dann eine passende Wendung zu suchen schien, kam der Kaiser ihm mit der Versicherung entgegen, daß von diesem Gegenstand zwischen ihnen im Leben nicht wieder die Rede sein solle. Man habe jetzt andere Dinge zu thun; da Napoleon zurückgekehrt sei, müsse das Bündniß Oesterreichs und Rußlands fester sein als je. Damit warf er die Urkunde in das neben ihm brennende Kaminfeuer.

Aber das Alles that Alexander nicht unter vier Augen, sondern in Gegenwart eines Zeugen — und zwar eines sehr unabhängigen, des Freiherrn v. Stein', vor dem Metternich wohl die gehörige Scheu empfinden konnte. Der Kaiser behielt also trotz aller Großmuth die volle moralische Ueberlegenheit, die ihm die bloßgelegten Ränke Metternich's gewährten — ja er steigerte sie sogar durch sein ritterliches Benehmen.

Auch dem König von Baiern, dessen Regierung vor Allen zum inneren Krieg in Deutschland getrieben hatte, begegnete Alexander in der versöhnlichsten Weise, indem er den peinlichen Gegenstand des Gesprächs

*) Gagern II, 325.

mit den Worten beseitigte: „Sie sind mit fortgerissen worden — ich denke nicht mehr daran!“

Nun glaubte auch Gagern sich selbst und seinen Herren wegen des Beitritts der Niederlande zu dem Vertrag, der in so ungelegener Zeit an das Licht kam, rechtfertigen zu müssen. Seine Entschuldigungen konnten nicht anders als etwas lahm ausfallen. Er wendete sich durch Stein an den Kaiser Alexander und suchte darzuthun, daß der Vertrag, wenigstens in den Augen der niederländischen Regierung, nur ein defensiver gewesen sei und daß der König, sein Herr, die Absicht gehabt habe, zu vermitteln. So nahe es lag, daß der Beitritt zum Bündniß solcher Absicht kaum förderlich sein konnte, ließ man das doch Alles gelten, und der Kaiser von Rußland erklärte sich befriedigt.

Talleyrand kannte keine Verlegenheit und bedurfte keines helfenden Entgegenkommens von irgend einer Seite. Er äußerte beiläufig gegen Nesselrode: Jaucourt habe glücklicher Weise keine Papiere von Bedeutung in den Tuilerieen zurückgelassen, und da Nesselrode zweifelnd darein schaute, fügte er hinzu, wie Jemand, der sich auf etwas ganz Unbedeutendes besinnt: „Ach! ich weiß, wovon Sie sprechen wollen.“ Das Bündniß sei so böse nicht gemeint gewesen; er habe nur die Quadrupel-Allianz sprengen wollen. Diese Art die Sache leicht zu nehmen, nützte ihm in den Augen des Kaisers von Rußland so wenig, als sie ihm oder den Bourbons in denen der englischen Staatsmänner schadete.

Das Bündniß gegen Napoleon blieb unerschüttert, und nach und nach traten mit mehr oder weniger gutem Willen alle die Mächte demselben bei, auf deren Theilnahme man gerechnet hatte.

Deutschland aber konnte dem Bunde zu dem Kampfe, von dem es sich unter allen Ländern Europa's zuerst bedroht sah, in dem seine Interessen zunächst gefährdet waren, noch immer nicht als Gesammtheit, als Staatenbund beitreten.

Der Geist der deutschen Nation freilich hob sich fast überall mit Macht, besonders im Norden, und die Regierungen der kleineren Staaten fühlten sich von diesem Geist theils gehoben und ergriffen, theils unwiderstehlich fortgerissen.

Schon als die Nachricht von Napoleon's ersten Erfolgen nach Wien gelangt war, hatten sich diese Regierungen zu einer neuen Erklärung und Aufforderung an Oesterreich und Preußen geeinigt, und der mecklenburgische Minister Plessen, der sie (23. März) überreichte, hatte mündlich noch ein letztes Mal anzufragen, ob Oesterreich die Kaiserwürde annehmen wolle. Er erhielt eine ablehnende Antwort, doch versicherte Metternich, der Congreß solle nicht auseinandergehen, ehe die Grundlagen einer deutschen Verfassung festgestellt seien, und Hardenberg erklärte, daß

er die Nothwendigkeit einer einheitlichen Leitung Deutschlands vollkommen zu würdigen wisse.

Aber wie man bisher immer nur zu verneinenden Ergebnissen gelangt war, schien man auch jetzt nach Napoleon's Rückkehr immer weiter von dem Ziele abzukommen, anstatt sich ihm zu nähern. Vergebens hatten die Staatsmänner, die für eine wirkliche Einigung Deutschlands kämpften, eine Forderung, eine Hoffnung nach der anderen aufgegeben; vergebens waren die 120 Artikel, aus denen Humboldt's Verfassungs-Entwurf ursprünglich bestand, so beschnitten worden, daß zuletzt nur noch vierzehn Artikel übrig blieben. Das Alles genügte den bedeutenderen unter den deutschen Regierungen nicht. Die süddeutschen Königreiche fuhren fort, immer neue Schwierigkeiten zu erheben, wie aus manchem Nebenumstand hervorgeht, zum Theil jetzt gerade bestimmter noch als früher, in der Hoffnung, die Bildung eines deutschen Bundes ganz zu hintertreiben.

In dem österreichischen Entwurf, der zuletzt, nach dem Schiffbruch aller früheren, den Verhandlungen zu Grunde gelegt wurde, und in dem eine abgeschwächte Ueberarbeitung des Wessenbergischen Plans mit einigen letzten Bruchstücken des Humboldtischen verbunden erschien, war der Satz, der den deutschen Staaten parlamentarische Verfassungen verhieß, allerdings ganz nach Wunsch in das Allgemeine gewendet; er besagte nur noch: „In allen deutschen Staaten soll eine landständische Verfassung bestehen“ — und verpflichtete somit zu sehr wenig. Dagegen aber war das „Bundesgericht“ aus Humboldt's vierzehn Artikeln in diesen österreichischen Entwurf übergegangen, und gegen die Bildung eines solchen Tribunals erhoben sich Baiern und Baden mit ungeschwächtem Eifer. — Einzelne Regierungen suchten sogar die Berathungen ins Stocken zu bringen, oder doch den gefaßten Beschlüssen die rechtlich verpflichtende Gültigkeit zu benehmen, indem sie sich der Theilnahme entzogen, ohne daß sie sich auch nur die Mühe gegeben hätten, nach einem Vorwand dafür zu suchen. Der württembergische Gesandte v. Linden mußte die Sitzungen, auf Befehl seines Herren — um Jagdpartieen versäumen, und entschuldigte sich dann sehr leichthin in französisch geschriebenen Zetelchen. Es waltete dabei noch die Nebenabsicht, das Ganze mit äußerster Geringschätzung zu behandeln. — Und als die Berathungen sich dennoch einem Beschluß zuneigten, ließ plötzlich — am 1. Juni — die badensche Regierung erklären: sie halte es für zweckmäßig, daß die Unterhandlungen über einen deutschen Bund bis nach Beendigung des bevorstehenden Kriegs verschoben würden; — und darauf blieb der Gesandte Badens ohne Weiteres aus den Conferenzen fort, als seien sie aufgehoben.

Die Staaten Deutschlands traten also dem kriegerischen Bündnisse einzeln bei, gleich den andern europäischen Mächten. Zuerst Hannover (am 7. April), wie das durch sein Verhältniß zu England bedingt war.

Dann folgte Baiern — nach Portugal und Sardinien (am 15.) — darauf die kleineren deutschen Staaten (Anhalt, Braunschweig, Chur-Hessen, Hohenzollern, Liechtenstein, Lippe, Mecklenburg, Nassau, Oldenburg, alle thüringischen Fürsten und die freien Städte) durch einen gemeinschaftlichen Act (27.) — die Niederlande (28. April) — nach längerem Zwischenraum erst Baden (11. Mai) und noch später Hessen-Darmstadt (23. Mai).

Sachsens Beitritt machte natürlich besondere Schwierigkeiten, denn hatten auch die Großmächte gleich nach der Rückkehr Metternichs, Talleyrand's und Wellington's aus Preßburg (12. März) in förmlicher Urkunde erklärt, daß die fehlende Einwilligung des Königs von Sachsen die Ausführung der gefaßten Beschlüsse nicht aufhalten dürfe, so war doch auch damit der Widerstand des Königs noch keineswegs beseitigt. Friedrich August rechnete auf eine günstige Wendung, welche die Waffen Napoleon's herbeiführen konnten, und auf die Bemühungen seiner persönlichen Anhänger sowohl, als derjenigen, denen die Theilung Sachsens an sich peinlich war; auf Unruhen, die Leute seiner Umgebung im Lande und unter den sächsischen Truppen anzustiften bemüht waren. Wenn er auch schon am 22. März die von der Conferenz festgestellten Bestimmungen im Allgemeinen annahm, so behielt er sich doch vor, zunächst einige angesehene Männer aus Sachsen zu sich zu bescheiden, um sie von der Nothwendigkeit der Annahme zu überzeugen. Auch wurden Schwierigkeiten in Beziehung auf die Landesschulden erhoben, und so zogen sich die Unterhandlungen noch durch zwei Monate, ehe es zum wirklichen Abschluß kam. — Das geschah erst nachdem der Aufstand, der zu Lüttich unter den sächsischen Truppen ausgebrochen war, überall an entscheidender Stelle einen dem Hause Sachsen ungünstigen Eindruck gemacht hatte. Der Friede zwischen Rußland, Preußen, Oesterreich einerseits, Sachsen auf der anderen, wurde erst am 18. Mai endgültig geschlossen, — und nun erst, am 27., konnte Friedrich August auch dem Bunde gegen Frankreich beitreten, dem sich, bezeichnend genug als der Allerletzte, Württemberg erst noch drei Tage später (30. Mai) anschloß.

Gar merkwürdig ist, was Gagern seinem Hof über diese Angelegenheiten und deren Gang zu melden hatte, nämlich daß die Mittelstaaten ihre Truppen-Contingente viel lieber mit dem niederländischen Heer als mit dem österreichischen oder preußischen vereinigt gesehen hätten — und daß sie diesen Wunsch nur allzu sehr kund gaben (ils ne l'ont que trop manifesté). — Noch Ende April trugen sich diese Regierungen mit dem Gedanken an einen deutschen Bund ohne Oesterreich und Preußen. — „Baiern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt trachten alle nach einem engeren Bündniß mit Euer Majestät (dem Oranier)" so meldet Gagern: „Hannover namentlich, seitdem es ausgemacht ist, daß wir keinen Kaiser haben werden. Und in allen diesen Eröffnungen wird E. M. immer vorangestellt als Haupt des Bundes und

Beschützer der Unabhängigkeit. (Et dans ces ouvertures V. M. est toujours mise en avant comme chef de ligue et protecteur de l'indépendance).*)

So wucherte die Saat, die Talleyrand gesäet hatte; sie war eben mehrfach auf günstigen Boden gefallen!

Die Abneigung der süddeutschen Staaten, namentlich Baierns, gegen alle und jede deutsche Einheit zeigte sich dann auch, als über die Verpflegung der mächtigen, von Osten nach Westen durch Deutschland vorrückenden Heeresmassen unterhandelt wurde. Eine Commission der drei östlichen Mächte (Oesterreich, Preußen und Rußland), in der Stein, der russische General-Adjutant Cancrin, der österreichische General Prohaska, und der preußische Kriegsminister General Boyen die leitenden Persönlichkeiten waren, trat am 21. April zu einer Vorberathung zusammen, deren Ergebnisse dann einer Versammlung der Vertreter aller deutschen Staaten zu weiterer Besprechung und Beschlußnahme vorgelegt wurden. Es handelte sich darum, Verpflegung, Transportmittel, Postwesen, Hospitäler, Kriegspolizei, und was sonst in diesen Kreis gehört, unter einheitlicher Leitung zu regeln — zur Förderung der Sache wie zur Erleichterung des Landes, und es wurde dabei der Gedanke zu Grunde gelegt, das westliche Deutschland, den Durchzügen und der Aufstellung der österreichischen, russischen und preußischen Heeresmassen entsprechend, in drei große „Rayons" zu theilen.

Von vielen Seiten wurden in dem versammelten Rath mannichfache Schwierigkeiten erhoben; man machte Einwendungen dagegen, daß von den preußischen Landen nur die westlich der Weser gelegenen in die Rayons aufgenommen seien, der österreichische Kaiserstaat sogar ganz außerhalb derselben blieb, worauf von Seiten der deutschen Großmächte erwidert wurde, daß die Hülfsquellen der Länder östlich vom Inn und der Weser für den Nachschub an Truppen in Anspruch genommen werden sollten. — Man verlangte von Seiten der kleineren Staaten eine Erhöhung der Preise, die für Lieferungen aller Art gezahlt werden sollten, und sie wurde gewährt. — Hannover suchte sich noch insbesondere, in ganz unberechtigter Weise, sehr große pecuniäre Vortheile zu sichern. —: Württemberg und Baiern aber waren auch hier geradezu bemüht, sich jeder im Namen einer umfassenden Gesammtheit geübten Autorität zu entziehen —: Württemberg, indem es sich auf einen mit Oesterreich wegen einer Etappen-Straße geschlossenen, besonderen Vertrag berief — Baiern durch eine ganz unumwundene, in jeder Sitzung wiederholte Verwahrung gegen jede allgemeine deutsche Sache.

So wurde auch diese Angelegenheit wochenlang hingeschleppt, und als gegen die Mitte des Mai endlich jede Schwierigkeit beseitigt, alles

*) Gagern, Antheil II, 165.

geordnet schien, erklärte Baiern — jetzt, da Wrede sich zum Heer begeben hatte, durch den Grafen Armansperg vertreten — daß es den getroffenen Verabredungen nicht beitreten könne.

Der Kaiser Alexander fühlte sich dadurch besonders unangenehm berührt, da auch russische Truppen durch die fränkischen Lande Baierns ziehen sollten, und sendete den General Toll nach München, um unmittelbar mit dem Minister Montgelas zu unterhandeln, Baierns Zustimmung zu erlangen, aber auch wegen des Durchmarsches der Russen besondere Verabredungen zu treffen. Ein Brief Nesselrode's an den Grafen Montgelas, den Toll zu überbringen hatte, war freilich ernst und gemessen*), die baierische Regierung erreichte aber doch insofern ihren Zweck, daß man genöthigt wurde, gesondert mit ihr zu unterhandeln, und besondere Verträge mit ihr zu schließen.

Neue Wochen vergingen, die Entscheidung des Schicksals Frankreichs und Europa's durch die Waffen nahte heran, die Feldherrn eilten an die Spitze der Heere, die Monarchen verließen Wien und folgten dem Zug ihrer Krieger an den Rhein — auch der Kampf mit Murat war begonnen und beendet, eine Krone war im Süden Italiens verloren und gewonnen — und in Beziehung auf Deutschlands Gesammt-Verfassung war noch immer kein Schluß gefaßt. Geduld und Ausdauer wurden hier auf die härtesten Proben gestellt.

Der Gang des kurzen Krieges Oesterreichs gegen Murat ist schon oft erzählt worden; ihn noch einmal in allen Einzelnheiten darzustellen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein und würde zu weit führen — doch aber ist es vielleicht nicht überflüssig, den Hergang in allgemeinen Zügen in das Gedächtniß zu rufen, da wir nicht umhin können zu bemerken, daß dieser, von Seiten der Italiener nicht gerade sehr glänzende Feldzug, in Werken von allgemeinem, nicht speciell militairischem Charakter, stets wieder von Neuem in einer Weise geschildert wird, die vor dem Richterstuhl der sachverständigen Kritik nicht bestehen kann. Man scheint es für Pflicht der Unparteilichkeit zu halten, vorzugsweise den Berichten des Neapolitaners Colletta zu folgen, die kein Sachverständiger für eine zuverlässige Quelle halten wird. Colletta's Bestreben geht natürlich dahin, zu verschleiern, was der Gang der Ereignisse Unrühmliches für seine Landsleute hat, und die Operationen Murat's so darzustellen, als hätte militairische Einsicht darin gewaltet.

Man darf von dem Geschichtsschreiber im Allgemeinen ein tiefer gehendes Urtheil über militairische Dinge, und in Folge dessen auch in Beziehung auf militairische Berichte, kaum verlangen — indessen giebt

*) Beilage VI.

es doch ein Hülfsmittel der Kritik, das ein Jeder handhaben kann, und das für solche Berichte, wie die Colletta's sind, vollkommen ausreicht —: es genügt auf Zeit und Raum zu achten, und man wird bald gewahr werden, daß Colletta sehr Unwahrscheinliches, mitunter geradezu Unmögliches erzählt.

Der Hergang im Ganzen war ein sehr einfacher. Da das Heer, mit dem Murat Ende März gegen den Po aufbrach, angeblich 41,295 Mann stark, in der That nur 34,000 Mann unter den Waffen gezählt haben soll, die Oesterreicher aber, wenngleich nicht vorbereitet, ihm doch 32,500 Mann entgegen zu stellen hatten, konnte, bei dem sehr geringen kriegerischen Werth der neapolitanischen Schaaren, der Erfolg nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Es kam noch dazu, daß der kurze Feldzug auf Seiten Oesterreichs von dem trefflichen General Bianchi mit überlegener Einsicht und großer Energie geleitet wurde.

Murat brach los gegen den Rath seiner Minister und seiner Gemahlin, die gern auf österreichischen Schutz gebaut hätte. Er war theils durch Napoleon dazu veranlaßt, theils durch mancherlei geheime Verbindungen aufgefordert, die Waffen für die Unabhängigkeit Italiens zu ergreifen, und erhielt dann, wie General Belliard bezeugt, im letzten Augenblick von Napoleon die Weisung, zwar Italien, wo möglich bis an den Po, und selbst bis an die Alpen zu besetzen, aber ohne mit Oesterreich zu brechen; er solle vielmehr Alles aufbieten, um diese Macht zu gewinnen und dem Bündniß mit Preußen und Rußland zu entfremden.

Murat ließ sich dadurch bestimmen, während seine Truppen durch die römischen Marken vorrückten, die ohnehin von früher her durch schwache neapolitanische Abtheilungen besetzt waren, jene eigenthümliche Erklärung nach Wien zu senden, deren wir bereits gedacht haben. — Auch vermied er die Stadt Rom in seinem Zuge. Bald aber scheint ihn dann wieder der Gedanke beherrscht zu haben, daß solche Erklärungen in Wien doch nichts bewirken würden, und daß diese Art von Zurückhaltung seine Sache nicht förderte. Da richtete er, von den Mitgliedern geheimer Bünde dazu gedrängt, noch ehe er von Wien her irgend eine Antwort hatte, oder haben konnte, von Pesaro aus, einen Aufruf an die Italiener, in dem er sie aufforderte, sich zum Kampf für die Unabhängigkeit und Einheit Italiens um seine Fahnen zu scharen. Seine Gegner durften diese Kundgebung unter solchen Bedingungen einen neuen Act der Treulosigkeit nennen — im Uebrigen half sie zu gar nichts.

Die italienischen Schriftsteller geben zu, daß Murat und die italienischen Patrioten, in der Absicht einander Muth zu machen, sich gegenseitig in Beziehung auf die Mittel, die ihnen zu Gebote standen, täuschten und sich beiderseits arge Uebertreibungen zu Schulden kommen ließen —: dennoch aber wollen sie ein gewisses Gewicht darauf legen, daß dieser Aufruf so spät erst erging. So spät, daß angeblich keine Zeit mehr blieb

zu einer allgemeinen Erhebung. — Wir dagegen glauben, daß es nicht den geringsten Unterschied gemacht hätte, wenn es acht oder zehn Tage früher geschah.

Murat hatte etwa 8000 Mann unter Pignatelli-Cerchiara am Garigliano, 1500 National-Garden und Gensdarmen unter General Montigny bei Civita-Ducale zurückgelassen, um die Grenzen seines Königreichs und die beiden Hauptstraßen zu bewachen, die von Rom und Perugia nach der Hauptstadt führen. Das war keine sehr weise Oekonomie der Kräfte. Eine Division unter dem Fürsten Pignatelli-Strongoli (5500 Mann) rückte über Foligno und Arezzo nach Toscana vor, um sich dort von einer schwachen österreichischen Abtheilung unter dem General Nugent in Unthätigkeit erhalten zu lassen. — Mit dem Rest, drei Infanterie- und einer Cavalerie-Division (28—29,000 Mann) folgte Murat den schwachen, in den päpstlichen Legationen aufgestellten österreichischen Abtheilungen, die sich unter leichten Gefechten zurückzogen, bis an den Po, und griff dort den Brückenkopf bei Ochiobello an. Seine Truppen kämpften mit geringem Glück, ohne ein besseres zu verdienen (7. April). Dann blieb Murat eine Reihe von Tagen unthätig stehen, nachdem er seine geringen Streitkräfte von Ferrara bis Reggio zersplittert hatte. Es war, und zwar spät, am 13. erst, die Rede davon, die Garde-Division Pignatelli aus Toscana heranzuziehen, und Cento zu befestigen.

Ein drohender Brief Lord William Bentinck's soll ihn dann, wie seine Anhänger erzählen, zum Rückzug in seine Staaten bewogen haben, in demselben Augenblick, wo die Oesterreicher, gehörig gesammelt, sich bereiteten ihrerseits zum Angriff überzugehen. Diese Erklärung des Hergangs ist aber keineswegs eine sehr wahrscheinliche, denn wie blind müßte Murat gewesen sein, wenn er nicht auf eine Kriegs-Erklärung von Seiten Englands gefaßt gewesen wäre, wenn er sich durch Drohungen schrecken ließ, nachdem er sich in eine Lage versetzt hatte, in der nur äußerste Kühnheit ihn retten konnte! — Besonders aber möchte wohl zu beachten sein, daß die nächsten Beschlüsse, die nun in seinem Rath gefaßt wurden, nicht zu den vorausgesetzten Beweggründen passen. Glaubte er sich durch Drohungen Englands zum Rückzug gezwungen, so konnte er ihn nur antreten, um Land und Hauptstadt gegen einen Angriff von der See her zu decken —: dem zunächst gefaßten Beschluß gemäß sollte aber der Rückzug keineswegs sofort bis an die Grenzen Neapels gehen.

Auch sind wir nicht ganz ausschließlich auf diese Sage beschränkt. Wir erfahren nebenher, und zwar ebenfalls aus italienischer Quelle, daß Murat's Generale, zum Kriegsrath versammelt, die Stellung am Panaro einer Offensive der Oesterreicher gegenüber für unhaltbar hielten, weil der untere Lauf des Po, und auch das ganz unbedeutende Commachio, im Rücken der Neapolitaner, in den Händen des Feindes sei. Der Rückzug

nach ein Paar unglücklichen Gefechten der Vortruppen angetreten (16. April), während die Hauptmacht der Oesterreicher unter Bianchi von dem Canal Bentivoglio gegen den Panaro vorrückte, eine Seiten-Abtheilung derselben unter dem F. M. L. Mohr aus Ferrara, sollte zunächst nur bis Rimini gehen, wo die Neapolitaner in günstiger Stellung eine Schlacht annehmen wollten. Er mußte dann weiter auf Ancona fortgesetzt werden, weil man sich zur Linken in drohender Weise umgangen fand.*) Denn während die eine Hälfte der von Ferrara und von Panaro her bei Bologna vereinigten Oesterreicher unter Neyperg, und zwar absichtlich ohne zu drängen, dem Heere Murats auf der graden Straße über Forli und Cesena folgte, eilte Bianchi mit der anderen in Eilmärschen über Florenz, Arezzo, Perugia und Foligno nach Tolentino, wo er ihm, mit 10,742 Mann, den Paß über die Apeninnen — die kürzeste und beste Heerstraße aus den Gegenden von Rimini und Ancona, nach den Abruzzen und Neapel vertrat. Murat, durch seine Garden unter Pignatelli-Strongoli verstärkt, die noch rechtzeitig aus Toscana über die Apeninnen herangekommen waren, griff die Oesterreicher bei Tolentino an —: aber schwerlich in der complicirten Absicht, in dem doctrinären Bewußtsein des Vortheils der „inneren Operations-Linie", die ihm Colletta beimißt; schwerlich in der Hoffnung, erst Bianchi und dann Neyperg zu vernichten, um nachher noch andere ungeahnte Wunder zu thun. So hoch stand ihm wohl der Muth nicht mehr, nachdem eine Reihe von bis zum Lächerlichen unrühmlichen Gefechten ihn bereits belehrt hatte, daß seine Neapolitaner selbst unter günstigen Bedingungen nicht sonderlich Stand hielten. Auch hatte er bereits dem General Neyperg — vergeblich — einen Waffenstillstand anbieten lassen: ein Beweis, daß er hinreichend herabgestimmt war! Aller Wahrscheinlichkeit nach wendete er sich in der einfachen und nahe liegenden Absicht, den Paß über das Gebirge, und mit ihm die kürzeste und sicherste Linie nach den Abruzzen, nach der Hauptstadt, die er decken mußte, wieder zu gewinnen, gegen Bianchi nach Tolentino. Die Uebermacht, mit der Murat hier zum Angriff schritt, muß immerhin in dem Verhältniß von dreien gegen zwei gewesen sein, selbst wenn seine Truppen schon sehr durch Ausreißer verloren hatten, denn er hatte nur die Division Carrascosa zur Beobachtung gegen Neyperg bei Ancona zurückgelassen; aber wie redliche Augenzeugen berichten, war die Haltung der Neapolitaner im Gefecht eine so schwache, daß die Oesterreicher dennoch kaum Ursache hatten, auf ihren Sieg sehr stolz zu sein. Daß der Kampf kein sehr hartnäckiger war, dafür bürgt auch der auf beiden Seiten geringe Verlust an Todten und Verwundeten. Nachdem Murat's erste Versuche am 2. Mai mißlungen waren, erlitt er am folgenden Tage eine vollständige Niederlage, mußte der Hoffnung entsagen,

*) Pinelli, storia militare del Piemonte, II, 427.

sich den geraden Weg nach Neapel wieder zu erkämpfen, und sah sich mit halb zertrümmerten und ganz entmuthigten Scharen auf die Straße längs der Küste des Adriatischen Meeres zurück geworfen.*)

Hier bei dieser Gelegenheit zeigt sich nun Colletta's Unwahrhaftigkeit in ihrer ganzen Blöße. Er erzählt, Murat habe am 1. und 2. Mai bei Tolentino gegen eine überlegene österreichische Macht mit gleichem Vortheil gefochten; die Oesterreicher hätten im Gefecht sogar stärkere Verluste erlitten als er —: am 3. aber sei er durch die Nachricht, daß die Citadelle von Aquila sich einem österreichischen Heertheil unter Nugent ergeben habe, und daß diese österreichische Heersäule bereits weiter in die Abruzzen vordringe, zum Rückzug bestimmt worden. Colletta bemerkt dabei ausdrücklich, daß Murat diese Berichte durch sein in der Hauptstadt Neapel zurückgelassenes Kriegsministerium erhalten habe.

Die Wahrheit aber ist, daß Nugent an diesem selben dritten Mai erst von Toscana aus Rom erreichte, und seinen Vortrab erst am folgenden Tage — nicht in der Richtung nach den Abruzzen — sondern nach Velletri und Valmontone aufbrechen ließ. — Aquila ergab sich allerdings am 3. Vormittags einer nicht mehr als neunhundert Mann starken Streifschaar unter dem Major Flette, die sich verwegen vorgewagt hatte, wie man nur gegen Neapolitaner darf; — die nicht einmal Geschütz mit sich führte. General Montigny's Abtheilung war am 1. Mai bei Canetro — über 4 Meilen vor Aquila — von dieser selben Streifschaar angegriffen und geschlagen worden, und lief in wilder Flucht, obgleich unverfolgt, bis Popoli zurück.

Allein Aquila ist von Neapel 34 deutsche Meilen entfernt; von Tolentino auf dem Wege über Popoli, Pescara und Fermo, den die Meldungen nehmen mußten, 32; von Neapel nach Tolentino sind vollends 54 deutsche Meilen. Es ist also vollkommen unmöglich, daß Murat noch an demselben Tage etwas von der Uebergabe Aquila's erfahren konnte — und am allerwenigsten konnte das geschehen, wenn die Meldung über Neapel ging, wie Colletta ausdrücklich erzählt. Colletta sucht sich dadurch zu helfen, daß er die Dinge — nicht ohne künstliches Dunkel — so darstellt, als könnte die Einnahme von Aquila bereits am 1. Mai erfolgt sein. Auf dem angegebenen Wege aber konnte Murat wohl selbst von dem, was sich am 1. zugetragen hatte, kaum noch am 3. benachrichtigt sein — und endlich: erhielt er während des Gefechts bei Tolentino wirklich Nachrichten solchen Inhalts, so konnte er vernünftiger Weise nur eine Aufforderung mehr darin sehen, das Aeußerste einzusetzen, um den Sieg über Bianchi zu erzwingen, wenn ihm dazu irgend eine Aussicht blieb.

Aber er war geschlagen. Während Bianchi nun mit Neipperg ver-

*) Pinelli II, 433.

eint auf der geraden Straße nach Aquila eilte, suchte Murat, von einer österreichischen Abtheilung unter dem F. M. L. Mohr nur leicht verfolgt, seine Verbindungen in Eilmärschen auf dem weiten Umweg über Pescara wieder zu gewinnen. Dies gelang, der wichtige Punkt Popoli, wo man von Neuem und gänzlich abgeschnitten werden konnte, wurde glücklich vor den Oesterreichern erreicht; aber, in Folge der eigenthümlichen Beschaffenheit der neapolitanischen Armee, war auch damit wieder nichts gewonnen. Denn selbst die italienischen Berichte geben zu, daß Murat's Heer sich auf dem eiligen Zuge größtentheils auflöste. Ganze Brigaden liefen vor einzelnen österreichischen Schwadronen auseinander; die Reserve-Artillerie wurde durch eine österreichische Patrouille genommen — nicht erobert, sondern einfach ohne Widerstand in Besitz genommen.

Von Popoli ging der Rückzug etwas langsamer nach Capua und dem Volturno, aber Murat mußte sich wohl überzeugen, daß mit den geringen Resten seines Heers, die dort noch anlangten, nichts mehr anzufangen sei. — Diejenigen Heertheile, die unter Pignatelli-Cerchiara zur Deckung des Landes zurückgeblieben waren, den Zug an den Po nicht mitgemacht hatten, und jetzt die Landesgrenze bei Terracina und Ceprano gegen Nugent vertheidigen sollten, benahmen sich um nichts besser. Sie wichen ohne Widerstand auf den beiden Straßen zurück, die von Terracina und von Anagni nach Neapel führen, so wie Nugent nahte, der ihnen an Zahl bei Weitem nicht gewachsen war. Auf diesem Rückzug ließ sich eine Schaar Neapolitaner unter dem General Macdonald, nach italienischen Nachrichten 5000 Mann stark, am 16. Mai zu Mignano, durch den Major d'Aspre, der mit nicht mehr als 4 Compagnien und 2 Schwadronen vorgegangen war, überfallen, wurde vollständig auseinander gesprengt und ließ 1000 Gefangene in den Händen der Sieger. — Alles stürzte zusammen; Murat, der in der Noth der letzten Tage seinem Königreich geschwind noch eine parlamentarische Verfassung verliehen hatte, übergab den Oberbefehl dem General Carrascosa und eilte nach seiner Hauptstadt, vor welcher der englische Admiral Campbel mit 4 Linienschiffen als Feind erschienen war. Schon hatte dieser Admiral sich vermöge eines Vertrags, den er durch Drohungen erzwang, alles vorhandene Flotten-Material ausliefern lassen. Bald mußte Murat (20. Mai) verkleidet nach Ischia und von dort nach Frankreich entfliehen, seine Gemahlin Neapel auf einem englischen Kriegsschiff verlassen, um in Oesterreich eine Zufluchtsstätte zu finden. Der wilde Pöbel in Neapel erhob sich raubend und mordend, angeblich gegen Murat's Herrschaft; General Carrascosa übergab am 21. Mai das wehrlose Königreich, vermöge einer zu Casa Lanza geschlossenen Militair-Convention, den Siegern — und die Bourbons kehrten aus Sicilien nach Neapel zurück.

Damit waren nun die Angelegenheiten der Halbinsel ganz geordnet. Auch über Parma und Piacenza hatte man sich geeinigt; diese Herzog-

thümer erhielten die Bestimmung, der österreichischen Erzherzogin und französischen Kaiserin Marie Louise, so lange sie lebte, eine Stellung als souveraine Fürstin zu geben, sollten aber, da ihr Sohn nicht in die Zahl der europäischen Souveraine aufgenommen werden durfte, nach ihrem Tode an die jüngste Linie der Bourbons fallen, die sich inzwischen mit dem Fürstenthum Lucca begnügen mußte.

Die Wiederherstellung der sicilischen Bourbons auf dem Thron von Neapel brachte dann auch mehreren der leitenden Diplomaten des Wiener Congresses reichlichen Gewinn. Metternich und Talleyrand wurden von dem König von Neapel zu Herzogen von Portella und von Dino ernannt, und als solche mit 50,000 Franken Einkünften ein jeder ausgestattet. — Der Kaiser Alexander wollte auch bei dieser Gelegenheit für seinen Schützling Beauharnais sorgen, und verlangte für ihn, wir wissen nicht, aus welchem Rechtsgrunde, ein Fürstenthum in Neapel. Der bourbonische König, der sich einen solchen Vasallen nicht wünschte, konnte doch die Zumuthung nur insofern abwehren, daß er dem ehemaligen Vice-König von Italien das in Aussicht gestellte Fürstenthum für mehrere Millionen baares Geld abkaufte — und, um Eugen Beauharnais noch weiter über die Souverainetät zu trösten, die ihm versagt blieb, mußte ihm auch der Papst — der wohl nicht zu sagen wußte wofür er ihn eigentlich belohnte — ein reiches Gebiet ehemaliger Klostergüter in der Romagna verleihen.

Das Alles war geschehen. Friedrich Wilhelm III. hatte (am 22. Mai), ehe ihn irgend ein Vertrag dazu verpflichtete, jene bekannte Verordnung erlassen, die dem preußischen Staat eine parlamentarische Verfassung verhieß; die vielfachen Verträge, über die man zu Wien verhandelt hatte, waren geschlossen —: da gelang es endlich auch die Verfassung des deutschen Bundes zu einem nothdürftigen Abschluß zu bringen; natürlich nur indem man auch die letzte Forderung noch fallen ließ, die den Mittelstaaten unangenehm war, und auf das Bundesgericht verzichtete.

Baiern hatte sich zuletzt mit seinen weit greifenden Forderungen von allen Seiten verlassen gesehen, mußte vielen Hoffnungen entsagen, und bequemte sich dem Bunde beizutreten. Welche Gesinnung aber in dem Münchener Cabinet im Stillen herrschend blieb, das zeigte sich auch später noch in mancherlei kleinen Aeußerungen. Ein Jahr darauf z. B. suchte Sardinien, bemüht, sich des Druckes des österreichischen Einflusses zu erwehren, auch Baiern zum Widerstande gegen Oesterreich im Interesse seiner Unabhängigkeit zu veranlassen, und erhielt aus München die Antwort: es könne allerdings von großem Nutzen sein, wenn

die Staaten zweiter Ordnung unter einander ein geheimes Bündniß schlössen.*)

Württemberg fand eine Ausflucht. Es wollte zwar dem Bunde beitreten, aber nur die eilf ersten Artikel der Bundes-Acte unterschreiben, was natürlich nicht angenommen werden konnte. Der badensche Gesandte behauptete keine Instructionen zu haben. So fehlen denn diese beiden Staaten des Südwestens unter den Stiftern des Bundes. Sie traten erst später bei — als Napoleon ein zweites Mal gestürzt war!

Es scheint, damit überhaupt ein Deutscher Bund auch nur in dieser dürftigen Form zu Stande kommen konnte, mußte Frankreichs Einfluß in der europäischen Politik auf einige Zeit gänzlich beseitigt sein, und so wäre denn der Deutsche Bund das einzige Bleibende, das — mittelbar — durch Napoleon's Rückkehr aus Elba in das Leben gerufen wurde!

Wollte man aber die Frage aufwerfen, warum er auch dann, als nun Frankreichs Einfluß beseitigt war, nicht festere Formen gewann, dann müßte die Antwort zunächst darauf verweisen, wie weit die Unterhandlungen bereits gediehen waren, ehe das erfolgte, besonders aber hervorheben, daß die Zeit in der That nicht reif dafür war. Die Ansichten über das, was wünschenswerth, was möglich und ausführbar sei, und wie? in welcher Form? waren bei Weitem noch nicht zu gehöriger Klarheit gediehen, außerhalb des Kreises der Diplomaten so wenig als innerhalb desselben. Die Erfahrungen des öffentlichen Lebens mußten hier erst läuternd und belehrend wirken.

Dann aber, und das ist nicht minder wichtig, war Deutschland müde — mehr noch als das ganze übrige ermattete Europa — man bedurfte vor allen Dingen der Ruhe, um die schmerzlichen Wunden zu heilen; das heutige jüngere Geschlecht hat keinen Begriff mehr davon, wie arm und dürftig das Leben damals geworden war, wie kümmerlich man sich behelfen mußte; nur die unbedingte Nothwendigkeit konnte dem Lande neue Anstrengungen abgewinnen — deren hätte es aber in einer oder anderer Weise jedenfalls bedurft, um so manchen Widerstand zu brechen.

Die Möglichkeit, Besseres zu begründen, war längst vorüber, als der Wiener Congreß sich versammelte — man dürfte sogar sagen, sie hatte überhaupt nur ein geglaubtes, nie ein wirkliches Dasein gehabt. Sie hätte sich nur dann ergeben können, wenn Rußland und Preußen im Frühjahr 1813 allein mächtig genug waren, den Krieg sofort siegreich an den Rhein zu tragen, und keiner Hülfe weiter bedurften, eine solche wohl annehmen konnten, aber nicht durch verhängnißvolle Zugeständnisse zu erkaufen brauchten. Hier zeigt sich, wie der eigenthümliche Gang des Feldzugs 1812 fördernd — und in wiefern auch lähmend auf das Geschick Deutschlands eingewirkt hat. Der Untergang des französischen

*) Farini I, 334.

Heers in Rußland eröffnete den Kämpfen Deutschlands eine hoffnungsreiche Bahn —: folgenschwer aber, und wir können wohl sagen, von weltgeschichtlicher Bedeutung war der bis auf die neueste Zeit herab kaum gehörig beachtete Umstand, daß auch Rußlands Kriegsheer während des Winterfeldzugs zu Grunde gegangen war, daß Rußland im Frühjahr 1813 dem aufstrebenden Preußen nur eine sehr ohnmächtige, vollkommen ungenügende Unterstützung zu bieten hatte. —

Am 8. Juni geschlossen, wurde der Deutsche Bund Tags darauf in der Schlußacte des Wiener Congresses unter die Bürgschaft der europäischen Mächte gestellt.

Zum Beschluß legte bekanntlich der Papst, wie einst gegen den westphälischen Frieden, so auch jetzt gegen die Beschlüsse des Wiener Congresses Verwahrung ein. Unter Anderem auch deshalb, weil nicht wieder ein Kaiser — ein römisch-katholisches Oberhaupt — an der Spitze Deutschlands stand.

Siebentes Capitel.

Operations-Plan der Verbündeten. — Der Herzog v. Wellington in den Niederlanden. — Seine Bemühungen für die Bourbons. — Unterhandlungen mit dem Herzog v. Orleans und Marschall Marmont. — Napoleons Lage in Frankreich. — Ludwig's XVIII. Hof in Gent. — Fouché's Unterhandlungen mit den Höfen zu Wien und Gent.

Neben den politischen Unterhandlungen beschäftigte man sich zu Wien, seit Napoleon's Rückkehr nach Paris, wie schon erwähnt wurde, auch mit militärischen Berathungen. Zunächst hatten sich die Generale, denen diese anheim fielen, über die schleunige Vereinigung der Streitkräfte, die zu Gebote standen, und über die vorläufige Aufstellung derselben verständigt —: später ging man dann auch auf die Besprechung der Operationen über, die gegen Frankreich vorgenommen werden sollten, und die stimmführenden Strategen der verschiedenen Heere legten ihre Ansichten vor.

Wellington hatte Wien schon ehe die eigentlichen militärischen Berathungen begannen, am 26. März verlassen, um nach Brüssel zu eilen, an die Spitze des Heers, das sich in den Niederlanden sammelte. In Folge dessen war England in dem Kriegsrath durch die Lords Clancarty und Stewart nur sehr mittelmäßig vertreten. — Für den baierischen Feldmarschall Wrede trat Niemand ein. Für Preußen führte General Knesebeck das Wort, für Oesterreich General Langenau, dessen Entwürfe Schwarzenberg jetzt wie früher unterschrieb.

So hatten sich die regierenden Fürsten von Oesterreich und Preußen darauf beschränkt die Ausarbeitung und Besprechung des allgemeinen Operationsplans den erprobten Kriegern zu übertragen, die vorzugsweise ihr Vertrauen besaßen. Anders der Kaiser Alexander, dem daran lag, sich auch in dem neuen Kriege als Mann vom Fach, als Stratege geltend zu machen. Er nahm persönlich unmittelbaren Antheil an den Berathungen, in denen er sogar die Initiative ergreifen und mit eigenen Ideen hervortreten wollte. Nicht um ihnen die Sache zu überlassen, sondern um sich für seine Person im Besonderen mit ihnen zu besprechen, beschied er die beiden Generale nach Wien, die in der russischen Armee für die einsichtsvollsten galten, für vorzugsweise befähigt, strategische Verhältnisse im Großen zu beurtheilen: Diebitsch nämlich und Toll.

Die verschiedenen Pläne, die hier nach- und nebeneinander zur Sprache gekommen sind, werden selbst in den militärischen Darstellungen des kurzen Feldzugs der hundert Tage meist mit Stillschweigen übergangen. Wie uns scheint mit Unrecht. Allerdings ist wenig oder nichts davon zur Ausführung gekommen, weil gerade das geschah, was die leitenden Strategen am wenigsten in ihre Berechnungen aufgenommen hatten; weil Napoleon den Verbündeten zuvorkam, und selbst zum Angriff überging, anstatt sich auf die Vertheidigung zu beschränken, und weil Blücher und Wellington sich nicht nur gegen ihn zu behaupten vermochten, wie man für diesen Fall im Kriegsrath zu Wien höchstens gehofft hatte, sondern ganz allein Frankreich vollständig besiegten, und seine Heeresmacht zu Boden schlugen. — Aber die Geschichte der Kriege wird eigentlich nur dann wahrhaft belehrend, wenn wir That und Erfolg mit den Vorstellungen, Plänen und Berechnungen vergleichen, aus denen sie hervorgegangen sind; wenn wir sehen, wie alle Pläne sich mit einer Art von Nothwendigkeit im Allgemeinen halten, so lange ihnen nicht ein schon begonnener Kampf mit seinen ersten Erfolgen feste Anhaltspunkte giebt, und die Berechnung auf bestimmtere Möglichkeiten in einem enger gezogenen Kreis anweist; wie endlich die Dinge sich in der lebendigen Wirklichkeit immerdar anders gestalten, als der rechnende Geist sie vorbildet; — bald mehr, bald weniger freilich, aber immer anders —: und nicht selten alle Berechnungen weit überflügelnd. So sind die Pläne, die nicht zur Ausführung kommen konnten, oft gerade vorzugsweise belehrend, und geben in gewissem Sinn den Schlüssel zu dem Verständniß der Ereignisse, indem sie den Geist erkennen lassen, der in den bestimmenden Kreisen waltete.

Außerdem schließt sich an die Operations-Pläne, die im Jahr 1815 zur Beurtheilung kamen, aber auch noch gar Mancherlei, das in das Gebiet der Politik hinübergreift, und über die Vorstellungen nicht nur, von denen die einzelnen Regierungen ausgingen, sondern auch über die Absichten, die sie verfolgten, die allgemeine Weltlage, die sie zu schaffen bemüht waren, ein lehrreiches Licht verbreitet. Es mag also wohl gerechtfertigt sein, wenn wir hier nachzuholen suchen, was in anderen Darstellungen dieses kurzen, mit seltener Intensität geführten Feldzugs, meist vernachlässigt ist, und etwas näher auf diese Pläne eingehen.

Zunächst mußte man sich sagen, daß Napoleon diesmal eine ganz andere Kriegsmacht aufbieten konnte, als ein Jahr vorher. Nicht allein die damals in den Festungen an der Elbe und Oder eingeschlossenen, dem Kampf in Frankreich entzogenen Besatzungen waren jetzt dorthin zurückgekehrt: England, Rußland und Preußen hatten außerdem an zweimalhunderttausend Kriegsgefangene zurückgesendet; zum großen Theil alte, kriegsgewohnte Soldaten. Während Frankreichs Streitkräfte im Jahr 1814, gering an Zahl, fast ganz aus sehr jungen Conscribirten bestehen

mußten, war jetzt die Möglichkeit gegeben, in kurzer Zeit ein zahlreiches Heer zu bilden, das zum großen Theil aus geübten und versuchten Kriegern bestehen konnte.

Aber auch die Verbündeten geboten über weit größere Mittel als ein Jahr früher. Preußens Heer wurde um ein Viertheil vermehrt; die österreichische Armee hatte sich wesentlich gebessert und eine festere Haltung gewonnen; die russische war nun endlich wieder hergestellt, und zahlreicher selbst als beim Ausbruch des Krieges von 1812, während sie die Feldzüge 1813 und 1814 in einem Zustand von Halb-Zerrüttung durchgemacht hatte.

Die Verhältnisse in Frankreich konnten demnach zu einem sehr verschiedenen Verfahren auffordern, je nachdem man sich selbst durch kühne Zuversicht, durch ein entschlossenes Vertrauen auf die eigene Macht und Tüchtigkeit bestimmen ließ, oder durch eine Vorsicht, die rasche Entschlüsse und Thaten meidet, und gern jedem Wagniß aus dem Wege gehen möchte. Je nachdem das Eine oder das Andere der Fall war, konnte die Lage der Dinge Veranlassung geben, den Krieg mit der auch schon gewaltigen Macht, die zunächst zur Hand war, sobald als möglich zu beginnen und nach Frankreich vorzudringen, damit Napoleon nicht Zeit gewinne, die großen Mittel, die auch ihm zu Gebote standen, zu organisiren und in Thätigkeit zu rufen —: oder sie konnten auch die Verbündeten bestimmen, den Anfang der Operationen zu verschieben, bis alle die gewaltigen Heeresmassen zur Stelle waren, über die man verfügen konnte, selbst die russischen, die aus Polen heranrücken mußten; bis diese Massen eine jedenfalls erdrückende Uebermacht bildeten, die den Erfolg sicher zu stellen schien.

Jene erstere Ansicht war in Wellington's und ganz besonders in Blücher's Hauptquartier herrschend — die letztere im österreichischen Cabinet und Kriegsrath entschieden vorwaltend.

In jenem zu rascher That geneigten Sinn äußerte der Herzog von Wellington in einem Brief, den er (am 10. April) an Lord Clancarty richtete, und der natürlich zu amtlichem Gebrauch bestimmt war, so wie in einem (am 12. April) zu Brüssel niedergeschriebenen „Memorandum", man müsse die Operationen mit dem bereits versammelten englisch-niederländischen und preußischen Heer schon zu Ende des Monats (April) beginnen: „um den Plänen und Maßregeln Napoleon's zuvorzukommen."

Napoleon's Herrschaft in Frankreich habe keine andere Grundlage, als die Armee; von Seiten der Verbündeten werde keine Eroberung beabsichtigt; der Zweck, den sie im Auge hätten, sei, das französische Heer zu besiegen und die Macht eines einzigen Individuums zu vernichten (to defeat the army and to destroy the power of one individual). Könnten die Verbündeten eine Heeresmacht nach Frankreich

werfen, die genügend wäre, die französische Armee zu besiegen, oder doch im Zaume zu halten und zu lähmen, so daß die verschiedenen Parteien im Lande, deren gemeinsames Interesse es sei, „Buonaparte“ zu stürzen, die Möglichkeit gewönnen, zu handeln, so wäre der Zweck erreicht.

Merkwürdig ist, wie der Herzog gleich in dieser Einleitung den Zweck des Krieges im Interesse der Bourbons ganz nach ihrem Wunsch feststellt; ganz im Sinn jener Erklärung, zu der Talleyrand den Wiener Congreß zu bewegen suchte — und wie daneben auch hier wieder mit Rücksicht auf die heimischen parlamentarischen Verhältnisse vorsichtig vermieden wird, in bestimmten Worten zu sagen, daß die Wiederherstellung der Bourbons ausschließlich das sei, wofür gekämpft werden sollte.

Wie man sieht, rechnete Wellington darauf, daß es möglich sein werde, in Frankreich eine royalistische Bewegung hervorzurufen und ihr den Sieg zuzuwenden, selbst wenn etwa auch andere Parteien sich zu regen versuchten. Vor Allem aber ging sein Streben dahin, im Sinn der Pläne, die seine Regierung verfolgte, für den überwiegenden Einfluß Englands so viel als möglich freies Feld zu gewinnen. Schon in Wien hatte er sich gegen das Heranziehen auch der Streitkräfte Rußlands ausgesprochen und geäußert, man bedürfe der russischen Heeresmacht am Rhein nicht und habe auch ohne sie Truppen genug.*) Hielt er auch wirklich eine solche Verstärkung für unnöthig, so konnte dabei doch auch die Nebenabsicht walten, den Kaiser Alexander und seinen Liberalismus fernzuhalten, und möglicher Weise waren es auch jetzt wieder zum Theil ähnliche Gründe, die ihn bestimmten, eine rasche Entscheidung zu wollen — herbeigeführt durch mäßige Streitkräfte der Verbündeten, neben denen die Royalisten in Frankreich eine gewisse Bedeutung haben konnten.

Als militärische Mittel, den Zweck zu erreichen, schlug Wellington vor: so schnell als möglich die größte mögliche Heeresmacht, die sich sofort zusammenbringen ließ, nach Frankreich zu werfen und ihre Operationen so zu leiten, daß sie durch die später verwendbaren, nachrückenden Streitkräfte unterstützt werden — oder sich nöthigen Falls ungefährdet auf diese nachrückenden Massen zurückziehen könne.

Drei Heere sollten demgemäß zunächst in das Innere Frankreichs vordringen; das englisch-niederländische unter Wellington, das preußische unter Gneisenau und das am Oberrhein gesammelte, durch die Truppen der kleineren deutschen Staaten verstärkte, unter dem Fürsten Schwarzenberg, und zwar alle drei in sehr naher Verbindung: Wellington und die Preußen zwischen der Sambre und Maas — Schwarzenberg's Heer von Luxemburg aus, während der linke Flügel desselben Longwy, Thionville und Metz beobachtete.

Wellington wollte einen Heertheil zurücklassen, Flandern zu decken

*) Gagern II, 145.

— und im Vorbeigehen Maubeuge, auf jeden Fall aber Avesnes zu erobern suchen. Die Preußen sollten ihren Marsch auf Chimay und Rocroy richten; Schwarzenberg's Aufgabe war, sich der Punkte Stenay, Sedan und Dun zu bemächtigen und über die Maas vorzugehen.

Dann, meinte der Herzog, habe man eine der feindlichen wahrscheinlich überlegene Macht in Frankreich vereinigt, und dürfe darauf rechnen, daß in weiteren vierzehn Tagen dem englisch-niederländischen Heer 40,000 — dem preußischen 90,000 Mann Verstärkungen folgten, während dem österreichischen, wenn auch in weiterem Abstande, eine russische Heeresmacht von 180,000 Mann nachrückte.

Sollte der Feind dann auch versuchen, von Maubeuge aus die Verbindungen der englisch-niederländischen Armee zu bedrohen, oder die der österreichischen Armee von den festen Plätzen an der oberen Maas und Mosel aus, so werde er es doch nur mit einer Macht zu thun vermögen, die jedenfalls schon dadurch vermindert wäre, daß bei der in Frankreich herrschenden Stimmung nothwendiger Weise Besatzungen von Linien-Truppen in den festen Plätzen zurückbleiben müßten. Der Feind werde also auch vermöge solcher Operationen weder die Vereinigung der nachrückenden Truppen mit den vorausgesendeten Heertheilen verhindern können, noch den Rückzug dieser letzteren auf die heranrückenden Massen, falls er nöthig werden sollte.

Die Verbündeten „würden also diesem Plan zufolge eine Macht von mehr als 200,000 Mann mitten in Frankreich haben, der beinahe 300,000 Mann mehr folgten, und deren Operationen zwischen der Maas und Oise auf Paris gerichtet sein würden."

In Wien kam außer diesem Plan, der schon deshalb nicht angenommen werden konnte, weil man sich nicht entschloß, die Operationen so früh zu beginnen, als darin vorausgesetzt war, zunächst ein zweiter zur Berathung, den der General Knesebeck vorlegte. *)

Die Zeit, wo ein rascher, entschlossener Zug nach Paris, um diese Hauptstadt zu „unterstützen", zu großen Ergebnissen führen konnte, war nach der Ansicht dieses Generals bereits vorüber. Eine solche Operation war nur gut, so lange Ludwig XVIII. sich in Paris behauptete. Jetzt konnte eine sofort, mit den Truppen, die eben zur Stelle waren, unternommene kriegerische Thätigkeit nur den Zweck haben, die royalistischen Bewegungen im Süden Frankreichs und in der Vendée zu unterstützen; Lyon mußte dann der Punkt sein, auf den sie vom Ober-Rhein, der Schweiz und Piemont aus gerichtet wurde —: sie schien aber überhaupt nur unter gewissen Voraussetzungen möglich und zu gefährlich, als daß man dazu rathen konnte.

Der leitende Gedanke, von dem Knesebeck im Allgemeinen ausging, war:

*) Beilage V.

die Bewegungen der verschiedenen Armeen müßten so berechnet werden, daß niemals eine von ihnen vereinzelt überwältigt (accablée) werden könne; daß im Gegentheil wo möglich stets mehrere von ihnen vereinigt sein könnten, wo eine entscheidende Schlacht bevorstehe. Wenn, um „Buonaparte" zu stürzen, Paris das Ziel der Operationen sein müsse, dürfe, damit dieser Forderung genügt werden könne, der gemeinschaftliche Heereszug nicht eher angetreten werden, als bis alle Heere der Verbündeten in gleicher Höhe, in gleicher Entfernung vom Ziel eingetroffen seien.

Die Oberrhein-Armee unter Schwarzenberg konnte aber, wie Oesterreich erklärte, nicht vor dem ersten Juni bereit sein und über den Rhein gehen. In der Zwischenzeit blieben also die Heere unter Wellington und Blücher in den Niederlanden, auf ihre eigenen Kräfte allein angewiesen, der Gesammtmacht des Feindes gegenüber; — waren somit, nach Knesebeck's Ansicht, auf die strengste Vertheidigung beschränkt und schwebten in einer Gefahr, die er keineswegs gering anschlug.

Unter diesen Umständen schlug er folgende Maßregeln vor: die preußische Armee muß sich einstweilen auf dem rechten Ufer der Maas zwischen Namur und Huy aufstellen; die englisch-niederländische zwischen Enghien, Hal und Genappe; die letztere hat Antwerpen als den Punkt anzusehen, von dem ihre Operationen ausgehen, und muß sich dort, für den Fall, daß die beschränkteste Vertheidigung nothwendig würde, ein „Asil" bereiten. Antwerpen muß in den Niederlanden für sie sein, was Lissabon ihr auf der iberischen Halbinsel war.

Nur ganz überwiegende Gründe (des raisons majeures) könnten für diese beiden Armeen die Möglichkeit herbeiführen, zum Angriff überzugehen; namentlich die Wahrscheinlichkeit einer Gegen-Revolution in Paris, oder die Gewißheit, daß der Feind, genöthigt, sich durch bedeutende Entsendungen nach Lothringen oder nach dem Süden zu schwächen, nicht mehr in voller Macht (en force) vor ihnen stehe. In solchem Fall kann es möglich werden, einen feindlichen Heertheil zu schlagen, oder einen festen Platz zu überraschen.

Abgesehen von solchen Möglichkeiten haben diese Heere sich durchaus auf der Vertheidigung zu halten und gegenseitig zu unterstützen. Wird das eine von ihnen angegriffen, so sucht das andere — falls es nicht selbst gleichzeitig vom Feind bedrängt ist — in die Flanke des Gegners zu operiren. Ist Wellington genöthigt, sich auf Antwerpen zurückzuziehen, so geht Blücher in die rechte Flanke des Feindes vor — aber ohne sich allzu weit von der Maas, von Lüttich und Namur zu entfernen. Wird Blücher angegriffen, so geht Wellington über die Maas, um ihn zu unterstützen. Wendet der Feind sich an die Mosel, so gehen beide Heere zusammen auf Luxemburg vor und suchen ihm seine Hülfsmittel abzuschneiden.

Die Oberrhein-Armee kann ihnen während dieser Periode nur durch

Diversionen nach Lothringen oder nach dem Süden Unterstützung gewähren.

Dieser gefährlichen Lage muß natürlich so bald als möglich ein Ende gemacht werden; die Oberrhein-Armee muß demnach so bald sie kann (d. h. Anfang Juni) über den Rhein vorgehen — aber nicht etwa, um in entschiedenen — oder auch vorsichtigen — Angriffsbewegungen auf Paris vorzudringen — das kann erst geschehen, wenn die russische Armee zur Stelle ist : sondern zunächst nur, um eine Diversion zu machen, die Aufmerksamkeit und die Streitkräfte des Feindes wo möglich zu theilen und die Lage der Heere in den Niederlanden zu erleichtern.

Wellington und Blücher sollen aber auch ihrerseits, wenn die Zeit gekommen ist, Schwarzenberg's Rheinübergang durch Offensiv-Operationen erleichtern.

Die Schweiz muß wieder, wie das Jahr vorher, der Stützpunkt der Oberrhein-Armee werden; doch ohne daß man durch ihr Gebiet marschirt, es sei denn mit Zustimmung ihrer Regierung. Es ist aber für die österreichische Armee unerläßlich, für die militärischen Operationen überhaupt von der höchsten Wichtigkeit, eine unmittelbare Verbindung durch die Schweiz mit Italien zu haben. Man wird also Unterhandlungen mit der Schweiz anknüpfen müssen, um eine Militär-Straße aus Schwaben über Basel nach Genf und Italien zu erhalten.

Das Heer unter Schwarzenberg wird entweder bei Basel über den Rhein gehen, oder zwischen Hüningen und Breisach; es operirt demnächst auf Belfort, Langres—Mühlhausen und Epinal (also auf einer doppelten Linie).

Allerdings ergeben sich aus dem Rheinübergang Schwarzenberg's wieder neue Gefahren, denn bis die russische Armee eingetroffen ist, um als verbindendes Mittelglied die Kette zu schließen, bilden die Heere der Verbündeten jenseits des Rheins zwei getrennte Gruppen. Aber die Umstände haben nun einmal diese Lage herbeigeführt, und es läßt sich daran nichts ändern, wenn man nicht Wellington seinem Schicksal überlassen und einer Niederlage aussetzen will. Vielleicht sieht sich der Feind durch die Operationen der Verbündeten gezwungen, seine Macht ebenfalls zu theilen. Wenn er es nicht thut, gewährt ihm der weite Raum zwischen der Maas und dem (Ober-) Rhein allerdings die Möglichkeit, um Straßburg unter dem Schutz seiner Festungen zu manoeuvriren, inzwischen mit Uebermacht auf die (verbündete) Maas-Armee zu fallen — und, wenn es ihm gelänge sie zu schlagen — sie gänzlich zu vernichten, ehe sie unterstützt werden könnte.

Sollte der Feind die Umstände benutzen wollen, ehe die russische Armee zur Stelle ist und sich in die „Lücke" zwischen der Oberrhein- und Maas-Armee werfen (d. h. nach unserer Meinung in das Leere hinaus), so müßte man von allen Seiten auf seine Verbindungen vor-

bringen. — Knesebeck sprach die Hoffnung aus, daß die berühmten Feldherren an der Spitze der verbündeten Heere das Bedenkliche dieser Verhältnisse wohl erwägen und daraus die Nothwendigkeit folgern würden, nichts zu wagen.

Selbst nach den Erfahrungen des Jahrs 1814 sagte sich Knesebeck nicht, daß die Verbündeten in diesem sehr unwahrscheinlichen, ja nach vernünftiger Berechnung unmöglichen Fall ihr Glück benutzen und ohne Aufenthalt auf Paris ziehen mußten, während Napoleon in der Lücke Abenteuer suchte. Ueberhaupt gab er sich, wie der ganze Entwurf beweist, wohl nicht genug Rechenschaft davon, daß Napoleon nicht allein unverhältnißmäßig schwächer war als die Verbündeten, sondern auch ohne allen Vergleich verwundbarer.

Die Operationen der österreichischen Armee in Italien mußten nach Knesebeck's Meinung außer Berechnung bleiben. Dieses Heer mußte zunächst für sich handeln, und konnte später erst seine Operationen mit denen der Hauptmacht in Verbindung bringen. —

In dieser Verfassung mußten die Dinge hingehalten werden, bis auch die russische Armee am Rheinstrom eingetroffen war —: dann, erst dann natürlich wurden — vorausgesetzt, daß sich inzwischen die Umstände nicht geändert hatten, kein Unglück geschehen war — wirkliche, auf die Entscheidung gerichtete Offensiv-Operationen möglich, und Knesebeck hatte sich für diese ein ziemlich künstlich ineinander greifendes Gewebe von Manoeuvren und Kriegslisten ausgesonnen.

Paris, das nothwendige Ziel aller kriegerischen Unternehmungen, konnte auf zwei verschiedenen Wegen erreicht werden: von Dijon und Langres her, oder durch das Gelände zwischen der Marne und Oise. Knesebeck gab für diesmal und unter den Umständen, die eben obwalteten, dem letzteren den Vorzug, und zwar weil Blücher und Wellington, gleichsam die Spitze des gesammten Heereszuges bildend, in dieser Richtung nur noch halb so weit von Paris standen, als die am Ober-Rhein versammelten Streitkräfte. Aber man mußte den Feind zu täuschen suchen, das Hauptquartier der Monarchen zu diesem Ende in die Nähe der Schweizer-Grenze, nach Freiburg im Breisgau verlegen und geräuschvoll die Nachricht verbreiten, daß man ungefähr denselben Operations-Plan befolgen werde, wie im jüngstvergangenen Jahr; daß man über Basel und Langres vordringen wolle; daß die Engländer darauf bestünden, Dünkirchen zu belagern; daß Blücher angewiesen sei, sich auf der Vertheidigung zu halten, und wüthend darüber —: ja, wenn es möglich war, mußte man das Geheimniß dieses angeblichen Plans irgend einem Napoleonischen Späher durch angebliche Verräther verkaufen lassen.

Gelang es auf diese Weise, „Buonaparte" und die Hauptmasse seiner Streitkräfte von Paris ab, an den Ober-Rhein zu ziehen, dann war der Augenblick gekommen, ein Kunststück militärischer Taschenspielerei,

ein überraschendes Manoeuvre auszuführen; aber er wollte schnell benützt sein. Schon mußten die Baiern unter Wrede, die Württemberger unter ihrem Kronprinzen an der Saar mit dem russischen Heer vereinigt stehen —: nun kam es darauf an, die österreichische Ober-Rhein-Armee in größter Geschwindigkeit mit der russischen zu vereinigen — seltsamer Weise wird uns nicht gesagt wo? — um dann mit großer Heeresmacht auf Buonaparte los zu marschiren, ihm eine Schlacht zu liefern oder ihn zu beschäftigen und am Ober-Rhein festzuhalten, während Blücher und Wellington von den Niederlanden her sich auf das beinahe oder ganz wehrlose Paris stürzten.

Aber es konnte auch sein, daß Buonaparte sich nicht täuschen, nicht an den Ober-Rhein locken ließ; daß er entweder Wellington und Blücher gegenüber zum Angriff überging, oder die Gegner mit vereinigter Macht in dem durch die Punkte Peronne, Laon, Rheims, Chalons an der Marne und Troyes bezeichneten Umkreis festen Fußes erwartete.

In dem erstern Fall mußten die Feldherren in den Niederlanden befugt sein, Wrede und den Kronprinzen von Württemberg an sich zu ziehen und gegen die Flanke des Feindes zu verwenden. Trat der letztere Fall ein, so rückten die Verbündeten in drei ungefähr gleich starken Massen gegen die Stellungen des französischen Heeres heran. Wellington und Blücher, welche alsdann die Masse zur Rechten bildeten, zunächst nach Chimay und Mezières; in der Mitte die Russen, die den Rhein bei Oppenheim überschritten, nach Stenay an der Maas, Wrede und die Württemberger, die sich dieser Masse anschlossen, von der Saar nach Verdün und Nancy; die Oesterreicher nach Langres, dem Punkt, um den sich nun einmal unwiderbringlich alle ihre strategischen Vorstellungen drehten. Der Erfolg sollte dann auch unter dieser Bedingung wieder durch ein überraschendes Manoeuvre herbeigeführt werden, indem die mittlere Masse, je nachdem hier oder dort der entscheidende Schlag geführt werden sollte, sich schnell mit dem rechten oder dem linken Flügel vereinigte und auf diese Weise eine Uebermacht gebildet wurde, an deren Spitze man den unmittelbaren Kampf aufsuchen und in ihm den Sieg hoffen durfte.

Eigentlich wünschte Knesebeck, daß dies zur Rechten geschähe; daß die Russen und Wrede sich mit Wellington und Blücher vereinigten, um dann gesammt den Feind anzugreifen, oder auch den linken Flügel seiner Stellung zu umgehen. Dem Kronprinzen von Württemberg fiel alsdann die Aufgabe zu, die Verbindung zwischen diesen Heeresmassen und den Oesterreichern zu erhalten. — Das verbindende Glied hatte sein Heertheil dann auch in dem umgekehrten Fall zu bilden, wenn nämlich die Hauptmacht der Verbündeten sich den Oesterreichern anschloß, um den rechten Flügel der vorausgesetzten feindlichen Stellung zu umgehen —: ein Beginnen, zu dem Knesebeck aber nicht räth und bei dem er auch nicht weiter verweilt.

Der Kaiser Alexander veranlaßte dann auch den General Toll einen Operations-Plan zu entwerfen, aber in russischer Sprache, und also wohl nur zum persönlichen Gebrauch des Kaisers. Am 5. Mai niedergeschrieben, bezieht dieser Entwurf sich auf eine spätere Periode, als Wellington's Vorschläge, und setzt demgemäß weiter vorgeschrittene Rüstungen, reichlichere Mittel voraus. Im Ganzen ist ein kühnerer Zug darin als in Knesebeck's Plänen, daneben aber zeigt sich, wie man das von einem russischen Offizier erwarten mußte, das Bestreben, die russische Heeresmacht nur als Rückhalt für die zunächst an Frankreichs Grenze vorgeschobenen und in Thätigkeit gesetzten Armeen zu verwenden. Natürlich nicht im Sinn Wellington's, um das Schicksal Frankreichs von dem Kaiser Alexander unabhängig zu machen, sondern lediglich um dem russischen Reich wo möglich neue blutige Opfer für eine fernliegende Sache zu ersparen, wie man gern schon 1814 gethan hätte — und dann, weil wirklich eine solche Masse von Mitteln nicht nöthig schien, um den Zweck zu erreichen.

Gleich Wellington setzt Toll drei Heere an den Grenzen Frankreichs voraus, aber er rechnet sie doppelt so stark an Mannschaft, zu 500,000 Mann (das englisch-niederländische zu 100,000; das preußische zu 150,000; Schwarzenberg's Heer zu 240,000 Mann). — Bei solcher Macht hält er für thunlich, auf drei Operations-Linien zugleich vorzugehen. Wellington's und Blücher's Heer sollten sich demgemäß in solcher Weise um Namur versammeln, daß sie höchstens drei Märsche von einander entfernt blieben, und ihr Vordringen in das Innere Frankreichs so berechnen, daß ihre Marschlinien nicht durch die Maas getrennt würden (d. h. sie sollten eben auch zwischen der Maas und Sambre vorwärts gehen).

Von Schwarzenberg's Heer verlangte Toll, daß es noch vor dem Beginn der Feindseligkeiten bei Mannheim und Speier über den Rhein gehen, und nach der Kriegserklärung, weil es den weitesten Weg zurückzulegen habe, auch unter allen zuerst seine Operationen beginnen solle; daß es 50,000 Mann im Elsaß zurücklasse, mit der Bestimmung, Straßburg und Landau zu beobachten und in einer Stellung zwischen Weißenburg und Hagenau die Verbindungen des Heers zu decken, während dieses selbst seinen Marsch, an Metz und Verdün vorbei, auf Chalons und Paris richte und unterwegs durch entsendete Abtheilungen Metz, Verdün, Thionville und Sarlouis einschließe.

Napoleon, durch den Angriff überrascht, könne möglicher Weise der Schlacht zunächst ausweichen, um seine Streitkräfte zwischen Chalons, Rheims und Laon zu vereinigen — es sei daher unerläßlich, daß die drei Heere der Verbündeten zu gleicher Zeit vor dieser Stellung erschienen.

Die österreichische Armee, die General Frimont in Ober-Italien befehligte, sollte über den Mont-Cenis gerade auf Lyon vordringen, um den Marschall Massena, den man sich an der Spitze der französischen

Streitkräfte im Süden dachte, von der Hauptmacht Frankreichs abzuschneiden und an der Vereinigung mit derselben zu verhindern.

Das russische Heer konnte erst Ende Mai in der Gegend von Eichstädt, Nürnberg und Bamberg eintreffen, erst einen Monat später sich jenseits des Rheins den dort in Thätigkeit gesetzten Heeren nähern. Deshalb wollte es Toll als Reserve des Ganzen angesehen und nöthigen Falls verwendet wissen.

Wie man sieht, kam es nach Toll's Ansicht einfach darauf an, in der geraden Richtung auf Paris so schnell als möglich mit vereinter Macht eine entscheidende Schlacht herbeizuführen, die Napoleon Ursache hatte zu meiden, und deren Erfolg nicht zweifelhaft sein konnte. Man bedurfte, um des Sieges gewiß zu sein, nicht einmal des russischen Heers.

Ohne Zweifel hat der Kaiser Alexander sich auch von Diebitsch einen Entwurf vorlegen lassen, doch ist davon nichts bekannt geworden. In wiefern er sich die Ideen seiner vertrauten Strategen angeeignet, wie viel er davon in eigenem Namen dem verbündeten Kriegsrath in Person oder durch Wolkonsky mitgetheilt hat, wissen wir ebenfalls nicht zu sagen. Gewiß aber gefiel der Vorschlag Toll's, die russischen Streitkräfte nur als Rückhalt nachrücken zu lassen, ihm persönlich nicht, so sehr er geeignet war, den Russen im Allgemeinen zuzusagen. Ohne Zweifel wollte er auch diesmal wieder als der Agamemnon des Bündnisses an der Spitze des Zuges stehen, das tritt sehr deutlich in seinem Briefwechsel mit Wellington hervor, dessen wir weiter unten gedenken müssen; und eben so gewiß wollte er vor Allem das Schicksal Frankreichs in Händen haben und darüber bestimmen. — Beides aber setzte voraus, daß sein Heer in erster Linie an dem Kampf und dem Sieg der Verbündeten Theil nahm, wo möglich sogar vorzugsweise als Sieger in Paris einrückte.

Uebrigens konnte ohnehin aus anderen Gründen von einer Eröffnung der Feindseligkeiten, ehe das russische Heer am Mittel-Rhein den vom Meer bis zu den Alpen um Frankreichs niederländische und deutsche Grenze gezogenen Bogen schloß, nicht die Rede sein. Die Oesterreicher fanden ein früheres Vorgehen ihrerseits zu gewagt und wollten darauf nicht eingehen. Schon die Art, wie Knesebeck zugiebt, daß sie dabei einige Gefahr liefen, dann aber geltend zu machen sucht, daß sie das Wagniß dennoch bestehen müßten, um nicht Wellington und Blücher zum Nachtheil des Ganzen weit ernsteren Gefahren auszusetzen, deutet darauf, welche Bedenken sie vorbrachten.

Einen eigentlichen, in bestimmte Formen gebrachten Operationsplan legten dagegen die österreichischen Strategen auch dann nicht vor, als den weiteren Besprechungen Knesebeck's Entwurf zur Grundlage diente und es für sie zur Nothwendigkeit machte, mit ihren abweichenden Ideen in genauer begrenzten Umrissen hervorzutreten. Nur eine „Denkschrift“, die sich ganz im Allgemeinen hielt und vieles Wichtige absichtlich gar nicht

berührte, wurde von ihrer Seite (am 28. April) dem hohen Kriegsrath mitgetheilt. Der Fürst Schwarzenberg erklärte dabei mündlich, namentlich gegen die Vertreter Englands, daß er nicht angemessen finde, näher auf die Einzelnheiten eines Plans in bestimmterer Form einzugehen, als bis er an Ort und Stelle sei, bis die Rüstungen, weiter gediehen, sich besser übersehen ließen.*) Das weitere Benehmen des österreichischen Militär-Cabinets läßt vermuthen, daß man auch noch andere Gründe hatte, sich vor der Hand nicht weiter einzulassen; daß man Herr der ganzen Lage bleiben, die Ausführung der eigenen Ideen sicher stellen und sich eben deshalb nicht vorzeitigem Widerspruch aussetzen wollte, der möglicher Weise die Nothwendigkeit herbeiführen konnte, in wichtigen Punkten nachzugeben.

Der Heerzug nach Frankreich sollte, wie sich nach allen früher geäußerten Bedenken von selbst versteht, nicht eher angetreten werden, als wenn die Streitkräfte, die Rußland in Bewegung setzte, bei Mainz und Mannheim eingetroffen wären. Allerdings war diese Forderung zunächst aus der ängstlichen Vorsicht — oder Befangenheit — hervorgegangen, die in Schwarzenberg's Kreis nun einmal unbesiegbar herrschend blieb: aber es machten sich daneben auch andere Rücksichten, die weit in das Gebiet der Politik hinüber reichten, als maßgebende geltend.

Dieselben Gründe, die den Herzog von Wellington bewogen, dahin zu wirken, daß die Heere Rußlands wo möglich dem Kriegsschauplatz fern, in Polen und in ihrem Heimathlande stehen blieben, waren es seltsamer Weise, die Oesterreichs Staatsmänner zu der Forderung bestimmten, die russischen Truppen sollten, gerade umgekehrt, in erster Linie gleich allen anderen unmittelbar in den bevorstehenden Kampf verwickelt werden. Die Besorgniß, daß Rußland unter gewissen Voraussetzungen, wenn der Kampf beendet war, einen überwiegenden, drückenden Einfluß auf die Bedingungen des Friedens üben könne, war es, die hier und dort den gerade entgegengesetzten Forderungen zu Grunde lag.

Denn Metternich erwartete, gleichwie Schwarzenberg und dessen Mentor Langenau, ernste Kämpfe, in denen namentlich Oesterreichs Heere empfindliche Verluste erleiden konnten —: und wenn dann in dem Augenblick, wo der Sieg über Frankreich glücklich erfochten war, der Kaiser Alexander mit einer gewaltigen, ganz unversehrten, ja vom Kriege unberührten Heeresmacht in drohender militärischer Stellung mitten in Deutschland stand, während die österreichischen Kriegerschaaren, jedenfalls gelichtet, vielleicht theilweise zerrüttet, fern an der Seine weilten, außer Stande, die Grenzen des eigenen Staats zu schützen: welchen Druck konnte dann nicht Rußland auf die Entschlüsse des Wiener Cabinets üben!**)

*) Wellington, Supplementary dispatches X, 173.
**) Wellington, Supplementary dispatches X, 317; 371.

Schon um diesen Möglichkeiten vorzubeugen, mußte man demnach die russische Armee an die Ufer der Seine mitzunehmen suchen und veranlassen, daß sie ihren Tribut auf dem Schlachtfelde zahlte, gleich allen Anderen.

In der Zwischenzeit, ehe sie herangekommen war, konnte allerdings Napoleon seinerseits zum Angriff übergehen —: und Langenau nahm die Vertheidigung, auf welche die Verbündeten sich alsdann angewiesen sahen, in einem noch engeren Sinn als Knesebeck, ganz so, wie die sich ihrer selbst bewußte Schwäche sie verstehen mußte; so, als habe man es mit einem, wenigstens einstweilen in jeder Beziehung überlegenen, durch die Gesammtheit der Verhältnisse entschieden zum Angriff berechtigten Gegner zu thun.

„Die Offensiv-Operationen können nicht vor dem 16. Juni eröffnet werden", läßt Langenau den Fürsten Schwarzenberg sagen: „Alles, was der Feind bis dahin unternimmt, muß von uns nach denselben Grundsätzen defensiv behandelt werden, welche beim Angriff aufgestellt sind, d. h. der mit Uebermacht angegriffene Theil zieht sich langsam zurück, ohne sich auf etwas Entscheidendes einzulassen, während alle Anderen zu seiner Unterstützung Demonstrationen vorwärts machen."

Schon in diesen wenigen Worten erkennen wir Langenau wieder, den etwas weitläuftigen und unter keiner Bedingung kühnen Strategen, dessen unsichere Hand den Fürsten Schwarzenberg schon während der früheren Feldzüge nicht auf den kürzesten Wegen zum Ziele geführt hatte. Ausweichen, überall wo ein ernster Kampf droht, und — demonstriren, wo man die Hände frei hat, sich immerdar ängstlich Wagniß, Entschluß und That ersparen —: das sind die Ideen, die auch hier wiederkehren, die maßgebend bleiben sollen, selbst unter Bedingungen, die ihrem gesammten Wesen nach zur Kühnheit auffordern; denn wir dürfen nicht übersehen, daß in diesem Sinn verfahren werden soll, selbst wenn die erdrückende Uebermacht der Verbündeten ganz versammelt und die Zeit zum strategischen Angriff gekommen ist.

Für diesen stellt dann Langenau folgende Grundsätze auf:

1) Eine jede der verbündeten Armeen muß an der Operations-Basis festhalten, die für sie der Natur der Dinge nach die angemessene ist.

2) Alle diese Heere müssen ein gemeinschaftliches Operations-Object im Auge haben und ihre Anstrengungen auf denselben Punkt richten.

3) Die Operations-Linien, die von der Basis zu diesem Punkt führen, müssen durch Verschanzungen und auf ihnen aufgestellte Reserve-Truppen vollständig gesichert sein.

4) Die zum Angriff vorrückenden Heere müssen so geordnet sein, daß der Feind genöthigt wäre, einen Theil seiner Provinzen wehrlos preiszugeben, wenn er nach irgend einer Seite hin die Offensive ergreifen wollte.

5) Das Mittel dazu wäre, zu gleicher Zeit verschiedene Punkte zu bedrohen, und zwar so weit von einander gelegene, daß es, im Fall eines der verbündeten Heere von Unfällen betroffen würde, möglich wäre, die allgemeine Sachlage durch ein kräftiges Vorschreiten von einer anderen weit entfernten Seite her wieder in das Gleiche zu bringen; daß man auf diese Weise den Feind verhindern könne, seinen Vortheil zu verfolgen, indem man ihn zwänge, sich eilig nach einem entgegengesetzten Punkt Frankreichs zu wenden.

In der Anwendung dieser Grundsätze wird dann für Oesterreich der breiteste Raum in Anspruch genommen, denn die von der Natur vorgezeichnete Basis für die Operationen seiner Heeresmacht ist seinen Armeen in Deutschland und Italien gemeinsam; sie ist in solcher Weise zu ziehen, daß die Operationen dieser Heere, von ihr ausgehend, unmittelbar ineinander greifen. Ihr rechter Flügel lehnt sich an Mainz, die Mitte stützt sich auf das feste Bollwerk, die Schweiz, die Linke auf die Alpenpässe Piemonts.

Die Basis für die Operationen der preußischen Armee dehnt sich dann von Mainz rechts hin bis an die Stellungen des englisch-verbündeten Heeres aus und dieses letztere hat die seinige in den Niederlanden zu suchen.

Für die Streitkräfte Rußlands aber fehlt in diesem Kriege, den sie so weit von ihrem Heimathlande führen, jede eigene Basis der Operationen. Daraus ergiebt sich die Aufgabe, die ihnen zu lösen beschieden ist und die lediglich darin besteht, die Lücke auszufüllen, die zwischen den beiden zu selbstständiger, unmittelbar auf den Erfolg gerichteter Thätigkeit berufenen Heer-Gruppen unter den österreichischen Generalen im Süden, unter Blücher und Wellington im Norden, entstehen könnte — und je nach den Umständen hierhin oder dorthin Hülfe zu bringen. Aber nicht etwa als eine Reserve-Armee, sondern in erster Linie aufgestellt, gleich den übrigen verbündeten Heeren.

Um dann, den allgemeinen Grundsätzen entsprechend, möglichst weit von einander entlegene Punkte zugleich zu bedrohen, muß die Offensive der nördlichen Heer-Gruppe von ihrem rechten Flügel ausgehen, die der südlichen, der österreichischen, von ihrer Linken. — Wir haben uns also eine doppelte, gleichzeitige Offensive zu denken: auf der einen Seite wahrscheinlich von der Sambre her längs der Oise — auf der anderen gewiß von Langres aus längs der Seine auf Troyes, und dabei das schon angedeutete, wechselnde Spiel von Ausweichen und Vorschreiten oder Demonstriren.

Diese Operationen können aber erst beginnen, wenn sich 50,000 Russen bei Coblenz den Preußen und eben so viele bei Mannheim den Oesterreichern angeschlossen haben. Der Rest der Russen marschirt auf Mainz und Coblenz, und wenn die Spitze des Zuges diese Punkte erreicht hat, wird sich beurtheilen lassen, welche der beiden Heer-Gruppen ihrer Unterstützung bedarf.

Wie Schwarzenberg gegen Lord Stewart äußerte, lag dabei auch die etwas höfische Absicht zu Grunde, dem Kaiser Alexander durch eine seltsame Art strategischer Schmeichelei angenehm zu werden. Es sollte nämlich, wenigstens in den Augen des Kaisers, den Anschein gewinnen, als ob diese russische Central-Reserve unter Barclay-de-Tolly, je nachdem sie sich rechts oder links wendete, die Entscheidung hierhin oder dorthin trüge.*) Was sich aber unter Anderem auch hinter dieser angeblichen Courtoisie verbarg, war das Verlangen, dem russischen Heer und seinem Kaiser in den bevorstehenden Kämpfen keine selbstständige Rolle zu lassen; man wünschte dieses Heer wo möglich zu theilen, und in ein von der österreichischen Kriegführung abhängiges Verhältniß zu bringen.

Der Plan im Ganzen gefiel dem Fürsten Metternich — der ein militärisches Urtheil nicht hatte — ganz ausnehmend, und zwar charakteristischer Weise namentlich deshalb, weil darin alles Große und Kühne sorgfältig vermieden schien; weil Schwarzenberg, wie Metternich beifällig bemerkte, durchaus nichts Außerordentliches unternehmen wollte.

Neben solchen Entwürfen, in denen alle Feinheiten der wissenschaftlichen Strategie erschöpft schienen, konnte ein Operations-Plan Gneisenau's, der sich auf wenige Zeilen beschränkte, natürlich gar nicht in Betracht kommen. Gneisenau war überhaupt kein Freund umständlicher Planmacherei, die in seinen Augen um so unfruchtbarer bleiben mußte, weil von den vielen Fällen, die man sich vorauszusehen bemüht, doch am Ende keiner genau eintrifft, und die Wirklichkeit sich immer anders gestaltet, als man gedacht hat. Diesmal vollends schienen ihm künstliche Veranstaltungen und verwickelte Combinationen weniger als je nothwendig, weil die Uebermacht der Verbündeten an sich eine erdrückende war. Einfaches Vorgehen und entschlossenes Handeln genügte. Er nahm deshalb in Belgien, am Mittel- und am Ober-Rhein drei Heere an, und achtete jedes derselben für sich allein dem Feinde gewachsen. Dem mittleren sollte eine Reserve-Armee folgen. Jene drei sollten zugleich gegen Paris vorrücken und selbst wenn das eine oder das andere dieser Heere eine Schlacht verlöre, sollten die beiden anderen, ohne sich dadurch aufhalten zu lassen, gegen die feindliche Hauptstadt vordringen, während die Reserve-Armee dem geschlagenen Theil zu Hülfe eilte und den Kampf mit dem verfolgenden Feinde entschlossen aufnahm. Paris war der Punkt, den Napoleon nicht ungestraft preisgeben konnte; der Krieg war entschieden, wenn die Hauptstadt in die Hände der einen oder der anderen der verbündeten Armeen fiel.

Aus Lord Stewart's Briefen ersehen wir, wie gerade der Mangel an Künstlichkeit die zu Wien versammelten Strategen veranlaßte diesen Plan mit entschiedenem Mißtrauen zu betrachten. „Ich kann nur übel

*) Wellington, Supplementary dispatches X, 173.

auguriren", schreibt Lord Stewart, „von einer Idee die alle Combination ablehnt, auf der doch, wie man uns gelehrt hat zu glauben (one has been taught to believe), jeder militärische Erfolg beruht."

Wie das aber schon durch die Zurückhaltung Oesterreichs bedingt war, kam man zu Wien überhaupt nicht zu einem bestimmten Schluß und es wurde in Wahrheit kein allseitig angenommener Operationsplan festgestellt. Der Kriegsrath löste sich auf, ohne daß es dazu gekommen wäre; der Fürst Schwarzenberg eilte zur Armee, erst nach Heilbronn, dann nach Heidelberg, wohin bald sein Hauptquartier verlegt wurde, und der General Knesebeck reiste in persönlichen Angelegenheiten für einige Zeit nach Berlin.

Aber eben weil noch nichts beschlossen war, fuhr man fort mündlich und schriftlich Ansichten und Entwürfe auszutauschen, und namentlich säumte Schwarzenberg nicht, Langenau's Denkschrift, die er zu der seinigen gemacht hatte, denjenigen namhaften Heerführern der Verbündeten mitzutheilen, die nicht in Wien anwesend waren. Allem Anschein nach hoffte er namentlich die Zustimmung Wellington's zu gewinnen und sich von ihm wie von dem Feldmarschall Wrede unterstützt zu sehen.

Die Zustimmungen fielen jedoch nicht so unbedingt aus, als man vielleicht erwartet hatte. Gneisenau hatte bereits jeden Plan, der die Operationen der österreichischen Armee in Italien mit den von Deutschland aus gegen Frankreich gerichteten in Verbindung bringen wolle, für verwerflich erklärt, weil sich daraus nur unnützer Zeitverlust ergeben könne. Auch dem Feldmarschall Wrede schien die Vorsicht zu weit zu gehen, so daß sie, allzu ängstlich bemüht Gefahren zu meiden, deren gerade herbeiführen konnte, die nicht zu befürchten standen, wenn man den Ereignissen entschlossen entgegen ging. Es sei zwar sehr gut, sagte er in seiner Antwort, wenn alle Heere der Verbündeten zugleich die Offensive ergreifen könnten: der Feind werde aber seinerseits darauf nicht warten, vielmehr wahrscheinlich selbst vorgreifend zum Angriff schreiten, und sich mit ganzer Macht auf die Heere Wellington's und Blücher's in den Niederlanden werfen. Auch gewinne Frankreich zu viel Zeit zu Rüstungen, wenn man den Beginn des Feldzugs bis in die zweite Hälfte des Junius verschiebe. Aus beiden Ursachen, sowie deshalb weil das lange, zaudernde Verweilen so großer Heeresmassen auf deutschem Boden, dem eigenen Lande zu große Opfer auferlege, schien es dem Feldmarschall nothwendig früher vorzurücken.

Noch ungünstiger urtheilte Wellington, der durch Stewart's Briefe von den Plänen Oesterreichs bereits mehr wußte als in der Denkschrift stand; namentlich daß ein österreichisches Heer aus Italien über die Alpen gehen und Lyon erobern sollte, und daß Schwarzenberg jenseits des Rheins zunächst nach Langres und an die Quellen der Marne vorrücken wollte. Sein Tadel war, in einem Brief an Schwarzenberg (vom 9. Mai),

in höfliche Redensarten eingehüllt, die im Allgemeinen zustimmend zu sein, und nur untergeordnete Bedenken im Einzelnen geltend zu machen schienen —: gleichzeitig aber sprach er seine eigentliche Meinung unumwundener in einem Schreiben an Lord Stewart aus.

In diesem behandelte er namentlich die Rathschläge Langenau's für den Fall, daß Napoleon noch vor der Mitte Juni zum Angriff überging, mit entschiedener Geringschätzung. „Ich bin geneigt zu glauben," sagt Wellington, „daß wir, Blücher und ich, so nahe vereinigt sind und so stark, daß der Feind uns nichts anhaben kann. Ich bin der vorgeschobene Posten des Ganzen; der größte Theil der feindlichen Streitkräfte steht mir gegenüber; und, wenn ich zufrieden bin, brauchen Andere keine Besorgnisse zu haben."

Nicht ausweichen, sondern mit Sieges-Zuversicht Stand halten, wollten Blücher und Wellington dem Angriff Napoleon's, wenn er auf sie gerichtet war.

Aber so wenig Wellington einen Angriff fürchtete, so wenig glaubte er im Verein mit Blücher selbst angriffsweise vorgehen zu können, so lange die Hauptmacht des Feindes ungetheilt ihm gegenüber stand. Der linke Flügel der gesammten Heeresmacht, Schwarzenberg's Heer, mußte nach seiner wie nach Toll's Ansicht die Operationen zuerst beginnen, und erst wenn dadurch ein Theil der feindlichen Streitkräfte an den Ober-Rhein hin gezogen war, konnte der rechte Flügel unter ihm selbst und Blücher von den Niederlanden aus gegen Paris vorbrechen. In der Anlage zu den Operationen des linken Flügels, wie sie Langenau ordnete, schien aber Manches Tadel zu verdienen. Wellington, der den strategischen Glauben an das Plateau von Langres nicht theilte und nicht einmal recht verstanden zu haben scheint, welche Art von Bedeutung dieser Oertlichkeit beigelegt wurde, der in Langres nichts weiter sah als eine Marsch-Station auf einer der Straßen nach Paris, tadelte, daß man sich unnützer Weise von der Nordsee bis an die Alpen ausdehnen wolle, und meinte, man müsse sich nicht weiter ausbreiten als der Verpflegung wegen nöthig sei. Er tadelte, daß ein österreichisches Heer aus der Lombardei über die Alpen nach Frankreich vordringen sollte, wo man es nicht brauche, und meinte, alle Streitkräfte, über die Oesterreich jenseits der Alpen gebieten könne, würden am besten auf die rasche Besiegung Murat's verwendet, die er sich nicht so leicht dachte, als sie in der That war. Er tadelte vor Allem, daß man die Operationen dieses italienischen Heers, die von einer anderen Basis ausgingen, mit denen der Hauptarmee in Verbindung bringen wolle. Das könne nicht geschehen ohne vielmehr umgekehrt den linken Flügel der Hauptmacht, nämlich Schwarzenberg's Heer, außer Zusammenhang mit der Mitte und dem rechten Flügel zu bringen (disconnecting) und in Operationen zu verwickeln, die ihn von dem eigentlichen Ziel der kriegerischen Thätigkeit ablenken müßten.

Wellington's eigene Vorschläge waren jetzt, da inzwischen Manches sich anders gestaltet hatte, abweichend von den früheren: der linke Flügel bricht zuerst auf, um zwischen Basel und Straßburg über den Rhein zu gehen, und an dem Tage, wo er bei Langres eintrifft, geht die Mitte, schon etwas früher an der Saar versammelt, über die Maas (wie in einem späteren Schreiben hinzugefügt wird, zwischen Verdün und Sedan).*) Genügt das nicht, um Napoleon's Streitkräfte dorthin zu ziehen und dadurch den Beginn der Operationen auch für den rechten Flügel der Verbündeten von den Niederlanden aus möglich zu machen, so müssen linker Flügel und Mitte ihre Bewegung vorwärts fortsetzen: jener indem er auf beiden Ufern der Marne stromabwärts — diese indem sie auch über die Aisne vorgeht. Beide kämen dann in demselben Maße, in welchem sie sich Paris näherten, auch unter einander in immer nähere Verbindung.

Aber die Voraussetzung ist nach Wellington's Meinung nicht wahrscheinlich: der Feind wird, so wie die Verbündeten in das östliche Frankreich eindringen, auch seine Streitkräfte dorthin wenden, und vielleicht die Mitte angreifen, die dann nach Luxemburg ausweichen, oder den Kampf annehmen muß, je nachdem sich die Machtverhältnisse gestalten. — Das Wahrscheinlichste aber ist, daß Buonaparte seine gesammte Macht in einer strategischen Stellung an der Aisne sammelt. Darauf deuten die Befestigungs-Arbeiten bei Soissons und Laon — und das verschanzte Lager bei Beauvais — von denen man vernimmt. Dann muß entweder der linke Flügel der Verbündeten, vielleicht von der Mitte aus verstärkt, die Rechte dieser Stellung umgehen und zwischen Marne und Seine auf Paris vordringen, während das englisch-niederländische Heer und die Preußen entweder die Stellung an der Aisne angreifen, oder ihre Linke zu umgehen suchen. — Oder endlich können auch die gesammten Streitkräfte der Verbündeten vereinigt werden, zum unmittelbaren Angriff auf die feindliche Vertheidigungs-Stellung an der Aisne. — In beiden Fällen aber müssen Wellington und Blücher durch entsendete Heertheile Maubeuge und Givet belagern lassen.

Endlich tadelt Wellington auch, daß man den Beginn der kriegerischen Thätigkeit noch so lange aufschieben wolle. Das sei nicht nöthig. Buonaparte habe kaum mehr als 200,000 Mann im freien Felde zu verwenden und könne deren gewiß nicht mehr als 150,000 auf einen Punkt vereinigen; man könne daher den Feldzug mit Zuversicht eröffnen, sobald man 450,000 Mann beisammen und die Gewißheit habe, dem Feinde, sowohl im Centrum als auf jedem der Flügel, mit einer wenigstens gleichen Macht begegnen zu können.**)

---

*) Beilage VII.
**) Gurwood, No. 934 u. 935.

Dieser Brief machte in Wien, wo er dem Kaiser Alexander und allen Stimmberechtigten mitgetheilt wurde, nicht geringes Aufsehen und großen Eindruck. Der Kaiser Alexander gab seinen Beifall entschieden zu erkennen, und selbst Metternich äußerte, in einem Briefchen an Stewart, Wellington's Ansichten seien ganz die seinigen und er glaube dafür einstehen zu können, daß auch Schwarzenberg sie theile. Dieser habe sich bereits unmittelbar mit dem Feldherren Englands in Verbindung gesetzt. (Les idées de My Lord Wellington sont entièrement les miennes et je crois pouvoir répondre que le Prince de Schwarzenberg les partagera également.) *)

Darauf hin scheint der Kaiser Alexander, nach einigen Besprechungen hin und her, geglaubt zu haben, daß nun wirklich ein Operationsplan festgestellt sei, in dem Wellington's Vorschläge mit einzelnen Elementen aus Knesebeck's und Toll's Entwürfen in Verbindung gebracht wären. Wellington sollte sich diesen Ideen zufolge bei dem Vorrücken links ziehen, um mit den Preußen in Verbindung zu bleiben, die ihrerseits von Maestricht und Lüttich aus nach Mezières vorzurücken hätten. Die russische Armee sollte bei Mainz und Mannheim über den Rhein gehen und gerade auf Chalons a. d. Marne vordringen, so daß die Streitkräfte der Verbündeten, der Hauptmasse nach, sich in naher Verbindung um diesen Punkt gruppirt hätten, wo man, wie es scheint, entscheidende Schläge erwartete. Was das österreichische Heer anbetrifft, nahm der Kaiser an, es werde unterhalb Straßburg über den Rhein gehen, und sich auf dem weiteren Zuge vorwärts in der Richtung auf Troyes, stets zu möglicher Vereinigung bereit, in der Nähe der russischen Armee halten. — Das österreichisch-sardinische Heer mochte dann aus Ober-Italien durch Savoyen nach Lyon vordringen, ein aus Oesterreichern und Truppen in englischem Solde zusammengesetzter Heertheil in die Provence eindringen. An dieser letzteren Expedition war besonders der englischen Regierung gelegen, die in Marseille und überhaupt im Süden die dort allerdings zahlreichen Royalisten in Bewegung zu bringen hoffte.

Bald löste sich dann, wenn auch noch nicht eigentlich der Congreß, doch die Fürsten-Versammlung zu Wien auf. Der Kaiser Alexander verlegte gleich dem König von Preußen und dem Kaiser von Oesterreich sein Hauptquartier nach Heidelberg —: und hier zeigte sich, daß Oesterreich keineswegs geneigt war, auf seine eigenen Ansichten und Pläne zu verzichten.

Die Pläne waren vielmehr im Gegentheil inzwischen von Langenau mehr in das Einzelne ausgearbeitet und in bestimmtere Formen gebracht worden. Man hatte aber gegen die Verbündeten, vor Allem gegen den Kaiser Alexander, vorsichtig darüber geschwiegen, ohne Zweifel weil man

---

*) Wellington, Supplementery dispatches X, 318.

von seiner Seite Widerspruch erwartete, und fest entschlossen nicht nachzugeben, gern jede weitere eingehende Erörterung vermied; namentlich nachdem die bedeutendsten Persönlichkeiten des österreichischen Militair-Cabinets, Schwarzenberg, Langenau, Duka und Radetzky, Wien verlassen hatten. Die Ausführung der eigenen Entwürfe, mit Beseitigung aller anderen, mehr oder weniger abweichenden, ließ sich gerade unter dem Schutz dieses vorsichtigen Schweigens am allerbesten sicher stellen. Auch diesmal griff Oesterreich wieder, wie das schon ein Jahr früher bei den Vorbereitungen zu dem Feldzug nach Frankreich mit Erfolg geschehen war, zu dem Mittel, die Dinge so lange als möglich in der Schwebe, die Erörterung scheinbar offen zu erhalten, zugleich aber die Aufstellung der Truppen so zu ordnen, alle Einleitungen so zu treffen, daß schließlich, wenn der Augenblick gekommen war sich auszusprechen, gar kein anderer Plan mehr ausgeführt werden konnte, als der, den das österreichische Cabinet vorlegte.

Auf solchen Wegen war man im Jahr 1814 dahin gelangt, daß, sehr entschieden gegen den Willen des Kaisers Alexander, österreichische Truppen die Schweiz überzogen und die Verfassungen dieses Landes, wenigstens theilweise, im Sinn einer Oesterreich befreundeten Partei umgestaltet wurden; daß die Hauptmacht der Verbündeten ihren Kriegszug nach Frankreich von der Schweiz aus beginnen mußte. Und jetzt wie damals lag es, wie die Gesammtheit der Verhältnisse nun einmal überwiegend beurtheilt wurde, allerdings in der Macht Oesterreichs, den Dingen die gewünschte Richtung zu geben. Denn war auch Schwarzenberg nicht wieder, wie das Jahr zuvor, der nominale Generalissimus des Bundes, so war doch jetzt wie damals Oesterreichs Heer, im Verein mit den deutschen Truppen, die ihm untergeordnet wurden, das zahlreichste unter allen und bildete zugleich den linken Flügel der gesammten Aufstellung —: den Theil, durch dessen Operationen man sich die aller anderen Armeen bedingt dachte.

Denn auch Wellington hatte ausdrücklich verlangt, daß Schwarzenberg's Heer unter allen seine Operationen zuerst beginnen sollte, weil es den weitesten Weg zurückzulegen hatte; er würde schwerlich darein gewilligt haben, mit seinen eigenen und Blücher's Schaaren zum Angriff vorzugehen, solange das nicht geschehen war. Wenn Oesterreich zauderte, fühlte sich Alles gelähmt. Blücher und Gneisenau, die anderen Sinnes waren, mußten sich fügen.

In dem Entwurf zu den Angriffs-Operationen, der dem Kaiser Alexander von Schwarzenberg unterschrieben am 7. Juni vorgelegt wurde, war natürlich das besondere Interesse Oesterreich's durchaus maßgebend, und daneben zeigt sich, daß Langenau seinen von früher her bekannten doctrinairen Anschauungen von der unbedingt entscheidenden Wichtigkeit gewisser geographischer Punkte auf das Vollständigste treu geblieben war; daß die

Erfahrungen des letztvergangenen Krieges nichts daran geändert hatten. Wie früher galt ihm auch jetzt die Schweiz für die Vormauer des österreichischen Staats, die nicht preisgegeben werden mußte, damit nicht Napoleon sich dorthin werfen konnte, um von dort aus die Flanken der österreichischen Heere in Deutschland und Italien zu bedrohen. Und auch das während des Feldzugs 1814 so viel genannte „Plateau von Langres" spielte in Langenau's Plänen wieder die alte, mystische Rolle. Dieses hochgelegene Plateau, von dem die Gewässer nach entgegengesetzten Seiten zur Seine, zur Marne und zur Saone, mithin zur Nordsee wie zum mittelländischen Meer hinab fließen, deckte die Schweiz und beherrschte in Langenau's Vorstellung das ganze östliche Frankreich. Man wollte im österreichischen Militair-Cabinet sogar wissen, Napoleon — belehrt durch die Ereignisse des Jahrs 1814 — habe nun auch seinerseits die Wichtigkeit von Langres erkannt und lasse diesen beherrschenden Punkt, so wie Mümpelgard, auf der Heerstraße aus dem Elsaß nach Lyon, stark befestigen.*) Oesterreichs Heeresmacht mußte vor allen Dingen den Erfolg dadurch sicher stellen, daß sie diesen Punkt in Besitz nahm. Da es ferner darauf ankam, dort eine gesicherte Stellung zu haben, in der man sich behaupten konnte und die eigenen Verbindungen gehörig deckte, war es keineswegs gleichgültig, auf welchem Wege sie dahin gelangte. Den Punkt von der Seite, etwa von Nancy her, zu erreichen, hätte dem Zweck nicht entsprochen. Schwarzenberg's Heer mußte bei Basel über den Rhein gehen, um über Belfort und Vesoul nach Langres vorzudringen und seine Operations-Linie auf dieser Straße einzurichten.

Der eigentlich leitende Gedanke aller österreichischen Entwürfe und maßgebend für die gesammte Kriegführung war aber der, daß die österreichischen Armeen am Rhein und in Italien stets in Verbindung bleiben und durch gemeinsame, ineinander greifende Operationen den endlichen Erfolg auf vollkommen gesicherter Grundlage erstreben müßten.

Schon während des Winterfeldzugs 1814 hatten die österreichischen Heerführer einen großen Werth auf möglichst unmittelbare Verbindungen mit ihrer Armee in Italien gelegt, obgleich jeder Gedanke an ein wirkliches Zusammenwirken damals, wo die österreichischen Waffen jenseits der Alpen weit rückwärts an der Etsch und am Mincio aufgehalten wurden, ein vollkommen leerer Wahn gewesen war. Jetzt glaubte man in Schwarzenberg's Hauptquartier, während jenes ewig denkwürdigen Winterfeldzugs eine Zeit lang in großer Gefahr geschwebt zu haben, eben weil es nicht gelungen war, die gewünschte Verbindung herzustellen und sich im Süden Frankreichs gehörig zu sichern. Napoleon hatte damals den Marschall Augereau beauftragt, um Lyon so viele Streitkräfte zu sammeln, als eben in diesem Theil Frankreichs zu Gebote standen, und von dort aus die Verbindungs-

*) Wellington, Supplementary dispatches X, 440.

Linien der Oesterreicher zu bedrohen. Die Sache war mehr Schein als Wirklichkeit und in der That nicht mehr als eine ohnmächtige Drohung geworden. In Schwarzenberg's Umgebung aber hatte sie, wie gesagt, die lebhaftesten Besorgnisse, den Glauben an ein nahe drohendes Verderben hervorgerufen und man war in diesem Kreise auch ein Jahr später, 1815, weit davon entfernt anzuerkennen, daß diese Befürchtungen unnütz gewesen seien und sich um ein leeres Wahngebilde gedreht hätten. Belehrt vielmehr, wie man meinte, durch die gemachte Erfahrung, hielt man es für geboten, für die unerläßliche Bedingung des Gelingens, daß man der Wiederkehr solcher Gefahren vorbeuge. Man hielt es nicht für gerathen, sich über Langres hinaus tiefer in Frankreich hinein zu wagen — ja man glaubte sich bei Langres nicht vollkommen sicher, so lange nicht Lyon erobert und die Verbindung mit Piemont und der Lombardei über Lyon gewonnen war.

Lyon — nicht Paris — wurde somit das unmittelbare, das nähere strategische Object. Erst wenn man im Besitz von Basel, Langres, Lyon und Genf eine gesicherte Stellung in Frankreich gewonnen hatte, konnte man zu weiteren Operationen schreiten und Paris in das Auge fassen. Vor allen Dingen mußte ein österreichisches Heer über die Savoyischen Alpen und von Genf her nach Frankreich vordringen und Lyon erobern. Der Feldzug vom Rhein und von den Niederlanden aus, die Einleitungen dazu, die Eröffnung desselben, mit einem Wort die gesammte Kriegführung wurde von den Unternehmungen der österreichischen Heere in Italien, dem Ausgangspunkt für das Ganze, abhängig.

Zunächst sollten diesem Plan zufolge 20,000 Oesterreicher sich bei Turin mit den Piemontesen vereinigen und von dort 10,000 Mann, zur Hälfte Oesterreicher, zur Hälfte sardinische Truppen, nach Cuneo entsendet werden, die später, von Neapel aus durch Bianchi verstärkt, über Nizza nach der Provence vordringen konnten.

Während diese Colonne sich bei Turin sammelte, mußte General Frimont mit 50,000 Oesterreichern über den Simplon nach Genf vorrücken. Erst wenn er über diesen Punkt hinaus war, konnten die bei Turin vereinigten Streitkräfte aufbrechen, um entweder über den Montcenis nach Chambery, oder über Briançon nach Grenoble vorzugehen. Lyon war für beide Colonnen das Ziel der Operationen.

Die jenseits der Alpen in Bewegung gesetzten österreichischen Schaaren konnten aber, wenn die Befehle am 7. erlassen wurden, die Punkte Genf, Turin und Cuneo erst am 27. Juni erreichen; darum durfte das österreichische Heer, während Wrede an der Saar den Feind zu beschäftigen suchte, erst am 25. bei Basel über den Rhein gehen. Die Bewegungen mußten so berechnet werden, daß Belfort genau an demselben Tage, an welchem Frimont bei Genf eintraf, durch Schwarzenberg's Schaaren umzingelt wurde. — Wie ein Blick auf die Karte lehrt, wünschte

man also, Langres und Lyon zusammentreffend zu gleicher Zeit zu erreichen. Daneben wurde der Wunsch ausgesprochen, auch Wellington und Blücher möchten ihre Operationen am 27. beginnen.

Ungefähr gleichzeitig mußten auch die russischen Truppen am Rhein eingetroffen sein, und dann war für Wrede der Augenblick gekommen, ihren Vortrab bildend, ohne unter den Befehlen ihrer Feldherren zu stehen, auch seinerseits zu Offensiv-Operationen zu schreiten. —

Das Weitere, sagt der schriftliche Entwurf, müsse durch die Maßregeln des Feindes bestimmt werden. Doch hatte Langenau sich in der That bemüht, viel mehr vorherzusehen und zum Voraus zu berechnen.

Vor Allem suchte er den Kaiser Alexander darüber zu beruhigen, daß die Heerschaaren Rußlands ziemlich entfernt von jeder unmittelbaren Unterstützung durch die anderen Heere der Verbündeten, vereinzelt in der Mitte vorgehen sollten, indem er zu beweisen suchte, daß ein Angriff Napoleon's auf diese Mitte, auf die Russen, durchaus nicht wahrscheinlich sei.

Napoleon, dessen Streitkräfte zur Zeit überwiegend an der belgischen Grenze vereinigt seien, werde sich entweder auf die Armeen unter Blücher und Wellington, oder auf die Oesterreicher unter Schwarzenberg werfen. Im ersteren Fall müßten die Oesterreicher und Russen schnell nach Lyon, Langres und Nancy vordringen.

Schon darin, daß den Russen die Richtung auf diesen letzteren Punkt angewiesen war, zeigt sich das Verlangen, die sämmtlichen Streitkräfte der Verbündeten in zwei Gruppen zu vereinigen und die Armee des Kaisers Alexander in die Kreise der österreichischen Kriegführung zu ziehen.

Deutlicher noch tritt dieses Streben in den Vorschlägen hervor, die für den Fall gemacht wurden, daß Napoleon seine Hauptmacht gegen Schwarzenberg's Heer wendete. Die gegenseitigen Machtverhältnisse mußten dann entscheiden, läßt Langenau hier den Fürsten Schwarzenberg sagen, ob er die Schlacht annehmen, oder ihr ausweichen solle, bis er im Verein mit Wrede und der russischen Armee wieder die Offensive ergreifen könne. Aus den weiteren Besprechungen ergab sich dann, daß die Operationen auf Paris jedenfalls von Langres über Troyes an der Seine hinab gehen sollten, damit die eigenen, rückwärtigen Verbindungen stets gedeckt blieben, und daß man dabei natürlich stets den rechten Flügel der möglichen feindlichen Stellungen umfassen wollte.

Diesem Plan war, als ihn Schwarzenberg dem Kaiser Alexander überreichte, ein Schreiben beigelegt, das der österreichische Kaiser an seinen Feldherrn gerichtet und in welchem er den Entwurf gebilligt hatte.

Alexander zeigte sich verletzt. Er äußerte gegen Schwarzenberg, die Sache sei ja nun bereits durch die Genehmigung des Kaisers von Oesterreich erledigt. Beide, Oesterreichs Feldherr und Kaiser, suchten sich zu entschuldigen. Der Letztere, indem er erklärte, dadurch, daß er den Plan

gut geheißen, habe er den Feldmarschall nur ermächtigen wollen, ihn nunmehr zur gemeinschaftlichen Berathung vorzulegen.

Aber auch der Inhalt dieses österreichischen Plans fand nicht durchaus Beifall bei dem russischen Kaiser, der seine Bedenken in einer eigenhändigen Denkschrift aussprach — gewiß nicht, ohne vorher den General Toll zu Rathe zu ziehen, der ihm in Heidelberg zur Seite stand. Seine Zweifel bezogen sich hauptsächlich darauf, daß die österreichische Armee bei Basel über den Rhein gehen wollte, um nach Langres vorzurücken. Die Ausdehnung der Linie, auf welcher die Heere der Verbündeten sich aneinander reihten, schien dem Kaiser Alexander auf diese Weise zu groß zu werden, der Zwischenraum zwischen dem linken Flügel bei Basel und dem russischen Heer bei Mannheim und Mainz zu weit. Sowohl dieses Heer als das österreichische konnte, schien es, zeitweilig genöthigt werden, zurückzuweichen, wenn der Feind seine Hauptmacht gegen dasselbe vereinigte. Das war nicht zu besorgen, wenn Schwarzenberg's Heer zwischen Mannheim und Germersheim über den Strom ging und dem russischen so nahe blieb, daß beide sich gegenseitig unmittelbar unterstützen konnten.

An dieses militärische Bedenken reihte sich dann aber auch noch ein zweites, das anderer Natur, ohne Zweifel aus Alexander's eigenem Geist hervorgegangen, in seinen Augen vielleicht auch das wichtigere war. Es ist in folgendem Nachsatz ausgesprochen: „Wenn das österreichische Heer seinen Marsch über Basel antritt, sehe ich mich genöthigt, für meine Person bei dem russischen zu bleiben, denn es ließe sich kein haltbarer Grund anführen, warum ich mich vorzugsweise zu einer fremden Armee begeben sollte, besonders wenn diese die äußerste Linke unserer Aufstellung bildet. Ich glaube aber, daß es ungemein vortheilhaft wäre (qu'il y aurait un avantage immense), sowohl in Beziehung auf die Gesammtheit der zu fassenden Beschlüsse (pour l'ensemble des résolutions), als in Beziehung auf den moralischen Eindruck, der daraus hervorgehen würde, wenn die Souveraine, wie früher, in so nahe als möglich bei einander liegenden Hauptquartieren vereinigt blieben."

Die Form, in der dieses Anliegen hier zur Sprache gebracht wird, ist kaum eine sehr glücklich gewählte zu nennen. Die Oesterreicher konnten sich dabei wohl früherer Erfahrungen erinnern und darin den Sinn finden, daß der Kaiser Alexander jetzt wie früher ihrer Politik nicht unbedingt, ihrer Kriegführung noch weniger traue; für nöthig halte, fortwährend in Person zu beobachten und zu controliren, was in der Umgebung des Kaisers Franz beschlossen und gethan wurde und jetzt wie früher gesonnen sei, die eigentliche Leitung des Krieges und der Politik so viel als möglich überwiegend an sich zu bringen. Sein unmittelbares persönliches Eingreifen war ihnen aber im Lauf der früheren Feldzüge nie erwünscht, oft sehr unbequem gewesen; in diesen Erinnerungen lag

mithin gewiß für sie keine Veranlassung, sich kriegerischen Unternehmungen anzuschließen, in denen dem Kaiser Alexander die Initiative, die entscheidende Stimme gesichert blieb. Es war natürlich genug, daß die Oesterreicher vielmehr darauf bedacht waren, ihn persönlich dem Hauptquartier Schwarzenberg's fern zu halten, wenn er nicht etwa dahin zu bewegen war, daß er sich einer von dem österreichischen Militair-Cabinet ausgehenden Kriegführung einfach anschloß, oder in gewissem Sinn selbst unterordnete.

Auch blieben die Oesterreicher unerschütterlich bei ihren Ansichten, die Bemühungen des Kaisers irgend wesentliche Aenderungen dieser Entwürfe zu veranlassen aber vergeblich. Schon in einer schriftlichen Antwort auf seine Bedenken erklärte sich Schwarzenberg zwar bereit, auf seine Ansichten so viel als möglich einzugehen, fügte aber sogleich mit einer gewissen Bestimmtheit hinzu: „Doch gehe ich von dem Grundsatz aus, daß die österreichische Armee in keinem Fall ihre Verbindungen mit der österreichischen Armee in Italien unberechenbaren Zufällen aussetzen, oder die Pässe der Schweiz den Unternehmungen des Feindes Preis geben kann. Noch viel weniger kann ich das Wohl der Armee, die meiner Führung anvertraut ist, auf das Spiel setzen, indem ich sie einer Operations-Basis entbehren ließe, die ihr eigen wäre und ihr die Möglichkeit sicherte, ihren Rückzug zu bewerkstelligen, im Fall Unternehmungen des Feindes gegen ihren linken Flügel ihn nöthig machen sollten.“

Er schlug vor, wenn man Bedenken dabei habe, die russische Armee vereinzelt vorgehen zu lassen, solle sie 50,000 Mann bei Mannheim zurücklassen, um den Feldmarschall Wrede zu unterstützen, mit der Hauptmasse aber sich dem österreichischen Heer bei Basel anschließen.

Weitere Besprechungen, die der Kaiser Alexander zu Heidelberg veranlaßte und in denen Radetzky und Langenau für Oesterreich das Wort führten, Wrede für Baiern, Knesebeck für Preußen, Wolkonsky und Toll — oder vielmehr, da der Erstere nicht zählte — der Letztere allein für Rußland, bewirkten dann auch nichts weiter, als daß die österreichische Armee wenigstens theilweise einige der Blokaden übernahm, die ursprünglich den russischen Truppen allein zugedacht waren, namentlich die von Straßburg. Im Uebrigen blieb es dabei, daß Schwarzenberg's Heer auf dem Wege über Basel und Besoul nach Langres und Chaumont vorrücken sollte —: das russische über Trier nach Nancy und St. Dizier, das heißt in die Operations-Kreise der Oesterreicher. Doch behielt sich der Kaiser Alexander vor, je nach den Umständen, auch die Preußen zu seiner Rechten zu unterstützen.

Der Kaiser war nicht befriedigt. Er sendete (10. Juni) den General Toll mit einem eigenhändigen Schreiben nach Brüssel zu dem Herzog von Wellington, um sich mit dem zu besprechen und ihm alle Zweifel vorzutragen. — Wellington äußerte sich aber jetzt in seiner Antwort in

sehr viel milderer Weise über Langenau's Pläne als früher in vertraulichen Briefen. Er sucht den Kaiser Alexander über seine militärischen Bedenken zu beruhigen, kommt zwar auf seine früheren Vorschläge zurück, fügt dann aber hinzu: da jeder Theil der verbündeten Heeresmacht, die Linke und die Mitte wie der rechte Flügel, sehr viel stärker sei, als er früher angenommen habe, jeder dieser Theile eigentlich für sich allein genügend, der gesammten feindlichen Macht zu begegnen, habe es nicht viel auf sich, wenn man sich bis in die Schweiz hinein ausdehne. Da der österreichische Generalstab darauf großes Gewicht zu legen scheine, könne man ihm immerhin den Willen thun. — Ueberhaupt liegt seinem Brief der nicht förmlich ausgesprochene Gedanke zum Grunde: bei solchen Mitteln, wie sie den Verbündeten zu Gebote standen, könne man des Erfolgs so ziemlich gewiß sein, und es sei nicht gerade unerläßlich, daß Alles und Jedes ohne Ausnahme mit knapper Berechnung auf das Zweckmäßigste eingeleitet werde. — Im Ganzen zeigt Wellington eine ruhige Besonnenheit und Zuversicht, die einen günstigen Eindruck macht, und um so mehr, da sie nicht in allen Hauptquartieren der verbündeten Heere einheimisch war.*)

Merkwürdig ist dann auch noch, daß Wellington diese Antwort am 15. Juni niederschrieb; zu einer Zeit, wo der Krieg bereits im vollen Gange war, Napoleon die Grenze überschritten hatte, die Vortruppen der Preußen sich mit den seinigen an der Sambre schlugen —: und daß der Feldherr Englands selbst in dem Augenblick noch weit entfernt war, eines Angriffs von Seiten des Feindes auch nur als eines möglichen Ereignisses zu gedenken. Irre geführt durch einen Brief Fouché's, dem er mehr als billig traute, achtete er, wie bekannt, die Meldungen nicht, die ihm aus dem preußischen Hauptquartier zugesendet wurden.

Der Worte des Kaisers Alexander, die sich auf die obere Leitung des Krieges und der Politik beziehen, erwähnte Wellington in seiner Antwort mit keiner Silbe. Entweder hatte er sie nicht verstanden, oder er wollte sie nicht beachten. Das Letztere wäre gar wohl möglich, denn nach den Absichten und Plänen, die der Kaiser in der letzten Zeit angekündigt hatte, konnte den Engländern wohl nichts weniger erwünscht sein, als wenn die Leitung der kommenden Ereignisse vorzugsweise in seine Hände gefallen wäre. Auch manches Andere war ihnen verdächtig.

Man konnte sich wenigstens nicht unbedingt darauf verlassen, daß Oesterreich unter allen Umständen den Gedanken an eine Regentschaft

*) Beilage No. VII.

im Namen Napoleon's II. zurückweisen würde, und was die preußischen Staatsmänner anbetrifft, so schrieb selbst der vorsichtige, stets vermittelnde Hardenberg dem preußischen Gesandten in Gent vor, sich in Beziehung auf die Wiederherstellung der Bourbons nicht mit Bestimmtheit zu äußern, so sehr sie an sich wünschenswerth sei, denn man wisse, daß die feindlich gegen Buonaparte gewendete Partei in Frankreich keineswegs einstimmig die Rückkehr der Bourbons verlange. Immer bestimmter trat in diesem Kreise die Ansicht hervor, daß man den wahrscheinlichen Sieg nicht sowohl zu Gunsten der Bourbons, als zu Deutschlands Vortheil benützen müsse, wie Stein vergebens dem Engländer Clancarty begreiflich zu machen suchte. Man verlangte, daß die Gelegenheit benutzt werde, die im Lauf der letzten Jahrhunderte verlorenen Grenzlande deutscher Nation wieder zu gewinnen. Gagern, der als niederländischer Gesandter auch in Heidelberg erschien, stimmte diesmal den Preußen lebhaft bei; — Stein brachte den Gedanken zur Sprache, aus Elsaß und Lothringen eine neue österreichische Secundo-Genitur zu bilden und diese Provinzen dem Erzherzog Karl zu geben. Metternich widersprach nicht gerade, verwies aber vorzugsweise auf Flandern, und auf die Nothwendigkeit, dem Königreich der Niederlande eine bessere Grenze zu verschaffen.

Den Engländern dagegen war vor wie nach darum zu thun, daß Frankreichs Integrität gewahrt bleibe, damit die Bourbons, die auf den Thron zurück zu führen ihnen unbedingt Zweck des Krieges blieb, nicht dem eigenen Lande gegenüber in eine verschlimmerte und schwierige Lage verwickelt würden. Englands Politik Frankreich gegenüber wurde auf diese Weise eine sehr großmüthige, und noch dazu auf dem wohlfeilsten Wege. Denn da England schon im ersten Pariser Frieden ausreichend für seine eigenen wichtigsten Interessen gesorgt, und von französischen und holländischen Colonieen an sich genommen hatte, was ihm irgend genehm war, was ihm die Herrschaft der Meere und den Besitz des Welthandels sichern konnte, war für das Inselreich und Volk mit dieser uneigennützigen Großmuth durchaus keine Entsagung verbunden. Die Pläne Castlereagh's und Wellington's bewegten sich auf einem Boden, auf dem die Großmuth Niemandem schwer zu fallen pflegt —: sie wurde auf Kosten Anderer geübt.

Wie überaus unangenehm den Bourbonisch gesinnten Engländern die erwachenden Ansprüche Deutschlands waren, das zeigte sich auch in der üblen Laune, in der die Herren nicht selten die Erörterung ganz abzulehnen suchten. Sie gingen hin und wieder so weit mit wegwerfendem Unwillen, von der „Armuth und Habgier" Preußens — Deutschlands zu sprechen, als von einem Treiben, mit dem man anständiger Weise nichts gemein haben, zu dem man nicht hinabsteigen könne.

Durch die Haltung der verbündeten Höfe zu verdoppelter Thätig-

keit aufgefordert, handelten Castlereagh und Wellington durchaus im Einverständniß mit dem Bourbonischen Hof zu Gent und dem Fürsten Talleyrand. Sollte die Verwirklichung solcher Pläne möglich werden, wie Stein und Hardenberg entwarfen, so hätte man unter Anderem auch eben den Verkehr der Engländer mit Gent besser überwachen müssen. Aber man verlor, namentlich von Seiten Preußens, die Bourbons einigermaßen aus den Augen, hielt sie für unbedeutend, und glaubte sich Herr der Ereignisse, weil man die Waffen und den Sieg in den Händen hatte. Schon das war ein Grund des Mißlingens. — Außerdem kam den Bourbons zu Statten, daß sich dem russischen Gesandten in Gent, dem Corsen Pozzo-di-Borgo, die lockende Aussicht eröffnete, in Frankreichs Dienste, und zwar als Minister an die Spitze der künftigen, Bourbonischen Regierung des Landes berufen zu werden, und daß er sich in Folge dessen wohl doppelt aufgefordert fühlen konnte, die Interessen der Legitimität in ihrem ganzen Umfang, auch bei dem Kaiser Alexander, zu vertreten.

Eine Erklärung des Congresses hervorzurufen, wie sie ihrer Gesinnung entsprochen hätte, mußten sich die Engländer versagen, —: um so mehr war der Herzog von Wellington auf genügenden Ersatz bedacht. Von dem Augenblick an, wo er in den Niederlanden an der Spitze eines verbündeten Heeres stand, versäumte er keine Gelegenheit den Charakter, den der bevorstehende Krieg nach seinem Willen haben sollte, mit großer Schärfe und Bestimmtheit auszusprechen; das heißt diesen Krieg als einen Kampf für das Princip der Legitimität, im Dienst der Bourbons unternommen, darzustellen; daran zu erinnern, daß Frankreich nicht der Feind, sondern einer der Verbündeten sei; derjenige unter ihnen, dem man zu Hülfe komme —: das Alles, als ob diese Ansicht die von allen Verbündeten ohne Widerrede, und selbst ohne Einschränkung, anerkannte wäre. Besonders aber war er mit ausdauernder Feinheit bemüht, gemeinschaftliche Maßregeln hervor zu rufen, durch die auch Rußland, Oesterreich und Preußen sich — und wenn es auch nur unversehens, durch Ueberraschung geschehen wäre — wenigstens mittelbar zu den von ihm ausgesprochenen Grundsätzen bekannt, und in diesem Sinn gebunden hätten.

Die Ansicht der Lage, die er als die maßgebende geltend machen wollte, ist unter Anderem mit einer Klarheit, die nichts zu wünschen läßt, in den Briefen ausgesprochen, die er an Louis Philippe von Orleans und an den Marschall Marmont richtete.

Beide, der Prinz des königlichen Hauses und der Marschall von Frankreich, hatten es ihrem Interesse angemessen erachtet, sich von dem Hof der Bourbons zu Gent zu trennen, an dem Kampf gegen Frankreich in keiner Weise Theil zu nehmen, und der Tages-Politik recht sichtbar fremd, die Ereignisse in einiger Entfernung abzuwarten.

Das Benehmen des Herzogs von Orleans hatte dabei manches Eigenthümliche. Ludwig XVIII. hatte ihn schon am 18. März nach Lille gesendet, um dort an Truppen und Widerstandsmitteln zu sammeln, was möglich sei. Als aber wenige Tage darauf der König über die Grenze fliehen mußte, kündigte der Herzog an, daß er nach England gehen werde, um dort in der Zurückgezogenheit zu leben. Im Begriff die Reise dorthin anzutreten, erließ er dann aber noch ein Schreiben an die Generale unter seinen Befehlen, durch das er sie des Ludwig XVIII. geleisteten Eides zu entbinden schien, denn er sprach sie darin von der Verpflichtung frei, die Befehle zu erfüllen, die er ihnen im Namen des Königs ertheilt habe, und überließ es ihrem Urtheil und ihrer Vaterlandsliebe zu thun, was sie ihrer Pflicht, und dem Interesse Frankreichs gemäß achteten. In einem besonderen Brief an den Marschall Mortier, dem er den Oberbefehl überließ, äußerte der Herzog dann noch, daß er zu guter Franzose sei, um die Interessen Frankreichs aufzuopfern, weil ein neues Unglück ihn zwinge es zu verlassen, und kündigte seinen Entschluß, sich in Zurückgezogenheit und Vergessenheit zu begraben, in solcher Weise an, daß er sich dadurch von allen möglichen Bestrebungen der Bourbons, ihre Krone wieder zu erlangen, in der That lossagte.

Das wurde natürlich an dem ausgewanderten Hof sehr übel vermerkt. — Der Brief an die Generale, den die Tagesblätter bekannt gemacht hatten, wurde in der Zeitung, welche die Bourbons zu Gent erscheinen ließen, für unecht und untergeschoben ausgegeben — und zugleich ertheilte Ludwig XVIII. dem Herzog — wahrscheinlich um ihn auf die Probe zu stellen — (17. April) den Auftrag, den Prinzen-Regenten und das Volk von England über das wirkliche Wesen der neuesten Ereignisse in Frankreich aufzuklären.

Dieser Versuch führte zu einem Briefwechsel, in welchem Louis Philippe (25. April) seinem königlichen Vetter alle Fehler vorhielt, die seine Regierung begangen hatte, und ihn, indem er dringend zu mancherlei Reformen rieth, aufforderte seine Sache durchaus von der der Verbündeten getrennt zu halten. Da die Coalition ausgesprochen habe, daß sie nur ihre eigenen Interessen, nicht die der Bourbons vertheidige, dürfe sich der König nicht dem Vorwurf aussetzen, er habe eine Invasion Frankreichs veranlaßt.

Ein solches Schreiben mußte natürlich in dem Hof-Kreise zu Gent mancherlei Bedenken und Erörterungen hervorrufen. Chateaubriand, bemüht der Stimme, die er dort führte, die Geltung einer gewichtigen zu verschaffen, drang darauf, man müsse den Herzog nach Gent berufen, um die Beliebtheit, deren er sich in Frankreich erfreute, der Sache der Bourbons dienstbar zu machen, und ein liberaler Royalist, der sich dem König angeschlossen hatte, Graf Lally-Tolendal, schlug sogar vor, Louis Philippe zum Connetable zu ernennen. Monsieur, des Königs Bruder,

widersprach; seine Söhne, die Herzoge von Angouleme und Berry, könnten nicht unter den Befehlen eines Prinzen stehen, der mit dem König nicht so nahe verwandt sei als sie selber. Das Ergebniß war eine sehr einfache, ganz trocken gehaltene Aufforderung nach Gent zu kommen. Louis-Philippe beantwortete sie ablehnend, er könne sich dem zu Gent vereinigten Kreise nicht anschließen, so lange ihm die Ansichten und Pläne des Königs nicht bekannt seien; und seinen wiederholten Vorstellungen waren diesmal auch Beschwerden hinzugefügt über Zurücksetzungen, die er persönlich erfahren habe.

Zugleich wendete der Herzog sich schriftlich an Wellington um die Haltung zu rechtfertigen, die er angenommen hatte; Marmont that dasselbe — beide vielleicht ohne ganz offen gerade die Rücksichten auszusprechen, durch die sie eigentlich bestimmt wurden.

Wellington mißbilligte, unter vielen Complimenten, das Benehmen beider. Da Louis-Philippe sich tadelnd über Ludwig XVIII. aussprach, suchte Wellington den König zu rechtfertigen. Der König von Frankreich, schreibt er, sei einzig und allein durch eine gelungene Empörung seines Heers vertrieben; sein Unglück sei gewesen, daß er dieses Heers nie wirklich Herr geworden, und da würde es an dem Gang der Ereignisse nichts geändert haben, wenn die unbedeutenden Mißgriffe (trivial faults or rather follies) seiner Civil-Verwaltung auch nicht vorgekommen wären.

Der Herzog von Orleans mißbilligte ferner, daß der König, seine dynastischen Interessen zu behaupten, die Hülfe der Fremden gegen das eigene Land aufrief, und Wellington bemüht sich auch diesen Tadel abzuweisen, indem er hinzufügt: „Nun denn, da es sich so verhält, was muß der König thun? — Zuerst muß er seine Verbündeten anrufen, daß sie ihn in den Stand setzen, sich seinem eigenen empörten Heer zu widersetzen; er muß durch seine persönliche Unterstützung (by his personal countenance) wie durch die Thätigkeit seiner Diener und Anhänger, Alles thun was in seiner Macht steht, um ihre — (seiner Verbündeten) — Operationen zu erleichtern, um durch Ordnung und zweckmäßige Maßregeln die Lasten des Krieges zu vermindern, die seine getreuen Unterthanen treffen, und diese Unterthanen zu bewegen, daß sie seine Verbündeten als Freunde und Befreier aufnehmen. Der König muß bei den Verbündeten ein Interesse hervorrufen seine Sache zu vertheidigen (to support his cause) — und das kann nur geschehen, indem er selbstthätig eingreifend in ihr hervortritt."

Wie das die herkömmlichen Formen der Höflichkeit mit sich bringen, billigt Wellington, daß der Herzog sich bis dahin fern von dem Hof Ludwig's XVIII. gehalten hatte und allen seinen Schritten fremd geblieben war — nicht aber, daß er auch ferner dem Kampf gegen Napoleon fremd bleiben wolle.

„Wenn", sagt der Feldherr Englands, „das Einrücken der Verbün-

beten und ihre ersten Erfolge in Frankreich, wie man erwarten darf, das Volk veranlassen sollten, thätig einzugreifen, wenn in verschiedenen Theilen des Königreichs eine zahlreiche Partei zu Gunsten des Königs erscheinen sollte, dann werden Eure Hoheit gewiß für Pflicht halten, ebenfalls im Dienst des Königs thätig zu sein."*)

Noch viel bestimmter sprach sich Wellington gegen Marmont aus. „Der Grundsatz, auf welchen Sie sich berufen, ist im Allgemeinen wahr und gut" — schreibt er diesem: „ein Mann von Ehre kann nicht in den Reihen der Feinde seines Vaterlandes dienen; aber ich glaube nicht, daß dieser Fall vorliegt. Frankreich hat keine Feinde, von denen ich wüßte, und so viel ich weiß verdient es nicht deren zu haben. (La France n'a pas d'ennemi que je connaisse, et, à ce que je sache, n'en mérite pas.) Wir sind die Feinde eines einzigen Mannes und seiner Anhänger; des Mannes der sich seines Einflusses auf die französische Armee bedient hat, den Thron des Königs umzustürzen, um Frankreich zu unterjochen, und für uns die Tage des Unglücks wieder in das Leben zu rufen, denen wir entronnen zu sein glaubten. Wir sind im Kriege mit ihm, weil wir alle fühlen, daß wir nicht im Frieden mit ihm leben können. Es ist das Unglück Frankreichs, daß es der Schauplatz des Krieges wird, den dieser Mensch (cet homme) nothwendig macht, dessen Ursache und Gegenstand er ist (dont il est la cause et le but); aber man darf nicht glauben, daß dieser Krieg gegen Frankreich gerichtet sei (mais il ne faut pas croire que cette guerre soit dirigée contre elle). Im Gegentheil, der König von Frankreich, den Sie auf den Thron zurück geführt zu sehen, dem Sie zu dienen wünschen, ist der Verbündete ganz Europa's, in diesem Kampf, in dem ich ihn auch für den wirklichen Vertreter der Gefühle und Wünsche seines Volkes halte."

„Die Lage, in der wir uns demnächst befinden werden, kann also nicht ein Zustand des Krieges gegen Frankreich genannt werden, sondern im Gegentheil ein Krieg ganz Europa's, Frankreich mit einbegriffen (y inclus la France) gegen Buonaparte und sein Heer, dessen schlechtes Benehmen all das Unheil veranlaßt hat, das geschehen kann, und das wir alle bedauern."

Höflich giebt Wellington auch hier wieder vor zu billigen, daß Marmont sich von dem Hof zu Gent zurückgezogen habe; er könne dafür sehr gute persönliche Gründe haben, da möglicher Weise sein Rath nicht befolgt worden sei —: aber er räth doch auch ihm diese Zurückhaltung nicht allzu lange fortzusetzen. Seien die Verbündeten erst in Frankreich, so könne das französische Volk nicht neutral bleiben, es werde sich hoffentlich unter den Fahnen seines Königs und der guten Principien schaaren; dann sei für einen Mann wie Marmont der Augenblick gekommen ein

*) Gurwood No. 944.

neues französisches Heer zu bilden und anzuführen, das bestimmt wäre, den König wieder auf den Thron zu erheben und auf demselben zu erhalten.*)

Schon hatte Wellington gegen den Fürsten Metternich sein Bedauern ausgesprochen, daß die beabsichtigte Erklärung des Congresses zu Gunsten der Bourbons nicht zu Stande gekommen sei, daß man sogar die Franzosen glauben lasse, es stünde ihnen frei nach Gutdünken irgend eine beliebige Regierung zu wählen, wie sie das im Jahre 1814 wirklich gekonnt hätten. Sich selbst zur Beruhigung fügt er aber alsdann hoffend hinzu: „Indessen, wenn wir auch in Worten von unserem Princip abgewichen sind, so rechne ich doch darauf, daß wir ihm beide in dem Thatsächlichen treu bleiben werden. (I trust we shall both adhere to it in reality.) Ich habe es E. D. oft gesagt, und die Erfahrung jedes Tages zeigt mir, daß ich Recht habe, daß die einzige Möglichkeit des Friedens in Europa in der Herstellung der legitimen Bourbons in Frankreich liegt. Die Errichtung jeder anderen Regierung, ob in der Person des..........., oder vermöge einer Regentschaft im Namen des jungen Napoleon, oder in irgend einem anderen Individuum, oder in Form einer Republik, muß dahin führen, daß zum Ruin aller Regierungen in Europa große Armeen unter den Waffen erhalten werden, bis es dem Interesse der französischen Regierung entspricht, einen Kampf zu beginnen, der nur gegen Euch gerichtet sein kann, oder gegen Andere, an denen wir Antheil nehmen." — Er schließt mit der Hoffnung, daß Metternich, in seiner bekannten Weisheit, gleich England mit Festigkeit den Weg verfolgen werde, der zur Herstellung der Bourbons führe.**)

Die Lücke in dem gedruckten Text dieses Briefs ist wohl ohne Zweifel durch den Namen „Herzog von Orleans" auszufüllen, und auch daß Wellington näher bezeichnend ausdrücklich die Herstellung der „legitimen" Bourbons verlangt, deutet auf die ausgesprochenen Pläne Rußlands zu Gunsten dieses Prinzen von der jüngeren Linie des bourbonischen Hauses, die abgelehnt werden sollen — gleich den vermutheten Plänen Oesterreichs.

Wellington unterließ dann auch nicht in allen seinen Briefen an Schwarzenberg und Metternich mit großer Uebertreibung von dem Haß zu sprechen, von dem ganz Frankreich gegen Napoleon erfüllt sei, von der royalistischen Stimmung, die überall im Lande herrsche.

Aber so eifrig die Staatsmänner Englands diese Dinge betrieben, so bestimmt wußten sie sich auch Rechenschaft davon zu geben, daß sie allein nicht genügten, daß sie sich nicht auf solche Versuche beschränken durften, die Vertreter der verbündeten Mächte durch mehr oder

*) Gurwood No. 943.
**) Gurwood No. 940.

weniger bestreitbare Gründe, und mehr oder weniger geschickte Künste der Ueberredung für ihre Ansicht zu gewinnen; denn sie mußten sich gestehen, daß dergleichen bei der namentlich in Rußland und Preußen herrschenden Stimmung kaum entscheidend werden konnte. Sie wußten, daß sie handeln, und zu Gunsten der Bourbons zum Voraus, ehe die übrigen Verbündeten hindernd einzugreifen vermochten, so viel als möglich Thatsächliches in das Leben rufen mußten, das, einmal zur Erscheinung gekommen, nicht wieder beseitigt werden, oder unbeachtet bleiben konnte.

Schon in den Briefen Wellington's an Louis-Philippe und Marmont wird dem gemäß angedeutet, daß England, im Einverständniß mit den Bourbons, eine französische Schild-Erhebung zu Gunsten dieser Dynastie zu veranlassen gedenke, so wie man in Frankreich Fuß gefaßt habe.

Im Sinn dieser Pläne hatte England auf Ludwig's XVIII. Verlangen bereits im Mai, unter Führung des sehr jungen Ludwig La Roche Jacquelin, Waffen- und Schießbedarf an die Küsten der Vendée und Bretagne gesendet, um in diesen royalistischen Landen einen Aufstand hervorzurufen.

Das Ergebniß war ein unbedeutendes im Vergleich mit dem, was sich zur Zeit der französischen Revolution in denselben Provinzen begeben hatte, und eben deshalb in hohem Grade belehrend. Im Jahre 1793 waren es die Bauern, die in jenen Gegenden Pächter, nicht Eigenthümer waren, denen mithin die Revolution von 1789, die Aufhebung der Feudallasten, keinerlei Vortheile gebracht hatte, — die sich dagegen durch die Conscription, durch die Verfolgung ihrer Priester, in ihren theuersten Interessen verletzt fühlten —: die waren es damals, die sich erhoben, den zögernden und zweifelnden Adel mit sich fortrissen, und die Gebüsche der Vendée zum Schauplatz großartiger und tragischer Ereignisse machten. — Jetzt war es umgekehrt der Adel, der eine ruhige Bevölkerung, der kein unmittelbares Leid widerfahren war, für abstracte, fernliegende Interessen in Bewegung bringen sollte. Daraus wurde nicht viel, und so lehrte hier eine neue Erfahrung, daß dergleichen Volksbewegungen immer ohnmächtig bleiben, wenn sie nicht mit urkräftiger Freiwilligkeit aus der Masse selbst hervorgehen — wenn sie in einer oder der anderen Weise künstlich gemacht sind.

Aber selbst abgesehen von diesem Mißlingen, das man am Hofe zu Gent natürlich nicht in solchem Maße erwartet hatte, durften die Staatsmänner Englands den Werth, den das Unternehmen für die Entscheidung des großen Kampfes haben konnte, selbst wenn man einen gewissen Erfolg voraussetzte, nicht sehr hoch anschlagen. Daß die Verbündeten, bei den ungeheueren Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, des Beistandes der Vendéer nicht bedurften, ist an sich einleuchtend; es war sogar wohl kaum möglich, sich darüber zu täuschen, daß in einem Kriege, der mit solchen Massen geführt werden mußte, der Aufstand einiger tau-

send Bauern, die noch dazu nur wenn man sie in ihrer engsten Heimath angriff, eine wirkliche streitbare Macht, zu einer Angriffsbewegung über die Grenzen dieses Bezirks hinaus aber weder zu bewegen noch zu brauchen waren, kein irgend beachtenswerthes Gewicht in die Wagschale werfen konnte.

Anders aber verhielt sich die Sache in Beziehung auf die europäische Politik. Da konnte es von großer Wichtigkeit sein, wenn in irgend einem Theil Frankreichs ein Theil der Bevölkerung für die Bourbons unter Waffen stand, und mit den Verbündeten im Namen Ludwig's XVIII. gemeinschaftliche Sache machte, von ihnen als Kampfgenosse anerkannt und unterstützt wurde. Mittelbar war damit auch die Regierung der Bourbons als die zu Recht fortbestehende anerkannt, und Ludwig XVIII. thatsächlich ein actives, mitwirkendes Mitglied des Bundes gegen Napoleon geworden. Für solche Zwecke war schon durch das bloße Dasein eines royalistischen Aufstandes etwas gewonnen, wenn er auch noch so wenig bewirkte, und England hatte in diesem Sinn Ursache, sich darauf einzulassen, selbst wenn man sich gestehen mußte, daß der Erfolg jedenfalls wenig bedeuten werde. Der eigentliche Zweck, den Verbündeten Fesseln anzulegen, konnte auch so erreicht werden.

Wellington suchte es dann aber auch noch in anderer Weise dahin zu bringen, daß die Regierung Ludwig's XVIII. von Gent aus thätig werden konnte, damit sie von den Verbündeten, indem man ihre Thätigkeit gelten ließ, thatsächlich als bestehend, als nur theilweise durch Empörung in ihrer Wirksamkeit gehindert, nicht durch eine Staatsveränderung aufgehoben, anerkannt werde.

Namentlich zeigte sich das, als zur Sprache kam, in welcher Weise die Truppen der Verbündeten auf französischem Boden verpflegt werden sollten. Als man fünfzehn Monate früher zum ersten Mal mit Heeresmacht nach Paris zog, waren die französischen Gebiete im Rücken der verbündeten Armeen in Beziehung auf die Leistungen, die man von ihnen verlangte, unter die Autorität von Behörden gestellt worden, welche die Verbündeten einsetzten. Dies Verfahren durfte, nach Wellington's Meinung, nicht wiederholt werden. Er hatte ein anderes ersonnen, das die gewünschten Verhältnisse voraussetzte und das er, ohne die Verbündeten Englands, die Monarchen zu fragen, ihre Autorität umgehend, durch eine unmittelbare Verabredung des englischen Hauptquartiers mit den Bourbons in Gang zu bringen hoffte.

Diesem Plan zufolge sollten die einzelnen Bezirke in Frankreich in dem Maße, wie sie von den Verbündeten besetzt wurden, sofort an die Autorität „Königlicher Commissäre“ gewiesen werden, die Ludwig XVIII. ernannt hätte. Die Intendanten der verbündeten Heere hätten sich dann mit ihren Forderungen nicht an die Bevölkerung, oder an die örtlichen Municipal-Behörden zu wenden gehabt, sondern an diese Vertreter der

legitimen Staatsgewalt; durch deren Vermittelung wären dann alle Lieferungen eingetrieben und für den Betrag derselben Quittungen im Namen Ludwig's XVIII. ausgestellt worden.

Wellington hatte schon auf eigene Hand einen Vertrag, der dieses Verfahren feststellte, nach Gent abgefertigt, wo er Ludwig XVIII. vorgelegt werden sollte, als Metternich, wahrscheinlich durch den österreichischen Gesandten in Gent und Militair-Bevollmächtigten im englischen Hauptquartier, General Vincent, davon benachrichtigt, durch eben denselben abhaltend einschreiten ließ. Er erinnerte den Herzog daran, daß die Verpflegung der Truppen in Frankreich zu den Dingen gehöre, die durch gemeinsamen Beschluß der Verbündeten geregelt werden müßten und wie es scheint, hatte Oesterreich gleichzeitig auch in London die nöthigen Schritte gethan, denn Wellington erhielt bald auch von dort aus die Weisung, in dieser Beziehung durchaus in Uebereinstimmung mit den Verbündeten zu handeln.

Aus den Briefen des Herzogs geht deutlich genug hervor, in welchem hohen Grade ihm das ungelegen kam. Er suchte nun den Fürsten Metternich zu überzeugen, daß die Uebereinkunft, welche die Verbündeten schließen sollten, gar keinen anderen Inhalt haben könne oder dürfe, als die Bestimmungen seines Entwurfs. Auch Gründe der Zweckmäßigkeit sollten das beweisen, und darunter einige, die man seltsam genug nennen könnte. So führt der Herzog an, daß man, wenn irgend andere Einrichtungen getroffen würden, nicht werde vermeiden können, sich der öffentlichen Kassen zu bemächtigen —: und das sei doch sehr unangenehm! — Es werde dem Ruf der verbündeten Heere schaden, und könne die französische Nation auf den Gedanken führen, daß der Krieg von Seiten der Verbündeten nicht in so uneigennütziger Weise geführt werde, als man vorgegeben habe. — Besonders aber setzt der Herzog immer sehr geflissentlich voraus, daß in Beziehung auf das Verhältniß zu Frankreich und den Bourbons gar kein Zweifel obwalte, die schwebende Frage ohne Widerspruch im Sinn Englands entschieden sei. So sagt er unter Anderem, jede andere Einrichtung, als die von ihm beabsichtigte, werde zu unangenehmen Reibungen führen, denn da Ludwig XVIII. Mitglied des Bündnisses sei (his Majesty being an acceding party to the treaty of alliance), werde er natürlich verlangen, in Besitz der von den Verbündeten eingenommenen Bezirke gesetzt zu werden, und die doppelten, von ihm und von den Verbündeten ernannten Behörden könnten in Streitigkeiten gerathen, die weder den Verbündeten zur Ehre, noch den Gutgesinnten in Frankreich zur Ermuthigung gereichen würden.

Diese Erörterungen stehen im engsten Zusammenhange mit dem zweiten oder vielmehr ersten Hauptgrund, den Wellington für seine Vorschläge anführt: daß nämlich diese Vorschläge unter allen möglichen allein den durch das Bündniß vom 25. März übernommenen Verpflichtungen

entsprächen, ja, daß eigentlich Alles durch den erwähnten Vertrag bereits im Sinn seines Entwurfs festgestellt sei.*)

Auch war der Herzog von Wellington zunächst noch um so weniger gesonnen, seinen Plan fallen zu lassen, da das Ministerium in England ihm zwar wie gesagt vorschrieb, die angemessenen Formen zu beobachten und in Uebereinstimmung mit den Verbündeten zu handeln, daneben aber den Inhalt seiner Vorschläge gut hieß und eine Uebereinkunft auf dieser Grundlage geschlossen zu sehen wünschte. Noch in einer Conferenz mit den Vertretern Oesterreichs, Rußlands und Preußens (General Vincent, Pozzo-di-Borgo und Graf Goltz), die am 12. Juni zu Gent stattfand, sprach Wellington sehr entschieden und mit großer Wärme für seinen Entwurf, den die verbündeten Höfe bereits abgelehnt hatten. Aber die Gesandten der drei anderen Höfe stimmten, ihren Instructionen gemäß, gegen ihn, und den Tag darauf begaben sich diese drei Herren vereint zu Ludwig XVIII., um ihn aufzufordern, bis auf Weiteres (jusqu' à de nouveaux éclaircissements) inne zu halten in der Ernennung der „Königlichen Commissare“ — zu der man also wohl schon Anstalt gemacht hatte. Graf Goltz, für seine Person sehr bourbonistisch gesinnt, fügt in seinem Bericht an Hardenberg hinzu, daß diese Auseinandersetzung dem König und Allen, die bei seiner Wiedereinsetzung interessirt seien, natürlich sehr schmerzlich sein müsse.

Briefe und Worte, deren Inhalt mit den parlamentarischen Aeußerungen der englischen Minister in einem sehr eigenthümlichen Widerspruch standen, hatten demnach nicht vermocht, an der geflissentlich unentschiedenen Haltung der Verbündeten etwas zu ändern —: dagegen aber gelang es dem Herzog von Wellington, in Frankreich Verbindungen anzuknüpfen, auf die er einen sehr großen Werth legte, und die in der That einen gewissen Einfluß auf den Gang der Ereignisse üben sollten.

Um übersehen zu können, wie die Fäden liefen, die anzuknüpfen Wellington nicht verschmähte, und welchen Werth die gewonnenen Verbindungen in der That haben konnten, müssen wir einen Blick auf Napoleon's Lage in Frankreich werfen.

Kaum von Elba in Paris eingetroffen, kaum in den Sälen der Tuilerien von der Herzogin von St. Leu und den Damen des früheren Kaiserhofs mit jubelnder Freude empfangen, mußte Napoleon, sobald er Zeit fand, einen ruhigen Blick auf die Verhältnisse zu werfen, die ihn umgaben, inne werden, daß er sich in doppelter Weise getäuscht und sein kühnes Unternehmen auf eine falsche Berechnung hin gewagt habe. Er hatte gehofft, die Fürsten des früheren Bündnisses unter sich entzweit,

*) Gurwood No. 946.

in unversöhnlichen Hader verwickelt zu finden und leicht Verbündete unter ihnen gewinnen zu können — und anstatt dessen sah er sie in geschlossener Phalanx gegen sein Kaiserthum vereinigt; er hatte geglaubt, ganz Frankreich sei nicht nur in der Abneigung gegen die Bourbons einig, sondern auch in dem Verlangen, ihn auf den Thron zurückzurufen —: und er mußte sich bald gestehen, daß er eigentlich Niemanden für sich habe, als das Heer und die unteren Schichten der Bevölkerung in den östlichen und einem Theil der nördlichen Provinzen des Reichs. Selbst in der Armee konnte er unbedingt nur auf die Subaltern-Offiziere und die Mannschaft in Reihe und Glied rechnen, anders verhielt es sich schon unter den höheren Offizieren, die Frankreichs und Europa's Lage zu übersehen vermochten; viele Generale hielten sich fern, und von seinen Marschällen namentlich diejenigen, die ihres persönlichen Charakters wegen allgemein geachtet waren, wie Oudinot, Macdonald, Gouvion St. Cyr. Von den gebildeten, nach politischer Freiheit verlangenden Ständen sah sich Napoleon mit entschiedenem Mißtrauen empfangen, und aus anderen Gründen auch von dem eigentlichen Bürgerthum, das im Gefolge seiner Herrschaft neue, unabsehbare Kriege fürchtete.

Die wenigen Monate seit Napoleon's Entfernung hatten eben Frankreich mächtig umgestaltet; sie hatten die Fesseln des imperialistischen Despotismus gelöst und das Land aus dem ewigen Kriegs-Zustand der Kaiserzeit in einen bürgerlichen Zustand hinübergeführt. Es war nicht möglich, die Ketten sofort wieder anzulegen, am wenigsten in einem Augenblick, wo Napoleon der aufopfernden Hülfe ganz Frankreichs bedurfte; nur nach neuen betäubenden Siegen, nur wenn er von Neuem in blendendem Heldenglanz dastand und durch reiche Befriedigung der Habgier und des Ehrgeizes der Dienstbeflissenen eine neue Schaar von Anhängern gewonnen hatte, wäre es möglich geworden.

Napoleon erkannte wirklich nicht nur die Schwäche seiner Stellung, sondern auch ihre Ursachen, wenn gleich das Verständniß der Lage sich bei ihm in sehr bezeichnender Weise in die Aussprüche kleidete: die Bourbons hätten ihm Frankreich gar sehr verdorben zurückgegeben (ils m'ont rendu la France bien gâtée) — und durch die Schwachmüthigkeit ihrer Herrschaft sei bei den Franzosen das Verlangen erweckt worden, die Regierung zu chikanieren (de chicaner le pouvoir). — Alberne, leere „Ideologie“ — und „chicaner le pouvoir!“ — Anderes wußte er sich bei einer parlamentarischen Verfassung nicht zu denken.

Aber er suchte sich einstweilen und bis auf bessere Zeiten — wenngleich mit kaum verbissenem Ingrimm — den Umständen zu fügen, und zwar schon in Beziehung auf die Bildung seines Ministeriums, für das er wenigstens einige Liberale zu gewinnen suchte. Es war gewiß ein schlimmes Zeichen für ihn, daß die bedeutendsten unter den Dienern des Kaiserreichs, wie Cambacérès und Caulaincourt, sich nur mit Mühe be-

wegen ließen, aus der Zurückgezogenheit hervorzutreten, in die sie unter der Herrschaft der Bourbons verschwunden waren, um wieder Erz-Kanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu werden. Der Herzog von Gaeta, Mollien, Decrès wurden auch wieder, was sie früher gewesen waren: Minister der Finanzen, des Schatzes und der Marine; Maret trat als Staats-Secretär in Thätigkeit, der Marschall Davoust als Kriegsminister — und neben ihnen der Republikaner Carnot als Minister des Innern, und einer der verächtlichsten Emporkömmlinge der Revolution, behaftet mit allen Verbrechen der Schreckenszeit, Fouché, Herzog von Otranto, als Minister der Polizei.

Ein solches Ministerium, das den Liberalen nicht genehm sein konnte, befriedigte aber auch eben so wenig diejenigen Republikaner, denen die Erinnerungen der Schreckenszeit theuer waren. Die hätten gern mehrere von den Ihrigen, namentlich Merlin von Douai, Thibaudeau und Quinette anstatt eben so vieler Buonapartisten in der Regierung gesehen, und Fouché als Minister der auswärtigen Angelegenheiten an der Spitze derselben. Aber Napoleon wollte sich keineswegs dieser revolutionären Partei hingeben, er wollte sie nur täuschen, beschwichtigen und die gegenseitige Spannung war somit auch nach dieser Seite hin nicht gelöst, sondern vielmehr bestätigt.

So vielen Zwang es ihm auch gekostet haben mag, suchte Napoleon die Bevölkerung der Pariser Vorstädte für sich zu begeistern, indem er in dem Ton der Revolution zu ihr sprach; er bemühte sich sogar, unter den Liberalen den gesellschaftlichen Kreis der ehemals verfolgten Frau von Stael für sich zu stimmen. Es gelang ihm auch wirklich, den Freund der berühmten Frau, den Volkstribun Benjamin Constant, der sich wenige Tage früher mit größter Heftigkeit über ihn geäußert hatte, durch ein Gespräch und einige Artigkeiten dem Kaiserthum dienstbar zu machen.

Benjamin Constant entwarf nun in Napoleon's Auftrag den „acte additionel“, den „Zusatz“ zu den bisherigen Constitutionen des Kaiserreichs, durch den die Formen, die bisher den Despotismus dürftig genug drapirt und der Willkür-Herrschaft, so weit Napoleon das überhaupt nöthig achtete, das Ansehen einer geregelten Regierung gegeben hatten, in ein parlamentarisches System umgestaltet werden sollten. — Diese neue Verfassung wurde sofort in allen Gemeinden des Landes der allgemeinen Abstimmung unterbreitet und natürlich mit einer überschwenglichen Stimmenmehrheit angenommen, worauf dann zum Beschluß mit großem Theater-Pomp ein erhabenes Fest in Paris veranstaltet wurde, um sie einzuweihen. Ein „Mai-Feld“, wie es Napoleon in Erinnerung an die älteste Geschichte, nicht sowohl Frankreichs, als der Franken, nannte. Napoleon liebte es überhaupt, über die Bourbons und das ganze Geschlecht Hugo Capet's hinweg, an die Erinnerungen aus den Zeiten der Karolinger und Merwinger anzuknüpfen. Hatte er doch deswegen die

goldenen Bienen für das Embleme des Kaiserthums erklärt, weil die unwissenden Heraldiker seines Hofs die kleinen, ungeschickt gearbeiteten goldenen Lanzenspitzen, die man in dem Grabe des Merwingers König Chilperich zu Tournay gefunden hatte, das Wahrzeichen der fränkischen Könige, aus dem später die französischen Wappen-Lilien geworden sind, für Bienen erklärten.

Die „Mai-Versammlung" wurde am 1. Juni auf dem Marsfelde zu Paris gehalten, und Napoleon erschien dabei in einem Theater-Anzug, in Tricot, weiß atlassenen Schuhen und einem mit goldenen Bienen gestickten rothen Mantel vor den Mitgliedern aller Wählerschaften Frankreichs, den Abordnungen der Departements, der Armee und der Flotte und zahllosen Zuschauern. Es wurde eine feierliche Messe gelesen, das Ergebniß der Abstimmung bekannt gemacht, Napoleon von Neuem zum Kaiser ausgerufen; es wurde ihm der Eid der Treue geleistet und er hielt eine Rede — so viel er vermochte in liberalem Sinn.

Das war aber Alles vergeblich. Außer in den Reihen der Armee, die allerdings vor Begierde brannte, ihre Niederlagen und alle erfahrenen Demüthigungen zu rächen, wollte sich nirgends Begeisterung für Napoleon zeigen. Die herrschende Stimmung sprach sich vielmehr darin aus, daß dieses Fest allgemein den Eindruck einer großen Enttäuschung machte, daß man den acte additionel nicht genügend finden wollte und behauptete, Napoleon zeige sich auch in dieser Urkunde als unverbesserlicher Despot. Das war nicht streng der Wahrheit gemäß. Denn war es auch allerdings nicht schwer, vorherzusehen, daß die neue Verfassung wohl nur so lange in Geltung bleiben würde, bis sich wieder die Gelegenheit ergab, die Vertreter der französischen Nation durch Grenadiere zu den Fenstern ihres Sitzungs-Saals hinaustreiben zu lassen, wie das Frankreich schon einmal erlebt hatte —: an sich hatte Benjamin Constant seinen Entwurf ziemlich correct nach dem bekannten System des abstracten, doctrinairen Liberalismus gearbeitet, und das Ganze nahm sich auf dem Papier gar nicht übel aus.

In den nächstfolgenden Tagen schon traten die eigenthümlichen Schwierigkeiten der Lage noch deutlicher hervor. Die Wahlen zu dem neuen imperialistischen Parlament waren, mit wenigen Ausnahmen, auf republikanisch oder liberal gesinnte Gegner Napoleon's gefallen, und der Kaiser mußte es zulassen, daß die Versammlung der Abgeordneten einen seiner Gegner — Lanjuinais — zu ihrem Präsidenten erwählte, und sofort erklärte, sie werde sich durch den geleisteten Eid nicht abhalten lassen, die neuverkündigte Verfassung zu verbessern.

Für den erfahrenen Fouché hatte es so viel nicht bedurft, um ihn zu überzeugen, daß das wiedererstandene Kaiserreich unhaltbar war. So wie er Europa fest dagegen verbündet sah, war ihm der Ausgang nicht zweifelhaft geblieben, und es war ihm kaum noch um etwas Anderes zu

thun gewesen, als Verbindungen anzuknüpfen, die seine persönliche Stellung nach dem Siege der Verbündeten unter jedem beliebigen Regierungs-System sicher stellen konnten.

Es scheint, daß er nicht nur dem Herrn v. Montron Aufträge nach Wien mitgegeben, sondern auch noch einen anderen Agenten dorthin an Metternich gesendet hatte, und daß der österreichische Staatskanzler seinerseits auf seine Eröffnungen einging. Da Napoleon sein altes System einer doppelten und dreifachen Polizei wieder aufgenommen hatte, konnte es Caulaincourt schon Ende April gelingen, einen österreichischen Sendling zu verhaften, der, mit dem Tode bedroht, gestand, daß er Briefe an Fouché mitgebracht habe, und die Aufforderung, einen Vertrauten nach Basel zu schicken, um dort auf der Rheinbrücke mit einem vertrauten Secretär des Fürsten Metternich zusammenzutreffen. — Da der verhaftete Agent auch die verabredeten Erkennungszeichen angab, benutzte Napoleon die Gelegenheit, seinen Cabinets-Secretär Fleury de Chaboulon als angeblichen Agenten Fouché's nach Basel zu senden. Dieser junge Mann, der in den letzten Tagen vor Napoleon's Aufbruch als Sendbote von seinen Freunden nach Elba gekommen war, hatte das Vertrauen des Imperators schnell gewonnen, und scheint es auch bei dieser Gelegenheit dadurch gerechtfertigt zu haben, daß er seine Rolle ganz gut spielte.

Er traf nämlich auf der Baseler Brücke wirklich einen Vertrauten Metternich's, Baron Werner, und hörte im Lauf eines stundenlangen Gesprächs mit ihm, daß die Verbündeten glaubten, auf Fouché's Beistand rechnen zu können, um Napoleon zu beseitigen — und daß sie, wenn nur dies Ergebniß erreicht sei, sich der Bourbons nicht gerade besonders annehmen würden. Es schien, als solle dem französischen Volk die Wahl gelassen werden; des Herzogs von Orleans, des jungen Napoleon's, wurde im Vorbeigehen gedacht als möglicher Könige oder Kaiser Frankreichs und man trennte sich, nachdem eine zweite Zusammenkunft verabredet worden war.

Fouché, der inzwischen erfahren hatte, was vorgefallen war, zeigte nun seinem Herrn und Meister einen ganz unbedeutenden Brief Metternich's und erzählte dabei, als sei von sehr gleichgültigen Dingen die Rede: er habe ihn schon seit mehreren Tagen erhalten, aber nicht eher vorlegen können, weil er mit sympathetischer Tinte geschrieben und der Versuch, ihn lesbar zu machen, erst jetzt gelungen sei.

Napoleon, schwerlich getäuscht, wohl eher durch das Bewußtsein bestimmt, daß er noch nicht wieder fest genug stehe, um der revolutionären Partei entbehren zu können, daß er mithin zur Zeit noch nicht strafend gegen Fouché einschreiten dürfe, wies darauf selbst den heimkehrenden Fleury an den treulosen Minister und bedeutete dabei seinen Boten: Fouché habe kein Interesse, ihn, den Kaiser, zu betrügen, aber er liebe zu intriguiren und man müsse ihn gewähren lassen. So blieben Fouché's

Unterhandlungen wenigstens in den Händen eines jungen Mannes, auf den sich der französische Kaiser verlassen konnte.

Zu der zweiten Zusammenkunft mit dem Baron Werner konnte sich Napoleon's Geheimschreiber denn auch mit zwei Briefen Fouché's an Metternich auf den Weg machen. Das eine dieser Schreiben, gleichsam das officielle, besagte in vielen Worten nur, daß Napoleon's Thron auf die Liebe und das Vertrauen der Nation gegründet, die Coalition nicht zu fürchten habe. In dem zweiten, das für das vertrauliche gelten sollte, schien Fouché alle Möglichkeiten zu erwägen, die es für Frankreich geben konnte, die Republik, die Herrschaft Napoleon's II. und einstweilige Regentschaft, eine königliche Regierung des Hauses Orleans — und ließ eine gewisse Vorliebe für die letztere nur durchschimmern, um in einer glänzenden Lobrede auf den großen Napoleon denn doch zu dem Schluß zu kommen, daß ihn an der Spitze Frankreichs zu erhalten, allein wünschenswerth sei.

Baron Werner erklärte diesmal bestimmter, daß die Verbündeten nicht auf der Wiedereinsetzung der Bourbons beständen und auch wohl darein willigen könnten, den Sohn Marie Louisen's auf den Thron zu erheben; man solle nur getrost Napoleon absetzen, unbesorgt um sein Schicksal, denn die Verbündeten seien großgesinnt und großmüthig —: nebenher aber zeigte sich der Oesterreicher sehr verwundert, daß man ihm in Fouché's Namen mit solchem Lob von Napoleon redete; von dem habe er sonst immer nur mit dem bittersten Haß gesprochen.

Als aber Fleury sich am 1. Juni verabredeter Maßen zu einer dritten Unterredung einfand, traf er Niemand mehr auf der Rheinbrücke. Wahrscheinlich hatte Fouché mittlerweile Mittel gefunden, den Fürsten Metternich wissen zu lassen, daß er dort mit einem Agenten Napoleon's unterhandle; — oder Metternich hatte das vielleicht schon aus dem Inhalt der Briefe errathen.

Da er, wie alle Zeitgenossen bestätigen, sich unendlich im sogenannten „Mystificiren" gefiel und gern dergleichen Künste übte, auch wo sie gar nicht von Nöthen waren, ist wohl nicht zu ermitteln, inwiefern es dem österreichischen Staatskanzler wohl Ernst sein mochte mit den Dingen, die sein Bote auf der Baseler Brücke sagen mußte. Wahrscheinlich war es vor Allem darauf abgesehen, zu erforschen, wie man in Frankreich die Lage und die kommenden Ereignisse beurtheilte, was man dort möglich achte.

Daß Napoleon, der einst gefürchtete Tiger, diesen Fouché als Minister an der Spitze der Polizei ließ, anstatt ihn erschießen zu lassen, ist ein Beweis, wie sehr er den Boden unter seinen Füßen schwanken fühlte. — Fouché aber hatte sich nicht blos nach Wien gewendet, sondern gleichzeitig auch nach Gent. — Er, der Königsmörder, der Mann der Schreckenszeit, der für Ludwig's XVI. Tod gestimmt hatte! — Und er hatte einige Aussicht, am Hofe Ludwig's XVIII. gehört zu werden.

Was ihm dort die Wege zu ebnen versprach, war der Umstand, daß die Bourbons in der Angst und Verwirrung der letzten Tage vor ihrer Flucht aus Paris darauf verfallen waren, auch ihn um Rath zu fragen und um Hülfe anzurufen. Und zwar waren es vorzugsweise die strengsten, ausschließlichsten Royalisten, die Freunde des Grafen von Artois, die lieber mit ihm und seines Gleichen, mit den verrufensten Jacobinern zu thun haben wollten, als mit den verhaßten Constitutionellen. Im tiefsten Geheimniß hatte sich ein Vertrauter Artois', der Marquis de la Maisonfort, zu ihm begeben, und zwar aus seinem Munde vernehmen müssen, daß es bereits für Alles zu spät und Napoleon's vorläufiger Triumph unvermeidlich sei, doch aber nicht ohne auch einige Worte des Trostes von dieser Zusammenkunft zurückzubringen. Fouché soll angedeutet haben, daß darum doch noch nicht Alles unwiederbringlich verloren sei, und man schreibt ihm die Schlußworte zu: „Retten Sie den Monarchen, wir werden die Monarchie retten." Freilich bleibt die Frage, ob er damit nicht etwa blos die Bourbonischen Prinzen und den König zu schnellerer Abreise bewegen wollte.

Ebenso hatte Ludwig's XVIII. Kanzler, d'Ambray, auf Befehl seines Königs mit Fouché eine Unterredung gehabt, in der der Jacobiner unumwunden angekündigt hatte, daß er für seine Person sich Napoleon anschließen und ein Amt annehmen werde, aber nur um den Imperator zu verderben. Doch hatte er sich nicht zu dem Versprechen bewegen lassen, daß er unbedingt für die Bourbons wirken wolle.*)

Der Gedanke, in Gent Verbindungen anzuknüpfen und Anerbietungen zu machen, lag danach für Fouché nahe genug; doch hatten sich dort wieder die Umstände weniger günstig für ihn gestaltet, als er glauben mochte. Es hatte sich dort ein Hof, und selbst ein ziemlich vollständiges Ministerium versammelt. Zwei der Minister, Blacas und Jaucourt, hatten den König begleitet; der Kanzler d'Ambray, der Kriegsminister Clarke, Herzog von Feltre, der Finanzmann Baron Louis, und der See-Minister Beugnot trafen nacheinander ein. Nur der Abbé Montesquiou, Minister des Innern, zog sich ganz zurück, und Talleyrand weilte in Wien. Dagegen erschien der christliche Dichter, Vicomte de Chateaubriand, in Gent; er war zum Gesandten in Schweden ernannt, hatte aber seinen Posten noch nicht angetreten — und bemächtigte sich jetzt gewissermaßen aus eigener Machtvollkommenheit des verlassenen Ministeriums des Innern, dessen Verwaltung unter den Umständen keine großen Schwierigkeiten bot. Auch Lally-Tolendal, der liberale Royalist, schloß sich in seiner Eigenschaft als Staatsminister ohne Portefeuille an. Außerdem waren da die Herzoge von Duras und Grammont als Hauptleute der Leibwache; ein Paar Generale wie Beurnonville und Donadieu, und

*) Castlereagh, X, 337.

die besonderen Freunde Artois': die Herrn v. Bruges, Vaublanc, Capelle und Andere.

Gleichsam damit von dem Wesen eines Hofes nichts vermißt werde, war diese Gesellschaft in Parteien getheilt. Die eine Partei, zu der der König selber zu gehören schien, war geneigt reumüthig einzuräumen, daß man sich wohl einige begangene Fehler vorzuwerfen habe, daß es besser gewesen wäre, die Ansprüche des alten Frankreichs etwas weniger herausfordernd zur Schau zu tragen, und das neue mehr zu schonen. Die andere Partei dagegen, an deren Spitze natürlich Monsieur, Graf von Artois, Bruder des Königs, und Erbe seiner Krone stand, widersprach in leidenschaftlicher, unduldsamer Weise, und behauptete im Gegentheil, man habe der Revolution, den modernen Theorien viel zu große Concessionen gemacht, die correcten Grundsätze der echten Monarchie, der Weltordnung wie sie sein solle, nicht in ungetrübter Reinheit mit gehöriger Energie und Folgerichtigkeit zur Geltung gebracht; daher rühre das Unglück. Wenn man nur die aller ausschweifendsten Rathschläge seiner Parteigenossen nicht zurückgewiesen, vielmehr allen ihren Forderungen genügt hätte — dann wären die Bourbons nicht wieder aus Frankreich vertrieben worden.

In diesem Sinn empfing Artois den Minister Beugnot bei dessen Ankunft in Gent mit den Worten: „Nun? Da sind wir noch einmal vertrieben! (Eh bien, nous voilà encore une fois dehors!) Wessen ist die Schuld? — Will man etwa auch diesmal wieder meine Grundsätze anklagen, die nicht befolgt worden sind, und meine Freunde, die man mit so viel Sorgfalt von der Regierung ausgeschlossen hat?"

Diese Partei wurde durch das Meiste von dem, was man aus Frankreich erfuhr, in ihren Ansichten bestärkt —: denn natürlich erzählten die Royalisten, die nach und nach aus verschiedenen Provinzen her zu Gent eintrafen, nur Dinge, die der hier herrschenden Ansicht entsprachen und die man gerne hörte. Theils waren sie selbst verblendet und hielten die Stimmung ihres gesellschaftlichen Kreises für die Frankreichs; theils mögen sie ihre Erzählungen wohl auch darauf eingerichtet haben, Muth und Zuversicht am königlichen Hof zu steigern. — Die Berichte, die man mittelbar aus Frankreich erhielt, lauteten natürlich zum großen Theil eben so. Was anders klang, und ein Eingehen auf die Ideen der Neuzeit anrieth, um die Liberalen, die ihn allein stützen konnten, von Napoleon zu trennen —: das wurde leidenschaftlich verurtheilt, und unbeachtet verworfen.

Einige der eingehenden Berichte versäumte man auch nicht den Gesandten der verbündeten Mächte mitzutheilen. Eine Denkschrift über den Zustand Frankreichs, die ein bedeutender Mann, eben aus Paris eingetroffen (am 31. Mai) angeblich an Ludwig **XVIII.** richtete, war wohl eigentlich nur geschrieben, um den verbündeten Cabinetten zugesendet zu werden. Sie besagte, daß es in Frankreich eine Napoleonische Partei

gar nicht gebe, daß der Imperator so gut wie ganz vereinzelt da stehe. Nur zwei Parteien, Royalisten und „Jacobiner" stünden einander gegenüber —: die Constitutionellen scheinen unter dieser letzteren Benennung, ganz nach der alten Weise der Emigrirten, mit inbegriffen. Dennoch werden die Jacobiner als eigentlich ohnmächtig dargestellt — damit die Verbündeten nicht etwa darauf verfielen, dieser Partei irgend eine Bedeutung beizulegen. Die leitenden Hauptpersonen dieser Faction, unter denen der längst verschollene Siéyes genannt ist, werden geschildert, als fühlten sie das Hoffnungslose ihrer Lage, und enthielten sich deshalb jeder Theilnahme an den öffentlichen Dingen.

Da man aber keine Ursache hatte, den Absichten der Verbündeten unbedingt zu trauen, ist zuletzt noch eine Warnung angefügt. Frankreich erwarte die Verbündeten als Befreier, aber es fühle sich zugleich gedemüthigt und verletzt dadurch, daß es der „Hülfe" der Fremden noch einmal bedürfe. Würden diese Gefühle nicht gehörig geschont, wollten etwa die Verbündeten die schöne Rolle der Befreier nicht mit der gehörigen Uneigennützigkeit spielen, hätte Frankreich Ursache für seine Unabhängigkeit zu fürchten, dann würde das Gefühl der Demüthigung sich in Zorn verwandeln, und der Krieg ein furchtbarer werden.*)

Unter den Berichten, die man aus Frankreich erhielt, schien sogar der eine und der andere darauf zu deuten, daß Napoleon nicht einmal auf das französische Heer ganz unbedingt rechnen dürfe. Wenigstens konnte eine lebhafte Einbildungskraft sich so etwas dabei denken.

So richtete Herr v. St. Marcellin — ein Sohn des bekannten Napoleonischen Rhetors und Universitäts-Directors Fontanes — der Paris am 4. Mai verlassen hatte, zu Gent einen Bericht an den Kriegs-Minister Clarke, in dem er unter Anderem sagte: „Eine Unterredung, die ich mit Herrn v. Trélan, Adjutanten des Grafen Bourmont, gehabt habe, berechtigt mich zu glauben, daß dieser General nur deshalb eine Stellung im activen Dienst angenommen hat, um dem König Truppen zuzuführen (pour amener des soldats au roi), sobald er die Gelegenheit dazu findet. Ich weiß mit Bestimmtheit, daß er Alles verkauft, was er noch an liegenden Gütern in Frankreich besitzt, und dafür Creditbriefe auf auswärtige Banquiers nimmt. Er befehligt in diesem Augenblick eine Division von 10,000 Mann in der Gegend von Besançon, und hat gesucht sich mit Adjutanten zu umgeben, von denen er weiß, daß sie Napoleon nur mit Widerwillen dienen."

Dergleichen wurde natürlich sofort, und so geräuschvoll als möglich, den fremden Gesandten mitgetheilt — und da man selbst die Lage der Dinge in Frankreich nach solchen Berichten beurtheilte, läßt es sich erklären, wenn wenigstens Artois und sein Anhang meinten, man bedürfe

*) Beilage IX.

Fouché's und der Jacobiner — oder, was in ihren Augen dasselbe war, der Constitutionellen — gar nicht, und habe nicht nöthig sich durch unnütze Versprechungen zu schädlichen Concessionen zu verbinden.

Gar manche Geschichte der hundert Tage erzählt demungeachtet, daß gerade Artois und seine Vertrauten die Unterhandlungen mit Fouché besonders eifrig betrieben hätten; daß Napoleon's Sturz und die Wiedereinsetzung der Bourbons mit diesem treulosen Minister mehr oder weniger förmlich verabredet worden sei. Die zahlreichen buonapartistischen Schriftsteller, die sich darin gefallen, jeden Unfall, der Napoleon betroffen hat, auf Verrath zurückzuführen, und durch Verrath zu erklären, um die Unfehlbarkeit ihres Helden zu retten, haben natürlich nicht versäumt ein reiches und effectvolles Bild von diesen im Finsteren schleichenden Intriguen zu entwerfen. Doch ist von alledem nichts richtig — am wenigsten die Rolle, die dem Grafen Artois beigemessen wird.

Der treueste Geschichtschreiber der Restaurations-Zeit, Viel-Castel, übergeht diese Unterhandlungen ganz mit Stillschweigen — hält also die ganze Geschichte für rein erfunden; wahrscheinlich weil er in den Urkunden, die ihm zugänglich waren, keine Beweise dafür fand.

Aber die Thatsache ist dennoch wahr; es sind wirklich solche Unterhandlungen versucht worden, — nur daß sie eine ganz andere Wendung nahmen, als in Capefigue's Erzählung und allen jenen gewagten Berichten vorausgesetzt wird.

Graf Goltz, der preußische Gesandte, meldet dem Fürsten Hardenberg aus Gent (am 11. Mai) — und zwar in einer chiffrirten Depesche:

„Alle Briefe, die aus Frankreich kommen, sprechen von der Nothwendigkeit die Partei, die Napoleon unterstützt, so bald als möglich von ihm zu trennen. Man hält die Sache für ziemlich leicht, und man behauptet sogar, daß Fouché, der trotz der Befehle Napoleon's mit vieler Mäßigung verfährt, geneigt sei, sich dem König zu nähern, wenn nämlich dieser Fürst erstens geneigt wäre, denjenigen Mitgliedern seiner Familie, die an Grundsätzen halten, welche dem gegenwärtigen Geist Frankreichs nicht gemäß sind, keinen Einfluß mehr zu gestatten; wenn er zweitens sich entschließen wolle, die Personen von sich zu entfernen, die während einer zwanzigjährigen Unthätigkeit dem Gang der Dinge nicht haben folgen können, die niemals das Vertrauen der Nation haben werden, und die bei ihrer Rückkehr den Regierungs-Beamten (aux gens en place) und den Käufern der National-Güter die Besorgniß erregen werden, daß eine große Reaction bevorstehe; drittens wenn er sie durch ein solidarisch verbundenes, aus fähigen und thätigen Männern zusammengesetztes Ministerium ersetzt."

„Der Herzog von Wellington und Lord Stewart haben dem König und dem Grafen v. Blacas in diesem Sinn gesprochen. Der König scheint die Nothwendigkeit zu fühlen, diesen Entschluß zu fassen (le roi

paraît sentir la nécessité de prendre ce parti), aber Monsieur, der Gent seit acht Tagen nicht verlassen hat, so wie der Herzog von Berry, der häufig aus Alost hierher kommt, thun was sie können, um ihn daran zu verhindern, und Graf Blacas, obgleich er mir gesagt hat, daß ihm an seiner Stellung nicht viel gelegen sei, scheint doch nicht geneigt, sie freiwillig zum Opfer zu bringen."

„Man muß indessen doch glauben, daß der König dem Fürsten von Benevent (Talleyrand) den Befehl, herzukommen, den ihm der Graf Noailles zu überbringen hat, nur ertheilt hat, um ihn an die Spitze der Geschäfte zu stellen, und um Fouché durch ihn zu gewinnen."

Fouché berührte demnach allerdings in seinen Forderungen die wichtigsten Dinge, die nothwendig geschehen mußten, wenn die Regierung der Bourbons in Frankreich feste Wurzeln fassen sollte. Daß der unfähige Günstling Blacas entfernt werde, verlangten die Engländer gleich ihm, denn diesem zu großen Dingen gewiß nicht geschaffenen Hofmann wurden jetzt ziemlich allgemein alle begangenen Fehler zur Last gelegt, und selbst in größerem Umfange, als er sie wirklich zu verantworten hatte. Was aber wirklich helfen und dem bisherigen Unfug steuern konnte, war in dem dritten Punkt ausgesprochen, der die Bildung eines Ministeriums forderte, das dem König als ein geschlossenes Ganze zur Seite stehe, alle seine Beschlüsse gemeinschaftlich fasse, und dem König als Werk der Gesammtheit vorlege. Nur so war es möglich, den unbefugten Einfluß eines Günstlings, der Prinzen — und der Herzogin von Angoulême auszuschließen; nur so ließ sich Folgerichtigkeit und System in den Gang der Geschäfte bringen.

Daß der König bis zu einem gewissen Grad geneigt war, auf Fouché's Forderungen einzugehen, läßt sich erklären, denn er war der gemäßigtste und verständigste in diesem unglücklichen Fürstenhause. Er war gewillt die verlangten Regierungs-Maßregeln zu gewähren, nur wollte er sich in Beziehung auf seine persönliche Umgebung nicht Gesetze vorschreiben lassen. — Daß die Engländer Fouché's Begehren mit aller Macht unterstützten, bestätigt der Herzog von Wellington selbst, denn er schreibt wenige Monate später dem General Dumouriez: alle Mächte (?), unter den Anderen auch England, hätten den Frühling und den Sommer über Ludwig XVIII. zu bewegen gesucht, daß er, als Mittel eine zahlreiche Partei in Frankreich zu gewinnen, Fouché in seine Dienste nehme. (Le fait est, que toutes les puissances, entre autre l'Angleterre, avaient taché, pendant le printemps et l'été, de persuader au roi de prendre Fouché à son service, comme moyen de concilier à Sa Majesté un grand nombre de personnes; et, malgré que je n'aie jamais vu qu'il avait l'influence qu'on lui donnait, j'ai exécuté ce que les autres ont voulu.*)

*) Gurwood No. 968.

Wenn der Herzog bei dieser Gelegenheit „alle Mächte" nennt, so möchte das wohl nur sein, um nicht England allein als verantwortlich hinzustellen — denn es stimmt nicht zu dem sonstigen Inhalt des Briefs, nicht zu der Versicherung, die gleich darauf folgt, daß die anderen Mächte die Wiedereinsetzung der Bourbons gar nicht wollten. Auch ersehen wir aus den Berichten des preußischen Gesandten, Grafen Goltz, daß er wenigstens weder einen solchen Auftrag erhielt, noch irgend etwas der Art that. Auch weiß er nichts von Schritten, welche die Vertreter Rußlands und Oesterreichs in diesem Sinn gethan hätten. Allen dreien war eine Zurückhaltung vorgeschrieben, die eine amtliche Einmischung solcher Art ausschloß. Was Pozzo-di-Borgo, der halb und halb als künftiger französischer Minister behandelt wurde, unter der Hand und für seine Person gethan haben mag, können wir natürlich nicht wissen.

Von den Ministern theilten Jaucourt, Beugnot und Louis die Ansichten des Königs; daß dagegen Artois, seine Söhne und Blacas sich jedem Abkommen mit Fouché nach solchen Forderungen mit verdoppeltem Eifer widersetzten, braucht uns kaum gesagt zu werden: ihr Einfluß war es, der beseitigt werden sollte, und der Weg der „Concessionen", den Fouché andeutete, führte nach ihrer Ueberzeugung, zum Untergang der Monarchie.

Talleyrand aber kam nicht. Er stellte dem König vor, daß seine Gegenwart in Wien unerläßlich sei, um die Maaßregeln der Verbündeten zu überwachen und der Interessen Frankreichs wahrzunehmen. Doch war das, wie sich später zeigte, wohl nicht der eigentliche Grund der ihn bestimmte zu verweilen; er wollte an Ludwig's XVIII. Hof ersehnt sein, um seine Bedingungen stellen zu können. Ganz wie Fouché wollte er dann die Entfernung des Günstlings, Beseitigung des Einflusses der Prinzen, und die Bildung eines solidarischen Ministeriums verlangen.

Artois' Partei überwog in Gent, und Fouché's Anerbietungen blieben unbeachtet, unbeantwortet, wenn sie auch nicht ausdrücklich zurückgewiesen worden sein sollten. Wenig später (24. Mai) hatte Graf Goltz zu melden: man müsse den Krieg so schnell als möglich beginnen, damit Napoleon nicht Zeit gewinne, alle Gewaltmittel der Revolution in Bewegung zu setzen. Schon habe er begonnen es zu thun; Fouché und Carnot schienen sich ihm bereits fester anzuschließen, da sie keine Bürgschaft für ihre persönliche Existenz mehr sehen, wenn ihr Gebieter (chef) unterliegen sollte.

Dann wieder, nach Verlauf einiger Wochen (9. Juni) „Jemand der eben aus Paris eingetroffen ist, berichtet, daß Fouché, seitdem er befürchtet, daß Napoleon nur noch daran denkt ihn zu beseitigen, sich bemüht von Neuem eine Partei für den Herzog von Orleans zu bilden, und daß diese Partei sich des Einverständnisses mit dem Petersburger Hof rühmt. (Et que ce parti se vante d'intelligence avec la Cour de Petersbourg.) — Ich

bin fast überzeugt, daß der Herzog von Orleans, den ich übrigens in der letzten Zeit in Paris ziemlich schwach von Charakter gefunden habe, sich nicht unmittelbar in eine Sache einlassen wird, die seine Ehre sehr bloßstellen könnte, aber es ist doch immer etwas Schiefes in seinem Verhalten (il y a toujours quelque chose de louche dans sa conduite)."

Und endlich, nur zwei Tage vor dem Beginn des Krieges (13. Juni) äußert Goltz: man müsse Alles vermeiden, was die Royalisten besorgt machen könnte; es sei deshalb nicht rathsam, vielmehr gefährlich, sich mit den Jacobinern einzulassen. „Fouché, der feige Bösewicht, beweist durch Alles, was er bis jetzt gethan und nicht gethan hat, daß er keinen anderen Zweck hat, als den, seine eigene Existenz sicher zu stellen, für den Fall, daß die verbündeten Armeen große Erfolge erfechten." —

Fouché war übrigens nicht der Einzige, der von Paris aus Verbindungen mit dem Hof zu Gent suchte, ohne zu der Partei der Emigrirten zu gehören, und um den König über die Bedingungen aufzuklären, die er erfüllen müsse, um Frankreichs sicher zu sein. Ein freilich nicht sehr zahlreicher Verein verständiger Männer, constitutioneller Royalisten, die sich um den rühmlich bekannten Royer-Collard vereinigten, sendeten den jüngsten aus ihrem Kreise, den damals jungen Guizot, der in späteren Jahren eine so bedeutende Rolle spielen sollte, zu Ludwig XVIII. Sie thaten es, weil ihnen in Paris, im Mittelpunkt der Herrschaft Napoleons einleuchtend wurde, daß Napoleon's Sturz nahe, und die Wieder-Einsetzung der Bourbons gewiß sei. Der Inhalt ihrer Vorstellungen traf, wenn auch in bescheideneren Formen, so ziemlich mit den Forderungen Fouché's zusammen. Aber natürlich vermochte Guizot noch weniger als Fouché, der eine bedeutende Macht in Händen, und etwas zu bieten, zu versprechen hatte. Da auch hier wieder angedeutet wurde wie sehr man Blacas entfernt zu sehen wünsche, antwortete Ludwig XVIII. mit der Erklärung: er werde halten, was er in der Charte versprochen habe —: welchen Freund er aber in seiner Umgebung habe, könne der Nation gleichgültig sein. Artois, die Prinzen und der Günstling behaupteten ihren Einfluß.

Eigentlich waren es großartige Interessen, die in Gent verhandelt wurden, denn, da die Macht der Umstände so gut wie der entschiedene Wille der Regierung Englands auf die Wieder-Einsetzung der Bourbons hindrängte, war die Frage, durch welche Partei und in welchem Geist Frankreich künftig regiert werden solle. Die Art und Weise aber, wie diese Frage dort behandelt wurde, ließ das ganze Treiben als ein rathloses Gezänk um sehr untergeordnete Dinge erscheinen. Guizot spricht das Wesen dieses Treibens treffend aus, indem er sagt, man habe in der Erwartung kommender Ereignisse die Zeit dort nicht nur mit der Besprechung der Grundsätze und der politischen Parteien zugebracht, sondern auch mit dem Zank eitler Persönlichkeiten und verschiedener Coterieen unter einander; — und ein englischer Staatsmann, Lord Harrowby, fand

sich, nachdem er diese kleine in sich abgeschlossene Welt gesehen hatte, zu der bekannten Bemerkung veranlaßt: die Leute in Gent seien lauter Adjective; für sich selbst gar nichts.

Fouché scheint sich, eben weil er in Gent zurückgewiesen war, zuletzt, mit richtigem Verständniß der Lage, unmittelbar an den Herzog von Wellington gewendet zu haben. Daß er diesem, wenige Tage vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten zuerst geschrieben hat, ist wohl gewiß, denn er hat ihn später, in einem öffentlich bekannt gemachten Actenstück daran erinnert, und der Herzog hat nicht widersprochen.

Während die Verbindungen Fouché's mit Wien ohne alle Folgen blieben, sollten diese, mit dem englischen Hauptquartier angeknüpften einen Einfluß auf den Gang der Dinge üben, dessen Bedeutung besonders dadurch gesteigert wurde, daß der Krieg, auf dem Kriegsschauplatz begonnen, auf welchem der Herzog von Wellington den Befehl führte, eben da auch überraschend schnell zur Entscheidung kam, ehe die anderen Heere der Verbündeten eingreifen konnten.

Achtes Capitel.

Der Entscheidungskampf in Belgien. — Schlacht bei Ligny. — Treffen bei Quatrebras. — Schlacht bei Waterloo. — Napoleon's Flucht. — Grouchy's Rückzug. — Gefecht bei Namur.

Der kurze Feldzug des Jahres 1815 gehört unstreitig zu den merkwürdigsten des Jahrhunderts und wohl aller Zeiten. Selten ist ein Krieg mit solcher Intensität geführt worden. Er gehört auch zu denjenigen, über die wir in vollkommen ausreichender Weise unterrichtet sind.

Das bekannte Werk des Obersten Charras muß in dieser Beziehung Epoche machend genannt werden, indem es das von französischer Seite absichtlich über den Hergang verbreitete Dunkel aufhellt und die Fabeln, in denen sich die Buonapartistische Literatur ergeht, urkundlich widerlegt. Uns Deutschen bringt das Buch freilich in Beziehung auf die Maßregeln Napoleon's, ihre Beweggründe und ihren inneren Zusammenhang streng genommen nichts Neues; denn es berichtet darüber eigentlich nichts, was nicht Clausewitz' Scharfsinn früher schon durch Combination ermittelt hätte: aber es ist doch immerhin von großem Werth, dasjenige, wofür es bisher keinen anderen Beweis gab, als die Combinationen des Scharfsinns nunmehr auch urkundlich dargethan zu sehen. In Frankreich vollends kannte man bis auf dieses Werk herab eigentlich nichts, als die St. Helena-Literatur über diesen Feldzug. Die Vertheidigungsschriften einzelner Generale hatten daneben zum Theil nur ein kleines Partei-Publikum gefunden — und waren dann als Tages-Flugschriften wieder verschollen.

Und doch ist dieses merkwürdige Buch dann auch wieder ein Wahrzeichen geworden, an dem sich ermessen läßt, wie es vielfach um französische Geschichtschreibung überhaupt mißlich steht. Gleichwie Charras doch am Ende die Wahrheit nur deshalb sagt, weil er, der verbannte Republikaner, ihrer als Waffe gegen das neuerstandene Kaiserreich bedarf, findet Thiers angemessen, die Wahrheit, die er berichtet, gänzlich zu ignoriren. Dieser neueste Geschichtschreiber der hundert Tage kehrt, ohne sich darum zu kümmern, daß die Wahrheit nun bekannt ist, zu den Fabeln der St. Helena-Erzählung zurück, denen zufolge Napoleon's Anordnungen in diesem Feldzug musterhaft waren, nur Grouchy und Ney Fehler begangen haben. Er zieht diese Darstellung vor — blos um eine

politische Moral daran knüpfen zu können, wie er sie für den Augenblick braucht; um den Satz zu illustriren, daß der Absolutismus in der modernen Welt unhaltbar sei, selbst wenn er von dem größten Mann in genialster Weise gehandhabt wird.

Napoleon begann den verhängnißvollen Kampf angriffsweise nur wenige Tage vor dem Augenblick, auf den die Verbündeten ihrerseits den Beginn des allgemeinen Heereszuges nach Frankreich verschoben hatten. Er begann ihn in gewohnter Art, ohne Kriegs-Erklärung, um sich wo möglich die Vortheile eines Ueberfalls zu sichern, aber mit so unzureichenden Mitteln, daß weder diese Vortheile, noch selbst größere ihm wesentlich helfen konnten.

Die St. Helena-Literatur ist unablässig bemüht gewesen, uns über die Streitkräfte zu täuschen, die ihm zu Gebote standen, und zwar diesmal nicht, wie sonst in französischen Berichten geschieht, einfach die Zahlen verringernd, um den Glanz und Ruhm der eigenen Thaten zu steigern, sondern in doppelter Weise, um auf der einen Seite den unglücklichen Kampf auf dem Schlachtfelde als einen möglichst ungleichen, auf der anderen das Unternehmen Napoleon's überhaupt als ein wohlberechnetes, ausführbares erscheinen zu lassen; den doppelten Irrthum, der ihm zum Grunde lag, unseren Blicken zu entziehen. Zu diesem Ende wird auf der einen Seite die Heeresmacht, die Napoleon unmittelbar in das Feld führte, geringer angegeben, als sie wirklich war, während man auf der anderen zugleich die Rüstungen, die im Inneren Frankreichs betrieben wurden, die Ergebnisse, die sie liefern mußten, die Kriegerschaaren, die dem Heere angeblich in kurzer Zeit nachgesendet werden konnten, bis in das Riesenhafte und vollkommen Abenteuerliche vergrößert.

Durch das Werk des Obersten Charras sind wir nun genau davon unterrichtet, wie sich die Dinge wirklich verhielten; welche Macht Napoleon in das Feld führen konnte, während die festen Plätze durch Nationalgarden besetzt blieben, und wir ersehen daraus, daß die Rüstungen Napoleon's bis zur Zeit einen geringeren Erfolg gehabt hatten, als man eigentlich vermuthen durfte. Es ergeben sich nämlich folgende Zahlen: 8500 Mann Linien-Truppen unter dem General Lamarque waren verwendet, die Vendée niederzuhalten; 8000 standen unter Decaen und Clauzel beobachtend an den Grenzen Spaniens; 13,000 waren unter den Marschällen Brune und Suchet am Var und in Savoyen aufgestellt. Auf dem eigentlich entscheidenden Kriegsschauplatz konnte Napoleon am Ober- und Mittelrhein, den 420,000 Russen und Deutschen, die sich dort versammelten, unter den Generalen Rapp und Lecourbe nur 23,000 Mann Linientruppen entgegenstellen, die durch 24,000 Mann mobiler National-Garden verstärkt werden sollten —: eine Macht, die selbst für eine Schein-Vertheidigung zu gering war — und dennoch blieben ihm für den Feldzug in den Niederlanden nur 128,088 Mann mit einer Artillerie von

344 Geschützen übrig (89,415 Mann Infanterie; 22,302 Reiter; 12,371 Mann Artillerie bei den verschiedenen Heertheilen, 3500 im Artillerie-Park.)

Bei dem ersten Schritt nach Belgien aber begegnete er zwei Heeren, deren jedes für sich allein ihm zwar nicht ganz, aber doch beinahe gewachsen war. Wellington stand ihm — abgesehen von 12,233 Mann, die zu Besatzungen bestimmt waren — an der Spitze von 94,099 Kriegern und 220 Geschützen gegenüber (69,376 M. Infanterie; 14,428 Reiter; 10,295 Artillerie u. s. w.) — Blücher an der Spitze von 116,897 Preußen mit 304 Stücken Geschütz (99,715 M. Infanterie; 11,879 Reiter; 5303 M. Artillerie). Im Ganzen also waren es 210,000 Mann mit einem Geschützzug von 524 Stücken, auf die Napoleon's Angriff an der Sambre und in Brabant traf.

Bessere Verhältnisse konnte freilich der französische Kaiser in diesem Kampfe nicht erwarten; er hatte sich sogar auf allen anderen Punkten auf den sehr ungenügenden Schein einer Vertheidigung beschränken müssen, um sie nur in so weit günstig zu gestalten —: wo war da die Möglichkeit eines Erfolges abzusehen?

Zwar ein augenblicklicher Erfolg in den Niederlanden gehörte nicht ganz unbedingt unter die unmöglichen Dinge, da die beiden Heere der Verbündeten nicht unter einem gemeinschaftlichen Oberbefehl standen; da das eine derselben Ostende und Antwerpen, das andere den Niederrhein auf deutschem Gebiet, zunächst Köln und Düsseldorf als die Basis seiner Operationen betrachten mußte, beide daher möglicher Weise in divergenten Linien auseinandergehen konnten; da Napoleon jeder derselben einzeln genommen überlegen war und außerdem in Beziehung auf Organisation und Kriegsgeübtheit seiner Truppen wohl vor beiden etwas voraus hatte.

Napoleon's Heer war kriegsgewohnt und gut ausgerüstet — Blücher's Infanterie dagegen bestand ungefähr zur Hälfte aus Landwehren, und darunter waren magdeburgische und westphälische Landwehren, die, erst seit ein paar Monaten ganz neu gebildet, nicht anders als sehr mangelhaft disciplinirt und ausgebildet sein konnten; sie betrugen nicht weniger als ein volles Viertheil des ganzen Heers. Die Reiterei war unverhältnißmäßig schwach, und abgesehen davon, daß sie auch zu einem Viertheil aus Landwehren bestand, war selbst die Linien-Reiterei durch die Bildung neuer Reiter-Schaaren einigermaßen aus den Fugen gekommen. Abgesehen von der Garde-Cavallerie, die von zwei Regimentern auf vier gebracht wurde, war nämlich die Zahl der Linien-Reiter-Regimenter von achtzehn auf zweiunddreißig vermehrt worden, ohne daß zu dieser Erweiterung der Rahmen an neuem Material mehr zu Gebot gestanden hätte, als einzelne Schwadronen der von den Ständen in Ost-Preußen und Schlesien errichteten Reiterei, die berittenen Geschwader des

Lützow'schen und Hellwig'schen Freicorps, die Husaren der russisch-deutschen Legion und einige Hundert von Sachsen übernommene Reiter. Die alten erprobten Regimenter hatten je eine Schwadron abgeben müssen zur Bildung der neuen; sie waren dadurch sehr schwach geworden und kaum noch als Regimenter zu verwenden. Auch die neuen Regimenter blieben schwach, und aus einander ganz fremden Truppentheilen ziemlich bunt zusammengesetzt, konnten sie kaum zu einem genügenden Grad von innerer Festigkeit gelangt sein, da die Neubildung erst im April, nur wenige Wochen vor dem Beginn des Feldzugs ausgeführt worden war. — Auch um die Artillerie stand es in mancher Beziehung etwas mißlich; sie hatte sich bei dem herrschenden Mangel an Geld und manchem Nothwendigen auf das Erreichbare beschränken müssen. Namentlich war sie ungemein schwach an Bedienungs-Mannschaft. Sie war es in dem Grade, daß Charras dem bekannt gemachten Standes-Ausweis keinen Glauben beimessen will und sich berechtigt hält, die preußische Armee um 3000 Artilleristen stärker zu rechnen, als sie wirklich war. Er irrt; die genauesten Nachforschungen in den Archiven des preußischen Generalstabs liefern den Beweis, daß Blücher's Heer zu 304 Geschützen wirklich nicht mehr als 5303 Mann Artillerie zählte. Schon die normale Soll-Stärke der Mannschaft bei den Batterieen war im Jahr 1808 etwas sehr knapp festgestellt worden — und sie war bei der Eröffnung dieses Feldzugs bei Weitem nicht vollzählig aufzutreiben. Besonders bei Zieten's Heertheil, wo auf die Batterie von acht Stücken im Durchschnitt nur 92 Mann Bedienung kamen, war der Mangel sehr fühlbar. Man suchte sich durch zucommandirte Leute von der Infanterie und Cavallerie zu helfen, diese konnten aber in der kurzen Zeit als Artilleristen nur sehr ungenügend ausgebildet sein. Bei den Parks waren nur einzelne Unteroffiziere und Artilleristen eingetheilt, von dorther also keine Aushülfe zu gewärtigen. Es lag demnach die Möglichkeit vor, daß, wenn auch die getroffenen Anstalten für den Augenblick genügten, doch bei einem verlängerten Feldzug, bei wiederholten und blutigen Gefechten, ganze Batterien aus Mangel an Bedienungs-Mannschaft außer Thätigkeit kommen konnten.

Was Wellington's Heer betrifft, so waren wohl nur die 36,000 Mann, die es an kriegsgewohnten Engländern und Truppen der englisch-deutschen Legion zählte, den Kriegern Frankreichs vollkommen ebenbürtig zu achten — und allenfalls noch etwa dreitausend Braunschweiger. Der Rest bestand aus neugebildeten niederländischen und nassauischen Truppen, aus hannöverischen Landwehren, die durch den Mangel einer festzusammengefügten und erprobten Organisation, einer gewohnten und zuverlässigen Disciplin gegen den Feind gar sehr im Nachtheil standen. Auch daß Wellington selbst von diesem Theil seines Heeres, wie sein Briefwechsel ergiebt, eine sehr geringe Meinung hatte, konnte einen gewissen Einfluß auf seine Anordnungen und Entschlüsse üben; denn was der Feldherr

seinen Truppen glaubt zutrauen zu können, das ist ein Factor der militärischen Berechnung, der nicht selten schwer in das Gewicht fällt.

Aber waren demnach einige anfängliche Erfolge Napoleon's nicht ganz unmöglich —: wie weit konnten sie im besten Falle führen?

Daß solche Erfolge jedenfalls nur durch harte Kämpfe und schwere Verluste erkauft werden konnten —: dafür bürgten trotz aller Mängel die Tüchtigkeit der verbündeten Heere und ihrer Führer, wie der Geist, der namentlich unter den preußischen Truppen herrschend war — und mit Einem Siege war der allgemeinen Lage nach die Sache nicht gethan. Es mußte eine Reihe von Siegen rasch, Schlag auf Schlag, aufeinander folgen —: darüber wären die 128,000 Mann, die Napoleon in das Feld führte, ohne Zweifel sehr schnell zu einer ganz ungenügenden Zahl zusammengeschmolzen — und was auch Napoleon von seinen riesigen Rüstungen erzählen mag: es fehlten durchaus die Mittel, dieses Heer nach einem Maßstab zu ergänzen und zu verstärken, der den Erfordernissen eines Kampfes von solcher Intensität irgend entsprochen hätte.

Denn mit Einschluß von 11,000 Mann, die in den festen Plätzen verwendet, und 6000, die zerstreut und auf dem Marsch waren, standen im Juni 198,130 Mann kriegstüchtig unter den Waffen; in den sämmtlichen Depots aber befanden sich außerdem nur noch 55,719 Mann, über die man verfügen, die man aber noch nicht im Felde verwenden konnte (disponibles dans les dépots, mais non encore disponibles pour la guerre) —: Bataillone, Schwadronen und Batterieen in der Formation begriffen, die Mannschaft noch nicht vollständig gekleidet und ausgerüstet u. s. w. Sie bildeten in der Wahrheit den einzigen Ersatz auf den im Lauf des Feldzugs mit Sicherheit zu rechnen war. Denn die 23,133 nicht verfügbarer Mannschaften, die weiter aufgezählt und als Verwaltungs-Personal der Depots, kränkliche Leute, Handwerker, Soldatenkinder u. dergl. näher bezeichnet werden (indisponibles; fond des dépots, malingres, ouvriers, enfants de troupes etc.) können nicht als eine unmittelbare Quelle des Ersatzes in Anschlag gebracht werden.

Die Recruten der Klasse, die 1815 dienstpflichtig wurde, waren bereits im Spätherbst 1813 ausgehoben worden, den Anordnungen der Regierung nach sollten es 160,000 sein. Davon waren 46,000 während des Winterfeldzugs 1814 in die Depots und zum Theil auch zur Verwendung im Felde gekommen. Was von diesen nach dem Abschluß des Friedens noch übrig war, hatten die Bourbons in die Heimath entlassen, die übrigen waren nicht einberufen worden. Man rechnete, daß nach Abzug derer, die mit den abgetretenen Provinzen für den Dienst Frankreichs verloren waren, und der Verluste, welche diese Klasse betroffen hatten, noch 110,000 zur Verfügung der Regierung stünden. Sie wurden aber — wahrscheinlich weil Napoleon in seiner unsicheren Stellung dem eigenen Lande gegenüber nicht als derjenige erscheinen wollte, der zuerst rüstete und den

Krieg herausforderte — so verspätet einberufen, daß sie bei dem raschen, energischen Gang der Dinge, den man voraussetzen mußte, in die Ereignisse des bevorstehenden Feldzugs schwerlich mehr eingreifen konnten.

Den Anfang Juni erst erlassenen Befehlen zufolge sollte das Geschäft der Einberufung dieser Conscribirten in den Provinzen am 15. desselben Monats beendet sein. Die Departements der Vendée wurden dabei mit Stillschweigen übergangen, weil die angeordnete Maßregel dort nicht rathsam schien. Angenommen, daß die Recruten sich in den übrigen Theilen des Landes sämmtlich ohne Zögern stellten, was in der Provence keineswegs außer allem Zweifel stand, konnten die Recruten in der zweiten Hälfte des Juni in den Depots eintreffen, wo dann ihre militärische Ausbildung beginnen mußte —: wer sieht nicht, daß die mäßige Feldarmee Napoleon's längst verbraucht und zur Ohnmacht herabgesunken sein konnte, ehe diese Conscribirten verwendbar und ein Ersatz waren?

Was die armée extraordinaire betrifft, die aus den zum Dienst eingeschriebenen und nun bewaffneten Matrosen und National-Garden bestehend, zu Dreiviertheilen zur Bewachung der festen Plätze bestimmt war, so soll sie Mitte Juni gegen zweimalhunderttausend Mann gezählt haben, von denen aber die Hälfte nicht uniformirt und ein Drittheil außerdem auch nicht bewaffnet war. — Ein Viertheil dieser Armee — 49,000 Mann — den Theil vorzugsweise, in dem sich viele ehemalige entlassene Soldaten befanden — wollte Napoleon zur Verstärkung der Feld-Armee verwenden — aber doch nicht bei dem Heere, mit dem er selbst die entscheidenden Schläge zu führen gedachte, sondern am Oberrhein und im Süden, am Fuß der Pyrenäen und in der Vendée, wo nicht viel mehr als Demonstrationen beabsichtigt sein konnten. — Mehr war aus dieser Quelle nicht zu erwarten, wenn man sich nicht selbst der Mittel berauben wollte, das stehende Heer zu ergänzen. Auch waren diese mobilen Nationalgarden noch keineswegs in feldtüchtigem Zustand und gehörig ausgerüstet — und es liegen Berichte Suchet's vor, denen zufolge die Leute, theils im April theils im Mai ausgehoben, im Juni schon wieder sehr stark desertirten.

Die fabelhaften Massen, von denen Napoleon in seinen Memoiren außerdem noch spricht, und aus denen ihm zufolge gegen den Herbst eine überaus gewaltige Heeresmacht hervorgehen sollte, sind in der Wirklichkeit nirgends nachzuweisen. Angaben und Zahlen sind vollkommen aus der Luft gegriffen. Wie dreist er damit umgeht, ist wohl schon daraus ersichtlich, daß er den Lesern seiner Denkwürdigkeiten erzählt, in den Depots hätten sich — unabhängig von den Recruten der Klasse von 1815, die noch besonders gerechnet werden, — am 1. Juni bereits 135,000 Mann befunden, während aus den Acten hervorgeht, daß man ihrer da nur 55,000 zählte.

Weit günstiger waren die Verhältnisse auch in dieser Beziehung bei

den Verbündeten, selbst auf diesem besonderen Kriegsschauplatz in den Niederlanden — ganz abgesehen von Allem, was am Mittel- und Ober-Rhein vorging. Blücher's Heer allein hatte innerhalb weniger Wochen an Garde und Linientruppen, Landwehren und Contingenten norddeutscher Bundesstaaten, unter dem Herzog Carl von Mecklenburg, Tauentzien und Kleist gegen 90,000 Mann Verstärkungen zu erwarten; im Nothfall konnte auch noch ein weiterer Heertheil von 30,000 Mann heranrücken, der einstweilen unter York in den alten östlichen Provinzen zurückgeblieben war. Das war mehr als ein Ersatz für alle Verluste, die selbst eine Niederlage herbeiführen konnte.

Das ermüdete Frankreich, in Parteien gespalten, ohne Einheit der Gesinnung und des Willens, verlangte eben nach Ruhe und war für den Augenblick vollkommen unfähig, die leidenschaftlichen Anstrengungen zu machen, die Opfer zu bringen, die ein solcher Kampf gefordert hätte; und diese Unfähigkeit war in einem noch höheren Grade eine moralische, als eine materielle. Sie hätte sich geltend gemacht, auch wenn Napoleon seine Rüstungen früher und mit größerer Energie begann. Die Geister waren erlahmt und schwärmten nicht für das despotische Kaiserreich und seine blutgetränkten Lorbeeren. Nur das Heer, die alten Soldaten bei den Fahnen, die Unteroffiziere und Subaltern-Offiziere, die sich durch die Niederlagen der letzten Jahre gedemüthigt, von den Bourbons vernachlässigt, von den Emigrirten beleidigt fühlten und verlorene glänzende Aussichten wieder zu gewinnen hofften, waren eifrig für den Krieg —: im bei Weitem größten Theil des Landes dagegen war die Stimmung sehr lau und die herrschende Ansicht eine sehr nüchterne. Man hatte Napoleon und seinen Anhang gewähren, die Revolution geschehen lassen, dem Sturz der Bourbons ruhig zugesehen, allerdings weil die Bourbons und das ancien régime, das mit ihnen zurückzukehren schien, nichts weniger als beliebt waren im Lande —: daß aber auch eben diese allgemeine Abspannung ihren nicht unerheblichen Antheil an dem Ereigniß hatte, das zeigte sich namentlich darin, daß auch in den Landestheilen, wo die herrschende Gesinnung ohne Frage überwiegend eine royalistische war, in der Provence und in der Vendée, in dem flachen Lande der Bretagne, das kaiserliche Regiment eingeführt werden konnte, ohne auf einen irgend energischen Widerstand zu stoßen.

Man fügte sich, wie man sich für den Augenblick in alles Andere gefügt hätte, was von der bewaffneten Macht des Landes durchgeführt wurde, um sich Opfer und Wagniß zu ersparen, nicht um für eine andere Sache neue Opfer nach dem allergrößten Maßstab zu bringen. — Charras berichtet nach den Acten, daß die alten Soldaten, die in ihre Heimath entlassen waren, ohne ihrer Dienstpflicht vollständig entbunden zu sein, sich auf den ergangenen Ruf nur zum kleinsten Theil unter Napoleon's Fahnen sammelten; daß ihrer besonders im Süden und Westen

des Landes nur sehr wenige erschienen — und dann schon auf dem Marsch zum Regiment zum Theil wieder entwichen; daß man selbst im Norden Frankreichs eine ganze Division des Heeres in sogenannte mobile Colonnen auflösen mußte, um die widerspenstigen Recruten zusammenzutreiben — und Napoleon selbst wußte, daß er nicht auf große, freiwillige Anstrengungen des Landes rechnen durfte, und nannte den herrschenden Geist einen sehr schlechten.

Wenn aber dann der Republikaner Charras aus den Thatsachen weiter folgern will, Frankreich sei zur Zeit republikanisch gesinnt gewesen, für eine Republik hätte das Land freudig die Opfer gebracht, die es „retten" und den Erfolg gegen das bewaffnete Europa sicher stellen konnten, so scheint uns das mehr als zweifelhaft. Für eine Republik wäre wohl nur eine Anzahl unheilbarer Doctrinairs gewesen, wie La Fayette, eine Anzahl unreifer junger Leute, einige schlechte Gesellen, die sich zu dem Cynismus sowohl der französischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts als der schlimmsten Zeit der Revolution bekannten, und der Pöbel der großen Städte, dem freilich die Erinnerung an das arbeitslose Räuberleben der Schreckenstage reizend genug vorschwebte. Bei dem Landvolk dagegen und der großen charakterlosen Masse der Spießbürger, die vor allen Dingen ihr bürgerlich-behäbiges Dasein in Ruhe und Bequemlichkeit genießen wollten, stand die Republik in gar bösem Andenken. Wir glauben, daß es unter den damaligen Bedingungen überhaupt nicht möglich war, einen Geist, eine Macht wachzurufen, die fähig gewesen wäre, dem in Waffen entschlossen und tüchtig heranrückenden Europa zu widerstehen. Es gab keine Formel, die solchen Zauber gewirkt hätte. Von Allem, was die Massen in Bewegung zu bringen pflegt, oder sie vollends aus der Abspannung zur verwegensten Thätigkeit aufstacheln konnte, war nichts geschehen. Sie hatten keinen Druck empfunden, den fremde Mächte beleidigend im Lande geübt hätten; sie hatten nichts zu rächen. —

Wie fern aber auch die Wahrscheinlichkeit eines Erfolgs lag: Napoleon hatte keine Wahl; er mußte das Spiel spielen, wie schlecht es auch für ihn stehen mochte, und da finden wir es nach Allem und Allem dennoch begreiflich, daß er sein Heil im Angriff suchte und diesen namentlich auf die Niederlande richtete. Seine Lage war von der Art, daß nur in dem gewagtesten Spiel eine Aussicht für ihn lag, und man braucht, wie uns scheint, nicht, wie so oft geschehen ist, lediglich aus seinem persönlichen Charakter zu erklären, daß er sich dafür entschied.

Bekanntlich war in Napoleon's Rath auch der Vorschlag zur Sprache gekommen, den Krieg vertheidigungsweise zu führen, Frankreichs Streitkräfte vor den Heeren der Verbündeten auf die beiden befestigten Mittelpunkte Paris und Lyon zurückweichen zu lassen, um dann auf diese Hauptstädte des Landes gestützt, in ihrer nächsten Umgebung eine active Ver-

theidigung zu führen; d. h. einen Vertheidigungskrieg, der sich in wiederholten Angriffen auf einzelne Theile der feindlichen Heeresmacht bewegt. Uns scheint aber, daß unter den damaligen Bedingungen, bei dem entschlossenen Willen der Verbündeten und der unsicheren, nichts weniger als zuversichtlichen Stimmung, die in Frankreich herrschte, die Aussicht auf Sieg und Erfolg, die sich auf diesem Wege zeigte, eine sehr geringe war. Wir sehen nicht, was ein allmähliches Erlahmen der Vertheidigung hätte verhüten und den entscheidenden Umschwung zu Gunsten Napoleon's hätte herbeiführen können. Wir müssen es wiederholen: die Zeiten waren nicht danach und die vorbereiteten Rüstungen nicht genügend. Napoleon muß zu den willkürlichsten Voraussetzungen, zu kühn erfundenen Zahlen seine Zuflucht nehmen, um zu beweisen, daß der Krieg sich in dieser Form mit gegründeter Hoffnung auf einen günstigen Erfolg führen ließ. Er sagt — in seinen Memoiren — die Verbündeten wollten den Feldzug am 15. Juli eröffnen und konnten also nicht früher, als etwa den 15. August vor Paris erscheinen —: zu der Zeit aber wäre die Linien-Armee, die Napoleon persönlich in das Feld führte, bereits von 130,000 bis auf 245,000 Mann verstärkt gewesen; es hätte sich außerdem zu Paris eine, wenn auch nicht im freien Felde verwendbare, doch zur Vertheidigung der Verschanzungen um Paris tüchtige „armée sédentaire“ von 116,000 Mann gebildet, zu der die Depots der Linienregimenter 40,000 Mann, die Bevölkerung der Pariser Vorstädte 60,000 Tirailleurs (d. h. ungefähr acht Procent der Gesammt-Bevölkerung der ganzen Hauptstadt, Weiber und Kinder natürlich mitgerechnet) liefern sollten, und die dann durch mobile National-Garden aus den Provinzen zu der angegebenen Höhe gebracht worden wäre. — Im freien Felde aber wären 245,000 „Franzosen“ unter ihrem großen Kaiser den 450,000 Mann, welche die Verbündeten höchstens unter die Mauern von Paris bringen konnten, unbedingt gewachsen gewesen — und wenn dann die „crise nationale“ ihren Gipfelpunkt erreicht hätte, würde sie in der Normandie, in der Bretagne, im Auvergne und Berry den höchsten Grad der Energie hervorgerufen haben, und täglich wären von dorther zahlreiche Bataillone — man sagt uns nicht, von wem gebildet und woraus, womit bewaffnet und von wem geführt — bei Paris eingetroffen.

Nun wollten aber die Verbündeten den Feldzug schon in der zweiten Hälfte des Juni eröffnen; sie wären also schon Mitte Juli, fast einen Monat früher, als Napoleon anzunehmen beliebt, vor Paris erschienen —: und selbst wenn Rapp mit seinen 19,000 Mann von Straßburg herbeigezogen wurde, was nicht einmal recht thunlich war, ist nicht abzusehen, wodurch das französische Heer bis dahin auf 245,000 Mann verstärkt sein sollte, besonders wenn man inzwischen die besten kriegerischsten Provinzen, ehe man ihre Hülfsquellen vollständig benutzen konnte, dem Feinde überlassen mußte. Die Elemente einer solchen Verstärkung

sind nicht nachzuweisen, besonders wenn man hinzurechnet, daß die Depots der Linien-Regimenter gleichzeitig der armée sédentaire noch 40,000 Mann liefern sollten.

Um zu ermitteln, was Napoleons Zahlen werth sind, brauchen wir sie nur mit dem zu vergleichen, was sich wirklich ergab. Die Verbündeten trafen in den ersten Tagen des Juli vor Paris ein; damals befanden sich dort und in der Umgegend in den Depots des stehenden Heers 13,000 Mann, wir haben aber, wie sich später zeigen wird, guten Grund zu glauben, daß diese noch bei Weitem nicht feldtüchtig und brauchbar waren. An „Tirailleurs" aus der Arbeiter-Bevölkerung sollen, nach den höchsten Angaben, 6000 unter den Waffen gewesen sein. Außerdem hatten sich bis zum 3. Juli in der Hauptstadt noch 5 Bataillone mobiler National-Garden aus den Provinzen eingefunden, die aber durch Desertion auf dem Marsch bis auf 1093 Mann, das heißt bis auf etwa ein Drittheil der normalen Kopfzahl zusammen geschwunden waren.

Das Alles wäre vierzehn Tage später wohl nicht viel anders gewesen. Wie luftig vollends alle anderen Voraussetzungen in Napoleon's Rechnung sind, das bedarf gewiß keiner Auseinandersetzung. —

Wie die Berechtigung zur Rückkehr aus Elba, lagen auch die Beweggründe, die zum Angriff auf die Niederlande bestimmen mußten, in vorausgesetzten Verhältnissen, die nicht dem Gebiet der im engeren Sinn so genannten Strategie, sondern dem der europäischen Politik angehören.

Auf den Zwiespalt unter den zu Wien tagenden Mächten hatte Napoleon gerechnet, um sich in Frankreich behaupten zu können —: jetzt beschloß er die Niederlande anzugreifen, weil, wie er glaubte, eine Niederlage des englischen Heers den Sturz des damaligen Tory-Ministeriums in England herbeiführen mußte. „Es wäre" meint er „durch ein Whig-Ministerium, durch Freunde des Friedens, der Freiheit, der Unabhängigkeit der Völker ersetzt worden, und dieser einzige Umstand hätte dem Krieg ein Ende gemacht."

Bei der allgemeinen Armuth, in die Napoleon's Kriege ganz Europa gestürzt hatten, wäre es allerdings den Staaten des Festlandes sehr schwer geworden, den Krieg ohne Englands Geldhülfe fortzusetzen.

Daß Napoleon in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, er habe so gerechnet, würde natürlich sehr wenig beweisen; aber manche seiner Aeußerungen zur Zeit der Ereignisse selbst bestätigen, daß dem wirklich so war. — Es kam noch, in zweiter Linie, die Hoffnung hinzu, nach einem ersten Siege, nach der Eroberung von Brüssel, werde der belgische Theil der niederländischen Armee zu ihm übergehen, Belgien überhaupt sich für ihn erklären, und die Erweiterung des Kriegsschauplatzes auch neue Hülfsmittel zur weiteren Führung des Kampfes gewähren.

Freilich drehte sich diese ganze Berechnung um sehr gewagte Voraussetzungen, aber es war doch möglich, daß sie nicht täuschten, und dann

zeigte sich auf diesem Wege wenigstens die Möglichkeit eines Erfolgs, die nach jeder anderen Richtung hin gänzlich fehlte.

Obgleich Wellington an einen Angriff von Seiten Napoleon's eigentlich nicht glauben wollte, traf dieser Angriff die Verbündeten doch nicht ganz unvorbereitet, wie der französische Heeresfürst wohl im Stillen gehofft haben mochte. Im preußischen Hauptquartier — wo man am liebsten schon im Anfang Juni selbst zum Angriff vorgegangen wäre, und sich im Verein mit Wellington auch vollkommen stark genug dazu achtete — hielt man es andererseits durchaus nicht für unmöglich, daß Napoleon die Initiative ergriff, wenn die Verbündeten ihm Zeit dazu ließen. In Wellington's Art aber lag es, sich auch auf die, nach seiner Meinung, unwahrscheinlicheren Fälle vorzusehen. So hatten Verabredungen auch für diesen Fall stattgefunden.

Schon zu Anfang Mai und dann wieder in den letzten Tagen des Monats waren der englische und der preußische Feldherr in St. Tron zusammen gekommen, um festzustellen, was geschehen solle.

Es wurde angenommen, daß Napoleon, falls er angriff, zunächst suchen würde auf Brüssel vorzudringen, und sich dieser Hauptstadt Belgiens zu bemächtigen. Ob er aber die Bewegung auf diesen Punkt von Valenciennes über Ath — von Maubeuge über Mons und Braine-le-Comte — oder von Philippeville aus über Charleroi und Quatrebras einleiten würde, ließ sich, wie man meinte, nicht vorhersehen.

Man dachte sich also, daß englisch-verbündete Heer unter Wellington, das Brüssel unmittelbar deckte, als das eigentlich angegriffene, und dem preußischen fiel die Aufgabe zu, ihm zu Hülfe zu eilen.

Welcher der angenommenen Fälle auch eintrat, unter allen Bedingungen sollte sich Blücher's Armee, sobald der Angriff entschieden unternommen war, bei Sombreffe, in einer der Heerstraße von Charleroi nach Brüssel gleichlaufenden Stellung versammeln, um von dort aus nach den Umständen verwendet zu werden. — Wellington wollte seine Schaaren, je nachdem der Feind die eine oder die andere der drei möglich erachteten Linien wählte, bei Ath, bei Braine-le-Comte, oder bei Quatrebras vereinigen. —

Rückte Napoleon über Charleroi vor, so konnte er nicht wohl das preußische Heer bei Sombreffe in seiner Flanke stehen lassen; er mußte es zunächst weiter von seiner Marschlinie zurückwerfen; sein Angriff mußte also hier zuerst auf Blücher gerichtet sein, und es war an Wellington, diesem von Quatrebras aus zu Hülfe zu eilen.

Aus allen Anordnungen und Briefen Wellington's geht aber sehr entschieden hervor, daß er gerade diesen Fall, der nachher wirklich eintrat, nicht für wahrscheinlich hielt. Er erwartete vielmehr ziemlich bestimmt eine

Umgehung seines rechten Flügels, von Valenciennes her über Ath auf Brüssel. Darauf sollen Fouché's Mittheilungen gedeutet haben, und die Nachricht, daß Napoleon die Wege, die rechts von Maubeuge aus Frankreich an die Sambre führen, habe verhauen lassen, bestärkte den Herzog in seinem Irrthum. Besonders aber glaubte er an einen Angriff in der Richtung auf Ath, weil er diese Bewegung aus mehr als einem Grunde am meisten fürchtete. Namentlich waren ihm seine Verbindungen über Brüssel mit Ostende und Antwerpen, das heißt mit England, vor Allem wichtig. Mehr als billig sogar, so daß andere Rücksichten darüber leicht zu wenig in Betracht kommen konnten.

Es kam aber noch, wie aus allen seinen Anordnungen unverkennbar hervorgeht, und sich bis in das Kleinste und Einzelnste verfolgen läßt — eine zweite Sorge hinzu, die in seinen Augen wenigstens gewiß keine geringere Bedeutung hatte, seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Gegend zu seiner Rechten lenkte, ihn den Angriff dort erwarten ließ, und alle seine Maßregeln sichtlich beherrschte —: das war die Sorge um den Hof Ludwig's XVIII. in Gent.

Wir müssen uns auch hier wieder erinnern, daß für den Feldherrn Englands, persönlich beinahe mehr noch als für seine Regierung, die Interessen der Bourbons der eigentliche Gegenstand des Kampfes waren. Im Sinn dieser Politik mußte es von der höchsten Wichtigkeit sein, daß die Bourbonischen Prinzen nicht etwa unversehens aufgehoben wurden und Napoleonischer Gefangenschaft verfielen. — Diese Prinzen hatten, als sie Frankreich verließen, ihre Haustruppen entlassen —: jetzt, da sie berechneten, daß die mitgenommenen Geldmittel für einige Zeit auch dazu reichten, versuchten sie ähnliche Schaaren wieder neu zu bilden, um nicht ganz ohne nationale Umgebung, bloß unter dem Schutz der Fremden nach Frankreich zurückzukehren. Sie hatten in der That einige hundert Mann zusammen gebracht, die in und bei Alost einquartirt waren und geübt wurden, und mit denen besonders der Herzog von Berry, der in ihrer Mitte verweilte, ein militärisches Spiel trieb. Auch daß diese Schaar nicht angegriffen, gefangen oder zersprengt wurde, daß der König von Frankreich wenigstens den Schein einer französischen Heeresmacht um sich bewahrte, hatte einen gewissen Grad von Bedeutung im Sinn der Politik Englands und seines Feldherrn. An eine Gefahr für sie glaubte Wellington dort, wo sie waren, wohl eigentlich nicht, da er einen Angriff von Seiten des Feindes überhaupt nicht für wahrscheinlich halten wollte. Trat aber dieser unwahrscheinliche Fall dennoch ein, dann wurde es für den Herzog eine Hauptaufgabe, Gent und Alost, Ludwig XVIII., seine Haustruppen und deren Magazine zu decken. Nimmt man nicht diesen Erklärungsgrund zu Hülfe, so läßt sehr Vieles und sehr Wesentliches in den Anordnungen des Herzogs während dieses Feldzugs sich wohl überhaupt kaum erklären.

Eine Versammlung der englisch-niederländischen Armee bei Ath oder Grammont — wenn Napoleon von Valenciennes aus vorrückte — hätte aber wohl kaum zu einer Hauptschlacht bei den genannten Orten geführt. Eine solche wagte Wellington gewiß nicht, ohne der Unterstützung durch die Preußen gewiß zu sein, und die hätte ihm dort sehr fern gelegen. Er suchte dann wahrscheinlich den Feind nur so lange in seinem Marsch aufzuhalten, als nöthig war, um den Rückzug der französischen Prinzen und ihrer Haustruppen von Gent und Alost nach Antwerpen sicher zu stellen. Eine fortwährende Bedrohung seiner rechten Flanke aber, Bewegungen des Feindes in der Richtung auf Alost und Dendermonde, konnten ihn möglicher Weise über Brüssel hinaus gegen Antwerpen zurückschnellen.

Der Herzog glaubte, im Fall er einen Angriff abwehren mußte, zweiundzwanzig Stunden nachdem er die ersten Nachrichten von dem Einbruch des Feindes erhalten, wenigstens zwei Drittheile seines Heers, auf jedem der Punkte: Ath, Grammont, Enghien, Soignies, Nivelles oder Quatrebras, versammelt haben zu können: ein Rechnungsfehler, der kaum begreiflich erscheint, wenn man erwägt, daß er von einem kriegserfahrenen Heerführer ausging; denn die Ausbreitung seiner Truppen in sehr weitläuftigen Quartieren war weit entfernt, eine solche Voraussetzung zu rechtfertigen.

Das zweite Corps seines Heers unter Lord Hill (in 3 Infanterie-Divisionen und einer hannöverschen Reiterbrigade ohne die Artillerie 26,000 Mann) hatte nämlich sein Hauptquartier in Ath, und seine Quartiere erstreckten sich bis nach dem über sechs Meilen weit entfernten Gent.

Das (in 3 Infanterie-Divisionen und 3 niederländischen Reiterbrigaden 28,000 Mann starke) erste Corps, das der Prinz von Oranien führte, breitete sich von Braine-le-Comte, wo sein Hauptquartier war, rechts und links bis Brügelette und Frasnes bei Quatrebras aus, was eine Frontlinie von mehr als sechs Meilen bildete.

Die Reserve (zwei Divisionen Infanterie, das braunschweigische und nassauische Contingent; 20,500 Mann) stand um Brüssel; die Reiterei unter Lord Uxbridge (7 Brigaden, 9500 Mann) um Grammont. Da die Ausfertigung und Ueberbringung der Befehle jedenfalls mehrere Stunden erforderte, und von Brüssel nach Ath ein Marsch von 7½ Meile ist, läßt sich nicht wohl absehen wie das zweite Corps und die Reserve nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden bei diesem letzteren Punkt hätten vereinigt sein können.

Etwas günstiger gestalteten sich die Dinge, wenn das erste Corps die Reserve und die Reiterei sich bei Quatrebras vereinigen sollten, obgleich auch in dieser Richtung von Brügelette und Grammont aus Märsche von sieben Meilen zurückzulegen waren.

Noch schlimmer sah es um eine rasche Vereinigung des preußischen Heeres aus, nur mit dem Unterschiede, daß Blücher daran nichts zu ändern vermochte. Im ersten Schrecken, unmittelbar nach Napoleon's Landung, hatte nämlich der König der Niederlande dringend, beinahe flehentlich um den Schutz gebeten, den ihm damals nur preußische Truppen gewähren konnten, und die Verpflichtung übernommen, für ihre Verpflegung in den Niederlanden zu sorgen. Als dann aber unter dem Herzog von Wellington ein Heer versammelt war, das zur Vertheidigung der Niederlande genügend schien, suchte der König, der bekanntlich in Beziehung auf Geld sehr bestimmte Ansichten hatte, sich der übernommenen Verpflichtung wieder zu entziehen, und verlangte, die preußische Armee solle entweder, gleich der englischen, die Verpflegung baar bezahlen, oder auf das eigene Gebiet zurück marschiren. Beides war unmöglich. Das Letztere gestatteten strategische Gründe nicht, und bezahlen konnte Preußen nicht; der verarmte Staat hatte dazu die Mittel nicht. Selbst der Sold konnte den Truppen nicht immer ausgezahlt werden. Da aber die niederländischen Beamten fortan den bösesten Willen zeigten, und Blücher's Heer nicht selten Mangel leiden ließen, blieb gar nichts Anderes übrig, als die Truppen an Ort und Stelle durch die Quartiergeber verpflegen zu lassen — und dadurch war eine Verlegung derselben in ausgedehnte Quartiere bedingt. Dem gemäß hatten die vier Heertheile — unter Zieten, Pirch, Thielmann und Bülow — ihre Hauptquartiere zu Charleroi, Namur, Ciney und Lüttich. Von dem letzteren Ort besonders war nach dem Sammelplatz bei Sombreffe sehr weit.

Thielmann's Heertheil war übrigens nicht blos aus Verpflegungs-Rücksichten auf das rechte Ufer der Maas entsendet, sondern auch weil man es im preußischen Hauptquartier wenigstens nicht für unmöglich hielt, daß Napoleon den Feldzug in der Richtung dorthin eröffnen könne, um die Verbindungen des preußischen Heers mit dem Rhein zu gefährden, und jedenfalls nothwendig achtete, diese Verbindungen zu decken.

Napoleon bedurfte vor allen Dingen eines Sieges im freien Felde, und zwar eines glänzenden, nicht allein um seine gefährlichsten Gegner, Blücher und Wellington, zu lähmen und zurückzuwerfen, ehe die verbündeten Heere am Ober- und Mittelrhein sich zum Angriff heranwälzen konnten — sondern mehr noch, um des moralischen Eindrucks willen. Es mußte ein Sieg sein, der Napoleon wieder als den Alles vor sich her unwiderstehlich zerschmetternden Helden von Austerlitz und Jena erscheinen ließ; der geeignet war, Frankreich zu elektrisiren, die Verbündeten zu betäuben und namentlich auch in England den Umschwung in der öffentlichen Meinung herbeizuführen, ohne den es für den französischen Kaiser keine Rettung gab. Mehr als je in Napoleon's früheren Feldzügen der Fall

war, mußte diesmal das feindliche Heer unmittelbar selbst der Gegenstand sein, den er zu fassen suchte —: das strategische Object. Mehr als je mußte er entscheidende Schlachten um ihrer selbst willen suchen; weniger als je hatten blos geographische Verhältnisse zu bedeuten, konnten geographische Punkte, welche Wichtigkeit man ihnen auch sonst beilegen wollte, der Gegenstand sein, nach deren Besitz er wesentlich und etwa ausschließlich um ihrer selbst willen strebte, zu deren Besitz etwa Kampf und Sieg ihn nur als Mittel, die Wege bahnend, führen sollten.

So konnte der Besitz von Brüssel einen bedeutenden Werth haben, wenn diese Hauptstadt Belgiens in Folge glänzender Siege in Napoleon's Hände fiel, und sein feierlicher Einzug dort, als Beweis des erfochtenen Sieges, nahe und fern seinen gewichtigen Eindruck machte. Hätte Napoleon dagegen den Ort ohne Kampf bloß durch strategische Manoeuvres gewonnen, so wollte das wenig bedeuten. Es war in der damaligen Lage mehr als je ein leerer Scheingewinn, der gar nichts entschied.

Auch suchte Napoleon allerdings den Sieg in offener Feldschlacht, und zwar wesentlich den Sieg über das Heer Englands. Er suchte zuerst Blücher auf, weil er sich sagte, daß er nicht darauf rechnen durfte, Wellington's Heer vereinzelt ohne preußische Unterstützung auf dem Schlachtfelde zu treffen, wenn er nicht vorher Blücher an die Maas zurückgeworfen hatte — und daß ein Sieg über Wellington nicht ein vollständiger war, wenn er nicht auf das preußische Heer getroffen hatte. Ein Sieg über Blücher war der Weg, der zu einem Sieg über Wellington führen sollte.

In diesem Sinn hatte auch Napoleon am 14. Juni seine Streitkräfte um Beaumont, zwischen Maubeuge und Philippeville, vereinigt, um über Charleroi auf dem Wege nach Brüssel zunächst gegen die Preußen vorzubrechen.

Daneben aber scheint Napoleon auch auf den Besitz von Brüssel an sich einen Werth gelegt zu haben, der wohl über das richtige Maß hinausging. Entscheidende Schlachten, wenn sich die Gelegenheit dazu ergab, waren in seinen Augen sehr erwünschte Ereignisse, aber er erwartete sie zunächst nicht eigentlich mit Bestimmtheit, denn er war, wie wir sehen werden, geneigt zu glauben, Blücher und Wellington würden ihm nicht Stand halten, würden ausweichen. Er dachte, die belgische Hauptstadt werde in Folge dessen, wahrscheinlich ohne namhafte Kämpfe, wenigstens ohne entscheidende Hauptschlacht in seine Hände fallen, und hielt ihren Besitz, auch wenn er ihm auf diese Weise zufiel, für einen sehr bedeutenden, schwer wiegenden Gewinn. Was er davon erwartete, hätte sich aber unter solchen Bedingungen wohl schwerlich daraus ergeben. Er hoffte nämlich, wie aus manchen Vorbereitungen hervorgeht, daß ein Aufruf an die Belgier nicht nur, sondern auch an die Deutschen des linken Rheinufers, von Brüssel aus erlassen, Großes bewirken könne. In

seinem Gepäck fanden sich Proclamationen, die in Frankreich vorräthig gedruckt, aber von dem „kaiserlichen Palast zu Laeken" bei Brüssel aus datirt waren. Den deutschen Rheinländern wurde darin das eigenthümliche Compliment gemacht, sie seien allerdings würdig, zu den Franzosen gezählt zu werden.

Wir müssen das Alles sogar in doppeltem Sinn eine Täuschung nennen, der sich Napoleon überließ. Denn selbst wenn in solchen Vorstellungen nicht schon an sich und im Allgemeinen eine Täuschung lag, konnten die vorausgesetzten Sympathien der Belgier und alle dergleichen Dinge doch nicht schnell genug wirksam werden, um Einfluß auf eine Entscheidung zu üben, die sich in kürzester Zeit und großer Nähe herandrängte. Erst wenn diese nächste Entscheidung wider alle Wahrscheinlichkeit zu Napoleon's Gunsten gefallen war, konnten sie Werth und Wesen gewinnen. Aber wir sehen überhaupt während dieses kurzen Feldzugs Napoleon's Geist sehr oft, das Nächste überspringend, mit dem Fernliegenden beschäftigt. Das Bewußtsein seiner Lage spricht sich darin aus, aber es war nicht das Mittel, sie zu bewältigen.

In Beziehung auf das Nächste leiden seine Befehle an einer Unbestimmtheit des Entschlusses, an einer schwankenden Unsicherheit selbst im Ausdruck, die ihm in früheren Jahren sehr fern lag, und es begreiflich erscheinen läßt, wenn Ney und Grouchy sich häufig nicht Rechenschaft davon zu geben wußten, was ihnen eigentlich befohlen war, und was sie sollten. —

Auf Seiten der Verbündeten war die Vereinigung der Streitkräfte Napoleon's in der Gegend von Maubeuge keineswegs ganz unbemerkt geblieben. Schon am 13. meldete Sir Hussey Vivian, der die englischen Vortruppen befehligte, daß die französischen Heertheile, die bis dahin bei Lille und Valenciennes standen, rechts abmarschirt seien; und bei den preußischen Vorposten liefen mehrfach Nachrichten ein von der Ansammlung großer feindlicher Streitkräfte bei Maubeuge.

Wellington ließ diese Meldungen vollkommen unbeachtet, und auch in Blücher's Hauptquartier erregten sie zunächst nur die Aufmerksamkeit, ohne zu bestimmten Maßregeln zu veranlassen. Erst als am Abend des folgenden Tages (14.) die preußischen Vorposten den Widerschein ausgedehnter feindlicher Biwachtfeuer am gerötheten Himmel erkannten, änderte sich die Scene — doch ließe sich vielleicht tadeln, daß auch da noch nicht genug geschah. Man beschränkte sich während der Nacht darauf, die Versammlung der vier Heertheile des preußischen Heers, eines jeden in sich, bei Fleurus, Mazy, Namur und Hannut anzuordnen.

Der an Bülow erlassene Befehl, seine Truppen bei Hannut zu vereinigen, war noch dazu wohl nicht bestimmt genug gefaßt. Bülow, älter im Rang als Gneisenau, war für diesen und Blücher ein eben so unbequemer Untergebener, als früher York. — Gneisenau kleidete, um Rei-

bungen zu verhüten, alle Befehle an ihn in die verbindlichste Form von Rathschlägen, und Bülow sah sich nicht unbedingt auf den pünktlichsten Gehorsam angewiesen. Von Blücher's Plänen nicht weiter unterrichtet — in dem Glauben, das gesammte preußische Heer werde sich rückwärts bei Hannut versammeln — was voraussetzte, daß man Brüssel aufgeben und sich von Wellington trennen wolle — glaubte Bülow, Zeit übrig zu haben, beeilte den Marsch seiner Truppen nicht sehr, verschob ihre Vereinigung bei Hannut auf den 16. und verlegte nicht einmal sofort sein Hauptquartier nach dem bezeichneten Vereinigungspunkt.

Tags darauf (15.) drang Napoleon's Heer bei Charleroi und Marchiennes über die Sambre vor, in der doppelten Richtung auf Fleurus und auf Quatrebras. Die Franzosen kamen leichter über den Fluß, als sie hoffen durften, weil man das Land zu unrechter Zeit schonen wollte und die Brücken nicht gesprengt hatte. Die Preußen erlitten Verluste, die sich vermeiden ließen, weil man unter anderen auch unerfahrene Landwehren als Vortruppen an der Sambre aufgestellt hatte, um sie an den Krieg zu gewöhnen, wie man meinte, was aber nicht zu ihrem Vortheil gerieth.

Blücher hatte am Abend dieses Tages nur Zieten's Heertheil (etwa 31,000 Mann) bei Fleurus vereinigt, aber wie man von ihm erwarten mußte, war er entschlossen, die Schlacht in der Stellung vor Sombreffe zu wagen, in der er die übrigen drei Viertheile seiner Streitkräfte an sich zu ziehen hoffte. Doch der an Bülow abgefertigte Befehl, nunmehr unverweilt heranzurücken, verfehlte diesen General, eben weil er sein Hauptquartier noch nicht nach Hannut verlegt hatte. Die Ordonnanz, die das Schreiben überbringen sollte, dachte nicht daran, den General in Lüttich aufzusuchen. So häuften sich hier die Versäumnisse, die nicht wieder gut gemacht werden konnten.

Sehr eigenthümlich ist Wellington's Benehmen an diesem Tage. Ganz beherrscht von dem Gedanken, der wirkliche Angriff von feindlicher Seite müsse und werde von Mons über Ath auf Brüssel — und nebenher auf Gent — gerichtet sein, hielt er die Unternehmungen der Franzosen an der Sambre für Schein, für bloße Demonstrationen, nur bestimmt, ihn irre zu führen, und ließ sich durch alle Meldungen von dem begonnenen Kampf nicht zu raschem Handeln bewegen. Es schien ihm nicht einmal der Mühe werth, der blutigen Ereignisse bei Charleroi in seinem Brief an den Kaiser Alexander auch nur zu erwähnen.

Schon vor der Mittagsstunde lief in seinem Hauptquartier die Meldung Zieten's ein, daß die Feindseligkeiten bereits begonnen hätten. Sie blieb unbeachtet. Erst gegen sieben Uhr Abends ließ Wellington wenigstens den Befehl ausfertigen, daß die einzelnen Divisionen seines Heers sich jede für sich an einem gegebenen Punkt innerhalb ihrer Standquartiere, zu weiterem Marsch bereit, vereinigen sollten; — und nicht eher,

als bis wiederholte Meldungen mehrfach bestätigt hatten, daß sich von Mons her nichts vom Feinde zeige, um zehn Uhr Abends erging der Befehl, sich am folgenden Tage nach dem linken Flügel hinzubewegen —: aber auch dann noch in solcher Weise, daß alle Straßen, die von Valenciennes und von Mons her nach Brüssel und nach Flandern führen, ängstlich bewacht blieben, eine tüchtige Unterstützung der Preußen bei Sombreffe dagegen nicht vorzugsweise für zweckmäßig eingeleitet gelten konnte.

Nur die in und um Brüssel versammelten Reserven wurden angewiesen (am 16.), auf der Straße nach Charleroi bis Genappe vorzurücken; Oraniens Heertheil sollte im Lauf des Tages bei Nivelles und Braine-le-Comte vereinigt sein; die Reiterei unter Lord Uxbridge und die zwei Divisionen englisch-hannöverischer Truppen, die unter Lord Hill's Befehlen standen, sollten sich bei Enghien zusammenfinden, während der Prinz Friedrich der Niederlande mit den übrigen Truppen Hill's, nämlich mit ungefähr 10,000 Niederländern und 800 hannöverschen Reitern, auch jetzt noch die Bestimmung behielt, weiter westwärts das Gelände zwischen Ath und Oudenaerde zu bewachen.

Selbst abgesehen von dieser Abtheilung, die der Entscheidung jedenfalls fern bleiben mußte, hatte die Stellung, in welche die Armee Wellington's auf diese Weise gewiesen wurde, von Enghien bis Genappe eine Ausdehnung von mehr als vier Meilen; sie stand im Wesentlichen rittlings auf der Straße von Mons nach Brüssel und berührte nur mit ihrem äußersten linken Flügel die Straße von Charleroi —: ein Beweis, daß alle bisherigen Meldungen noch immer nicht genügt hatten, Wellington über die wirkliche Sachlage aufzuklären und von seiner vorgefaßten Meinung zurückzubringen.

Auch Napoleon wiegte sich am Morgen des wichtigen Tages, an welchem Wellington diese Stellung einnehmen wollte, in seltsamen Täuschungen und hielt sich mit befremdender Zuversicht unbedingt für den Herren des Augenblicks und der Ereignisse. Zu einer Zeit, wo jede Minute für ihn unschätzbar sein mußte und benutzt sein wollte, erließ er seine Befehle für den Tag auffallend spät; erst zwischen acht und neun Uhr Morgens, so daß die Truppen erst gegen die Mitte des Tages in Bewegung kommen konnten.

Sein Heer, in sechs Armee-Corps (Drouet d'Erlon, Reille, Vandamme, Gérard, Lobau und die Garden) und, die Reiterei der Garde ungerechnet, in vier Reiter-Corps (Pajol, Excelmans, Kellermann und Milhaud) eingetheilt, hatte den Abend vorher (15.) in der einen Richtung, auf Quatrebras und Brüssel, mit der Spitze Frasnes erreicht, in der anderen Lambussart bei Fleurus.

Dort hatten die leichte Reiterei der Garde unter Lefebvre-Desnouettes und eine der vier Infanterie-Divisionen Reille's bei Frasnes die Spitze; mit zwei anderen Divisionen stand Reille bei Goselies. Die vierte,

Girard, war rechts hin gegen Fleurus entsendet. Drouet d'Erlon, der ebenfalls diese Richtung nehmen sollte, war aber noch bei Marchiennes-au-Pont an der Sambre zurück.

Gegen Fleurus hin hatten die Reiter unter Pajol und Excelmans, Vandamme mit seinen drei Infanterie-Divisionen und der ihm zugetheilten leichten Reiterei (Div. Domont), die Gegend von Lambussart erreicht und in gleicher Höhe mit ihnen stand die Division Girard; — Gérard (3 Infanterie-, 1 Reiter-Division) etwas weiter zurück bei Chatelet an der Sambre; — die Garden (3 Infanterie-Divisionen und die schwere Garde-Reiterei unter Guyot) befanden sich zwischen Gilly und Charleroi; — Lobau (3 Infanterie-Divisionen) und die Kürassiere unter Milhaud und Kellermann in der Nähe von Charleroi, aber noch jenseits auf dem rechten Ufer der Sambre.

Als allgemeine Regel für den Feldzug in Belgien setzte Napoleon nunmehr fest, daß sein Heer in einen rechten Flügel unter Grouchy, einen linken unter Ney und eine Reserve unter seinen eigenen unmittelbaren Befehlen eingetheilt bleiben solle. Mit dieser letzteren wollte sich Napoleon, je nach den Umständen, bald dem linken, bald dem rechten Flügel anschließen, um hier oder dort, wie es zweckmäßig schien, seinen Streitkräften das Uebergewicht über die feindlichen zu verschaffen. Nach den Anordnungen, die er für das Nächste, für den Tag traf, sollte Ney mit 43,000 Mann (Reille's Heertheil ohne die Division Girard, d'Erlon und Kellermann's Kürassiere) etwa zwei Lieues über Quatrebras hinaus vorrücken, dort Stellung nehmen und des Winkes gewärtig sein, den Marsch nach Brüssel fortzusetzen — vielleicht noch am Abend dieses nämlichen Tages einen Theil des Weges dahin zurückzulegen. Denn Napoleon behielt sich vor, seinen bestimmten Entschluß vielleicht um drei Uhr nach Mittag, vielleicht gegen Abend zu fassen. (In der That hatte Ney 45,000 Mann unter seinen Befehlen, da Lefebvre-Desnouettes, den er eigentlich zurücksenden sollte, den Tag über bei ihm blieb.)

Marschall Grouchy erhielt den Befehl, mit etwa 50,000 Mann (Vandamme, Gérard, die Division Girard, die leichte Reiterei unter Pajol, die Dragoner unter Excelmans, die Kürassiere unter Milhaud) über Fleurus nach Sombresse vorzurücken — dort Stellung zu nehmen — und das Gelände weiter hinaus, auf der einen Seite bis Gembloux, auf der anderen bis Namur — und besonders in dieser letzteren Richtung zu durchforschen. — Seine Garden und Lobau's Heertheil, 31,000 — oder vielmehr 29,000 Mann, da Lefebvre-Desnouettes fehlte — wollte Napoleon bei Fleurus als Rückhalt vereinigen, um Grouchy zu unterstützen, wenn der etwa auf preußische Heertheile stieß, die Widerstand leisten wollten; denn in diesem Fall mußten solche preußische Abtheilungen angegriffen und geschlagen werden, und erst nach dem Siege, gegen Abend, dachte sich alsdann Napoleon mit seinen Garden zu dem Marsch nach

Brüssel zu wenden. Aber eigentlich hielt er es kaum für wahrscheinlich, daß die Preußen noch einen ernstlichen Widerstand in dieser Gegend versuchten und hoffte jedenfalls am folgenden Tage Morgens früh um sieben Uhr in der belgischen Hauptstadt einzutreffen.

Napoleon überschätzte den Schrecken, der vor seinem Namen herging, gerade in dieser letzten Periode seiner Laufbahn, zur Zeit des Unglücks, bis zu einem kaum glaublichen Uebermaß. Das zeigt sich wiederholt schon während des Feldzugs 1814, und hier nun vollends sehen wir diese kühnen Vorstellungen bis zu einem Punkt gesteigert, der beinahe zweifeln läßt, ob auch sein eigener Geist in der gewaltigen Aufregung, der übermäßigen Spannung, die eine Lage, wie die seinige, gar wohl hervorrufen konnte, immer vollkommen im Gleichgewicht blieb. Wir sehen, er gefiel sich in dem Gedanken, Blücher und Wellington seien vollkommen überrascht, auf nichts vorbereitet, in haltungslosem Schrecken, auf dem eiligen Rückzug, wenn nicht auf der Flucht, der eine nach Namur und über die Maas, der andere nach Antwerpen zu seinen Schiffen. Nur zu einem Nachtrabs-Gefechte mit den Preußen konnte es wahrscheinlich noch kommen, vielleicht auch zu einer unbedeutenden „échauffourée“ mit den Engländern. So leichten Kaufs nach Brüssel gelangt, dachte er, von Laeken aus die vorräthigen Proclamationen verbreiten zu können.

Napoleon hoffte, wie aus einigen Andeutungen hervorgeht, von der Ueberraschung des Feindes, die er für gelungen hielt, sogar noch mehr als die Trennung der feindlichen Heere und den Besitz von Brüssel. Er scheint eine namhafte Zerrüttung der Heeresmacht unter Wellington für möglich gehalten zu haben. Denn er wußte, daß ein großer Theil dieser Heeresmacht bei Braine-le-Comte und Ath stand, dachte sich eine beträchtliche Abtheilung derselben bei Mons, und sah im Geist das Alles abgeschnitten, auf dem eiligen Rückzug nach Antwerpen angegriffen und vernichtet oder wenigstens sehr übel zugerichtet — kurz, er hoffte offenbar, ohne eigentliche Schlacht alle Früchte eines Sieges zu ernten. In diesem Sinn schrieb er dem Marschall Ney: „Vous sentez assez l'importance attachée à la prise de Bruxelles. Cela pourra d'ailleurs donner lieu à des accidents, car un mouvement aussi prompt et aussi brusque isolera l'armée anglaise de Mons, Ostende etc.“

In einer ruhigeren Stimmung hätte er sich wohl sagen müssen, daß Blücher, Gneisenau und Wellington nicht Leute waren, die vor Gespenstern flohen. Ja mehr, er hätte sich gestehen müssen, daß der Zauber seines Namens selbst für minder heroische Naturen nach den wiederholten Niederlagen der letzten Jahre nicht mehr ganz der alte sein konnte. —

Wären Wellington's Befehle ganz pünktlich befolgt worden, so hätte Ney wirklich bei Quatrebras keinen Widerstand — den wichtigen Kreuzweg vollkommen unbewacht gefunden. Denn erst spät in den Nachmittagsstunden konnten die von Brüssel aus dorthin vorrückenden verbündeten

Truppen den Sammelplatz erreichen, von dem die Hülfe ausgehen sollte, die den Preußen versprochen war. Glücklicher Weise aber suchten einige untergeordnete Führer, ohne sich an die Verfügungen Wellington's zu binden, für die Sicherheit des wichtigen Punktes zu sorgen.

Zuerst eilte der Prinz Bernhard von Weimar, General in niederländischen Diensten, aus eigenem Antrieb mit den Nassauern und Nassau-Oraniern in niederländischem Sold, die, zu der niederländischen Division Perponcher und Oraniens Heertheil gehörig, unter seinen Befehlen standen, — mit einer Brigade von 5¼ Bataillon, schon am Abend des 15. nach Quatrebras. Dann verfügte noch an demselben Abend, während der Prinz von Oranien zu Brüssel auf einem Ball bei der Herzogin von Richmond war, sein Chef des Generalstabs, General Constant de Rebecque, daß die ganze Division Perponcher sich nicht bei Nivelles, wie Wellington angeordnet hatte, sondern bei Quatrebras vereinigen sollte, und General Perponcher eilte noch in der Nacht dorthin, selbst ohne alle seine Bataillone abzuwarten.

Als Ney, der die nöthigen Befehle erst (am 16.) um 10½ Uhr Vormittags erhalten hatte, darauf gegen 2 Uhr Nachmittags von Frasnes gegen Quatrebras heranrückte, fand er daher eine passende Stellung vor dem Ort allerdings besetzt und vertheidigt — aber es waren doch zunächst nur 7000 Niederländer und Nassauer, die ihm den Weg sperrten.

Glücklicher Weise erwartete auch Ney, unbekannt mit der wirklichen Lage der Dinge, in dem Glauben an die Ansicht, die Napoleon's Anordnungen zum Grunde lag, keinen Widerstand zu finden; das beweisen die Befehle, die er an seine Untergebenen erließ und die einfach dahin gingen, bei Genappe, eine halbe Meile jenseits Quatrebras, Stellung zu nehmen. So war er denn auch wenig vorbereitet zu einem ernsten Kampf; seine Truppen waren in einem langen Heerzug rückwärts vertheilt. Zur Stelle, bei Frasnes, hatte er zunächst nur die Division Bachelu von Reille's Heertheil, die leichte Reiterei unter dem General Piré, die zu demselben Heertheil gehörte, und die Garde-Reiter unter Lefebvre-Desnouettes, die er aber nicht ernsthaft brauchen durfte. Im Ganzen 8000 Mann, nur zur Hälfte Fußvolk. Die beiden anderen Divisionen Reille's, unter Foy und Guilleminot, die den Befehl zum Aufbruch natürlich erst von Ney erhalten mußten, waren im Anmarsch von Goselies her; Kellermann's Kürassiere erst in der Nähe dieses Orts, Drouet d'Erlon noch weiter gegen Charleroi bei Jumet und rückwärts jenseits dieses Orts.

Erst als Foy bei ihm eingetroffen war, erst als er 9000 Mann Infanterie und 22 Geschütze beisammen hatte, glaubte Ney zum Angriff schreiten zu können. Das war um zwei Uhr. Die Niederländer und Nassauer, jetzt unter dem Prinzen von Oranien, der von Brüssel herbeigeeilt war, vertheidigten sich besser, als man nach der Zusammensetzung dieser neugebildeten Schaaren eigentlich erwarten durfte, doch wurden sie

eine Stunde später ziemlich vollständig geworfen und über Quatrebras hinausgetrieben — glücklicher Weise in einem Augenblick, wo die englischen Reserven bereits nahe genug herangekommen waren, um die geschlagenen Bataillone — und das Gefecht aufzunehmen.

Etwa zwei Meilen in südöstlicher Richtung von dem Schauplatz dieses Gefechts erwartete das preußische Heer den Angriff Napoleon's, in einer Stellung, die nicht gerade günstig genannt werden kann. Schon früher hatte man hier vor Sombreffe, zwischen Ligny und Wanfercée, eine Versammlungs-Stellung gewählt, deren beide Flügel an sumpfige Bäche gelehnt waren, die im Uebrigen der Vertheidigung nur mäßige Vortheile gewährte — dagegen die Leichtigkeit, zum Angriff überzugehen, auf die man Werth legte.

Schon am 15. hatte Blücher sein Hauptquartier in den Bereich dieser Stellung nach Sombreffe verlegt — und in der Nähe dieses Orts, da er gegen Fleurus vorgeritten war, sah er auf der Chaussee den Grafen Bourmont an sich vorübereilen, der in Gérard's Heertheil den Befehl einer Division führte, in den Morgenstunden desselben Tages aber wirklich die dreifarbigen Fahnen Frankreichs verlassen hatte, um nach Gent zu dem „König" zu eilen — jedoch ohne ihm Truppen zuzuführen. Der französische General, der so mitten im Spiel die Partei wechselte, war von seinem ganzen Stabe umgeben; auch jener Hr. de Trélan war dabei, den St. Marcelin zu nennen wußte. Blücher behandelte ihn wegwerfend und kümmerte sich nicht viel um ihn; Bourmont schien sehr eilig und man ließ ihn ohne Aufenthalt weiter reisen. Napoleon aber hat auch dieses Ereigniß benutzt, um seinen jähen Sturz als das Werk einer Reihe ganz unberechenbarer Fehler und Vergehen Anderer darzustellen. Seinen Denkwürdigkeiten nach war es Bourmont, und nur dieser Ueberläufer, der die Verbündeten aus der sorglosesten Ruhe aufschreckte und das französische Heer um die Vortheile brachte, die ein glücklich ausgeführter Ueberfall gewährt, indem er Napoleon's Nähe und seine Pläne verrieth. Um das Alles wahrscheinlich zu machen, erzählt Napoleon die Unwahrheit: Bourmont sei schon einen Tag früher, am 14. übergegangen.

Gegen den Abend des 15. hatte sich dann Zieten's Heertheil vor Sombreffe gesammelt und die Nacht über stand er — gleich den drei anderen des preußischen Heers in vier damals Brigaden genannte Divisionen (Steinmetz, Pirch II., Jagow und Henckel v. Donnersmark) und eine Reserve-Reiterei (Gen.-Lieut. v. Röder) eingetheilt — nach den Verlusten des Tages wohl nicht mehr ganz 30,000 Mann stark, allein in der Stellung zwischen Ligny und Wanfercée. Das schien dem Obersten v. Reiche, der dem General Zieten als Chef seines Stabes beigegeben war, aus mehr als einem Grunde sehr bedenklich. Die Stellung war überhaupt zu weitläuftig für eine so geringe Streiterzahl, und die sanften Abhänge, über die sie sich ausbreitete, schienen nicht viele Stunden lang

— bis die anderen Heertheile herangekommen waren — gegen eine große Ueberzahl gehalten werden zu können.

Reiche glaubte in der Nähe ein günstigeres Schlachtfeld zu gewahren. Der Ligny-Bach, der in nordöstlicher Richtung an dem rechten Flügel der gefährlichen Stellung dahinfließt, die Zieten's Schaaren zur Zeit inne hatten, wendet sich etwas weiter hinab mit starker Biegung nach Südosten und schneidet im Rücken jener Stellung, gleichlaufend mit ihr, ein Thal in den Boden, das in dieser offenen Gegend einen bedeutenden Abschnitt, und in der That mit seinem feuchten Wiesengrund und einigen Teichen ein bedeutendes Hinderniß bildet. Reiche schlug nun vor, Zieten's Truppen hinter diesen Theil des Ligny-Baches in eine Stellung bei Sombreffe und Tongrinne zurückzunehmen. Gneisenau, der dem Herzog von Wellington nicht unbedingt traute, wies den Vorschlag zurück und erklärte sehr entschieden, man dürfe nicht in diese Stellung auf die Straße nach Namur zurückgehen, denn die Engländer würden einer solchen Bewegung die Absicht unterlegen, an den Rhein zurückzuweichen und sich selbst in diesem Glauben veranlaßt halten, sich nach Antwerpen zu ihren Schiffen zurückzubegeben.

In seiner Besorgniß schlug darauf Reiche noch eine andere Stellung vor, nämlich hinter dem oberen Theil des Ligny-Bachs, so weit er in nordöstlicher Richtung dahinfließt. Da hatte man den sumpfigen Bach vor sich und zahlreiche, weitläuftige Dörfer, die, von Gärten und Hecken umgeben, eine hartnäckige Vertheidigung erleichterten. Auch näherte man sich hier den erwarteten Engländern.

Dieser zweite Vorschlag Reiche's wurde angenommen; um fünf Uhr früh (16.) zog demgemäß Zieten's Heertheil rechts hin über den Ligny-Bach, um sich in und hinter den Dörfern Ligny, St. Amand und La Haye aufzustellen — und dabei blieb es dann. Auch als später Truppen in größerer Anzahl eintrafen, dachte man nicht mehr daran, jene früher gewählte Stellung wieder einzunehmen, oder sonst eine wesentliche Aenderung anzuordnen. Wahrscheinlich achtete man die Tageszeit schon zu weit vorgerückt, den Feind zu nahe, und wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, mitten in der Bewegung angegriffen zu werden. Als um zehn Uhr die vier Brigaden des Heertheils unter Pirch I. eintrafen (Brigaden Tippelskirch, Krafft, Brause, Langenn, Reserve-Reiterei Wahlen-Jürgaß) wurden sie als Rückhalt hinter Zieten's Bataillonen aufgestellt. — Nach zwölf Uhr schlossen sich gegen 23,000 Mann unter Thielmann (Brigaden: Borcke, Kemphen, Luck, Stülpnagel, Reserve-Reiterei Hobe) — bei Sombreffe und Tongrinne an den linken Flügel. Der Grund, warum man fast ein Drittheil des gesammten Heeres dort aufstellte, soll gewesen sein, daß man die Wege nach Gembloux decken wollte, auf denen Bülow heranmarschiren mußte. — Die Nothwendigkeit ist aber keineswegs einleuchtend. Wer die Gegend kennt, wird jetzt nachträglich bei ruhiger

Ueberlegung, wo nicht ein flüchtiger Augenblick den raschen Entschluß von uns fordert, wohl damit einverstanden sein, daß der linke Flügel nicht weiter, als bis nach Mont=Potriaux (bei Sombreffe) ausgedehnt werden durfte, und daß es sehr wünschenswerth gewesen wäre, hinter dem rechten Flügel, der im offenen Gelände vom Feinde umfaßt werden konnte, einen ganzen Heertheil als Rückhalt aufzustellen. Daß Thielmann's Stellung hinter dem steilen Wiesengrunde bei Tongrinne an sich vortheilhaft war, half zu nichts, denn man konnte sehr gewiß vorher wissen, daß Niemand sie angreifen werde; daß die Angriffe des Feindes dem rechten Flügel gelten würden, wo die Schwierigkeiten geringer waren und die Vereinigung mit den Engländern verhindert werden mußte. Dagegen konnte Thielmann auch seinerseits nicht so ganz leicht über den sumpfigen Grund zum Angriff vorgehen, um gewichtig in den Gang der Schlacht einzugreifen. Es war daher dem Feinde die Gelegenheit geboten, diesen Theil der preußischen Streitkräfte durch wenige Truppen im Schach zu halten und zu neutralisiren. Wurde es aber nöthig, Thielmann's Bataillone zur Unterstützung des rechten Flügels heranzuziehen, so konnte dies nur auf einem Umweg mit bedeutendem Zeitverlust geschehen, weil die Stellung des Ganzen bei Sombreffe einen eingehenden Winkel bildete. Wenn nicht Alles mit der größten Genauigkeit der Berechnung in einander griff, wie man auf dem Schlachtfelde kaum erwarten darf, konnte es geschehen, daß dieses Drittheil des preußischen Heeres nur wenig oder so gut wie gar keinen Einfluß auf die Entscheidung übte — und das war auch, was wirklich geschah.

Napoleon hatte, in dem Augenblick wo er Charleroi verlassen wollte, um sich im Wagen nach Fleurus zu begeben, durch den Bericht eines Lanciers=Offiziers erfahren, daß der Feind „Massen“ bei Quatrebras vereinige. In Napoleon's Hauptquartier glaubte man zu wissen, daß Blücher's Hauptquartier noch den Tag zuvor in Namur gewesen sei; danach schien es kaum möglich, daß irgend eine preußische Abtheilung bei Quatrebras stehen könne, und man folgerte daraus, daß Alles, was Ney vor sich habe, nur aus Truppen bestehen könne, die der Armee Wellington's angehörig, von Brüssel aus vorgesendet seien. Wahrscheinlich dachte man sie deshalb nicht sehr zahlreich, weil man nach früheren Nachrichten einen großen Theil der englisch=verbündeten Armee bei Braine=le=Comte und in Flandern wußte. Ney schien also leichten Kaufs mit diesen Gegnern fertig werden zu können. — Der Marschall Soult, der in Ermangelung Berthier's bei Napoleon die Stelle eines Major=General bekleidete, schrieb darauf — aber, was auffallend ist, nicht in Napoleon's, sondern in eigenem Namen — dem Marschall Ney noch aus Charleroi, eben daß er nichts vor sich haben könne, als Abtheilungen vom Heere Wellington's; er solle die Heertheile vereinigen, die ihm überwiesen seien, damit könne es ihm nicht fehlen, Alles, was er vom Feinde vor sich habe, zu schla=

gen und zu vernichten. (Réunissez les corps des Comtes Reille et d'Erlon et celui du Comte de Valmy (Kellermann) qui se met à l'instant en route pour vous rejoindre. Avec ces forces vous devez battre et détruire tous les corps ennemis qui peuvent se présenter. Blücher était hier à Namur et il n'est pas vraisemblable qu'il ait porté des troupes vers les Quatrebras: ainsi vous n'avez affaire qu'à ce qui vient de Bruxelles.)

Gamot hat dieses Schreiben in seiner Vertheidigungsschrift für Ney vollständig abdrucken lassen; in den späteren Werken, auch in den neuesten von Viel-Castel und Edgar Quinet ist es mit Stillschweigen übergangen; wie uns scheint mit Unrecht, denn echt ist es gewiß und es wirft ein helles Licht auf die Ansichten, in denen Napoleon befangen war, noch als er Charleroi verließ. — Er glaubte zur Zeit, daß eher Ney als Grouchy im Lauf des Tages ein etwas ernsthafteres Gefecht haben könnte. Die preußische Armee dachte er sich in Bewegung, um sich entweder bei Gembloux (zum Rückzug nach Lüttich) oder, was er für wahrscheinlicher hielt, vor Namur zu vereinigen. — Dahin deuten auch die früheren Befehle an Grouchy, von Sombreffe aus seine Aufmerksamkeit auf die Gegend von Gembloux, besonders aber auf die von Namur zu richten. Und eben so die Verfügung, der zufolge Ney von Frasnes oder Goselies aus eine Division nach Marbais entsenden sollte —: nach einem Ort also, der ziemlich weit jenseits der Stellung liegt, welche die preußische Armee wirklich inne hatte — um die Gegend zwischen Marbais und Sombreffe zu decken.

Diese Vorstellungen hatten sich in solcher Weise festgesetzt in seinem Geist, daß er sich sehr verwundert zeigte, als ihm zu Fleurus, so wie er dort gegen die Mittagsstunde aus dem Wagen stieg, gemeldet wurde, daß zahlreiche preußische Schaaren in Schlachtordnung vor ihm stünden, allem Anschein nach entschlossen, den Angriff festen Fußes zu erwarten — und wie General Lamarque nach dem Bericht unmittelbarer Zeugen erzählt, wollte er es anfänglich gar nicht glauben; er sendete wiederholt Offiziere aus, um zu ermitteln, ob dem wirklich so sei. Als er sich endlich der Gewißheit nicht verschließen konnte, suchte er selbst die Stellung der Preußen zu erkunden. Offenbar aber ist es ihm nicht gelungen, in dem wellenförmigen, zur Zeit mit mannshohem Getreide bedeckten Gelände, von der Windmühle bei Fleurus, zu deren Gallerie er hinaufstieg, eine vollständige Uebersicht der wirklichen Sachlage zu gewinnen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß Thielmann's Heertheil erst um zwölf Uhr — und vollständig wohl erst etwas später — in der Stellung zwischen Sombreffe und Tongrinne eintraf. Zur Zeit, wo Napoleon das Schlachtfeld spähend übersah und seine Anordnungen zum Gefecht überdachte, war er noch nicht zur Stelle. Napoleon wurde diesen Heertheil, von dessen Anmarsch Grouchy, Vandamme und Gérard nichts wußten und nichts gemeldet haben konnten, gar nicht gewahr. Er sah

nur den rechten Flügel der preußischen Aufstellung zwischen Sombreffe und St. Amand oder Brye; und was er da gewahrte und wahrscheinlich nicht einmal vollständig übersehen konnte, da Bodenwellen und Cultur gewiß manchen Truppentheil seinem Blick entzogen —: das konnte in seinen Augen nicht das gesammte preußische Heer — das konnte nur ein Heertheil sein. Dieser Ansicht gemäß spricht denn auch Napoleon in einem neuen Befehlsschreiben an Ney, dessen wir sogleich weiter gedenken müssen, nur von einem preußischen „Truppen-Corps", das er, wie er ausdrücklich und genau bezeichnet, „zwischen Sombreffe und Brye" vor sich habe. „L'Empereur me charge de vous prévenir", schreibt Soult an Ney, „que l'ennemi a réuni un corps de troupes entre Sombreffe et Brye, et qu'à deux heures et demie M. le Maréchal Grouchy l'attaquera avec les troisième et quatrième Corps."

Was dachte sich nun aber Napoleon dabei, daß ein Theil des preußischen Heers seinen Angriff festen Fußes erwartete? — Glaubte er ihn bestimmt, die Vereinigung oder den Rückzug des Ganzen zu decken? — Leider hat er sich darüber nie mit Wahrhaftigkeit ausgesprochen. Mit seinem Willen sollte Mit- und Nachwelt die einfache Wahrheit über diesen kurzen Feldzug nicht wissen; er ist vielmehr immerdar bemüht gewesen, diese Wahrheit durch ein buntes, und wie er hoffte, undurchdringliches Gewebe von Fabeln dem Blick auf alle Zeiten zu entziehen. — Der Gang seiner Ideen aber, sowohl vorher als später während der nächstfolgenden weiteren Entwickelung der Ereignisse, wie er sich in seinen Befehlen ausspricht, berechtigt uns, anzunehmen, daß er in dem Augenblick die Preußen bei Sombreffe aufgestellt glaubte, um den allgemeinen Rückzug zu decken.

General Gérard wurde angewiesen, mit seinem Heertheil (16000 Mann) Ligny anzugreifen, Vandamme im Verein mit der Division Girard (23000 Mann) St. Amand und La Haye zu erobern. Napoleon verwendete also den größeren Theil der in Bewegung gesetzten Streitkräfte zu einer Art von Umfassung des rechten preußischen Flügels. Daß er dabei nicht weiter ausholte, nicht eine wirkliche Umgehung daraus machte, mag zum Theil darin seinen Grund gehabt haben, daß er sich diesen Flügel nicht so weit zurückgebogen dachte, als er war.

Uebrigens konnte die vollständigere Umgehung des preußischen Heertheils, ja ein Angriff im Rücken desselben, vielleicht auf andere Weise sehr wirksam herbeigeführt werden. Ein neuer Befehl, „auf dem Felde bei Fleurus um 2 Uhr" unterschrieben, den Soult an Ney richten mußte, benachrichtigte diesen Letzteren von dem, was bei Sombreffe vorging und schrieb hm vor, auch seinerseits anzugreifen, was vor ihm stehe; wenn er den Feind dort bei Quatrebras nachdrücklich zurückgeworfen habe, solle er sich gegen die Preußen zurückwenden und das „Corps" zwischen Brye und Sombreffe zu umfassen suchen. (. . . . . L'intention de Sa Majesté

est que vous attaquiez aussi ce qui est devant vous, et qu'après l'avoir vigoureusement pressé, vous vous rabattiez sur nous, pour concourir à envelopper le corps dont je viens de vous parler.) — Sollte das preußische Corps aber früher (enfoncé) über den Haufen geworfen werden, als der Feind, mit dem es Ney zu thun hatte, dann wolle Napoleon umgekehrt den Marschall gegen Quatrebras hin unterstützen.

Noch also wurde die Mitwirkung Ney's bei Ligny nur in bedingter Weise verlangt. Es kam darauf an, wer zuerst wich: die Engländer bei Quatrebras oder die Preußen bei Ligny. Geschah das Letztere, dann blieb die Verfolgung dem Marschall Grouchy überlassen, und Napoleon wendete sich mit seinen Garden und Lobau's Heertheil nach Quatrebras, um die Dinge auch nach jener Seite in rascheren Gang zu bringen, und am Morgen des folgenden Tages seinen siegreichen Einzug in Brüssel zu halten. — Den Feind, dem Ney gegenüberstand, muß er für sehr unbedeutend gehalten haben, und noch hielt er das Gefecht das sich eben unter seinen Augen entspann, nicht für eine entscheidende Hauptschlacht.

Eigentlich mußte sich der französische Imperator sagen, daß er auf ein nachdrückliches Eingreifen Ney's gegen die Preußen in keinem Fall mehr rechnen durfte; es war zu spät geworden, ehe er seinen Entschluß faßte und den eben erwähnten Befehl erließ, der erst um 5 Uhr in Ney's Hände kam.

Es war aber auch nicht Napoleon allein, dem auf den Feldern von Fleurus eine Ueberraschung bevorstand. Wellington, der von Brüssel herbei eilte, traf von dort um eilf Uhr bei Quatrebras ein, und überzeugte sich natürlich sofort, daß da ein Angriff bevorstand. Eigentlich war es nicht unmöglich, auf diesem Punkt eine zur Vertheidigung mehr als hinreichende Macht rechtzeitig zu versammeln. Allein immer noch beherrscht von dem Gedanken, daß der Hauptangriff des Feindes von Mons her erwartet werden müsse, konnte sich Wellington nicht entschließen, alle bei Nivelles versammelten Truppen von dort abzurufen, und — was sehr bezeichnend ist — selbst die englischen Reserven, die von Brüssel aus vorrückten, hatten schon um sieben Uhr früh von dem Herzog wieder den Befehl erhalten, bei Waterloo Halt zu machen, d. h. auf dem Punkt, wo die Straßen von Charleroi und von Mons nach Brüssel sich vereinigen. Erst als Wellington sich von dem Stand der Dinge bei Quatrebras überzeugt hatte — worüber fünf Stunden versäumt waren — erst um 12 Uhr wurden sie von Neuem angewiesen dorthin vorzurücken. — Für seine Person eilte Wellington von Quatrebras in die Stellung der Preußen, wo er, etwa um ein Uhr, auf einer kleinen Anhöhe, bei der Windmühle unweit Brye, mit Blücher und Gneisenau zusammen traf.

Man zeigte ihm das französische Heer in der Ebene, und erst als er es hier mit eigenen Augen sah, glaubte Wellington vollständig, daß Napo-

leon's Unternehmungen in dieser Gegend nicht bloßer Schein seien, daß er wirklich mit Heeresmacht von Charleroi her vordringe, und namentlich die Hauptmasse seiner Streitkräfte nicht in der Richtung auf Brüssel, sondern gegen die Preußen gewendet habe. Augenzeugen berichten, Wellington habe bei dieser Entdeckung etwas verwundert darein geschaut. Doch scheint ihm nicht im Augenblick klar gewesen zu sein, wie sehr die umfassenden falschen Maßregeln, in die eine falsche Vorstellung ihn verwickelt hatte, nun ihr lähmendes Gewicht geltend machen und jede ersprießliche Thätigkeit erschweren mußten. Denn als nun zwischen ihm und Gneisenau verabredet wurde, was zunächst geschehen solle, versprach er innerhalb einiger Stunden zur Unterstützung der Preußen auf diesem Schlachtfeld zu erscheinen. Indem er sein Pferd wendete, um nach Quatrebras zurückzureiten, rief er noch den preußischen Heerführern zu: „à quatre heures je serai ici!“

War das möglich, dann hatte es allerdings wenig zu bedeuten, daß der rechte Flügel der preußischen Stellung umgangen werden konnte.

Bald nachdem der Kampf begonnen hatte, berichtigten und erweiterten sich Napoleon's Ansichten von der allgemeinen Sachlage. Er gewahrte nun auch Thielmann's Heertheil und wurde inne, daß er die gesammte preußische Armee vor sich habe. Daß Thielmann erst jetzt eingetroffen war, erst seitdem er selbst das Schlachtfeld beobachtete, war ihm nicht entgangen, und scheint einen gewissen Einfluß auf seine Anschauungen geübt zu haben. Er glaubte nun Blüchers Heer mitten in seiner Bewegung, auf dem Marsch zur Vereinigung mit den Schaaren Wellington's überrascht zu haben. „L'ennemi est pris en flagrant délit au moment où il cherche à se réunir aux Anglais,“ ließ Napoleon um 3¼ Uhr dem Marschall Ney schreiben. Da er sich überzeugt hielt, daß Blücher so wenig als Wellington mit seinem Heer allein den Kampf in offener Feldschlacht suchen, herausfordern könnte, glaubte er nun offenbar, diese geglückte Ueberraschung habe gleichsam unverhofft, gegen Blücher's Plan und Willen, zu einer Hauptschlacht mit den preußischen Schaaren allein geführt, und ein so glücklicher Umstand mußte natürlich auf das Aeußerste benutzt werden. Zu dieser gewichtigen Entscheidung sollte nun auch Ney mitwirken, das wurde jetzt — aber jetzt erst — entschiedene Forderung und bestimmter Befehl. Nach dem Schreiben, das Napoleon jetzt an den Marschall richten ließ, sollte dieser die Umgehung des preußischen Heers, die noch eine Stunde vorher bedingungsweise, für einen möglichen Fall unter mehreren, in Aussicht gestellt war, nunmehr augenblicklich ausführen, die Rechte des Feindes umfassen und ihm in den Rücken fallen (vous devez manoeuvrer sur le champ de manière à envelopper la droite de l'ennemi et tomber à bras racourci sur ses derrières). — Nach diesen Worten müssen wir schließen, daß Napoleon sich den Marschall bereits im siegreichen Besitz von Quatrebras dachte und sein Heranrücken auf

der Heerstraße erwartete, die von dort nach Namur geht, und allerdings nach Brye gerade in den Rücken der preußischen Stellung führt. Doch ist dieser Weg in dem Schreiben Soult's an Ney nicht näher bezeichnet; es heißt da nur im Allgemeinen, der Marschall solle die Richtung auf die Anhöhen zwischen Brye und St. Amand nehmen, um zu einem vielleicht entscheidenden Siege mitzuwirken. (. . . . dirigez-vous sur les hauteurs de Brye et de St. Amand pour concourir à une victoire peut-être décisive.) Wiederholt aber wird die Sache dem Marschall in den nachdrücklichsten Wendungen dringend empfohlen. — „Diese Armee" — die preußische natürlich — „ist verloren, wenn Sie mit Nachdruck handeln" schrieb ihm Soult in Napoleon's Namen. „Das Schicksal Frankreichs ist in Ihren Händen. Zögern Sie also nicht einen Augenblick." — (Cette armée est perdue si vous agissez vigoureusement. Le sort de la France est dans vos mains. Ainsi n'hésitez pas un instant pour faire le mouvement que l'Empereur vous ordonne — . . .).

Die Vorstellungen und der Gedankengang, die sich in diesem Schreiben aussprechen, dürfen wohl vollkommen willkürlich genannt werden, und zwar in doppelter Beziehung. War Ney bei Quatrebras in ein ernsthaftes Gefecht verwickelt, da konnte er sich gewiß nicht so leicht aus demselben loswickeln, um auf das Schlachtfeld von Ligny zu eilen. Der Befehl setzt voraus, daß Ney überhaupt nur einen geringfügigen Feind vor sich habe, den er mit leichter Mühe überwältigen und nach Belieben, so weit er wolle, zurückwerfen könne. Er setzt ferner voraus, daß der Marschall, dem der Angriff erst eine Stunde früher in ganz bestimmten Worten vorgeschrieben war, jetzt bereits siegreich im Besitz des dortigen Schlachtfeldes sei. Diese Vorstellungen waren aber vollkommen unberechtigt. Da Napoleon die preußische Armee auf dem Marsch von Namur her nach Quatrebras, zur Vereinigung mit Wellington's Heer, überrascht zu haben wähnte, mußte er folgerichtiger Weise im Gegentheil annehmen, die englisch-verbündete Armee sei, ihrerseits von Brüssel und aus Flandern her, im Marsch nach Quatrebras, bedeutende Massen wahrscheinlich bereits auf diesem letztern Punkt zur Aufnahme vereinigt. Die einfachste und natürlichste Verfügung für diesen Fall, daß nämlich Ney seine Reserven, und was er an Truppen irgend entbehren könne, in den Rücken der Preußen entsenden solle —: die enthält der Befehl gerade nicht. — Dann setzt dieser Befehl aber auch voraus, daß Ney alle ihm zugewiesenen Truppen bereits auf das Engste vereinigt beisammen habe, und das war eben so wenig gerechtfertigt. Denn der General d'Erlon hatte den Befehl zum Aufbruch nicht unmittelbar aus Charleroi erhalten; Napoleon hatte es dem Marschall Ney überlassen, das Nöthige zu verfügen. Danach konnte dieser General seine Verhaltungsbefehle erst spät am Tage bekommen und sich kaum vor den Mittagsstunden in Bewegung gesetzt haben. Aus der Gegend von Marchiennes nach Quatrebras hatte er

aber einen Marsch von drei Meilen zurückzulegen, und daß er sechs Stunden und vielleicht mehr dazu brauchen würde, war leicht zu berechnen.

Ney war denn auch durchaus nicht in der Lage, irgend etwas gegen Ligny entsenden zu können — der größeren Dinge gar nicht zu gedenken, die der Befehl ihm zumuthete. D'Erlon's Heertheil war selbst gegen Abend noch nicht in den Bereich des Schlachtfeldes gekommen. Die 24,000 Mann, die Ney zu Gebote standen, waren in einen sehr ernsten Kampf verwickelt, mit einem stets wachsenden Feinde, der nach und nach ein überlegener wurde.

Der Gang des gleichzeitigen, hartnäckigen Kampfes bei Ligny war ein sehr einfacher. Blücher hatte, nach den Verlusten des vorigen Tages, da von Pirch's Heertheil 1 Bataillon, 2 Schwadronen und 1 Batterie, von dem Thielmann's 1 Bataillon und 5 Schwadronen noch nicht zur Stelle waren, etwa 83,000 Mann mit 216 Stücken Geschütz in Linie; Napoleon führte 78,000 Mann mit 242 Stücken Geschütz gegen ihn heran, von denen 10,500 Mann mit 32 Geschützen (das 6. Corps) unter Lobau erst gegen Abend von Charleroi her auf dem Schlachtfelde eintrafen und keinen wesentlichen Antheil mehr an dem Kampf nahmen.

Das preußische Heer zählte demnach um einige tausend Mann mehr; diese nicht sehr bedeutende Uebermacht wurde aber reichlich dadurch aufgewogen, daß Thielmann's Heertheil nicht leicht entscheidend in den Gang des Gefechts eingreifen konnte, und in der That nur ein sehr geringes Gewicht in die Wagschale warf. Napoleon beschränkte sich darauf, diesen Theil des preußischen Heers zuerst nur durch die Reiterei unter Maurin (zu Gérard's Heertheil gehörig), Pajol und Excelmans beobachten — dann, von vier Uhr an, durch die Infanterie-Division Hulot (früher Bourmont) beschäftigen zu lassen. Diese wenigen Bataillone führten in dem Wiesengrund ein lange hingehaltenes Tirailleur-Gefecht, das vom Thalrande her durch Artillerie unterstützt wurde.

Der ernst gemeinte Angriff der Franzosen begann auf dem rechten Flügel der preußischen Stellung etwas früher als in der Mitte und wurde dort in größerem Maaßstab geführt, wenn auch hier, wie wenigstens die Franzosen sagen, mit größerer Hartnäckigkeit. Dort wurde um die Dörfer St. Amand und St. Amand-la-Haye gekämpft — hier um den Besitz von Ligny. Im Lauf der Stunden aber zeigte sich, daß die französische Infanterie, wie das in der Natur der Sache lag, den neugebildeten preußischen Regimentern, besonders aber den zahlreichen westphälischen Landwehren, an Erfahrung, Gefechts-Gewandtheit und Disciplin merklich überlegen war; denn die Preußen verbrauchten in dem Gefecht, das bis zum Abenddunkel in den Dörfern hin und her wogte oder längere Zeit stillstehend fortgesetzt wurde, ihre rückwärts aufgestellten Truppen schneller als ihre Gegner. Solche neue Schaaren, wie die westphälische Landwehr, bedurften schneller als geübtere und fester organisirte Batail-

lone einer Unterstützung, um das Gefecht zu halten, und minder erfahrene Offiziere verlangten dann auch wohl früher, als wirklich nöthig war, in dringender Weise Unterstützung. So wurden von preußischer Seite im Allgemeinen meist zu viel Truppen gleichzeitig in den Dörfern verwendet.*) Die Franzosen gewannen in Folge dessen allmählig ein Uebergewicht, das nicht in einzelnen Momenten, man könnte sagen auf dem Kampfplatz selbst zunächst überhaupt nicht sichtbar wurde, und nur darin bestand, daß Napoleon eine größere Zahl frischer Truppen im Rückhalt behielt, die fast unwiderstehlich den Ausschlag geben mußte, wenn sie ihr Gewicht in die Wagschale legte, nachdem bei allen im Gefecht stehenden Truppen der Grad von Erschöpfung eingetreten war, der keine großen Anstrengungen mehr gestattet.

Einige vorzeitige Versuche von preußischer Seite, zur Offensive überzugehen, als es noch viel zu früh war an eine Entscheidung der Schlacht zu denken, konnten nur dazu dienen, das werdende Uebergewicht des Feindes schneller zu steigern.

So gleich zu Anfang bei dem Dorf Ligny, das von vier Bataillonen der Brigade Henckel besetzt war. Gérard ließ seine Infanterie in drei Colonnen zum Angriff vorgehen, die Vertheidiger eröffneten ihr Feuer erst im wirksamen Bereich, und die französischen Colonnen kehrten nach bedeutendem Verlust um und wichen, ohne den Saum des Dorfs, die Hecken und Zäune, hinter denen die preußischen Schützen aufgestellt waren, ganz erreicht zu haben. Ein zweiter Angriff nahm denselben Verlauf —: nun aber ließ sich die preußische Infanterie verleiten, den Weichenden in das freie Feld zu folgen. Tirailleur-Schwärme, denen Compagnie-Colonnen folgten, warfen die Franzosen bis an ihre Batterien zurück und eroberten selbst 2 Kanonen, — dann aber geriethen sie selbst in ein Kreuzfeuer der feindlichen Geschütze und sahen sich bald genöthigt, mit namhaftem Verlust in ihre frühere Stellung zurückzugehen. Ein dritter Angriff des Feindes, der ihrem Rückzug folgte, hatte nun einen besseren Erfolg als die früheren, und die Franzosen wurden Herren des halben Dorfs, bis zu der Straße, die es der Länge nach durchschneidet; auf dieser Linie dauerte das Gefecht lange Zeit, ohne Entscheidung mit Hartnäckigkeit fortgesetzt.

Auf dem rechten Flügel der Preußen war das eigentliche St. Amand, als wenig zur Vertheidigung geeignet, nicht besetzt; die Franzosen nahmen es in Besitz. St. Amand-la-Haye ging nach längerem und tüchtigem Widerstand verloren. Blücher ließ es seinerseits durch die Brigade Pirch II wieder angreifen, — und wohl um die Wieder-Eroberung zu erleichtern, zu gleicher Zeit einen Angriff im freien Felde ausführen: General Jürgaß mußte mit der Brigade Tippelskirch (9 Bat.), die bis dahin bei

*) Clausewitz's Werke, VIII. 93. — Reiche, Memoiren II, 195.

Brye im Rückhalt gestanden hatte, und 10 Schwadronen Reiterei über Wagnelée, auf dem äußersten rechten Flügel, hinausrücken, um dann vermöge einer Links-Schwenkung dem Heertheil Vandamme's in die linke Flanke zu fallen. — Pirch II. eroberte wirklich das verlorene Dorf wieder — aber ohne daß ihm der Flanken-Angriff des Generals Jürgaß dabei zu Hülfe gekommen wäre, denn dieser traf nicht mit dem seinigen zusammen und mißlang. — Es ist beachtenswerth, wie oft das Besonderste der Oertlichkeit seinen Einfluß auf den Gang eines Gefechts geltend macht. In jenen gesegneten Fluren Belgiens wird das Getreide buchstäblich mehr als mannshoch, so daß zahlreiche Truppenkörper dem Auge vollständig darin verschwinden können. Jürgaß rückte durch das hohe Korn vor — Vandamme sendete ihm eine Infanterie-Division (Habert) und seine Reiterei in solcher Weise entgegen, daß sie mit seiner Hauptstellung einen links-rückwärts gebogenen Haken bildete. Ein neugebildetes preußisches Regiment, das an der Spitze des Angriffs marschirte, erhielt plötzlich aus großer Nähe ein mörderisches Gewehrfeuer von einem Feinde, den es gar nicht gesehen hatte: es wich überrascht in Unordnung zurück. Zwar wurde es von Neuem geordnet, die ganze Abtheilung ging noch einmal zum Angriff vor —: nach längerem Gefecht aber mußte Jürgaß doch ohne Erfolg in die Hauptstellung des preußischen Heers zurückgehen, da die gegen ihn verwendeten feindlichen Truppen, durch die Division der jungen Garde unter Duhesme verstärkt, ein entschiedenes Uebergewicht gewonnen hatten.

So neigte sich die Wagschaale allmählig zu Gunsten der Franzosen. Einen Augenblick hatte es Napoleon in seiner Macht, dem Tag eine viel entscheidendere Wendung zu geben, aber die Gelegenheit wurde versäumt. Bald nachdem Soult die zuletzt erwähnten Befehle an Ney abgesendet hatte, scheint Napoleon zu dem Schluß gekommen zu sein, daß sie buchstäblich vielleicht nicht auszuführen sein möchten. Er hatte darauf durch den Artillerie Obersten Laurent einen vierten Befehl an Ney abgefertigt, einen mit Bleistift geschriebenen Zettel, der diesmal die bestimmte Weisung enthielt, d'Erlon's Heertheil gegen St. Amand und Brye zurück zu senden. Dieser Bote, der gewiß nicht später als um vier Uhr abgesendet wurde, vielleicht schon etwas früher, scheint nicht den Umweg über „Wangenies und das Gehölz von Lombuc" gemacht zu haben, der den eine und zwei Stunden vor ihm vom Schlachtfelde abgefertigten Offizieren vorgeschrieben war, und in Folge dessen gelangte er früher an das Ziel als sie. Unterwegs war er an dem Heertheil d'Erlon's vorbeigekommen, den er noch im Marsch nach Frasnes antraf, und hatte diese Truppen sofort — natürlich ehe Ney, oder selbst d'Erlon, der nach Frasnes vorausgeeilt war, etwas davon wissen konnte — rechtshin von der Straße nach Quatrebras ausbiegen lassen, in die Richtung nach dem Schlachtfelde von Ligny.

So erschienen die 20,000 Mann, etwa um 6 Uhr, in dem Augenblick, wo Napoleon, wie man sagt, seine Garden zum entscheidenden Angriff vorsenden wollte, in der Nähe von Villers-Perruin, auf der alten Römerstraße, die in der Richtung auf Maestricht durch das Schlachtfeld führt, im Rücken des linken französischen Flügels. d'Erlon selbst — der natürlich, von der neuen Bestimmung seines Heertheils unterrichtet, sofort an dessen Spitze zurückgeeilt war — hat später im Gespräch mit einem preußischen Offizier erklärt, wie er mit seinen Truppen, in gewissem Sinn zufällig, gerade dorthin gekommen war, wo ihn eigentlich Niemand erwartete. Der erhaltene Befehl wies ihn an, die Richtung auf die weithin sichtbare Windmühle bei Brye (moulin de Buzy) zu nehmen. Die Wege aber, die sein Führer, ein Landmann aus der Gegend, in der Nähe von Villers-Perruin einschlug, schienen ihm zu weit links abzuleiten. Nach eigenem Ermessen schlug demnach d'Erlon den nächsten Querweg ein, der sich nach seiner Rechten hin abzweigte und gerade auf die Mühle hinzuführen schien — und dieser Weg führte ihn in den Rücken des linken Flügels der eigenen Armee.*)

Vandamme gewahrte die heranrückende Masse zuerst und hielt sie für eine feindliche; selbst Napoleon soll gezweifelt haben, da er d'Erlon nicht auf diesem Punkt, sondern wahrscheinlich auf der Straße von Quatrebras nach Brye erwartete. Die Bewegung der Garden wurde aufgehalten und verschoben, bis abgesendete Adjutanten die Truppen auf der Römerstraße erkundet und erkannt, das Mißverständniß beseitigt hatten.

Napoleon konnte nun eine sehr bedeutende Uebermacht in Wirksamkeit bringen; es standen ihm 98,000 Mann zur Verfügung. Diese Uebermacht konnte nun um so fühlbarer werden, da sie zunächst fast in ihrer Gesammtheit den rechten preußischen Flügel zwischen Sombreffe und St. Amand traf, und sie konnte in der entscheidensten Richtung wirksam werden. Denn blieb d'Erlon grade aus auf der Römerstraße im Marsch, so konnte er, innerhalb etwa einer Stunde, an Waguelèn vorbei, den äußersten rechten Flügel der preußischen Stellung umgangen haben und in der Richtung auf Les-trois-Burettes und Brye in das Gefecht eingreifen.

Konnte es dann den Preußen auch vielleicht noch gelingen, das Gefecht abzubrechen und das Schlachtfeld aufzugeben, ohne daß eine vollständige Niederlage daraus wurde, so lag doch jedenfalls ein Rückzug Blücher's auf Wawre außer aller Möglichkeit, und das wäre für die nächsten Tage von höchster Wichtigkeit gewesen.

Aber Ney, der sich um diese Zeit von Wellington's Uebermacht hart gedrängt fühlte, forderte diese Truppen sehr entschieden zurück, d'Erlon folgte seinem Befehl und kehrte wieder um nach Frasnes, was ganz gewiß

*) Mittheilung des K. Preuß. Gen. v. d. Infanterie v. Pfuel.

nicht ohne Napoleons Zustimmung geschehen konnte. Auch sagt Ney in einem später geschriebenen Brief an Fouché ausdrücklich, Napoleon habe ihm diesen Heertheil wieder zugesendet.

Daß Ney ihn forderte, läßt sich erklären, vollkommen unbegreiflich bleibt es dagegen, daß Napoleon nicht daran dachte, die so wiederholt und in verschiedenen Formen von Quatrebras herbeigerufenen Divisionen zu benutzen, nun, da sie endlich zur Hand waren. Denn erstens war es ohne allen Vergleich wichtiger, die Preußen vollständig zu besiegen, als bei Quatrebras dem Gefecht gegen einige Divisionen Wellington's eine günstige Wendung zu geben — und dann ließ sich leicht berechnen, daß d'Erlon jetzt auch bei Quatrebras zu spät kommen mußte.

Eine Division (Durutte), die d'Erlon in der Nähe des Schlachtfeldes von Ligny zurückließ, verweilte da ziemlich ohne bestimmten Zweck und nahm keinen eigentlichen Antheil an dem Kampf.

Auf Seiten der Preußen hatte inzwischen Thielmann einen Versuch gemacht, durch einen Ausfall aus seiner günstigen Stellung in den Gang der Schlacht einzugreifen. Er glaubte sich dazu aufgefordert, weil der Feind vor ihm schwächer zu werden schien. Napoleon hatte nämlich die Reiter-Division Subervic (von Pajol's Reitercorps) zur Verstärkung Vandamme's nach seinem linken Flügel abrücken lassen. Dieser Versuch Thielmann's blieb aber ein sehr schwacher, denn er bestand zunächst nur darin, daß drei Reiterschwadronen, denen eine Batterie unvorsichtig folgte, auf der Straße nach Fleurus, über den Ligny-Bach und seinen Wiesengrund vorgingen. Von sehr überlegener Macht angegriffen, wurde diese kleine Schaar fast augenblicklich zurückgeworfen und mußte 5 Kanonen in Feindes Hand lassen.

Auf dem rechten Flügel der Preußen hatte eine Brigade der alten Garde, die ihm als Verstärkung zugesendet wurde, Vandamme in den Stand gesetzt, St. Amand-la-Haye zu erobern. Im Ganzen war das Ergebniß bis gegen acht Uhr Abends, daß man preußischer Seits gegen die 36,000 Mann französischen Fußvolks unter Vandamme und Gérard ungefähr 43,000 Mann Infanterie und wohl einige Hundert mehr verwendet und bis zur Erschöpfung verbraucht hatte. — Insbesondere in Ligny, wo die Preußen sich noch hielten, 19½ Bataillone, 14,000 Mann gegen die 10,000 Gérard's; auf dem rechten Flügel 38 Bataillone, 29,000 Mann, gegen die 26000 des durch die Division Girard und 6000 Mann Garden verstärkten Heertheils unter Vandamme. — In der Masse der auf Seiten der Franzosen verwendeten Infanterie waren aber unstreitig noch mehr Bataillone, die im Stande waren den Kampf rüstig fortzusetzen, als auf Seiten der Preußen. Namentlich hatten die 6000 Mann Garden unter Vandamme nur einen mäßigen Antheil an den Kämpfen des Tages genommen und keine großen Verluste erlitten.

Um die genannte Zeit aber gestaltete sich die Lage der Dinge in der

Umgegend von Ligny ungemein günstig für einen feindlichen Angriff. Blücher, dessen unverzagtes Herz an dem Siege nicht zweifelte, obgleich alle Berechnungen getäuscht und weder Wellington's noch Bülow's Bataillone erschienen waren — der glaubte, bei sinkendem Tage jenseits St. Amand den Anfang eines Rückzugs der Franzosen zu gewahren, da dort einige Batterieen abfuhren und eine gewisse Bewegung sichtbar wurde.

Sofort warf Blücher Alles, was an Truppen zur Hand war, gegen St. Amand: die meisten der hart mitgenommenen Bataillone, die in den Dörfern in der Feuerlinie abgelöst, rückwärts bei Brye und jenseits dieses Orts ihre taktische Gliederung herzustellen und ihre verschossenen Patronen zu ersetzen suchten; die Brigade Tippelskirch — 2 Bataillone der Brigade Steinmetz und außerdem noch 3 Bataillone der Brigade Langenn, die noch nicht im Feuer gewesen waren. Sie sollten durch St. Amand in das freie Feld vordringen. „Vorwärts, dem Feinde nach!" rief der alte Blücher. Sie wurden aber bei St. Amand in ein Gefecht verwickelt, das zu keinem Erfolg führte. — Ungefähr gleichzeitig wurde die Brigade Henckel durch einen unbekannten Adjutanten, wie sich später ergab unbefugter Weise, zur Unterstützng des Thielmann'schen Heertheils nach dem linken Flügel gerufen und Graf Henckel marschirte wirklich mit seiner Brigade, noch durch 3 Bataillone von Steinmetz verstärkt, nach Sombreffe — sehr gegen die Absichten des Feldherrn, der vielmehr im Gegentheil die Brigade Stülpnagel von Thielmann's Heertheil nach dem rechten Flügel rufen ließ.

So standen hier die Dinge, als Napoleon nach acht Uhr von den 12 Bataillonen seiner Garden, über die er noch verfügen konnte, 4 zur Entscheidung des Kampfes im Dorf nach Ligny vorsendete, die 8 anderen aber, zu ihrer Rechten, begleitet von 5000 Reitern (der schweren Garde-Reiterei unter Guyot und Milhaud's Cürassieren), an dem unteren, nordöstlichen Ende von Ligny vorbei über den Bach gehen ließ, um die Mitte des preußischen Heeres zu durchbrechen. Die drei Infanterie-Divisionen Lobau's folgten in wahrscheinlich sehr geringer Entfernung fast unmittelbar. Das Gelände hinter Ligny war zur Zeit, wie wir eben gesehen haben, ziemlich von Truppen entblößt; die französischen Massen trafen auf keine entsprechende Macht des Widerstandes, nur auf einzelne Bataillone, die ihnen ausweichen mußten. Sie schritten vorwärts; vereinzelte Reiter-Angriffe, immer nur von wenigen Schwadronen ausgeführt, vermochten nicht sie aufzuhalten.

Die Schlacht ging verloren, nicht weil es dem preußischen Heer an Truppen gefehlt hätte, die bisher im Rückhalt aufgestellt, noch unberührt vom Kampf, einem neuen Angriff entgegen geführt werden konnten — sondern weil die noch verwendbaren Streitkräfte nicht zur Hand waren und nicht an der entscheidenden Stelle in Thätigkeit gebracht werden

konnten. Die größere Hälfte des dritten Armee-Corps (Thielmann) war noch nicht im Feuer gewesen, aber sie stand jenseits des Engpasses von Sombresse; auch von den Truppen der Heertheile Zieten's und Pirch's waren noch acht Bataillone unberührt: aber sie standen zerstreut auf verschiedenen Punkten des Schlachtfeldes; drei davon weit zurück bei Les-trois-Burettes.

Unwiderstehlich drangen die französischen Garden vor; Ligny mußte verlassen werden, wie St. Amand, und da alle Truppenkörper sich in den Dorfgefechten aufgelöst hatten, da dort Mannschaften, nicht nur verschiedener Regimenter, sondern selbst verschiedener Brigaden und Heertheile durcheinander gekommen waren, ging die Masse natürlich großentheils in Schwärmen, ohne alle und jede Gliederung zurück. Für diesen rechten Flügel des preußischen Heers (Zieten und Pirch) war es ferner ein sehr bedenklicher Umstand, daß keine noch unberührte und in sich vereinigte Heerschaar zu Gebote stand, um den Nachtrab zu bilden und den unvermeidlichen Rückzug zu decken, während auf Seiten der Franzosen nun auch die 10,500 Mann unter Lobau die Anhöhe bei der Windmühle von Buzy, zwischen den so lange vertheidigten Dörfern, in Mitten der ursprünglichen preußischen Stellung erstiegen.

Das Abenddunkel brach herein, gesteigert durch Gewitterwolken, die den Himmel bedeckten und einen gewaltigen Regenguß brachten; im Dunkel suchten die weichenden Truppen auf dem Schlachtfelde ihren Zusammenhang. Blücher war durch den bekannten Unfall, den Sturz mit den unter ihm erschossenen Pferde, im Angesicht der feindlichen Reiterei, für den Augenblick außer Thätigkeit gesetzt, wenn ihm auch die Geistesgegenwart und Ergebenheit seines Adjutanten, Grafen Nostitz, Schlimmerem — der nahe drohenden Gefangenschaft — entzogen hatte. Da gab Gneisenau den Befehl, daß der Rückzug über Tilly auf Wawre gehen solle. Das war ein kühner Entschluß, den wohl nur Wenige in solchem Augenblick und an der Stelle gefaßt und ausgesprochen hätten. Die Verbindung mit der Operations-Basis des Heers, mit Namur, Lüttich und dem Rhein, wurde dadurch preisgegeben — die Vereinigung mit Wellington aber festgehalten — und der Sieg bei Waterloo vorbereitet, der ohne diesen Entschluß nicht möglich geworden wäre.

General Jagow deckte den Rückzug, indem er sich mit 7½ Bataillonen und 8 Schwadronen in dem Dorf Brye und dessen nächster Umgebung behauptete: nur 1500 Schritt hinter Ligny, nicht ganz 1000 von St. Amand. Lobau's Truppen standen ihm in geringer Entfernung gegenüber; rechts neben diesen Gérard, im zweiten Treffen die französischen Garden. Das Gefecht hörte in der Dunkelheit auf; da aber auch Sombresse von Thielmann's Truppen besetzt blieb, fühlten sich die Sieger so wenig sicher auf dem engen gewonnenen Raum, daß namentlich die französischen Garden, eines plötzlichen Anfalls gewärtig, die Nacht in geschlos-

senen Vierecken auf dem Boden lagerten, wobei stets abwechselnd ein Glied unter den Waffen stehen mußte.

Der treffliche Geist, der in dem preußischen Heer lebte, zeigte sich auch darin, daß, so sehr auch Alles in den Dorf-Gefechten und auf dem Rückzug während einer Gewitter-Nacht durcheinander gekommen sein mochte, doch ein Paar Rast-Stunden bei Marbais, Tilly und Gentines hinreichten, das Ganze zu entwirren und die Ordnung herzustellen, so daß fast unmittelbar hinter dem Schlachtfelde jede Schaar wieder taktisch gegliedert, fest geschlossen da stand, wenn auch nicht jede vollzählig. — Jagow verließ Brye erst zwei Stunden nach Mitternacht freiwillig, ohne angegriffen zu sein und folgte dem Heer.

Thielmann erhielt den Befehl auf Gembloux zurückzugehen, um dann von dort aus, gleich Bülow, der am 16. nur bis Basse-Baudelet und Sauvenière gekommen war, ebenfalls Wawre zu gewinnen. Er brach erst um drei Uhr früh auf (17.). Sein Rückzug hatte keine Schwierigkeiten. —

Der Tag war ein blutiger, doch, da man meist in Dörfern gefochten hatte, nicht in dem Grade wie da mitunter vorzukommen pflegt, wo große Massen im offenen Felde, dem Feuer der Artillerie ausgesetzt, aufeinander treffen. Das französische Heer verlor, wie wir nunmehr durch Charras zuverlässig wissen, an Todten und Verwundeten 11,500 Mann. Die Verluste der Preußen, die sich in zuverlässiger Weise hinreichend genau nachweisen lassen, waren geringer als man nach der großen Menge Infanterie, die in den Dorfgefechten verwendet worden ist, vermuthen sollte. Sie waren sogar kaum größer als die der Franzosen, denn sie betrugen in der Schlacht und in den Nachtrabs-Gefechten Tags vorher zusammen höchstens 12,500 Mann (Zieten's Heertheil hatte 6682 Mann verloren; — Pirch 3893 Mann, und dazu kommen etwa 1600 Mann von Thielmann's Heertheil).

Die Erscheinung möchte wohl dadurch zu erklären sein, daß die Preußen sich eben in den Dörfern vertheidigten, mithin anfänglich, so lange der äußere Rand dieser Dörfer nicht verloren war, den Vortheil der deckenden Oertlichkeit voraus hatten. — Außerdem verloren die Preußen 21 Stücke Geschütz; 5 von Thielmann's Heertheil, 16 auf dem rechten Flügel, von denen einige in einem Hohlweg stecken geblieben und da vom Feinde überrascht worden waren — die übrigen zum Theil demontirt auf dem Felde zurückgelassen werden mußten. Sie scheinen meist deshalb verloren gegangen zu sein, weil die unzulängliche Bedienungs-Mannschaft nicht hinreichte, sie schnell auf die Protzen und in Sicherheit zu bringen, wo ein rasch ausgeführter Rückzug nothwendig wurde. Als man das Schlachtfeld nach wenigen Tagen als Sieger wieder betrat, fand man übrigens die sämmtlichen Stücke noch an Ort und Stelle. Die Franzosen hatten sie nicht fortgeschafft.

Die Streiterzahl des preußischen Heeres war aber dennoch in der That für den Augenblick weit über die angegebene Zahl hinaus — um etwas mehr als 20,000 Mann (20,349) vermindert. Denn wie auf der einen Seite der treffliche Geist der Armee in der schnell hergestellten Ordnung hervortrat, so zeigten sich auf der anderen die Nachtheile übereilter und in sich lockerer Formationen, in einer großen Anzahl „Vermißter", welche das Heer verlor. Es waren deren etwa 8000. Gefangene hatten die Franzosen — abgesehen von ein Paar Hundert Mann, die Tags zuvor bei Goselies in ihre Hände fielen — nur sehr wenige, so gut wie gar keine gemacht, außer denjenigen schwer Verwundeten, die auf dem Schlachtfelde in ihrer Gewalt liegen blieben — um die sie sich aber nicht viel kümmern konnten, da ihr Lazarethwesen nicht in der besten Verfassung war. Diese „Vermißten" waren bis auf einen verhältnißmäßig geringen Theil Versprengte, die von ihren Regimentern abgekommen, einzeln bis Lüttich und selbst bis Aachen zurückgingen. Dabei muß allerdings bemerkt werden, daß die Masse zunächst auf sehr natürliche Weise und ohne die Absicht, die Fahnen zu verlassen, in diese Richtung gekommen war. Als der aufgelöste Schwarm Ligny verließ und von St. Amand zurückströmte, war der Entschluß, den Rückzug auf Wawre zu nehmen, noch nicht gefaßt — und selbst als Gneisenau den folgenschweren Befehl dazu gegeben hatte, konnte er natürlich nicht sofort überall in der Masse bekannt werden. Es dauerte noch einige Zeit, ehe an den Querwegen, die von der sogenannten Römerstraße nach Wawre hin abbiegen, Generalstabs-Offiziere aufgestellt waren, um die Leute in die vorgeschriebene Richtung zu weisen. Eine große Zahl der Zurückweichenden hatte instinctmäßig diese Römerstraße nach Lüttich eingeschlagen. Die Mehrzahl derer, die dann auf diesem Wege weiter gingen bis an und über die Maas, gehörte den neugebildeten westphälischen und Elb-Landwehren an. Auch die neuen Linien-Regimenter hatten eine, wenn auch bedeutend geringere, Anzahl solcher Vermißten. Die alten erprobten Regimenter dagegen, hatten keinen Verlust dieser Art zu verzeichnen. Was von Mannschaften dieser altgeordneten Bataillone auf den Weg nach Lüttich gerathen war, schloß sich dem Heertheil Bülow's an, dem es dort begegnete, und erschien mit diesem wieder bei Wawre und auf dem Schlachtfelde bei Waterloo. —

Bei Quatrebras hatte inzwischen der gleichzeitige Kampf — in dem der Herzog von Braunschweig den Heldentod fand — zu Gunsten der Verbündeten geendet. Ney war entschieden auf Frasnes zurückgeworfen worden, nachdem jeder der beiden Theile zwischen vier und fünf Tausend Mann verloren hatte. (Ney verlor 4375 Mann, Wellington etwas mehr, nämlich 4659 M.)

Mit diesem Erfolge konnte man zufrieden sein, wenn auch allerdings ein noch günstigeres Ergebniß möglich gewesen wäre. Etwa 9500 Nie-

derländer unter dem General Chassé standen seit zwölf Uhr Mittags nur 1½ Meilen vom Schlachtfelde, bei Nivelles vereinigt, aber sie hatten den ausdrücklichen Befehl, dort stehen zu bleiben. Auch nach dem, was er auf den Feldern von Fleurus mit eigenen Augen gesehen hatte, noch immer, wenigstens theilweise, von Sorgen um die Straße von Mons beherrscht, wagte Wellington nicht, sie zu sich heranzuziehen. Ja, als die englisch-hannöverische Division Alten von Soignies gegen Quatrebras vorrückte, wurde ihr der Befehl entgegengesendet, die hannöverische Brigade Ompteda (1500 Mann) bei Arquennes in der Nähe von Nivelles zurückzulassen.

Waren die englischen Reserven nicht unnöthiger Weise fünf Stunden lang bei Waterloo im Marsch aufgehalten worden, entschloß sich Wellington, Alles zusammenzunehmen, was ihm in der Nähe von Truppen zu Gebote stand, so konnte er wohl das dem Feldmarschall Blücher gegebene Wort wenigstens theilweise lösen und fühlbarer in den Gang der Schlacht eingreifen. Wenigstens insoweit, daß es nicht blos von einem glücklichen Zufall — von einem unbegreiflichen Versehen Napoleon's abhängig wurde, ob d'Erlon's Heertheil dem Kampf dort eine mißliche Wendung geben sollte oder nicht.

Der Tag nach dieser Doppelschlacht (17.) war für das preußische Heer ein sehr beschwerlicher und hätte leicht in jeder Beziehung ein sehr schwieriger werden können. Die Heertheile Zieten's und Pirch's zogen auf schlechten, verdorbenen Wegen nach Wawre; eine energische Verfolgung hätte sie nicht in der besten Verfassung gefunden. Denn war auch die Ordnung hergestellt, der Geist und Wille ungebrochen und standhaft, so war doch andererseits natürlich auch die physische Erschöpfung sehr groß, und es stand in dieser Beziehung um so schlimmer, da die Mannschaft den drückendsten Mangel litt. Das Fuhrwesen hatte nicht herangezogen werden können und in den wenigen Dörfern, an denen man vorüberkam, war an Lebensmitteln nicht viel aufzutreiben. Die Beschwerden zu steigern, fiel schwerer Regen ein. Auch fehlte es theilweise an Schießbedarf.

Glücklicher Weise verfolgte der Feind gar nicht; ungehindert traf Zieten's Heertheil noch vor Mittag bei Wawre ein; bald darauf auch Pirch mit seinen Schaaren; einige Stunden später auch Thielmann von Gembloux her, und gegen Abend auch Bülow aus derselben Gegend, so daß nun das gesammte preußische Heer, einige neunzig Tausend Mann stark, vereinigt an der Dyle stand.

Auch Wellington blieb in der wiedergewonnenen Stellung vor Quatrebras — die Perponcher ursprünglich inne gehabt hatte — so vollkommen unbehelligt, daß er seine, besser als die Preußen versorgten Truppen ruhig erst konnte abkochen lassen, ehe er ganz nach eigenem Belieben um

zehn Uhr Vormittags aufbrach, um in die vorher schon gewählte Stellung bei Waterloo zurückzugehen.

Ney wußte in den Morgenstunden seltsamer Weise gar nichts von dem endlichen Erfolg, den die Schlacht bei Ligny gehabt hatte. Er war ohne Nachrichten und ohne Befehle gelassen, glaubte sich nicht stark genug, auf eigene Hand etwas zu unternehmen und fürchtete sogar, selber angegriffen zu werden.

Während bei größerer Thätigkeit die Vereinigung des preußischen Heers an der Dyle vielleicht zu verhindern gewesen wäre, gefiel sich Napoleon in der allerdings sehr angenehmen, aber vollkommen willkürlichen Vorstellung, daß Blücher seinen Rückzug auf Namur genommen habe, mithin auf längere Zeit vollständig beseitigt sei. Von dieser Vorstellung ausgehend, verfügte er in den Morgenstunden nichts weiter, als daß Pajol mit der einen Division seines Reiter-Corps, die ihm geblieben war, unterstützt von einer Infanterie-Division (Teste von Lobau's Heertheil) und einer Dragoner-Brigade (unter Gen. Berton von Excelmans Corps) dem Feinde auf der Heerstraße nach Namur folgen solle. Pajol traf hier auf eine verirrte preußische Batterie. Es war diejenige, die sich verspätet und Pirch's Heertheil, zu dem sie gehörte, vor der Schlacht nicht mehr erreicht hatte. Sie war jetzt, nach dem Abmarsch der Preußen, in der Gegend von Sombreffe eingetroffen, und da der Führer nicht erfahren konnte, wohin der Rückzug der Armee gegangen sei, suchte er mit seinen Geschützen Namur wieder zu erreichen. Natürlich fiel die Batterie ohne Widerstand in Pajol's Hände. Die Nachricht von diesem Ereigniß, der Umstand, daß man auf jener Straße eine feindliche Batterie ereilt und genommen hatte, mag dazu beigetragen haben, Napoleon in seiner vorgefaßten Meinung zu bestärken.

Zwar wurde nun auch der Gedanke bei ihm geweckt, daß ein Theil des preußischen Heers auf Lüttich zurückgegangen sein könne, denn der General Berton hatte von den Landleuten der Gegend erfahren, daß zahlreiche preußische Schaaren auf Gembloux zurückgegangen seien: aber das schien keinen wesentlichen Unterschied zu machen. Auch der Weg auf Lüttich, wenn ihn die Preußen theilweise eingeschlagen hatten, führte zu demselben Ziel, zu dem Rückzug über die Maas.

Napoleon erhielt Pajol's und Berton's Meldungen um acht Uhr zu Fleurus, wo sein Hauptquartier noch immer war — und ungefähr gleichzeitig kehrte auch sein Adjutant Flahault aus Quatrebras zurück, wohin Napoleon ihn den Tag zuvor entsendet hatte. Ney hatte seltsamer Weise auch seinerseits bis zu dem Augenblick über die dortigen Ereignisse nichts gemeldet. Jetzt berichtete Flahault über die Lage und die Besorgnisse des Marschalls.

Napoleon sah sich dadurch veranlaßt, diesen (um 8 Uhr früh) durch Soult von der Lage der Dinge, von dem erfochtenen Siege benachrich-

tigen zu lassen. „Das preußische Heer ist in die Flucht geschlagen worden“ (L'armée prussienne a été mise en déroute) sagt dieses Schreiben in sehr unwahrer Uebertreibung —: „General Pajol verfolgt es auf der Straße nach Namur und Lüttich. — Der Kaiser begiebt sich zur Mühle bei Brye, wo die Heerstraße von Namur nach Quatrebras vorbeigeht, es ist demnach nicht möglich, daß die englische Armee etwas gegen Sie unternehmen kann“ (il n'est donc pas possible que l'armée anglaise puisse agir devant vous; das also war die Befürchtung, die der Marschall Ney ausgesprochen hatte.) „Wenn es geschähe, würde der Kaiser auf der Straße nach Quatrebras auf sie zumarschiren, während Sie dieselbe mit ihren Divisionen, die jetzt vereinigt sein müssen, in der Fronte angriffen, und diese Armee würde in einem Augenblick vernichtet sein. Also unterrichten Sie S. M. von der Stellung Ihrer Divisionen und von Allem, was vor Ihnen vorgeht. —“

„Der Wille S. M. ist, daß Sie bei Quatrebras Stellung nehmen, wie Ihnen der Befehl dazu (den Tag vorher) gegeben worden ist. Wenn das wider alle Wahrscheinlichkeit (par impossible) nicht auszuführen sein sollte, so berichten Sie augenblicklich darüber; der Kaiser wird dann in der Weise, wie ich Ihnen angegeben habe, dorthin vorgehen; steht aber dort nur eine Nachhut, so greifen sie diese an und nehmen Sie Stellung.“

„Der heutige Tag ist nöthig, um diese Operation auszuführen, den Schießbedarf der Truppen zu ergänzen, die versprengten Leute zu sammeln und die entsendeten Trupps einzuziehen. Geben Sie demgemäß Befehle.“

Zu einer Zeit also, wo jeder Augenblick seinen gewichtigen Werth hatte und keiner versäumt werden durfte, wollte Napoleon absichtlich in Folge eines überlegten und förmlich gefaßten Beschlusses einen ganzen entscheidenden Tag über geradezu gar nichts thun. Es klingt kaum glaublich und dennoch ist es so! — Nur Ney sollte jenseits Quatrebras — also hinter dem Engpaß von Genappe — Stellung nehmen, woraus sich gar nichts weiter ergeben konnte. Die geringen Streitkräfte unter Pajol und Berton — von denen der Letztere nunmehr den Befehl erhielt, sich gegen Gembloux zu wenden — im Ganzen kaum 6000 Mann, wurden hinreichend geachtet, zur Verfolgung des preußischen Heeres auf zwei Straßen — hinreichend, dessen Rückzug in ununterbrochenem Gang zu erhalten. Die Voraussetzung war also, daß Blücher, von bleichem Schrecken gejagt, sich gar nicht danach umsehen werde, was ihm denn eigentlich folge; daß er nirgends anhalten, es nirgends auf ein Gefecht ankommen lassen werde!

Natürlich konnte Ney sich durch einen solchen Befehl nicht zu unmittelbarer Thätigkeit aufgefordert fühlen, denn er hatte nicht blos eine Nachhut, sondern ein Heer vor sich. Wellington hatte von Oraniens Heertheil und den Reserven am Abend des 16. schon mehr als 30,000 Mann bei Quatrebras vereinigt; Tags darauf in den frühsten Morgen-

stunden kamen die Reiterei unter Lord Uxbridge, die Divisionen Clinton und Coleville und die noch fehlenden Brigaden der Reserve bei Quatrebras, Nivelles und Genappe an, so daß auf den genannten Punkten an 70,000 Mann beisammen waren.

Zwischen acht und neun Uhr begab sich Napoleon im Wagen nach St. Amand, um von dort aus zu Pferde das Schlachtfeld zu besuchen. Er musterte die Truppen und sprach im Vorbeireiten mit Generalen und Offizieren, als ob gar nichts Dringendes zu thun sei. Dazwischen ließ er Lobau's Heertheil, der nach Entsendung der Division Teste nur zwei Divisionen (7800 Mann) zählte, begleitet von den Divisionen leichter Reiterei unter Subervic und Domon (die Letztere von Vandamme's Heertheil) um etwas — nämlich bis Marbais, ungefähr eine halbe Meile weit — gegen Quatrebras vorgehen. Um eilf Uhr mußten die Garden und die Cürassiere unter Milhaud dorthin folgen.

Neben diesen beiläufigen Anordnungen, die sehr wenig bedeuten wollen, zeigte sich, daß Napoleon weit überwiegend mit fernliegenden Gegenständen beschäftigt war, und in der That, was zunächst lag, nur als Nebensache abmachte. Er stieg ab, als die Musterung beendet war, und erging sich im Gespräch mit Grouchy und dem General Gérard weitläuftig über die allgemeine Lage, die öffentliche Meinung und das Treiben der Parteien in Paris; über die „Jacobiner" — denn so nannte er die Liberalen, denen er sich in der Hauptstadt als angeblich constitutioneller Kaiser genähert hatte, ingrimmigen Herzens, sobald er sich wieder an der Spitze eines Heeres sah.

Gegen Mittag kehrte eine sehr spät gegen Quatrebras zur Erkundung vorgeschobene Reiterschaar mit der Nachricht zurück, daß Wellington's Heeresmacht noch immer dort stehe —: und nun erst, nachdem der halbe Tag in der seltsam-lässigsten Weise verloren war, kam etwas mehr Ernst und Besinnung in die Maßregeln, die Napoleon traf.

Er ließ nun dem Marschall Ney befehlen, er solle unverzüglich den Feind bei Quatrebras angreifen, der Kaiser selbst werde ihn mit den bei Marbais aufgestellten Truppen unterstützen. Dieser Befehl ist: „en avant de Ligny, le 17 Juin, à midi" unterschrieben.

Das französische Heer wurde demnach in zwei sehr ungleiche Theile getheilt; der stärkere aus den Truppen unter Ney (Reille's und d'Erlon's Heertheile und Kellermann's Cürassiere) und denen bei Marbais (Lobau, die Garden, die Reiterei unter Subervic, Domon und Milhaud) gebildet, 72,500 Mann stark mit 240 Stücken Geschütz, erhielt die Richtung über Quatrebras auf Brüssel. Der andere Theil (Vandamme, Gérard, die Reiter unter Pajol und Excelmans), zusammen 33,000 Mann und 96 Geschütze, wurde unter Grouchy's Befehle gestellt, und dieser Marschall erhielt mündliche Verhaltungsbefehle.

Er sollte die Preußen verfolgen, sie nie aus den Augen verlie-

ren und ihre Niederlage vervollständigen, indem er sie angriffe, wo er sie fände.

Gewiß war es keine leichte Aufgabe, einen Feind, dessen Nachtrab sogar bereits einen Vorsprung von zehn Stunden hatte, nicht aus den Augen zu verlieren —: und welch' eine ganz willkürliche Vorstellung von dem Zustand der preußischen Armee setzt der Befehl voraus, sie mit so geringer Macht überall unbesehens anzugreifen.

Auch erschrak Grouchy und machte sowohl auf den weiten Vorsprung aufmerksam, den die Preußen bereits hatten, als darauf, daß die französischen Truppen nicht einmal sofort in Bewegung gesetzt werden könnten; denn die Leute, an diesem Tage keines Marsches mehr gewärtig, hätten sogar ihre Gewehre auseinander genommen, um sie zu putzen. Außerdem scheine Blücher mit der Hauptmasse seiner Armee auf Namur zurückgegangen zu sein, wenn man das auch noch nicht ganz bestimmt wissen könne; wenn er, Grouchy, ihm dorthin folge, werde er sich ganz außerhalb des Bereichs der Operationen Napoleon's, und von ihm getrennt, vereinzelt bewegen.

Napoleon nahm diese Bemerkungen nicht wohl auf; er wiederholte seine Befehle, indem er hinzufügte: zu ermitteln, wohin Blücher sich gewendet habe, das sei Grouchy's Sache, und dieser mußte sich entfernen, um seine Truppen in Bewegung zu bringen.

Bald darauf erhielt Napoleon einen Bericht Berton's; der hatte bei Gembloux eine preußische, auf mehr als 20,000 Mann geschätzte, vollkommen kampfbereite Heerschaar (Thielmann's Truppen) entdeckt, die er natürlich nur beobachten konnte.

Jetzt erst erwachte bei Napoleon der Gedanke, daß die Preußen doch möglicher Weise auch noch etwas Anderes vorhaben könnten, als die Flucht über die Maas, und die dem Marschall Grouchy ertheilten Befehle erhielten in Folge dessen eine etwas bestimmtere Form.

Er ließ nun diesem Marschall schreiben, daß er seine sämmtlichen Truppen bei Gembloux vereinigen solle. „Sie werden gegen Namur und gegen Maestricht hin Alles erkunden und den Feind verfolgen; ermitteln Sie seinen Marsch und setzen Sie mich in der Weise von seinen Manoeuvren in Kenntniß, daß ich durchschauen kann, was er thun will." (Eclairez sa marche et instruisez moi de ses manoeuvres de manière que je puisse pénétrer ce qu'il veut faire) .... „Es ist wichtig, zu ermitteln, was der Feind thun will: entweder er trennt sich von den Engländern, oder sie wollen sich noch vereinigen, um Brüssel und Lüttich zu decken, indem sie eine neue Schlacht wagen." (Ou il se sépare des Anglais, ou ils veulent se réunir encore, pour couvrir Bruxelles et Liège, en tentant le sort d'une nouvelle bataille.)

Da dergleichen jetzt, wenigstens als Möglichkeit, dem Geist Napoleon's vorschwebte, ist es um so auffallender, daß er gar nicht daran

dachte, das Gelände zwischen Wellington's Heer und dem preußischen beobachten zu lassen und Abtheilungen etwa auf Mont-St. Guibert vorzusenden. Das war doch ein nahe liegendes Mittel, von den wichtigsten unter allen möglichen Bewegungen des Feindes eher unterrichtet zu werden, als durch Grouchy's verspätete Abfertigung geschehen konnte.

Grouchy's Aufbruch verzögerte sich bis um zwei Uhr; nach einem mühseligen Marsch in durchweichtem Boden traf Vandamme's Heertheil erst um neun Uhr Abends bei Gembloux ein; Gérard noch eine Stunde später. Die Preußen waren längst verschwunden aus der Gegend und Grouchy konnte nichts recht Bestimmtes über die weitere Richtung ihres Marsches erfahren. Es war vergebens, daß er die Reiter unter Excelmans noch bis gegen Sauvenière vorschob. Sie erfuhren auch dort nicht mehr.

Pajol, der auf der Heerstraße nach Namur bis Mazy vorgegangen war, sich dann links nach St. Denis gewendet hatte und Abends wieder nach Mazy zurückkehrte, hatte natürlich auf diesen Irrfahrten gar nichts in Erfahrung gebracht.

Ein Raum von drei Meilen lag am Abend zwischen Grouchy und den Preußen.

Auf der anderen Seite, gegen Brüssel hin, hatte Wellington seinen Rückzug mit der Hauptmasse seiner Infanterie um zehn Uhr früh angetreten; General v. Alten, der mit 18 Bataillonen den Nachtrab bildete, folgte um eilf Uhr; noch eine Stunde später zog sich die Kette leichter Truppen zurück, die am Bach bei Gemioncourt vor Quatrebras stand, und als die Franzosen sowohl von Marbais, als unter Ney von Frasnes her um zwei Uhr den Kampfplatz des vorigen Tages betraten, fanden sie hier nur noch eine Anzahl Reitergeschwader aufgestellt. Auch diese wichen wie natürlich, als der Feind nahte und wurden nicht gedrängt in ihrem Rückzug, denn die ersten Gefechte, in denen sich die französische Reiterei mit ihnen zu messen versuchte, fielen nicht günstig für diese letztere aus und machten sie vorsichtig.

Um sieben Uhr Abends erreichte Napoleon zuerst mit seiner Reiterei die Gegend bei dem Pachthof La-belle-Alliance und gewahrte durch den fallenden Regen und die trübe Atmosphäre vor sich Wellington's Heer auf den flachen Anhöhen von Waterloo.

Zu den Seltsamkeiten des Tages gehört auch, daß die Infanterie-Division Girard, zu Reille's Heertheil gehörig, aber, wie wir gesehen haben, schon seit dem 15. zu der Hauptmacht herangezogen, in allen Anordnungen vergessen wurde und auf dem Schlachtfelde von Ligny stehen blieb, wo sie im Kampf zwei Fünftheile ihrer Mannschaft verloren hatte.

Auf Seiten der Verbündeten hatte man sich im Lauf des Tages

mit größerer Bestimmtheit auf den neuen Kampf vorbereitet, den der folgende bringen sollte.

Eine erste Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Ligny, die Blücher nach Quatrebras abgefertigt hatte, war fehlgegangen, weil der Offizier, der sie überbringen sollte, unterwegs erschossen wurde. Am 17. um acht Uhr früh, als Wellington bereits durch eigene Erkundungen in Erfahrung gebracht hatte, daß die Preußen sich vom Schlachtfelde zurückzogen, erschien zu Quatrebras bei Wellington der Lieutenant v. Massow aus dem preußischen Hauptquartier, berichtete, was geschehen war und daß Blücher zu neuem Kampf bereit sein werde, sobald einige Lebensmittel und Ersatz für den verbrauchten Schießbedarf an die Truppen vertheilt seien. Der preußische Feldherr ließ fragen, ob Wellington seinerseits bereit sei, Napoleon anzugreifen, wenn er, Blücher, sich mit Allem, was er habe, mit dem englisch-niederländischen Heer vereinige?

Wellington antwortete mündlich: der gestrige Tag habe an seinen Absichten, eine gemeinsame Offensive betreffend, nichts geändert. Er weiche jetzt in seine Stellung bei Mont-St.-Jean (Waterloo) zurück und werde dort eine Defensiv-Schlacht annehmen, sofern er Unterstützung durch fünfundzwanzigtausend — oder durch zwei Heertheile — Preußen mit Gewißheit erwarten dürfe. Könne er solche Unterstützung nicht gewärtigen, so könne er auch die Schlacht nicht annehmen und müsse auf Brüssel zurückgehen; — das hieß: Brüssel aufgeben.

Wellington ging also in Erwartung einer entscheidenden Schlacht in seine vorbereitete Stellung zurück und glaubte sich zu schwach, sie allein zu wagen —: dennoch aber war es seltsamer Weise nicht, wie man erwarten sollte, seine erste und vornehmste Sorge, alle Streitkräfte für den bevorstehenden Kampf zu vereinigen. Er zersplitterte vielmehr auch jetzt noch ein Fünftheil seiner Macht, um zu seiner Rechten ein Gelände zu decken, das Niemand bedrohte. — Die Niederländer, die unter Chassée bei Nivelles standen, erhielten freilich den Befehl, nach Waterloo zurückzugehen, die hannöversche Brigade Ompteda bei Arguennes desgleichen — von dem Heertheil Lord Hills aber, der sich dort und in der Gegend gesammelt hatte, nur ein Drittheil, nämlich die englische Division Clinton. — Die andere englische Division dieses Heertheils (Colville) blieb, ungefähr 6000 Mann stark, bei Braine-le-Comte und der Prinz Friedrich von Oranien mit 12,000 Mann (Niederländer und hannöversche Reiter) hinter ihr, bei Hal, stehen.

Wellington's Botschaft gelangte gegen die Mittagsstunde in Blücher's Hauptquartier —: zu einer Zeit, wo es gewagt und bedenklich schien, sich durch ein bestimmtes Versprechen für den folgenden Tag zu binden; denn bis dahin waren nur die Heertheile Zieten's und Pirch's bei Wawre vereinigt; noch fehlten bestimmte Nachrichten in Beziehung auf Bülow's und Thielmann's Eintreffen, und dann war man auch wegen des Mu-

nitions-Parks jener beiden ersten Heertheile besorgt; sie waren den Tag zuvor nach Gembloux zurückgesendet worden. — Man wollte nicht versprechen, was man nicht gewiß war, halten zu können. So blieb Wellington's Anfrage zunächst ohne Antwort. Doch bald schwanden alle Zweifel, da Thielmann, Bülow und die Vorräthe an Schießbedarf, deren man bedurfte, nach einander eintrafen —: und da, gegen Mitternacht, gab dann Blücher, noch leidend an den Folgen des Sturzes mit dem erschossenen Pferde, auf eine zweite, durch den preußischen Militär-Bevollmächtigten im englischen Hauptquartier, General Müffling, schriftlich vermittelte Anfrage Wellington's die bekannte entschlossene Antwort: er werde kommen, aber nicht mit zwei Heertheilen, sondern mit seinem gesammten Heere.

Noch in der Nacht wurden die Anordnungen zum Aufbruch der Armee nach dem neuen Schlachtfelde getroffen, und Gneisenau, von dem sie im Besonderen ausgingen, war bemüht, dem Marsch der Hauptmasse die Richtung zu geben, die auf dem kürzesten Wege nicht zur unmittelbaren Vereinigung mit Wellington, sondern in den Rücken des Feindes führte. In solcher Richtung wurden Bülow und Pirch angewiesen, mit ungefähr 54,000 Mann über Neuf-Cabaret nach Chapelle St. Lambert vorzurücken. Nach den vorliegenden Dispositionen scheint es, daß man ursprünglich daran dachte, auch den Heertheil unter Zieten in den Rücken des Feindes zu senden. Erst etwas später wurde der Beschluß gefaßt, daß dieser Heertheil, der bei Ligny am meisten gelitten hatte, wenig über 18,000 Mann stark, den Weg über Fromont und Ohain zur unmittelbaren Vereinigung mit Wellington einschlagen solle.*) Das geschah, um dem ausdrücklichen Verlangen Wellington's zu entsprechen, der einer solchen unmittelbaren Unterstützung unbedingt zu bedürfen glaubte. Thielmann sollte zuletzt aufbrechen. Coulture-St.-Germain war ihm als das nächste Ziel seines Marsches vorgeschrieben und von dort konnte er nach Maransart und selbst nach Maison-du-Roy ganz im Rücken des Feindes vorgehen, wenn nämlich ein Fall nicht eintrat, den man in Blücher's Hauptquartier wohl erwogen hatte. Der nämlich, daß von Genappe oder von Mont-St.-Guibert aus ein feindlicher Heertheil dem Hauptangriff der Preußen in die Flanke zu fallen suchte. Streifschaaren waren nach Mont-St.-Guibert und Seroulx entsendet, um einen solchen Feind bei Zeiten zu erspähen. Thielmann's nächste Aufgabe war, die preußische Haupt-Colonne gegen einen Flanken-Angriff dieser Art zu schützen. So lauteten die Befehle. Wellington war nur auf die Vertheidigung von Brüssel, nur auf Abwehr bedacht: Gneisenau entwarf den Plan zu einer Vernichtungs-Schlacht, in der Napoleon's Heer seinen Untergang finden sollte.

*) Beilage No. XI.

Die Zuversicht, von der hier Alles beseelt war, zeigte sich auch in manchen kleinen Zügen, von denen uns einige bewahrt sind. So ließ General Toll sich Abends in Wawre bei dem Feldmarschall Blücher melden. Er war von Brüssel auf das Schlachtfeld von Ligny gekommen und hatte die hartnäckigen Kämpfe dort, so wie den Erfolg als Zuschauer beobachtet. Jetzt wünschte er den Feldmarschall zu sehen, ehe er seine Rückreise nach Heidelberg antrat. Blücher sprach über das, was geschehen sollte oder bevorstand, immer nur mit den Wenigen, die sein Vertrauen hatten; kein Unbefugter durfte darein reden; Verhandlungen mit fremden Offizieren pflegte er abzulehnen, wenn sie nicht ganz bestimmte Aufträge an ihn hatten. Jetzt war er außerdem ermüdet und leidend. Er trug seinem Adjutanten, dem Grafen Nostitz auf, ihn zu entschuldigen und Toll in seinem Namen zu empfangen. General Toll suchte die preußischen Offiziere über die möglichen Folgen der Schlacht bei Ligny zu beruhigen und meinte, die Sache sei nicht so schlimm — der Erfolg im Ganzen durch den Verlust dieser Schlacht nicht gefährdet; um so weniger, da die preußische Armee doch eigentlich nur als die Avantgarde der großen verbündeten Heeresmacht zu betrachten sei.

Die preußischen Offiziere fühlten sich etwas verletzt, da sie das Bewußtsein hatten, einer Beruhigung, die ihren Geist aufrichten sollte, nicht zu bedürfen und sich im Stande glaubten, die Scharte selbst ohne fremde Hülfe wieder auszuwetzen. Graf Nostitz richtete zum Schluß an den General Toll die Worte: „Ehe Sie noch dem Kaiser Alexander über die verlorene Schlacht berichten können, werden wir eine zweite Schlacht geschlagen haben; verlieren wir die, dann müssen wir an den Rhein zurückgehen und die Engländer gehen nach Antwerpen; — gewinnen wir sie aber, dann brauchen wir die große Armee nicht mehr." — Später, als es dem preußischen Heer gelungen war, den Kampf im Verein mit Wellington's Schaaren allein zu beenden, ohne den Beistand der russischen und österreichischen Massen, erinnerte man sich mit Genugthuung dieser kleinen Scene und der prophetischen Worte.

Am Morgen des entscheidenden Tages (18.) schrieb dann noch Blücher dem General Müffling: „Ich ersuche Sie, dem Herzog von Wellington zu sagen, daß, so krank ich auch bin, ich mich dennoch an die Spitze meiner Truppen stellen werde, um den rechten Flügel des Feindes sogleich anzugreifen, wenn Napoleon etwas gegen den Herzog unternimmt; sollte der heutige Tag aber ohne einen feindlichen Angriff hingehen, so ist es meine Meinung, daß wir morgen vereint die französische Armee angreifen."

In dem Allen athmet eine Kühnheit, wie sie nicht überall unmittelbar nach einer verlorenen Schlacht zu herrschen pflegt und wie sie unter solchen Umständen auch wohl nicht an der Spitze eines jeden Heeres gerechtfertigt wäre. Es mußte sich eben Alles so gestalten, wie es hier

zusammentraf, um die großen Ereignisse des folgenden Tags möglich zu machen. Bedurfte Blücher eines solchen Heers zu solchem Unternehmen, so hätte andererseits dasselbe Heer wohl auch unter anderer Führung nicht das Gleiche vermocht. Ohne Blücher gab es eine Schlacht bei Waterloo wenigstens gewiß nicht nach einem so großartigen Zuschnitt und in so entscheidender Form; kein Anderer hätte die Verantwortung für den anscheinend sehr gewagten Marsch auf sich genommen, Gneisenau hätte ohne Blücher wohl nicht die nöthige Autorität gehabt, die Ausführung seines Entwurfs durchzusetzen. Besonders da Bülow sein entschiedener Gegner war. Es war von entscheidender Wichtigkeit, daß Blücher an diesem Tage dem Heer nicht fehlte, daß ihn sein Unfall nicht in Gefangenschaft geführt, oder außer Stande gesetzt hatte, den Befehl zu führen.

An sich war der gefaßte Entschluß um so mehr ein kühner zu nennen, da Gneisenau einen gewichtigen Zweifel nicht ganz zu beseitigen vermochte. Er traute dem Herzog von Wellington nicht, wozu mancherlei Gründe vorlagen, und bat daher den General Müffling, sich darüber völlige Gewißheit zu verschaffen, ob der Herzog auch wirklich den festen Vorsatz habe, zu schlagen und nicht blos zu demonstriren.

Uebrigens hatte man sich auf alle Fälle vorgesehen. Der Rückzug sollte, wenn der Erfolg kein glücklicher war, über Over-Ysche auf Löwen gehen und General Kleist, der mit dem norddeutschen Armee-Corps — Hessen, Mecklenburgern und Thüringern — bei Arlon stand, wurde aufgefordert, sofort nach Aachen abzurücken, um Luxemburg, Jülich und Köln unterstützen — den letzteren Ort vertheidigen zu können, wenn etwa der Feind wider alles Erwarten an den Niederrhein vordringe.

Als die Sonne sich am 18. Juni nach einer regenschweren Nacht erhob, hatten sich die allgemeinen Verhältnisse auch im engsten Bereich der taktischen Entscheidung ungemein ungünstig für Napoleon gestaltet. Eine Aussicht auf Erfolg — die einzig denkbare — konnte es für ihn nur geben, wenn es ihm gelang, mit gesammter, vereinigter Macht auf die getrennten Heere der Verbündeten zu fallen und jedes derselben vereinzelt zu bekämpfen. Jetzt hatte sich das gerade Entgegengesetzte ergeben. Seine Macht war getheilt und die eine, wenn auch die größere Hälfte derselben, dem vereinten Angriff Blücher's und Wellington's preisgegeben.

Doch hatte Napoleon davon zunächst noch keine Ahnung; er war vielmehr hoch erfreut, daß Wellington seinem Angriff Stand hielt. Der Gedanke, daß irgend eine preußische Heeresmacht in den Kampf eingreifen könnte, blieb ihm vollkommen fremd und man darf das wohl sehr seltsam nennen, da er inzwischen Berichte erhalten hatte, denen zufolge eine ziemlich starke Heersäule über Gentinnes auf Wawre zurückgegangen sein sollte.

Diese Berichte mochten wohl von dem Reiter-General Domon herrühren, der während des Marsches am 17. aus eigenem Antrieb Streifwachen am linken Ufer der Dyle abwärts entsendet hatte. Eine derselben war bis Mousty gekommen und hatte dort mit einer preußischen Streifwache einige Carabiner-Schüsse gewechselt.

Diese Meldungen konnten, in Verbindung mit den Berichten Grouchy's, so unbestimmt und unsicher diese letzteren auch waren, wohl auf die Vermuthung führen, daß möglicher Weise eine ansehnliche preußische Heeresmacht bei Wawre vereinigt sei.

Grouchy hatte nämlich im Lauf der Nacht zwei Berichte an Napoleon abgefertigt: um zehn Uhr Abends und um zwei Uhr nach Mitternacht. In dem ersteren meldete er, daß er bei Gembloux eingetroffen sei und daß der Feind, etwa dreißigtausend Mann stark, seinen Rückzug von dort fortgesetzt habe. „Es scheint nach allen Berichten", fügte er hinzu: „daß die Preußen, nach Sauvenière gelangt, sich in drei Colonnen getheilt haben: die eine soll den Weg über Sart-lez-Walhain nach Wawre eingeschlagen haben. (L'une a dû prendre la route de Wawre.) Die andere Colonne scheint die Richtung auf Perwez genommen zu haben. Man kann vielleicht daraus folgern, daß ein Theil sich Wellington anschließen wird, und daß die Mitte, die das Heer (die Hauptmacht also) Blücher's ist (qui est l'armée de Blücher), sich auf Lüttich zurückzieht, während eine andere Colonne mit Artillerie ihren Rückzug auf Namur ausgeführt hat."

„Der General Excelmans hat Befehl, noch heute Abend sechs Schwadronen gegen Sart-lez-Walhain vorzuschieben und drei gegen Perwez. Wenn nach ihrem Bericht die Masse der Preußen sich auf Wawre zurückzieht, werde ich ihr in dieser Richtung folgen, damit sie nicht auf Brüssel gehen können, und um sie von Wellington zu trennen. Wenn im Gegentheil die Nachrichten, die ich erhalte, beweisen, daß die preußische Hauptmacht über Perwez marschirt ist, werde ich zur Verfolgung des Feindes die Richtung über diese Stadt nehmen."

In dem zweiten Berichte sagte Grouchy nur, daß er nach Sart-lez-Walhain vorgehen werde, ohne hinzuzufügen, welche Richtung er von dort aus weiter zu nehmen gedenke. Schon darin lag der Beweis, daß seine Ungewißheit noch ganz dieselbe war.

Napoleon, der diese Berichte nacheinander, um zwei Uhr in der Nacht und um sechs Uhr früh erhalten hatte, ließ sie natürlich nicht ganz unbeachtet, aber er dachte doch nur daran, der Verfolgung der Preußen die zweckmäßigste Richtung zu geben, ohne unmittelbare Beziehungen auf die Ereignisse, die auf den Feldern von La-belle-Alliance und Waterloo bevorstanden.

Auch waren die Anordnungen, die nach jener Seite hin getroffen werden mußten, in Napoleon's Augen, wie es scheint, nicht so dringend,

daß es dabei auf Stunden ankam. Erst um zehn Uhr, nachdem er die Stellung Wellington's erkundet hatte, beschäftigt mit den Einleitungen zur Schlacht, ließ er auch durch Soult dem Marschall Grouchy schreiben: „Der Kaiser hat Ihren letzten Bericht aus Gembloux erhalten. Sie sprechen nur von zwei preußischen Colonnen, die durch Sauvenière und Sart-lez-Walhain gegangen seien; doch sagen andere Berichte, daß eine dritte, ansehnlich starke Colonne durch Gery und Gentinnes gegangen ist, in der Richtung auf Wawre."

„Der Kaiser trägt mir auf, Ihnen zu sagen, daß er in diesem Augenblick die englische Armee wird angreifen lassen, die bei Waterloo nahe an dem Walde von Soignes Stellung genommen hat; demnach wünscht der Kaiser, daß Sie Ihre Bewegungen auf Wawre richten, um sich uns zu nähern und die beiderseitigen Operationen in Verbindung zu bringen, indem Sie die Abtheilungen der preußischen Armee vor sich her treiben, welche diese Richtung genommen haben und die vielleicht bei Wawre verweilen könnten, wo Sie so bald als möglich eintreffen müssen (poussant devant vous les corps de l'armée prussienne qui ont pris cette direction et auraient pu s'arrêter à Wawre, où vous devez arriver le plus tôt possible). Die feindlichen Colonnen, die sich rechts von Ihnen gewendet haben, werden Sie durch leichte Truppen verfolgen lassen, um ihre Bewegungen zu beobachten und Nachzügler aufzugreifen. Benachrichtigen Sie mich sogleich von Ihren Anordnungen und von Ihrem Marsch sowie von den Nachrichten, die Sie vom Feinde haben. .... Der Kaiser verlangt recht oft Nachrichten von Ihnen zu erhalten."

Es blieb also bei der Vorstellung, daß Blücher's Hauptmacht sich über die Maas zurückgezogen habe, dem preußischen Heertheil aber, der über Wawre ging und bei diesem Punkt vielleicht rasten wollte, sollte dort keine Ruhe gegönnt, kein Aufenthalt gestattet sein; er sollte vertrieben werden und gezwungen, seinen Rückzug fortzusetzen. Ob das aber noch an diesem selben Tage geschehen konnte, mußte eigentlich nach der einfachsten Berechnung von Zeit und Raum in hohem Grade zweifelhaft scheinen. Grouchy's Meldungen hatten vier Stunden gebraucht, um von Gembloux in Napoleon's Hauptquartier zu gelangen —: zu welcher Stunde konnte nun Grouchy den um zehn Uhr ausgefertigten Befehl Napoleon's erhalten? — Besonders wenn er inzwischen der vorausgesetzten Hauptmacht Blücher's auf dem Wege nach Lüttich gefolgt war. Hatte Grouchy nicht schon aus eigenem Antrieb die Richtung auf Wawre genommen, so brachte ihn dieser Befehl im Lauf des Tages gewiß nicht mehr dorthin!

Wellington glaubte auch, als er seine letzten Anordnungen zur Schlacht traf, die rechts entsendeten Truppen nicht zu sich heranziehen zu dürfen. General Colville erhielt in der Nacht blos den Befehl, sich mit seinen zwei Brigaden von Braine-le-Comte auf Hal zurückzuziehen, und sollte

es vorsichtiger Weise von den Bewegungen des Feindes abhängen lassen, ob er den Marsch auf der geraden Straße wagen dürfe, oder den Umweg über Enghien nehmen müsse. Der Prinz Friedrich der Niederlande wurde angewiesen, zwischen Hal und Enghien Stellung zu nehmen.

An eine feindliche Heeresmacht, die von Mons oder Lille her gegen Brüssel vordringen könnte, glaubte jetzt auch Wellington nicht mehr; aber er fürchtete, wie aus dem Schreiben an Colville deutlich hervorgeht, der Feind könnte von Quatrebras oder Plancenoit aus einen Versuch machen, seinen rechten Flügel über Nivelles und Hal zu umgehen, — und seine frühere Haltung berechtigt uns, zu glauben, daß er nicht blos um Brüssel und seine Rückzugsstraße nach Antwerpen besorgt war, sondern auch noch andere Interessen sicher zu stellen suchte.

Denn gleichzeitig — in der Nacht zum 18. Juni — schrieb Wellington demjenigen unter den französischen Prinzen, der sich am meisten mit den zu Alost neu gesammelten Haustruppen beschäftigte, dem Herzog von Berry, gab von den Ereignissen Nachricht, von der Schlacht, die bevorstand und fügte dann hinzu: „Es ist möglich, daß der Feind uns über Hal umgeht, obgleich das Wetter schrecklich ist und die Wege abscheulich, und obgleich ich den Prinzen Friedrich von Oranien zwischen Hal und Enghien in Stellung habe. Wenn das geschieht, bitte ich E. K. H., nach Antwerpen zu marschiren und dort in der Umgegend zu cantoniren, und Seiner Majestät zu sagen, daß ich ihn bitte, sich auf dem linken Ufer der Schelde von Gent nach Antwerpen zu begeben. .... Ich hoffe, und mehr, ich habe alle Ursache, zu glauben, daß Alles gut gehen wird; aber man muß Alles vorhersehen und man will keine großen Verluste erleiden; darum bitte ich E. K. H., zu thun, was in diesem Brief gesagt ist, und Seine Majestät nach Antwerpen aufzubrechen, nicht auf falsche Gerüchte hin, wohl aber auf die bestimmte Nachricht, daß der Feind, ungeachtet meiner Maßregeln, meine Stellung über Hal umgehend, in Brüssel eingerückt ist.“

Auch was die Bourbons zu Gent und Alost an Vorräthen hatten, sollte zu Wasser nach Antwerpen geschafft werden.

Wir dürfen, scheint es, nicht übersehen, daß die Wege, die von Quatrebras, Plancenoit und Nivelles nach Alost und Gent führen, durch die Gegend von Hal und Enghien gehen. Der Prinz Friedrich stand zwischen Hal und Enghien einer über Hal auf Brüssel gerichteten Umgehung nicht unmittelbar im Wege, wohl aber war er da an der rechten Stelle, um Alost und Gent, und — falls er nöthig werden sollte — auch den Rückzug Ludwig's XVIII. nach Antwerpen zu decken.

Da außerdem das 2. Husaren-Regiment der englisch-deutschen Legion, früher auf Vorposten in Flandern, noch nicht von Courtray her wieder eingerückt, ein englisches Bataillon in Brüssel zurückgelassen war, hatte Wellington nur 67,000 Mann und 150 Stücke Geschütz in der

Stellung bei Waterloo vereinigt. — (86¼ Bataillone, 96½ Schwadronen; 49,600 M. Infanterie, 12,400 Reiter, 5000 M. Artillerie.) — Napoleon war ihm an Reiterei und Artillerie selbst der Zahl nach überlegen; an Artillerie sogar um ein so Bedeutendes, daß dieses Uebergewicht ein sehr fühlbares werden konnte — (er hatte 95 Bat., 127 Schwadronen; ungefähr 49,000 M. Fußvolk, 15,000 Reiter und 8000 M. Artillerie mit 240 Geschützen). Sein Fußvolk, dem des verbündeten Heeres an Zahl gleich, war ihm an Gehalt überlegen, da in Wellington's Heer, wie schon gesagt, nur die 34 Bataillone Engländer und englisch-deutsche Legion allen Forderungen entsprachen.

Die im Voraus gewählte Stellung Wellington's war in mancher Beziehung vortheilhaft; sie lief auf sanft ansteigenden Höhen dahin, zu beiden Seiten der gepflasterten Straße von Charleroi nach Brüssel. Ein Fahrweg, der von Braine-l'Alleud nach Ohain, von Westen nach Osten über diesen Höhenzug hingeht, bezeichnete die Front-Linie des englisch-niederländischen Heers, zum Theil von starken lebendigen Hecken eingefaßt, zum Theil als Hohlweg in den Boden eingeschnitten. Das Schloß Goumont mit seinem Garten und einem daran stoßenden Gehölz, die Pachthöfe La-Haye-Sainte und weiter Papelotte nebst dem an diesen letzteren stoßenden La-Haye, vor dem rechten Flügel, der Mitte und dem linken Flügel, am Fuß der Anhöhen gelegen, sind gleichsam als Außenwerke der Stellung zu betrachten. Der Raum zwischen Goumont und Braine l'Alleud, wo der sumpfige Hain-Bach den eigentlichen Stützpunkt des linken Flügels bildete, war mehr beobachtet als besetzt; am äußersten Ende der Linie dagegen, in und bei Braine l'Alleud, waren 12 niederländische Bataillone unter General Chassé aufgestellt. Der Bach von Ohain der unweit Papelotte vor dem linken Flügel entspringt, an La-Haye vorbei durch das Dorf Smohain ostwärts fließend, in der Hauptrichtung der Stellung, gleichsam in deren Verlängerung, ein sumpfiges Wiesenthal bildet, schützte auch diesen Flügel vor Umgehungen. Besonders vortheilhaft war dann auch, daß die Stellung von Goumont bis Papelotte nur eine Ausdehnung von kaum 4000 Schritten hat und daß Senkungen und Bodenfalten rückwärts die Möglichkeit gewährten, alle Reserven gedeckt und geschützt aufzustellen.

Natürlich waren die Hecken und Hohlwege auf den Höhen durch ein erstes Treffen Infanterie besetzt, hinter diesem aber standen zahlreiche Bataillone zur Unterstützung bereit, sowie die gesammte Reiterei mit Ausnahme der beiden Brigaden Vandeleur und Vivian (2400 Pferde), die auf dem äußersten linken Flügel hielten.

Napoleon, der sich schon spät aufgemacht hatte, die feindliche Stellung zu erkunden, verlor dann noch ganz gegen seine sonstige Art ein Paar Stunden damit, daß er sein Heer dem Feinde gegenüber unnützer Weise eine Art von Parade-Stellung einnehmen ließ — die dann natürlich wieder gebrochen werden mußte, sowie man zum wirklichen Angriff schreiten wollte.

Zunächst zu diesem bestimmt, entfalteten sich die Heertheile d'Erlon's und Reille's bei dem Pachthofe La belle Alliance, zu beiden Seiten der Heerstraße nach Brüssel; d'Erlon (vier Infanterie-Divisionen, Quiot, Donzelot, Marcognet, Durutte) rechts — ostwärts — Reille, (Divisionen: Bachelu, Guilleminot, Foy) links — westwärts — der Straße. Jener hatte seine Reiterei auf dem rechten — dieser die seinige auf dem linken Flügel, und so bildete denn die Reiterei die beiden Flügel, wie um das Bild einer Schlachtordnung aus den Zeiten des spanischen Erbfolge-Krieges zu vervollständigen. Die Infanterie war in zwei Treffen mit einem Zwischenraum von wenig mehr als sechzig Schritten (60 mètres) geordnet.

Hinter dieser Truppenmasse, die Ney in das Gefecht führen sollte, ordnete sich das übrige Heer als Rückhalt: Milhaud's Cürassiere und die leichte Reiterei der Garde (Lefebvre-Desnouettes) hinter dem rechten — die schwere Garde-Reiterei und die Cürassiere unter Kellermann hinter dem linken Flügel. Hinter der Mitte standen zunächst dicht an der Heerstraße, der Heertheil Lobau's und die Reiter-Divisionen Subervic und Domon in tiefen Heersäulen — und noch weiter rückwärts bei dem Pachthof Rossomme das Fußvolk der Garde in sechs Treffen, deren jedes aus vier Bataillonen in Bataillons-Colonnen gebildet war.

Napoleon's Absicht war, nach einer kurzen, von ihm dictirten, Disposition die Mitte der feindlichen Armee zu durchbrechen und sich so schnell als möglich des Dorfes Mont-St.-Jean zu bemächtigen, wo sich, jenseits der Stellung Wellington's, vor Waterloo, die beiden Straßen vereinigen, die von Mons und Charleroi nach Brüssel führen. — Vorher aber sollte Goumont angegriffen werden, um die Aufmerksamkeit des Feindes auf seinen rechten Flügel zu lenken. Der Angriff auf die Mitte sollte dann längs der Heerstraße von Charleroi in solcher Weise ausgeführt werden, daß der linke Flügel des angreifenden Heertheils an die Straße gelehnt blieb. Da der Angriff aber denn doch eine gewisse Breite haben, sich mithin nach der Rechten der Franzosen hin ausdehnen mußte, ergab sich ganz von selbst, daß er so ziemlich den ganzen linken Flügel des verbündeten Heers zwischen La-Haye-Sainte und der Heerstraße auf der einen — Papelotte auf der anderen Seite traf. Ueberhaupt aber liegt es in der Natur der Sache, daß da, wo zwei Heere von siebzigtausend Mann sich auf so beschränktem Raume mit einander messen und ihre Kräfte in wenigen Stunden ausringen sollen, das Gefecht sich über die ganze Länge der Linie ausdehnt — wenn auch der Druck hier stärker, dort schwächer sein mag; der Kampf — wie es Hoffnung und Erfolg — theilweises Mißlingen — gesteigerte Energie oder sinkender Muth der einzelnen Führer und Schaaren — nicht immer dem ursprünglichen Plan gemäß mit sich bringen, bald hier, bald dort an Intensität gewinnt oder nachläßt. Und das war auch im Wesentlichen der Gang der Schlacht.

Der hartnäckige Kampf begann fünfundzwanzig Minuten vor Mittag mit dem Angriff auf Goumont, der zuerst von drei Bataillonen der Division Guilleminot als Nebensache unternommen, sofort einen sehr ernsten Charakter annahm, und den ganzen Tag über mit großer Hartnäckigkeit fortgesetzt wurde — d. h. mit Intervallen, während welcher das Tirailleur- und Geschützfeuer bald stärker bald schwächer fortdauerte, stets von Neuem wiederholt. So nahm das Gefecht nach und nach einen großen Theil der Infanterie Reille's in Anspruch, ohne der sehr tüchtigen Vertheidigung gegenüber zu einem Ergebniß zu führen.

Kaum war bei Goumont der erste Schuß gefallen, so dehnte sich das Artillerie- und Schützenfeuer über die ganze Linie aus, bis Papelotte. Um ein Uhr aber, gerade um die Zeit, die Napoleon vorläufig für den eigentlichen Angriff auf die Mitte des Feindes anberaumt hatte, zeigte sich in mäßiger Entfernung zur Rechten des französischen Heers eine sehr unerwartete und eben so unerfreuliche Erscheinung. Die Spitze der dreißigtausend Preußen unter Bülow erschien auf der Hochebene bei Chapelle-St.-Lambert, in Mitten des gebrochenen, waldigen Geländes das sich vom Schlachtfelde bis Wawre ausdehnt — in grader Linie kaum siebentausend Schritt vom Saum des Kampfplatzes. Napoleon, vom Pferde gestiegen auf der Anhöhe bei Rosomme, wohin man ihm einen Tisch und Stuhl aus dem Meyerhof gebracht hatte, konnte von dort aus das ganze Feld übersehen, und gewahrte mit dem Fernrohr die heranrückenden Schaaren — man könnte sagen am taktischen Horizont. Auch blieb man nicht lange im Zweifel über das Wesen dieser Erscheinung, und das was sie bedeute. Ein preußischer Husar der ein Schreiben Bülow's, aller Wahrscheinlichkeit nach an Müffling überbringen sollte, wurde von einer französischen Streifwache gefangen, und man erfuhr, daß es Bülow war, der heranzog, um die rechte Seite des französischen Heers anzugreifen.

Die Ueberraschung mag nicht geringer und nicht erfreulicher gewesen sein, als das Jahr zuvor bei Méry, wo auch Blücher, dessen Heer man zertrümmert wähnte, unerwartet schlagfertig in der Seite des französischen Heeres erschien. Doch wußte Napoleon seine Ueberraschung zu verbergen; er suchte selbst, als er schon von der Wahrheit unterrichtet war, die untergeordneten Offiziere seiner Umgebung zu täuschen, indem er vorgab, erfahren zu haben, daß es Grouchy sei, der da nahe. Nur der Angriff auf Wellington's Mitte wurde um etwa eine halbe Stunde verzögert; wenigstens erhielt Ney den Befehl, antreten zu lassen, den er erwartete, nicht zu der festgesetzten Zeit, wahrscheinlich weil Napoleon, mit anderen Dingen beschäftigt, nicht sogleich beachtete, daß die Zeit gekommen war ihn zu geben. Der französische Heeresfürst suchte nach Mitteln, wie dem Unerwarteten siegreich zu begegnen sei — und verfiel auf Grouchy.

Um ein Uhr vom Schlachtfelde ließ er diesem durch Soult schreiben: „Sie haben heute Morgen um zwei Uhr dem Kaiser geschrieben, daß Sie

auf Sart-lez-Walhain marschiren würden, folglich war Ihre Absicht nach Corbais oder nach Wawre vorzugehen" — das folgte ganz und gar nicht — „diese Bewegung entspricht den Dispositionen S. M., die Ihnen mitgetheilt worden sind."

„Indessen, der Kaiser befiehlt mir Ihnen zu schreiben, daß Sie immer in der Richtung auf uns manoeuvriren müssen (que vous devez toujours manoeuvrer dans notre direction). Ihnen liegt es ob zu ermitteln, wo wir sind, um sich danach zu richten und die Verbindung zwischen uns herzustellen, so wie stets in der Verfassung zu sein, auf die feindlichen Truppen zu fallen, die etwa versuchten unsere Rechte zu beunruhigen, und solche Truppen zu vernichten."

„In diesem Augenblick ist die Schlacht im Gange auf der Linie von Waterloo. Die Mitte des Feindes ist bei Mont St. Jean; manoeuvriren Sie demnach, um sich unserer Rechten anzuschließen (ainsi, manoeuvrez pour joindre notre droite)."

„N. S. Ein so eben aufgefangener Brief besagt, daß der General Bülow unsere rechte Flanke angreifen soll. Wir glauben diesen Heertheil auf den Höhen von St. Lambert wahrzunehmen; verlieren Sie also nicht einen Augenblick, um sich zu nähern und sich uns anzuschließen, und um Bülow zu vernichten (écraser), den Sie auf der That ertappen werden." (Que vous prendrez en flagrant délit, ein Lieblings-Ausdruck Napoleon's.)

Fragen wir uns nun, welche Voraussetzungen diesen Befehlen zum Grunde lagen und ihre Ausführbarkeit bedingten, so kann uns nicht entgehen, daß hier — wieder vollkommen willkürlich — nicht das an sich Wahrscheinlichste angenommen wird, sondern das, was gerade das Erwünschteste wäre. Es wird angenommen, daß nur ein preußischer Heertheil auf Wawre zurückgegangen sei, Blücher aber mit der Hauptmasse über die Maas weiche — und daß dennoch Grouchy, ohne die kaiserlichen Befehle abzuwarten, nicht, wie er angekündigt hatte, dem Rückzug Blücher's folge, sondern den Weg nach Wawre eingeschlagen habe. Die Voraussetzung, daß nur ein mäßiger preußischer Heertheil, nicht Blücher's gesammtes Heer von Wawre her im Anzuge sein könne, wird folgerichtig festgehalten, alle Anordnungen Napoleon's gehen von ihr aus. Nur unter dieser Bedingung war es denkbar, daß Grouchy, ohne unterwegs auf einen weiter zurückgelassenen preußischen Heertheil, auf Widerstand zu stoßen und aufgehalten zu werden, Bülow's Schaaren ereilen und unmittelbar im Rücken angreifen könne. Und verwundert fragen wir zuletzt, ob sich denn wirklich Napoleon gar nicht davon Rechenschaft gegeben hat, daß der jetzt erlassene Befehl erst sechs Stunden später in Grouchy's Händen sein konnte? — daß dieser Marschall gewiß durch keinen jetzt erst abgefertigten Befehl herbeizuzaubern war?

Was bestimmte endlich Napoleon, die kaum begonnene Schlacht trotz

des drohenden Gewitters in seiner Rechten entschlossen durchzukämpfen? — War es die Vorstellung, daß eine mäßige Zahl Preußen ihm nicht gefährlich werden könne? — Oder die Hoffnung den Kampf mit Wellington's Heer siegreich beendet zu haben, ehe jene Preußen aus den Engpässen und Wäldern auf das Schlachtfeld heran kommen konnten? — Es wäre von dem höchsten Werth für den denkenden Krieger, wenn er uns das gesagt hätte, anstatt sich in Dichtungen zu ergehen, die ihn doch in den Augen der Nachwelt nur würdeloser, nicht größer erscheinen lassen.

Daß solche Vorstellungen wie die angedeuteten ihn beherrschten, zeigt sich, scheint es, in den Maßregeln die er traf, oder vielmehr nicht traf, um nach rechts hin Flanke und Rücken seines Heers sicher zu stellen. Was schon den Tag vorher, oder doch mit Tages Anbruch geschehen mußte, wenn Napoleon nicht Blücher's Heer zertrümmert und auf lange unschädlich wähnte, geschah auch jetzt nicht. Napoleon entsendete auch jetzt nicht sofort Infanterie, um die Höhen, die Wälder diesseits des sumpfigen Lasne-Bachs zu besetzen, und den Preußen die Engpässe streitig zu machen, durch die sie heranrücken mußten: nahe liegende Anordnungen, die ihn wenigstens gegen eine vollständige Niederlage sicher gestellt hätten, wenn sie rechtzeitig getroffen wurden. Er beschränkte sich anstatt dessen zunächst darauf, die leichten Reiter unter Subervic und Domon in seine rechte Flanke zu entsenden. Die konnten natürlich nur beobachtend in einiger Entfernung vor den Wäldern stehen bleiben, und es versteht sich, daß sie auch nichts Anderes sollten.

Erst drei Stunden später — wie Bülow selbst genau beobachten konnte, erst um vier Uhr, wurde auch Lobau mit seinen beiden Infanterie-Divisionen in derselben Richtung entsendet, und nahm Stellung hinter der eben erwähnten Reiterei, die Stirnseite gegen die Preußen gewendet, so daß dieser Heertheil mit dem rechten Flügel d'Erlon's einen rückwärts gebogenen Haken bildete. Napoleon mochte sich inzwischen überzeugt haben, daß die Gefahr näher rücken könne, ehe der Kampf mit Wellington's Heer zur Entscheidung zu bringen sei. Jene wichtigen Engpässe zu besetzen, war es nun aber um so viel zu spät, daß Niemand daran, auch nur als an eine Möglichkeit dachte.

Lange ehe diese verspäteten Anstalten getroffen wurden — um 1½ Uhr — erhielt Ney den Befehl, d'Erlon's Divisionen zum Angriff schreiten zu lassen — dieser wurde aber in einer Form ausgeführt, die wenig Aussicht auf Erfolg gewährte —: wie man sagt, in Folge eines Mißverständnisses. Der Befehl lautete nämlich: „en colonne par division“ — und man verstand ihn dahin, daß jede Division eine einzige Angriffs-Colonne oder Masse bilden solle. Dem gemäß entfalteten sich die Bataillone einer jeden Division, eines hinter dem anderen, mit Zwischenräumen von nur fünf Schritten, und es bildeten sich, den feindlichen Geschützen zur Zielscheibe, unbehülfliche Massen von 150 bis 200 Rotten Stirnseiten-Länge,

und 24 oder 27 Gliedern Tiefe. So zogen sie durch die Boden-Vertiefung, die zwischen ihnen und dem Heer der Verbündeten lag, zum staffelförmigen Angriff; d'Erlon's Linke (Division Quiot) nahe an der Brüsseler Heerstraße, voran — die Rechte (Durutte) am weitesten zurück; doch bildete Quiot nur eine Brigade-Masse zum Angriff auf die Höhen, da seine andere Brigade den Meyerhof La-Haye-Sainte angriff — und Durutte's Masse hatte nur 18 Glieder Tiefe, da dieser General zwei Bataillone in seiner Stellung zurückließ.

Die Massen Quiot's und Donzelot's trafen oben, auf dem Kamm der Höhen, auf die schon durch das Feuer der französischen Artillerie erschütterte niederländische Brigade Bylandt; diese hielt nicht Stand; sie wich, nachdem sie ein Paar Mal ihr Feuer abgegeben hatte — die englischen Berichte erwähnen ihrer nicht weiter; nach den niederländischen wurde sie später im zweiten Treffen wieder gesammelt. Die beiden französischen Massen, die sich zu einer vereinigt hatten, da Quiot's Division sich rechts geschoben hatte, um dem Flankenfeuer aus einem Steinbruche her zu entgehen, sahen sich aber bald von einigen englischen Bataillonen in Fronte und Flanke umfaßt, auf wenige Schritte beschossen, dann von vorn und zu beiden Seiten mit dem Bayonet angegriffen, während sie einen Versuch machten zu deployiren — und in großer Unordnung in die flache Boden-Mulde hinab geworfen, aus der sie eben herauf gestiegen waren.

Die Division Marcognet, die nächste Staffel bildend, wurde eben so empfangen und umfaßt und es ist lehrreich zu sehen, daß das Feuer und der Bayonet-Angriff dreier Bataillone genügten, diese unbehülfliche Masse zurückzuwerfen. Wellington ließ eine Brigade schwerer englischer Dragoner unter Ponsonby — alt berühmte Regimenter Royals, Scotish Greys, Inniskillin — zu einem Angriff auf die Weichenden vorgehen, der in glänzender Weise ausgeführt wurde. Die Reiter überrannten und sprengten die Colonnen Donzelot's und Marcognet's und vernichteten Mannschaften und Bespannung zweier französischen Batterieen, auf die sie stießen. Aber fortgerissen vom Erfolg, stürmten sie immer weiter — zum Theil in verschiedenen Richtungen — taub für die Stimme der Führer. Es war ihrer, wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt, Niemand mehr Herr. In ihrer Auflösung von französischen Cürassieren (der Brigade Travers von Milhaud's Reitercorps) angegriffen, litten sie nun ihrerseits schwere Verluste, bis sie durch einen Angriff der Brigade Vandeleur, der sich ein Theil der niederländischen Ghigny anschloß, befreit wurden.

Nur Durutte, der etwas später auf den Feind stieß, und den Rückzug antrat so wie er die Niederlage der anderen Divisionen gewahr wurde, konnte, wenn auch mit Verlust, doch ohne eine vollständige Niederlage erlitten zu haben, in seine frühere Stellung zurückkehren.

Inzwischen war auch der Angriff der anderen Brigade Quiot's auf den Pachthof La-Haye-Sainte blutig abgewiesen worden. Man that hier,

was unter dem Drang der Umstände so häufig geschieht, so schwer es auch jedesmal gebüßt wird: man stürmte mit Infanterie, anstatt die Gebäude mit schwerer Artillerie zu Trümmern zu schießen. Es war dabei auch zu Reiter-Gefechten gekommen, denn Wellington hatte ein hannöverisches Bataillon von der Höhe hinab dem Pachthof zu Hülfe gesendet und dieses war von einer anderen Cürassier-Brigade Milhaud's (Dubois) angegriffen und gesprengt worden — worauf dann die englischen Reitergarden wieder die französischen Cürassiere zurückgeworfen hatten.

D'Erlon suchte nun, nach diesen schweren Unfällen, seine gebrochenen Schaaren zu sammeln und zu ordnen, augenscheinlich aber war von ihnen für diesen Tag Großes nicht mehr zu erwarten. Sie hatten 5000 Mann verloren — nahezu ⅓ der Mannschaft — darunter 2000 Gefangene. Da von diesem Verlust nur 600 Mann auf Durutte's Bataillone kamen, läßt sich ermessen, in welchem Zustande die anderen drei Divisionen sein mußten. Die Bataillone können im Durchschnitt kaum noch 300 Mann in Reihe und Glied gehabt haben. — Der Kampf wurde auf diesem Theil der Linie in Form eines stehenden Artillerie- und Schützen-Gefechts fortgesetzt —: weiter vermochte d'Erlon nichts mehr. Nur zu seiner Linken ließ er — lange vergebens — die Angriffe auf La-Haye-Sainte fortsetzen. Zu seiner Rechten kämpfte Durutte um den Besitz von Papelotte, La-Haye und Smohain. Die Angriffe scheinen aber nicht mit dem Nachdruck geführt worden zu sein, den man von der schlagfertigsten der Divisionen des Heertheils erwarten durfte. Rücksicht auf die Preußen, die bei Chapelle St. Lambert erschienen waren, scheint Durutte vorsichtig gemacht zu haben.

Eine ähnliche Gestalt hatte das Gefecht links — westlich — der Heerstraße von Charleroi nach Brüssel angenommen. Reille verwendete und verbrauchte hier immer mehr Truppen, nach und nach die Divisionen Foy und Guilleminot, an 10,000 Mann Infanterie, in stets vergeblichen Angriffen auf Goumont. Was ihm sonst noch an Fußvolk blieb, die Division Bachelu, kaum 4000 Mann, reichte wohl nur eben hin seine Batterieen auf der Linie von Goumont bis gegen die Brüsseler Heerstraße hin zu decken. Weiter war damit nichts zu unternehmen.

Bei dieser blos hinhaltenden, die Kräfte des Feindes nur sehr langsam aufzehrenden Form des Gefechts, konnte es aber nicht sein Bewenden haben. Wenn man der Entscheidung näher kommen wollte, mußten wirkliche Angriffe auf die Stellung der Verbündeten ausgeführt werden —: und da zeigte es sich, welch' ein bedeutendes Gewicht schon die Nähe der Preußen, selbst ehe sie thatsächlich auf dem Schlachtfelde erschienen und in den Kampf eingriffen, zu Wellington's Gunsten in die Wagschale legte. Von dem Augenblick an, wo sie auf den Höhen von St. Lambert sichtbar wurden, verschafften sie dem Feldherrn Englands den Vortheil der überlegenen Zahl; denn nach Abzug dessen, was unbedingt zur Beobachtung der Preußen und für den zu erwartenden Kampf mit ihnen zurückbehalten

werden mußte, hatte Napoleon wenig über 50,000 Mann gegen Wellington zu verwenden. Besonders aber sah sich das französische Heer eines Theils derjenigen Waffe beraubt, deren man im Augenblick vorzugsweise bedurft hätte. Die Anhöhen, auf denen Wellington stand, konnten in dem Stadium der Schlacht, in welchem man sich zur Zeit befand, zweckmäßiger Weise nur durch Infanterie angegriffen werden. Aber deren hatte man nicht, wenn nicht Napoleon schon in den ersten Stunden der Schlacht, um vier Uhr Nachmittags, seine allerletzten Reserven, die Garden, aus der Hand geben wollte. Denn Lobau's Heertheil, der nun, nach dem ursprünglichen Entwurf zur Schlacht, das Gefecht hätte aufnehmen müssen, war gegen die Preußen entsendet.

Es blieb also nichts übrig, als die zahlreiche Reiterei in vorzeitigen Angriffen zu erschöpfen, die, wie die Sachen eben standen, noch keine sehr sichere Aussicht auf Erfolg gewährten. Sie wurden nicht auf den linken Flügel, sondern auf die Mitte des englisch-niederländischen Heers zwischen La-Haye-Sainte und Goumont gerichtet. Der Muth, mit welchem die Cürassiere Milhaud's und die leichten Garde-Reiter die Höhen hinan jagten und sich auf die Vierecke der englischen und deutschen Infanterie stürzten, wird von Freund und Feind gerühmt — doch wurde keines jener Vierecke gesprengt. Die französischen Reiter wichen dem ganz in der Nähe mit großer Ruhe abgegebenen Feuer aus, jagten um die Vierecke herum, wie das bei solchen verfehlten Angriffen sehr häufig vorkommt, versuchten gegen die Seiten derselben anzureiten, jagten durch die Zwischenräume auf die Bataillone des zweiten Treffens los, um auch vor denen umzukehren, — und wurden schließlich, wie ihre taktische Ordnung sich mehr und mehr auflöste, durch Gegen-Angriffe der englischen Reiterei zurückgeworfen.

Ney sagte sich wohl, daß auf diese Weise nicht ein entscheidender Schritt vorwärts zu gewinnen sei; er sendete seinen Adjutanten, den Obersten Heymès zu Napoleon und verlangte dringend Unterstützung durch Infanterie. Dieser Bote erhielt aber eine Antwort, die zwar in Napoleon's eigenthümlicher Weise cynisch, doch den ganzen Zustand sehr treffend bezeichnet: „de l'infanterie!“ rief Napoleon aus: „où voulez-vous que j'en prenne? voulez-vous que j'en fasse?“

Die Reiter-Angriffe stets zu wiederholen, war und blieb also das Einzige was geschehen konnte — und bald wurde Alles, was das französische Heer noch an Reiterschaaren im Rückhalt hatte, bis auf die letzte Schwadron, dazu verwendet. Auf Napoleon's eigenen Befehl mußten, ungefähr um fünf Uhr, auch Kellermann's Cürassiere und die schwere Reiterei der Garde den Schwadronen Milhaud's die Abhänge hinan folgen, und so lange der Athem der Pferde reichte, stets von Neuem gegen die Vierecke der Infanterie Wellington's anreiten. Die früheren Scenen wiederholten sich in derselben Weise — und mit verhältnißmäßig geringem

Erfolg, der wenigstens den gebrachten Opfern nicht entsprach. Den französischen Berichten zufolge wären mehrere Vierecke gesprengt, einige Bataillone niedergehauen worden: die Berichte der Engländer dagegen erwähnen nur zweier Bataillone, die nach einander in der Nähe von La-Haye-Sainte Reiter-Angriffen erlagen.

Der Prinz von Oranien bemerkte nämlich eine Abtheilung französischer Infanterie, die La-Haye-Sainte zu umgehen und im Rücken zu fassen suchte; er sendete ihnen zwei Bataillone der englisch-deutschen Legion (Brigade Ompteda) entgegen, die freilich die Umgehung verhinderten, von denen aber das Eine alsdann von französischen Cürassieren überritten wurde.

La-Haye-Sainte ging dennoch während dieser Reiter-Angriffe verloren — um welche Zeit ist genau nicht zu ermitteln — französische Tirailleurs wagten sich von dort aus bis auf den Kamm der Höhen vor; — sie wurden von dem letzten Bataillon der Brigade Ompteda zurückgetrieben — dieses vermochte dann aber selbst einem Reiter-Angriff nicht zu widerstehen.

Der Verlust von La-Haye-Sainte war nicht unwesentlich, und überhaupt wurde Wellington's Lage auf die Länge sehr mißlich. Sein Heer hatte große Verluste erlitten, in den wiederholten Reiter-Kämpfen, in den lange fortgesetzten Posten- und Schützen-Gefechten, namentlich aber durch das überlegene Feuer der feindlichen Artillerie, und am allermeisten in Folge der ungenügenden Disciplin jener neugebildeten Bataillone, die den größten Theil seiner Infanterie ausmachten. Sehr groß war nach allen Berichten die Zahl derer, die unter dem Vorwand, Verwundete zurück zu geleiten, oder unter dem Vorgeben, selbst verwundet zu sein, die Feuerlinie verließen und sich rückwärts zerstreuten. Die Bataillone wurden immer kleiner, die Zwischenräume größer. Ein hannöversches Husaren-Regiment war sogar in unrühmlicher Weise ganz vom Schlachtfelde verschwunden — es war, sein Oberst voran, davon geritten. Wellington war genöthigt, nicht nur Alles, was er an Infanterie im Rückhalt hatte, in die Gefechtslinie einrücken zu lassen, um die Lücken einigermaßen auszufüllen, sondern auch die Stirnseite seiner Aufstellung zu verkürzen, indem er Truppen von den Flügeln nach der Mitte zog. Auch Chassé war von Braine-l'Alleud herangezogen worden.

Doch war nun auch der Augenblick gekommen, wo das preußische Heer mit steigendem — zuletzt mit vernichtendem Nachdruck in den Gang der Schlacht eingreifen sollte. Er trat freilich später ein, als man gehofft hatte. Mancherlei hatte den Gang der Ereignisse verzögert. Namentlich scheint man bei den besonderen Anordnungen zu dem Marsch des preußischen Heers die Schwierigkeiten nicht gehörig beachtet zu haben, die in dem Zustand der an sich schlechten und nun vollends ganz vom Regen durchweichten Wege zwischen Wawre und dem Schlachtfelde lagen; man

gab sich nicht Rechenschaft davon, wie langsam der Marsch durch Hohlwege und Engpässe dieses Geländes gehen würde. Der entscheidende Angriff auf Napoleon's Flanke sollte natürlich mit so vieler Energie als irgend möglich ausgeführt werden. Deshalb wollte man den zahlreichsten und am wenigsten ermüdeten Heertheil unter Bülow an der Spitze des Zuges haben: aber er stand am weitesten jenseits der Dyle bei Dion-le-Mont. Pirch I, dessen Heertheil bei Ligny nicht am meisten gelitten hatte, sollte sich ihm anschließen: er stand unmittelbar vor Wawre und mußte Bülow's Zug vorbeilassen, ehe er aufbrechen konnte. Zieten, der südlich von Wawre bei Bierges stand und nach Ohain marschiren sollte, und Thielmann, der die Nacht bei La-Bavette nördlich von Wawre zugebracht hatte und angewiesen war, nach Coulture St. Germain vorzurücken: Beide waren in demselben Fall. Man hatte sich eben gedacht, die Haupt-Colonne unter Bülow und Pirch, bei der sich Blücher mit seinem Stabe befand, werde schneller vorwärts und vorbeikommen. Auffallend aber ist es, daß man nicht daran dachte, die Disposition in nahe liegender Weise zu ändern, nachdem man inne geworden war, mit welchen örtlichen Schwierigkeiten man zu kämpfen habe; daß man nicht Zieten nach Coulture marschiren ließ und Thielmann nach Ohain, dann brauchten beide die Hauptcolonne nicht zu kreuzen. So viel sich ermitteln läßt, soll es einen doppelten Grund gehabt haben, daß man dem Letzteren den wichtigeren Auftrag, die Bestimmung, dem Hauptangriff die Seite zu decken, gegeben hatte, und daß man es dabei ließ. Zuerst den, daß seine Schaaren in den früheren Kämpfen weniger gelitten hatten, als Zieten's Bataillone; und dann den zweiten, daß man in Blücher's Hauptquartier dem General Thielmann selbst — mit Recht oder Unrecht — mehr zutraute, als dem General Zieten, und ihn geeigneter hielt, einen selbstständigen Befehl zu führen.

Bülow's Marsch wurde auch noch durch Gepäckzüge aufgehalten, auf die man in Wawre stieß, und durch die Unordnung, die eine Feuersbrunst im Ort veranlaßte. Doch erreichte sein Vortrab unter General Losthin (9 Bat. 6 Schwadronen, 16 Geschütze) Chapelle-St.-Lambert um neun Uhr und zwischen Mittag und ein Uhr waren Fußvolk und Reiterei so ziemlich an diesem Sammelplatz vereinigt; zwei Bataillone und vier Schwadronen waren vorgesendet, den Engpaß von Lasne zu hüten: aber die gesammte Artillerie war noch zurück und zerrte sich mühsam durch die grundlosen Hohlwege.

In Blücher's Umgebung scheint man nun erwogen zu haben, daß Thielmann zu spät bei Coulture und Maransart eintreffen könnte, um die linke Flanke des Hauptangriffs zu decken, und es erging nun der Befehl, daß Gen. Brause mit seiner Brigade von Pirch's Heertheil (8 Bat. 4 Schwadronen) links ausbiegen und nach Maransart marschiren solle.

Wellington sendete, so wie die Verbindung durch Streifwachen her-

gestellt war, wiederholt Boten mit der immer dringenderen Aufforderung zu schleunigem Vorrücken; seine Offiziere konnten aber zunächst keine andere Antwort erhalten, als die, daß man ohne Artillerie unmöglich angreifen könne. Das mußte um so weniger thunlich geachtet werden, da man vom Feinde bessere Maßregeln erwartete, als er in der That getroffen hatte. Schon daß man den Engpaß von Lasne ganz unbesetzt, unbewacht sogar gefunden hatte, mußte für eine Gunst des Glücks gelten: den Berichten der vorgesendeten Streifwachen, daß auch das Bois de Paris genannte Gehölz am Saum des Schlachtfeldes vom Feinde nicht besetzt sei, wollten weder Blücher noch Gneisenau, noch Grolmann Glauben beimessen. Zwei zuverlässige Offiziere, Blücher's Adjutant, Graf Nostitz, und Oberst v. Pfuel, vom Generalstab, wurden vorgesendet, um den Stand der Dinge zu ermitteln. Sie fanden wirklich das Wäldchen unbesetzt und gelangten jenseits desselben — wo sie vom Pferde stiegen, um weniger bemerkt zu werden — auf eine Anhöhe, von der sie die ganze Schlacht übersahen wie auf einem Plan. Oberst Pfuel blieb zur Stelle, um die Schlacht zu skizziren, wie sie zur Zeit stand — Graf Nostitz eilte mit der wichtigen Meldung zurück. Da Gneisenau ihn um seine Meinung fragte in Beziehung darauf, was der Feind in Folge des bevorstehenden Angriffs wohl thun werde, äußerte Nostitz: „Er wird die Engländer nur noch im Schach zu halten suchen und sich mit aller Macht auf uns werfen, um uns in die Defileen zurückzuwerfen, damit ihm der Rückzug unter allen Bedingungen gesichert bleibt." — „Da kennen Sie Napoleon nicht," erwiderte Gneisenau: „er wird gerade umgekehrt uns nur im Schach zu halten suchen und Alles aufbieten, um die Engländer zu schlagen, ehe wir vollständig heran sein können."

Die nach Lasne vorgesendeten Bataillone mußten sofort das Gehölz besetzen, und da endlich um drei Uhr die Spitze des Geschützzuges Bülow's Truppen erreicht hatte, ging nun sofort Alles über den Lasne-Bach vor, um sich verdeckt hinter dem Bois de Paris aufzustellen.

Bald nach vier Uhr konnte Blücher, der die wiederholten Angriffe der französischen Reiterei auf die Engländer sah, nicht länger an sich halten und befahl den Angriff, um Wellington's Heer „Luft zu machen", obgleich nur wenig Geschütz zur Stelle und die Mehrzahl der preußischen Truppen noch in den schwierigen Engpässen zurück war. Um halb Fünf — also noch ehe Kellermann's Reiter den Kamm der Höhen bei La-Haye-Sainte erstiegen hatten — fiel auf dieser Seite der erste Schuß: man feuerte absichtlich so bald als irgend möglich, schon aus sehr bedeutender Entfernung auf die Reiterei Domon's und Subervic's — und zwar des moralischen Eindrucks wegen, den der Widerhall dieses Feuers, der Beginn des Gefechtes hier in der rechten Seite und im Rücken der französischen Linie zwischen Goumont und Papelotte auf Freund und Feind machen mußte.

Aber schon in dem Augenblick, wo Blücher den Befehl zum Angriff gab, erschallte Kanonendonner auch im Rücken des preußischen Heers — und später traf dann die Meldung Thielmann's ein, daß er bei Wawre von überlegenen Streitkräften angegriffen sei. Das kam vollkommen unerwartet und überraschend. Denn auf einen Feind, der möglicher Weise von Mont-St.-Guibert und Seroulx her zu einem Angriff auf die linke Seite der preußischen Colonnen heranrückte, hatte man sich gefaßt gemacht. Dorthin war das Gelände von Streifwachen durchspäht, in der Richtung, bei Coulture, hatte man den nöthigen Widerstand vorbereitet: daß aber ein zahlreicher feindlicher Heertheil von Gembloux auf Wawre heranrücken könnte —: das lag außer aller Berechnung; an diese Möglichkeit hatte Niemand gedacht. Allerdings offenbarte sich darin, daß Napoleon's Streitkräfte getheilt seien. Wenn man aber erwägt, daß der größte Theil der preußischen Armee und fast die gesammte Artillerie noch in dem schwierigsten Gelände auf dem Marsch war, — daß die Schlacht für Wellington nach seinen eigenen Mittheilungen sehr mißlich stand, — und daß der Verlust von Wawre den Rückzug der Preußen, wenn er nothwendig wurde, auf das Aeußerste gefährdete — so wird man gestehen, daß hier Manches zusammentraf, was über die Gunst der Umstände täuschen, minder entschlossene Führer bedenklich, schwankend machen und sie zu Maßregeln der Halbheit verleiten konnte. Aber Blücher und Gneisenau wurden nicht einen Augenblick irre; sie behielten fest im Auge, daß die Entscheidung vor ihnen lag, nicht in ihrem Rücken, und daß selbst ein unglückliches Gefecht Thielmann's wenig zu bedeuten hatte, wenn inzwischen Napoleon's Hauptmacht auf das Haupt geschlagen wurde. Sie sendeten keine Verstärkungen rückwärts. Thielmann erhielt nur die Weisung, sich zu vertheidigen, so gut er könne.

Inzwischen war auch die preußische Infanterie mit Lobau's Heertheil in das Gefecht gekommen und in dem Maß, wie Bülow nach und nach seine Ueberlegenheit geltend machen, mehr Batterieen in das Feuer bringen konnte, gestaltete es sich natürlich ungünstiger für die Franzosen. Um sechs Uhr war Lobau bis Plancenoit zurückgedrängt und stand mit dem rechten Flügel an dies Dorf gelehnt, nur ein Paar hundert Schritte vor der Heerstraße von Brüssel nach Charleroi — dem Rückzugswege des französischen Heers. Schon erreichten preußische Kugeln diese Straße und Napoleon's Garden.

Napoleon sah sich genöthigt, ein Drittheil seines letzten Rückhalts, seiner Garden (8 Bat. Division Duhesme), mit 24 Geschützen nach Plancenoit zu entsenden, um dieses Dorf zu halten. Es wurde aber nach einem heftigen Kampf durch 10 Bataillone der Brigaden Hiller und Ryssel erobert. — Napoleon entsendete einen weiteren Theil seiner Garden (3 Bat. unter Morand mit 16 Geschützen) eben dorthin, und mit deren Hülfe gelang es, das Dorf wieder zu nehmen. — Die Preußen

wichen einige hundert Schritte weit zurück, sich neu zu ordnen. Der Heertheil Bülow's hatte im Lauf des Gefechts eine verhältnißmäßig weitläuftige Stellung eingenommen. Denn auf seinem rechten Flügel hatte Blücher, um die Verbindung mit Wellington's Heer zu sichern, das Schloß von Frichermont unweit Smohain durch ein Paar Bataillone besetzen lassen, die dort mit Truppen Durutte's ins Gefecht kamen —: auf der anderen Seite ging das Streben dahin, den rechten Flügel Napoleon's so weit als irgend möglich zu umfassen. Diese Ausdehnung mag Schuld gewesen sein, daß für den Augenblick die Mittel fehlten, sich in dem Dorf zu behaupten oder sogleich zu einem neuen Angriff umzukehren.

Ney's Reiterei war zu dieser Zeit — 6 Uhr — vollständig von den Höhen zurückgeworfen und ziemlich außer Stande, noch etwas weiter zu unternehmen, denn sie hatte ein Drittheil ihrer Mannschaft, eine noch größere Anzahl Pferde und die Mehrzahl ihrer höheren Führer verloren; die Pferde waren erschöpft. Das Schützen- und Artillerie-Feuer dauerte indessen auf der ganzen Linie fort, und da Ney keine andere Infanterie bekommen konnte, führte er, wie schon unter dem Schutz der Reiter-Angriffe geschehen war, was sich von den Bataillonen d'Erlon's und Reille's irgend noch vorwärts bringen ließ, zu geschlossenen Angriffen auf die Höhen, auf die Stellung Wellington's vor; so zerstückelt diese Angriffe auch gewesen sein, — so wenig Nachdruck sie auch gehabt haben mögen, ward es doch dem ebenfalls gar sehr erschöpften Heer Wellington's schwer, sie zurückzuweisen.

Da beschloß Napoleon, von den dreizehn Garde-Bataillonen, die ihm noch blieben, nur 3 bei dem Meierhof Le-Chantelet und vor Maison-du-Roi zurückzulassen, um den dortigen Engpaß zu hüten, zehne aber zu einem letzten, entscheidenden Angriff auf die Stellung Wellington's zu verwenden —: ein Beginnen, das man wohl ein verwegenes nennen muß, da es selbst im besten möglichen Fall nur zu vergrößertem Unheil führen konnte. Die Schlacht war bereits unwiderbringlich verloren, da die Kräfte ein für allemal nicht ausreichten, nach den Engländern auch noch die Preußen zu besiegen, deren Angriff die gefährlichste Richtung hatte. Der Kampf mit Wellington's Heer war jetzt zur Nebensache geworden, die Entscheidung — und zwar eine so gewichtige, wie sie nur selten möglich wird — lag in der Hand der Preußen. Ein Erfolg gegen Wellington hätte daran in Wahrheit gar nichts mehr geändert, und um so weniger, da das immer mächtigere Herandrängen der Preußen ganz gewiß nicht mehr die Zeit ließ, ihn zu einem nachhaltigen zu machen; je mehr Truppen Napoleon von dem Punkt ab, wo jetzt die Entscheidung lag, nach jener Richtung hin verwendete — und wenn es anscheinend mit Erfolg gewesen wäre — desto sicherer ging die Rückzugsstraße in ihrem Rücken verloren, desto gewisser wurden sie selbst schließlich mit in die vollständigste Niederlage verwickelt.

Zweckmäßiger Weise konnte Napoleon, was ihm an Streitkräften noch blieb, nur gegen Bülow verwenden, um sich den Weg nach Charleroi und die Möglichkeit eines wenigstens theilweise geordneten Rückzugs offen zu erhalten. Da sein letzter Angriff anstatt dessen das Unmögliche auf dem verhängnißvollsten Wege erstrebte, konnte er, wie wir die Gesammtlage jetzt übersehen, für die That einer nicht mehr zurechnungsfähigen, verzweifelnden Wuth gehalten werden — und als solche hat ihn auch namentlich Clausewitz aufgefaßt. Das war er aber dennoch nicht; es lag vielmehr dabei wohl eine Berechnung zum Grunde, die sich aber freilich trügerisch erweisen mußte; da sie theils auf einer Täuschung, theils auf verwegenen Voraussetzungen beruhte. Ein Wort Napoleon's scheint diesmal den Schlüssel zu dem eigenthümlichen Räthsel zu geben. Napoleon sagt nämlich in seinen Memoiren, nachdem Bülow Plancenoit wieder verloren hatte, sei dessen Angriff erschöpft gewesen. Nun war allerdings schon um drei Uhr ein von Grouchy abgesendeter Offizier mit der Meldung eingetroffen, daß Blücher nicht über die Maas zurückgegangen sei, daß Bülow nicht mit seinem Heertheil allein, sondern die gesammte preußische Armee den Tag zuvor vereinigt bei Wawre gestanden habe —: aber man hatte seitdem auch auf Seiten der Franzosen den Kanonendonner des Gefechts bei Wawre wahrgenommen und man konnte — sofern man die günstigsten Voraussetzungen auch für die wahrscheinlichsten hielt — allenfalls annehmen, daß der Ueberrest des preußischen Heers, der Theil, der bei Ligny gefochten hatte, durch Grouchy's Angriff dort bei Wawre festgehalten werde. War dem so, war Bülow's Angriff zurückgeschlagen und erschöpft, hatte Wellington eine weitere Unterstützung durch die Preußen nicht zu erwarten, dann durfte man allerdings den Angriff auf die Stellung der englisch-verbündeten Armee noch immer für die Hauptsache und den Sieg für möglich halten.

Um so mehr, da ein unmittelbarer Erfolg des Angriffs, den Napoleon im Begriff stand zu unternehmen, an sich keineswegs für unmöglich gelten durfte. Wir brauchen, um uns davon zu überzeugen, nur einen Blick auf das Bild zu werfen, das der hauptsächlichste Zeuge von englischer Seite, — der Oberst Siborne — von dem Zustand der englischen Armee in dem Augenblick entwirft: „die Infanterie", sagt dieser Schriftsteller, „die Reiterei, die Artillerie, hatten furchtbare Verluste erlitten. Manche Bataillone waren auf eine Handvoll Leute zusammengeschmolzen und wurden nur noch von Hauptleuten oder von Subaltern-Offizieren geführt. Die englischen und deutschen Reiterbrigaden waren, mit Ausnahme der Brigaden Vivian und Vandeleur auf dem linken Flügel, auf weniger als die Zahlen eines gewöhnlichen Regiments zusammengeschmolzen; die Brigaden Sommerset und Ponsonby zusammen bildeten nicht mehr zwei Schwadronen." — Ebenso hatte die Brigade Ompteda nur noch zwei Compagnien in vollkommen gefechtsmäßigem Zustande und

die hannöversche Brigade Kielmansegge, ursprünglich 6 Bataillone, war auf zwei schwache Massen herabgekommen, die nur uneigentlich Bataillons-Massen genannt werden konnten.

Alle Berichte stimmen darin überein, daß Wellington in dem Augenblick überhaupt nicht viel über 30,000 Mann — nach der höchsten Schätzung 34,000 Mann in Reihe und Glied hatte und daß mehr als die Hälfte seiner Artillerie außer Thätigkeit gesetzt war, weil die Bedienungsmannschaft fehlte.

Der Herzog von Wellington hatte, wie wir wissen, schon mehrere Stunden früher die Bitte um schleunige Hülfe mehrfach dringend wiederholt, und obgleich inzwischen Bülow's Angriff den größeren Theil aller noch übrigen Streitkräfte Napoleon's auf sich gezogen hatte, fühlte er sich auch jetzt wieder hart bedrängt. Der Zustand der eigenen Armee machte ihm Sorgen und er sah mit großer Spannung der preußischen Hülfe entgegen, die ihn unmittelbar in seiner Stellung verstärken sollte, die er ausdrücklich verlangt hatte und die er nicht mehr lange glaubte entbehren zu können. Auch die Berichte solcher Zeugen, wie des österreichischen Generals Vincent und des spanischen Generals Alava, die der Schlacht in Wellington's Stab beiwohnten, bestätigen, daß der Feldherr Englands den Augenblick für „très-critique" hielt. (Le duc, qui sentit que le moment était très-critique, schreibt Alava) — und als der Oberst Reiche, Chef des Stabes bei Zieten, dem Heertheil voraneilend, auf das Schlachtfeld gelangte, um sich von der Lage der Dinge zu überzeugen, kam ihm der preußische General Müffling klagend entgegen: der Herzog erwarte die Ankunft der Preußen mit Sehnsucht und habe wiederholt geäußert, daß es der letzte Moment sei und daß er sich genöthigt sehen würde, seinen Rückzug anzutreten, wenn die Preußen nicht bald kämen.*) — Die Haltung, in der Wellington dennoch dem Angriff begegnete, verdient um so mehr die höchste Anerkennung.

Die Einzelnheiten des Kampfes, den dieser letzte Angriff herbeiführte, sind nicht ganz leicht und mit Sicherheit zu ordnen. Auf beiden Seiten herrschte einige Verwirrung. Auf Seiten der Franzosen wurde, außer den Garden, auch Alles, was von den Heertheilen d'Erlon's und Reille's irgend noch neuer Anstrengungen fähig war, an verschiedenen Punkten gegen Wellington's Stellung verwendet. Daß die Verbündeten nicht mit Bestimmtheit wissen konnten, mit welchem Feinde es jede ihrer Schaaren insbesondere zu thun hatte, liegt in der Natur der Sache — und was die Franzosen betrifft, so mag wohl die furchtbare Unordnung, in die unmittelbar darauf das ganze Heer vollkommen aufgelöst zurückstürzte, es schon sehr schwierig, ja beinahe unmöglich gemacht haben, die Einzelnheiten des Hergangs zu ermitteln, und die politische Umwälzung, die bald

*) Reiche, Memoiren II, 211.

darauf erfolgte, hatte dann zur Folge, daß eine eigentliche Untersuchung nicht angestellt, das Material dazu gar nicht vollständig gesammelt werden konnte. Die herrschende Unsicherheit ist hauptsächlich dadurch entstanden, daß in den französischen Berichten nur von der Garde die Rede ist, nicht von den Linientruppen, die gleichzeitig angriffen. Da hat sich die Vorstellung gebildet, daß die französische Garde zwei örtlich und in der Zeit um etwas verschiedene Angriffe ausgeführt habe. Aus dem Briefe Ney's an Fouché, der wenige Tage nach den Ereignissen geschrieben ist, geht aber sehr bestimmt hervor, daß die Garde nur zu Einem Angriff vorgegangen ist und daß die letzten vier Bataillone dieser auserwählten Truppe, mit denen Napoleon selbst am Fuß der Höhen bei La-Haye-Sainte halten blieb, gar nicht mehr zum Angriff gekommen sind; — wir müssen diesem gewichtigen Zeugniß wohl um so mehr folgen, da ein höherer Offizier der Garde die Ereignisse dem Obersten Charras in derselben Weise geschildert hat.

Um den Muth der zum Theil sehr ermüdeten Mannschaft zu steigern, ließ Napoleon durch seine Adjutanten überall auf der ganzen Linie die Nachricht verbreiten, Grouchy sei auf dem Schlachtfelde eingetroffen. Seltsames Mittel, zu dem er griff! er hoffte also, den Sieg zu erringen, ehe die Täuschung offenbar werden konnte.

Der letzte Angriff, den Napoleon in seinem thatenreichen Leben führen sollte, bewegte sich auf dem Raum zwischen La-Haye-Sainte und Goumont und erfolgte in drei Colonnen, deren erste zunächst an La-Haye-Sainte den Kamm der Höhen leicht und ohne Verlust erstieg; Wellington's Artillerie schwieg auf dieser ganzen Strecke, ihre Geschütze waren zum Theil demontirt und es fehlte die Bedienungsmannschaft. Zwei Bataillone Nassauer, auf die der Angriff der Franzosen traf, wichen, als der Prinz von Oranien an ihrer Spitze verwundet gefallen war; fünf sehr schwache Bataillone Braunschweiger, eben erst herbeigezogen, kamen nicht zum Deployiren und wurden zusammt den geringen Resten der Brigaden Ompteda und Kielmansegge rückwärts getrieben. Erst der persönliche Zuruf Wellington's brachte zunächst die Braunschweiger zum Stehen und es entspann sich nun zwischen diesen und dem Feinde ein Feuergefecht, das sich eine Zeit lang nicht von der Stelle bewegte.

Die älteren französischen Berichte wissen nichts von diesen Ereignissen; Charras hat aus Siborne entnommen, was hier geschah und sieht darin einen ersten Erfolg des Angriffs der französischen Garden. Das ist aber ganz unbedingt ein Irrthum, denn die genannten Truppen der Verbündeten standen keineswegs als ein erstes Treffen vor den Brigaden Maitland und Sir Collin Halkett, auf welche die französischen Garden wirklich trafen, sondern links neben und in gleicher Höhe mit ihnen. Auch wurden die Braunschweiger im Gefecht keineswegs durch andere Truppen abgelöst, wie nach Charras' Darstellung geschehen sein müßte.

Es kann also kein Zweifel bleiben, daß es Truppen d'Erlon's waren, die diesen Angriff ausführten. Die französischen Berichte, die vorzugsweise die Division Marcognet nennen, erwähnen nur ganz im Allgemeinen, daß sie oberhalb La-Haye-Sainte im Gefecht gewesen sei, ohne zu sagen, mit wem und mit welchem Erfolg. — Die Nachhaltigkeit dieses Angriffs ist vielleicht dadurch zu erklären, daß er durch 4 Bataillone von der am wenigsten ermüdeten und zerrütteten Division, von der Durutte's, verstärkt war, die d'Erlon zur Mitte herangezogen hatte.

Weiter links — westlich — ungefähr in der Mitte des Raums zwischen La-Haye-Sainte und Goumont führte Ney selbst die sechs Bataillone der alten Garde durch das Feuer einer Anzahl Geschütze von verschiedenen Batterieen den Abhang hinan; oben angelangt, erhielten sie noch einmal Kartätschenfeuer aus einer Entfernung von kaum sechzig Schritt, und unerwartet erhob sich in großer Nähe ein gar tüchtiger Feind vor ihnen. General Maitland hatte den Mannschaften seiner Bataillone — der englischen Garden — befohlen, sich auf den Boden zu lagern, um dem feindlichen Geschützfeuer weniger ausgesetzt zu sein; jetzt erhoben sie sich auf die einfachen Worte Wellington's: „Auf Garden, und zielt gut!" und ihr wirklich gut gezieltes Feuer streckte die ersten Glieder der Franzosen nieder. Das Gefecht nahm eine für die Bataillone Ney's sehr unglückliche Wendung, in den Einzelnheiten aber weichen die Berichte von einander ab. Die Franzosen erzählen, die Garde-Bataillone hätten sich unglücklicher Weise entfaltet und dadurch das Feuer zweier französischen Batterieen maskirt —: die Engländer, ihr wirksames Feuer habe es zu der versuchten Entfaltung der französischen Bataillone gar nicht kommen lassen. Auf der einen Seite wird berichtet, Napoleon's Garden seien nach längerem Feuergefecht von Maitland in der Fronte, von einer niederländischen Brigade Chassé's in der Seite mit dem Bayonet angegriffen, in Ordnung, fechtend und langsam den Abhang hinab zurückgegangen; die Engländer erwähnen Chassé's gar nicht — der unmittelbar hinter den englischen Garden stand — und behaupten, ein Bayonet-Angriff der beiden Bataillone Maitland's und der Brigade Sir Collin Halkett's habe ihre Gegner in vollkommener Auflösung fliehend den Abhang hinunter gejagt.

Thatsache ist, daß die sechs französischen Garde-Bataillone trotz aller Anstrengungen Ney's mit großer Tapferkeit zurückgeschlagen wurden, daß ihre taktische Gliederung, schon in Folge der schweren Verluste, die sie erlitten, gelockert sein mußte und daß sie unaufhaltsam bis in die Gegend von La-belle-Alliance zurückwichen und im Gefecht nicht weiter zum Vorschein kamen.

Maitland's Bataillone, die Anfangs dem Feinde den Abhang hinab folgten, wichen in einiger Unordnung wieder auf den Kamm zurück, als sie in ihrer Rechten die dritte französische Angriffs-Colonne gewahrten, die zuerst in

der Nähe von Goumont die Höhen zu ersteigen suchte, nunmehr aber sich gegen sie zu wenden schien. Siborne sieht in dieser dritten französischen Angriffs-Colonne eine zweite Abtheilung der Garden Napoleon's und mehrere Schriftsteller sind seiner Darstellung gefolgt. Bei näherer Untersuchung aber ergiebt sich, daß es Truppen Reille's gewesen sein müssen, die sie bildeten. So erzählen alle französischen Berichte ohne Ausnahme und was wohl entscheidend ist: es blieben nachweisbar gar keine Abtheilungen der Garde übrig, aus denen sie bestanden haben könnte, da von den 10 Garde-Bataillonen, die hier zur Verwendung kamen, sechse Ney's Angriff bildeten und viere bei La-Haye-Sainte zurückblieben.

Dieser dritte Angriff schien auf die äußerste der drei Brigaden Clinton's (Adam, du Plat, Bincke) gerichtet, die jetzt von Maitland's Bataillonen an die Rechte der Stellung Wellington's bildeten, am Fuß des Abhanges aber wendete er sich, wie gesagt, zu seiner eigenen Rechten gegen den vorrückenden Maitland, den er indessen nicht erreichte, denn von der Brigade Adam, die von den Höhen herabkam, namentlich von dem 52. englischen Regiment in der Seite angegriffen, wurde auch diese Colonne in Unordnung gegen La-belle-Alliance zurückgeworfen.

Die Reiter-Brigaden Vivian und Vandeleur, die Wellington von seinem linken Flügel herbeigerufen hatte, jagten nun zwischen den französischen Garden und Reille, vereinigt mit den englischen Garde-Reitern und vier deutschen Schwadronen unter Dörenberg, in die Ebene hinab und hieben auf die Fliehenden ein; Napoleon sendete ihnen die vier Garde-Schwadronen entgegen, die seine persönliche Bedeckung bildeten, aber diese wurden geworfen. Die beiden englischen Brigaden wurden auch sonst noch in wirre Reiterkämpfe verwickelt, mit Allem, was von der französischen Reiterei noch seine Pferde vorwärts zu spornen vermochte und sich in Bereitschaft gesetzt hatte, den letzten Angriff zu unterstützen. Angriffe der englischen Reiterei auf die vier Garde-Bataillone, die noch bei La-Haye-Sainte geordnet standen, wurden zwar zurückgewiesen, aber mehrere Bataillone Reille's überritten und die Verwirrung gesteigert unter den Franzosen, die nun auch das früher gewonnene Gehölz bei Goumont verließen.

Wiederholt konnte aber dieser mißglückte Angriff von Seiten der Franzosen nicht werden, wie Napoleon beabsichtigt haben will, obgleich noch vier Bataillone seiner alten Garden zur Verfügung standen. Denn schon etwas früher, als die Schaaren unter Ney noch auf dem Kamm der Höhen in unentschiedenem Gefecht standen, war auf dem äußersten rechten Flügel des französischen Heers erfolgt, was lange erwartet, unwiderstehlich die letzte Entscheidung brachte: die Spitze von Zieten's Heertheil, die Brigade Steinmetz (9½ Bat. 4 Schwadronen und 2 Batterien) erschien, über Ohain herankommend, auf Wellington's linkem Flügel und faßte Alles, was von französischen Truppen um den Besitz der Höhen

kämpfte, in der rechten Seite. Die Reiterei, bald durch nachrückende Schwadronen vermehrt, schloß sich unmittelbar der Stellung Wellington's an, von der Infanterie gingen 4½ Bataillone, die an der Spitze waren, sofort (um 7½ Uhr) zum Angriff in der entscheidenden Richtung vor — und die allgemeine Erschöpfung — mehr noch die moralische als die physische — war auf den Grad gediehen, daß diese mäßige Schaar, die zur Zeit wohl kaum mehr als 2000 Mann zählte, hinreichte, den Ausschlag zu geben.

Es war Durutte gelungen, Papelotte zu erobern, und noch vor den Augen der Preußen nahm er auch La-Haye (Reiche sagt Smohain). Die Nassauer, die das Gehöft unter dem Prinzen Bernhard von Weimar lange vertheidigt hatten, kamen der Brigade Steinmetz aufgelöst entgegen und man schoß auf sie, weil man sie nach ihrer im Geist des Rheinbunds beliebten Kleidung für Franzosen hielt. Als das Mißverständniß beseitigt war, gingen die Preußen auf La-Haye und Papelotte vor, aber die Truppen Durutte's verließen die Gehöfte auf ihr bloßes Heranrücken, ohne Gefecht. Zwei preußische Batterieen, die der Oberst Reiche auf einer nahen Anhöhe vortheilhaft aufstellte, eröffneten ihr Feuer nach zwei Seiten hin mit großer Wirkung —: in die rechte Seite der Truppen, die unter Ney und d'Erlon bei La-Haye-Sainte fochten, in die linke derer, die unter Lobau um Plancenoit kämpften. Wahrscheinlich wirkte es mehr noch durch den moralischen Eindruck, den es machte, als durch den wirklichen Schaden, den es anrichtete. Man sah von diesen Batterieen aus, wie die französischen Truppen, die noch gegen die Engländer im Gefecht standen, zu schwanken begannen und sich bald in vollkommener Auflösung zu wilder Flucht wendeten. Die Braunschweiger sahen zu ihrer Verwunderung den Feind, der eben noch ein unentschiedenes Gefecht mit ihnen fortsetzte, den Abhang hinab verschwinden.

Die französischen Quellen messen den schnellen Erfolg des preußischen Angriffs zumeist der Ueberraschung, dem Unerwarteten der Erscheinung bei —: jedenfalls zeigte sich, daß das Selbstvertrauen der französischen Krieger mit einem Schlage vollständig gebrochen war. Auch Napoleon verlor nun endlich jede Hoffnung, als er diesen neuen, auch ihm unerwarteten Einbruch der Preußen auf das Schlachtfeld gewahrte, und rief unwillkürlich aus: „c'est fini!“ — So berichtet sein Führer an diesem Tage, ein Landmann aus der Gegend.

Zunächst hatten die wenigen Bataillone Zieten's hinter La-Haye und Papelotte ein zwar ziemlich lebhaftes, aber kurzes Feuergefecht, wahrscheinlich gegen Durutte's Truppen zu bestehen, in dem sie gegen dreihundert Mann verloren; nachdem aber dieser erste Widerstand überwunden war, brach, wie sie weiter in der Richtung auf La-belle-Alliance vordrangen, Alles vor ihnen zusammen, ohne eine Gegenwehr auch nur ernstlich zu versuchen.

Vergebens suchten die vier letzten Bataillone der französischen Garde am Fuß der Höhen, jetzt mit dem linken Flügel an La=Haye=Sainte gelehnt, gegen die Preußen gewendet und in Vierecke geordnet — nicht sowohl den Strom der Fliehenden zu hemmen, als die eigene Ordnung zu bewahren. Sie wurden bald rückwärts mit fortgezogen in die Gegend westwärts von La=belle=Alliance. Die Lage des französischen Heers wurde dann vollends zu einer verzweifelten, da sich zur selben Zeit erwies, daß nicht Bülow's Angriff, wie Napoleon glaubte, sondern die Vertheidigung ihm gegenüber erschöpft war: Bülow hatte Plancenoit wieder erobert und entschieden behauptet. Wer hätte ihm den Besitz noch einmal streitig machen können? — Die sämmtlichen Schaaren unter Lobau, Duhesme, Morand hatten die vollständigste Niederlage erlitten und flohen in der größten Verwirrung. Ueberhaupt konnte von einem Rückzug des geschlagenen französischen Heers nicht mehr die Rede sein; es war die allgemeinste wildeste Flucht.

Da befahl der Herzog von Wellington, daß die ganze Linie des Heers unter seinen Befehlen die so lange mannhaft vertheidigten Höhen hinab zum allgemeinen Angriff vorgehen solle: und das ist vielleicht der Zug in seinem festen und klugen, wohlberechneten Benehmen an diesem Tage, der am meisten unsere Bewunderung verdient.

Dieser Angriff, wenn man ihn so nennen will, war augenscheinlich vollkommen überflüssig; englische Generale in Wellington's Nähe wollten ihn sogar bedenklich finden und machten Einwendungen, indem sie auf den Zustand der eigenen Armee verwiesen. Aber der Herzog ließ sich nicht abhalten. Er „übersah", wie Müffling berichtet: „mit seinem Kennerblick, daß die französische Armee nicht mehr gefährlich war, er wußte zwar eben so gut, daß er mit seiner so zusammengeschmolzenen Infanterie nichts Bedeutendes mehr ausrichten konnte, aber wenn er stehen blieb und der preußischen Armee allein die Verfolgung überließ, ohne die Aufstellung zu verlassen, in welcher er die Angriffe der Gegner abgeschlagen hatte, so hätte die Schlacht vor ganz Europa das Ansehen gehabt, als ob die englische Armee sich zwar tapfer vertheidigt, aber die preußische Armee sie" — nämlich die Schlacht — „allein entschieden und gewonnen hätte."

Mit anderen Worten, der Herzog besorgte, der wirkliche Sachverhalt könnte vor ganz Europa zu Tage kommen, und das durfte nicht sein. Da die Regierung Englands entschlossen war, den Frieden mehr oder weniger gegen den Willen der übrigen Verbündeten, zumeist Preußens, ihren Ansichten gemäß zu ordnen — mußte sie das moralische Gewicht, das der Sieg bei Waterloo auch den Verbündeten gegenüber gewährte, um jeden Preis für sich zur Geltung zu bringen suchen; den Preußen durfte dieser Gewinn am wenigsten zu Theil werden. Darin urtheilte der Herzog von Wellington vollkommen richtig und wir bewundern die

Geistesgegenwart des Mannes, der am Abend eines Tages, wie dieser war, im Drang der Schlacht, selbst die entferntesten Folgen dessen, was der Augenblick brachte, im Auge behielt und mit feinster Berechnung im Voraus zu seinem Vortheil zu beugen wußte.

Unmittelbar vor dem „allgemeinen Angriff" hatte die Brigade Adam die verlassenen Gebäude von La-Haye-Sainte in Besitz genommen und einige Kugeln mit den weichenden französischen Garden gewechselt. Ehe er aber die Bewegung vorwärts antreten konnte, mußte Wellington seinen Adjutanten, den Obersten Freemantle, zu den beiden preußischen Batterieen senden, die der Obrist Reiche aufgestellt hatte, und sie ersuchen lassen, ihr Feuer einzustellen. Sie bestrichen das Feld, auf dem er sein Manoeuvre ausführen wollte. Der Angriff selbst bestand wesentlich darin, daß die ganze englische Linie — kleine Trupps von wenigen hundert Mann mit gewaltigen Zwischenräumen, zum Theil hinter der Reiterei unter Vivian und Vandeleur, zum Theil hinter den fliehenden Feinden, zum Theil hinter den Preußen her, ohne eigentliches Gefecht, zwölf- bis funfzehnhundert Schritt weit — bis in die Nähe von La-belle-Alliance vorrückten. Dort mußte er Halt machen, wenn seine Truppen und Bülow's Heertheil nicht durch einander kommen sollten.

Das genügte für die Zwecke Wellington's; er hatte nun eine Thatsache, die er in seinen Berichten als die entscheidende That, als den Wendepunkt der Schlacht darstellen konnte, um sich selbst als den Sieger von Waterloo geltend zu machen, die Preußen aber, — wenn auch dankbar — in einer untergeordneten Rolle auftreten zu lassen — und das hat er dann auch wirklich mit großer Gewandtheit gethan. Die Linien sind in seinem Bericht sehr scharf und bestimmt gezogen und Alles sehr genau in diesem Sinn geordnet.

Der Herzog erzählt die Schlacht, als habe sein Heer sie den ganzen Tag bis zum späten Abend, bis nach sieben Uhr, ganz allein gekämpft, ohne alle Hülfe von Seiten der Preußen; erzählt den letzten „verzweifelten" Angriff des Feindes, und wie der ebenfalls nach heftigem Kampf siegreich zurückgeschlagen (defeated) wurde; dann fährt er fort: „da ich wahrgenommen hatte, daß die Truppen (des Feindes) von diesem Angriff in großer Unordnung zurückgegangen waren und daß der Marsch des Heertheils unter General Bülow über Frichermont auf Plancenoit und La-belle-Alliance angefangen hatte wirksam zu werden; da ich das Feuer seiner Geschütze wahrnehmen konnte" — also damals erst, nicht viertehalb Stunden früher — „da der Feldmarschall Fürst Blücher in Person mit einem Theil seines Heers sich über Ohain der Linken unserer Linie angeschlossen hatte, beschloß ich, den Feind anzugreifen und ließ sofort die ganze Linie der Infanterie, von der Reiterei und Artillerie unterstützt, vorrücken. Der Angriff gelang in jeder Beziehung: der Feind wurde aus seiner Stellung auf den Höhen verdrängt und floh in der äußersten Ver-

wirrung, indem er, soviel ich beurtheilen konnte, 150 Stücke Geschütz mit ihrem Schießbedarf zurückließ, die in unsere Hände fielen."

„Ich setzte die Verfolgung bis lange nach eingebrochener Dunkelheit fort und brach sie nur wegen Ermüdung der Truppen ab, die zwölf Stunden" — mit Ausnahme der wenigen Bataillone in Goumont in Wahrheit zumeist nicht viel über sechs Stunden — „lang im Gefecht gestanden hatten, und weil ich mich auf demselben Wege mit dem F.-M. Blücher befand, der mir versicherte, daß es seine Absicht sei, den Feind die Nacht durch zu verfolgen." (— having observed that the troops retired from this attack in great confusion and that the march of general Bülow's corps, by Frichermont, upon Planchenoit and La Belle Alliance, had begun to take effect, and as I could perceive the fire of his cannon, and as Marshal Prince Blücher had joyned in person with a corps of his army to the left of our line by Ohain, I determined to attack the enemy, and immediately advanced the whole line of infantry, supported by the cavalry and artillery. The attack succeeded in every point: the ennemy was forced from his positions on the heights, and fled in the utmost confusion, leaving behind him, as far as I could judge, 150 pieces of cannon with their ammunition, which fell into our hands."

„I continued the pursuit till long after dark, and then discontinued it only on account of the fatigue of our troops, who had been engaged during twelfe hours, and because I found myself on the same road with Marshal Blücher, who assured me of his intention to follow the enemy throughout the night.)*)

Also der „allgemeine Angriff" hatte die Schlacht entschieden, und selbst dann noch ohne eigentliche Mitwirkung der Preußen; denn auch Bülow war nach dieser Darstellung erst etwa um sieben Uhr auf dem Schlachtfelde eingetroffen und sein Antheil an den Ereignissen bestand wesentlich nur in einem „Marsch" über einen Theil des Schlachtfeldes auf einen wichtigen Punkt, auf die Rückzugslinie der Franzosen hin, — wobei es dem Leser überlassen bleibt, sich allenfalls noch ein kurzes nebensächliches Gefecht mit einem schon besiegten Feind hinzuzudenken. — Zieten's Eingreifen in den Gang des Gefechts bleibt vollends ganz unberücksichtigt als nicht des Erwähnens werth.

Nach dieser Darstellung des Hergangs folgt in Wellington's Bericht eine lange Liste der Generale und Offiziere, die sich ausgezeichnet hatten, und ihrer Heldenthaten, und ganz am Schluß noch eine gar seltsam gewundene und bedingte Phrase der Anerkennung für die Preußen —: „Ich würde weder meinen eigenen Gefühlen, noch dem Feldmarschall Blücher und der preußischen Armee Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich nicht den glücklichen Erfolg dieses schweren Tages dem redlichen und

*) Gurwood No. 951.

rechtzeitigen Beistand zuschriebe, den ich von ihnen erhielt. General Bülow's Operation in die Flanke des Feindes war eine höchst entscheidende, und selbst wenn ich nicht in der Lage gewesen wäre, den Angriff zu machen, der die Entscheidung bewirkte, würde sie den Feind zum Rückzug gezwungen haben, wenn seine Angriffe mißglückten, oder verhindert, Vortheil davon zu ziehen, wenn sie unglücklicher Weise gelangen." (I should not do justice to my own feelings, or to Marshal Blücher and to the Prussian army, if I did not attribute the successful result of this arduous day to the cordial and timely assistance I received from them. The operation of general Bülow upon the enemy's flank was a most decisive one; and even if I had not found myself in a situation to make the attack which produced the final result, it would have forced the enemy to retire, if his attacks should have failed, and would have prevented him from taking advantage of them, if they should unfortunately have succeeded.)

Das heißt: Bülow's Operation hätte unter Umständen — wenn nämlich Wellington den Feind nicht ohnehin besiegt hätte — eine gewisse Bedeutung gewinnen können!

Diese Bestrebungen Wellington's, den Sieg bei Waterloo ganz für sich in Anspruch zu nehmen, gelangen um so besser, da unter Anderem auch Pozzo-di-Borgo, der seinem Hauptquartier als russischer Bevollmächtigter beigegeben war, sie entschieden unterstützte und in seinen Berichten an den Kaiser Alexander den Herzog von Wellington „bis in die Wolken" erhob, der Preußen dagegen so wenig als möglich gedachte. Was für Gründe ihn dazu bestimmt haben mögen, ist natürlich sein Geheimniß. Doch ist bekannt, daß er — als Corse französischer Unterthan — einigermaßen darauf rechnete, nach der zweiten Herstellung der Bourbonen, als Ludwig's XVIII. Premier-Minister Frankreich zu beherrschen. — Der Kaiser Alexander ging um so leichter auf die Ansicht der Dinge ein, die Wellington und sein eigener Botschafter zu der geltenden zu machen suchten, weil er selbst die Ansprüche der Deutschen bei dem Friedensschluß keineswegs zu begünstigen gedachte. Die Anhänger der Bourbons waren vollends darauf angewiesen, sich in demselben Sinn auszusprechen und stets nur den Herzog von Wellington als den Sieger anzuerkennen — und bald vergötterte die ganze diplomatische Welt den Herzog und sprach dabei zu Gneisenau's Aerger sehr wenig von den Preußen. Die Herren waren in dem Grade befangen, man wußte Absicht und Berechnung des Herzogs so wenig zu durchschauen, daß man geneigt war, sich über die Reclamationen der Preußen, als sie später laut werden wollten, zu verwundern und sie sogar als unnütze Anmaßung zu tadeln. Auch Gagern bemerkt zu den gewundenen Worten Wellington's: das sei denn doch gewiß eine hinreichende Anerkennung für die Preußen; was die denn noch weiter wollten? —

Doch wir kehren auf das Schlachtfeld zurück und müssen zunächst bemerken, daß Wellington, im Widerspruch mit dem Wortlaut seines Berichts, den Feind nicht verfolgte. Keine Abtheilung seines Heers ist über La belle Alliance hinaus auch nur bis an den Saum des Schlachtfeldes vorgegangen. Als die beiden Feldherren bei dem genannten Pachthof zusammentrafen, erklärte Wellington sogar ausdrücklich, daß er nicht verfolgen könne, seine Truppen seien zu ermüdet. Wenn wir diese „Ermüdung" buchstäblich nehmen müßten, könnte es ein Gegenstand der Verwunderung sein, daß sie nicht eher auf Seiten der Preußen geltend gemacht wurde. Denn die Anstrengungen, die Wellington's wohl versorgtes Heer angeblich in dem Grade erschöpft hatten, sind gewiß nicht mit denen zu vergleichen, welche die Preußen seit dem Morgen des 15. Juni durchgemacht hatten, bei theilweisem Mangel an Lebensmitteln und ohne Lagerbedürfnisse den Unbilden der Witterung preisgegeben. Die preußische Brigade Pirch II. hatte beispielsweise in den 88 Stunden, die seit ihrem Aufbruch aus den Cantonnirungs-Quartieren verflossen waren, unter den ungünstigsten Bedingungen eine Wegstrecke von nicht weniger als 24½ Lieues, oder 15 geographischen Meilen zurückgelegt und dabei achtzehn Stunden im Gefecht gestanden; Bülow's Truppen hatten zur Zeit schon achtzehn Stunden ohne Unterbrechung unter den Waffen gestanden und nach einem sehr schwierigen Marsch die letzten vier Stunden in einem Gefecht von großer Intensität.

Aber die „Ermüdung" ist auch wieder nur ein mit sicherem Takt glücklich gewählter Ausdruck dafür, daß Wellington's Heer durch die Schlacht gar sehr zerrüttet, einer weiteren kriegerischen Thätigkeit für den Augenblick nicht fähig war. Die rückwärts zerstreute Mannschaft mußte gesammelt, — das Ganze wieder zusammengefügt und geordnet werden, ehe man weiter damit etwas vornehmen konnte.

Preußische Abtheilungen übernahmen die weitere Verfolgung die Nacht durch; und Gneisenau, der sich persönlich an die Spitze derselben stellte, machte den Sieg durch diese „Verfolgung ohne Beispiel", wie man sie vielfach genannt hat, vollends zu dem entscheidensten des Jahrhunderts. Diese rastlose Verfolgung gewährte eine reiche Ernte von Trophäen und machte es unmöglich, das französische Heer diesseits der Sambre oder an diesem Fluß wieder zu sammeln. Sie sprengte sogar die Elemente dieses Heers in solcher Weise auseinander, daß es für einige Zeit ganz aufhörte zu sein und sich später weit rückwärts bei Laon und vor den Thoren von Paris auch nur zum Theil wieder zusammenfinden konnte. Ueberall wurden tausende von Franzosen auf den Sammelplätzen aufgeschreckt, wo sie die Nacht über zu verweilen hofften, und in neue Flucht getrieben. — Schon bei Genappe wäre Napoleon selbst, wie es scheint, fast in Gefangenschaft gerathen. Sein Wagen, den er wohl nur wenige Augenblicke früher verlassen hatte, fiel in die Hände preußischer Füseliere. Napoleon's Degen fand sich in dem Wagen, — und sein

viel besprochener kleiner dreieckiger Hut lag neben demselben auf der Erde: der Beherrscher Frankreichs schien ihn im Herausspringen verloren und in der Eile nicht wieder aufgenommen zu haben.*) Viele Verwunderung erregten die Schätze, die der Wagen barg, in Goldstücken nicht nur, sondern auch — und bei Weitem mehr noch — in Juwelen; namentlich in einer großen Anzahl nicht gefaßter Edelsteine. Man könnte glauben, Napoleon habe nicht nur an einen möglichen schlimmen Ausgang gedacht, sondern auch an den Fall, daß er für seine Person fliehen müsse, um sich in Sicherheit zu bringen.

Uebrigens fielen den verfolgenden Preußen in dem Engpaß von Genappe auch noch 80 Stücke Geschütz und 2000 Gefangene in die Hände. — Bekannt ist, daß, als die preußische Infanterie nicht mehr folgen konnte, ein Tambour zu Pferde gesetzt wurde, der die Trommel schlug, so wie man französische Biwachtfeuer gewahr wurde, und daß der Schall dieser einen Trommel in der Dunkelheit genügte, Tausende zu neuer Flucht aufzuschrecken. Solche Scenen wiederholten sich namentlich bei Quatrebras. Als Gneisenau mit Tagesanbruch bei dem Wirthshaus „zum Kaiser“ etwa tausend Schritt jenseits Frasnes, drittehalb Meilen vom Schlachtfeld eintraf, hatte er nur noch gegen fünfzig Uhlanen vom Brandenburgischen Regiment um sich, die auch vor Müdigkeit nicht weiter konnten. Da endete die unmittelbare Verfolgung.

Mit Ausnahme der verfolgenden Spitze biwachteten die preußischen Truppen von Genappe, wo Blücher's Hauptquartier war, rückwärts bis Plancenoit und La-belle-Alliance, Wellington's Heer hinter ihnen bei dem letztgenannten Ort.

Der Tag war theuer erkauft! Wellington's Schaaren hatten an Todten und Verwundeten 13,000 Mann verloren; die Preußen 6700 und darunter mehr als 6000 von Bülow's Heertheil allein. Dieses Verhältniß beweist, daß der Kampf bei Plancenoit mit größerer Intensität geführt wurde und rascher auf die Entscheidung hindrängte, als der in Wellington's Stellung. Der Verlust war hier und dort verhältnißmäßig derselbe, ungefähr ein Fünftheil der Mannschaft. Aber Wellington's Kampf hatte volle sechs Stunden gedauert, der Angriff auf Goumont und das Artillerie- und Schützen-Feuer auf dem größten Theil der Linie schon fast zwei Stunden früher begonnen. Bülow's Heertheil war dagegen nur ungefähr viertehalb Stunden im wirklichen Gefecht gewesen. Wellington hatte den Vortheil der Vertheidigung, der gedeckten Stellung voraus, während Bülow's Truppen einen mit großer Energie ausgeführten Angriff durchfochten. Besonders aber fällt dann wohl auch noch in das Gewicht, daß Napoleon, nachdem d'Erlon gleich zu Anfang schwere Unfälle erlitten hatte, gelähmt durch die Erscheinung der Preußen in

*) Reiche II, 225.

seiner Rechten, den Kampf gegen Wellington nicht ununterbrochen mit der Intensität fortführen konnte, die schneller zur Entscheidung geführt hätte. Es traten Pausen ein, durch die sich ein bloßes Schützen- und Artillerie-Gefecht ohne größere Anstrengungen hinzog.

Der Verlust des französischen Heers hat bei der allgemeinen Auflösung, die folgte, nie genau ermittelt werden können, doch kann er natürlich an Todten und Verwundeten nicht geringer gewesen sein, als bei den Verbündeten. Auch wird er von den Franzosen selbst auf 20,000 Mann geschätzt, wozu dann noch 7000 Gefangene kommen, die auf dem Schlachtfelde gemacht wurden. Was die Trophäen des Tages betrifft, irrte Wellington, wenn er glaubte, die Franzosen hätten 150 Kanonen in der Stellung ihm gegenüber stehen lassen. Da Napoleon's Heer im Ganzen nur etwa 30 Stücke Geschütz rettete, muß es allerdings mehr als 200 verloren haben; von diesen aber hatte Bülow's Heer bei der Einnahme von Plancenoit eine namhafte Anzahl — nach den Berichten ungefähr 60 erobert; — 80 wurden erst in Genappe von der Verfolgung erreicht — die auch sonst noch auf ihrem Wege fliehende Artillerie ereilte. —

So vollständig der Erfolg auch war, zeigte sich doch auch an diesem Tage — und wenn wir nicht irren, in einer Weise, die das Wesen des Kriegs und seiner Schwierigkeiten in erkennbarster Form hervortreten läßt, — wie der Gedanke in dem widerstrebenden Element der Wirklichkeit doch immer nur bedingt und, wenigstens theilweise, modificirt zur That werden kann. Die Führer des preußischen Heers wollten eine unwiderstehlich erdrückende Masse von siebzig, ja von mehr als neunzigtausend Mann in Flanke und Rücken des Feindes werfen: anstatt dessen wurde ein Theil ihrer Streitkräfte bei Wawre aufgehalten — und erst um mehrere gewichtige Stunden später, als man gerechnet hatte, gelang es, nicht volle vierzigtausend Mann preußischer Krieger in das Gefecht zu bringen. Außer Bülow's Heertheil hatten nur die Reiterei und die ersten Bataillone Zieten's und von Pirch's Heertheil die Brigade Tippelskirch, die bei Bülow eintraf, an dem Kampf Antheil nehmen können. Die letztere einen sehr geringen, denn sie verlor nur 94 Mann.

Alles war in der Ausführung über jede Berechnung schwierig geworden und man fühlte sich überall gehemmt.

Die Ereignisse, durch welche ein Theil der preußischen Streitkräfte bei Wawre festgehalten wurden, während bei La-Haye-Sainte und Plancenoit die Entscheidungsschlacht geschlagen wurde, sind von Napoleon selbst und seinen Anhängern zu dem Gegenstand der seltsamsten Commentare gemacht worden; um die Welt darüber zu täuschen, wodurch die Ent-

scheidung in der That herbeigeführt wurde, hat man sich bemüht, ihnen eine negative Bedeutung anzudichten, die sie in Wahrheit weder hatten noch haben konnten.

Immer noch ungewiß über die Richtung, welche die preußische Heeresmacht genommen hatte, brach nämlich Grouchy an dem entscheidenden Tage (18.) von Gembloux auf, ohne zu wissen, wohin er sich schließlich wenden solle. Er ließ — früh um sieben Uhr — Excelmans, Vandamme und Gérard nach Sart-lez-Walhain aufbrechen — also in der Richtung auf Wawre —: dem General Pajol aber hatte er befohlen, sich mit seiner Reiterei und der Infanterie-Division Teste von Mazy, wo er am Abend stand, schon um fünf Uhr früh nach Grand-Leez in der Richtung auf Lüttich in Marsch zu setzen, und dorthin konnte er auch mit seiner Hauptmacht von Sart-lez-Walhain noch einlenken, ohne einen allzu großen Umweg zu machen.

Für seine Person gegen eilf Uhr in Sart-lez-Walhain eingetroffen, erfuhr Grouchy zunächst, daß die gesammte preußische Armee nach Wawre zurückgegangen sei, was er sofort seinem Kaiser meldete — und bald nach zwölf Uhr vernahm man in dem Gärtchen des Hauses, in welchem er abgestiegen war, das Getöse einer gewaltigen Schlacht. Die Leute aus der Gegend, die befragt wurden, nannten Mont-St.-Jean als den Punkt, von wo der Kanonendonner herschalle. Der General Gérard schlug vor, sich sofort durch rasch vorgesendete Reiterei der Brücken zu versichern, die bei Mousty und Ottignies über die Dyle führen, nur Pajol gegen Wawre vorrücken zu lassen, mit der Hauptmacht aber sich sofort links zu wenden und an den genannten Punkten über die Dyle zu gehen. Von dort aus könne man alsdann die Preußen, wenn sie noch bei Wawre ständen, auf dem linken Ufer des genannten Flüßchens angreifen; wenn sie aber, wie das wahrscheinlich sei, im Marsch zur Vereinigung mit Wellington wären, müßte man sich vermöge eines dem ihrigen gleichlaufenden Marsches mit Napoleon vereinigen. — Aber Grouchy erwog, daß zur Zeit nur Excelmans und Vandamme schon an Sart-lez-Walhain vorüber waren: Gérard's Heertheil aber eben erst bei diesem Ort anlangte; er berechnete die Entfernung, und was hinzukam: die überaus schlechten und verdorbenen Wege in dem Hügellande, die vielen Engpässe, besonders die schmalen Brücken über die Dyle, die viel Aufenthalt machen mußten, und es schien sich zu ergeben, daß seine Truppen erst gegen zehn Uhr Abends auf einem Schlachtfelde bei Mont-St.-Jean eintreffen konnten, also viel zu spät, um in den Kampf einzugreifen. Sie liefen Gefahr, weder dort noch bei Wawre wirksam zu werden, wenn sie die Wege dorthin einschlugen und wie d'Erlon bei Ligny ganz außer Thätigkeit zu kommen. Auch schien es ihm nicht so ausgemacht, daß die Preußen sich zur Vereinigung mit Wellington gewendet hätten und nicht zum weiteren Rückzug nach Brüssel oder Löwen. Vor Allem aber stand die vorge-

schlagene Bewegung im Widerspruch mit seinen Verhaltungsbefehlen. Napoleon hatte ihn nicht zu sich gerufen, nicht zur Vereinigung aufgefordert; sein Befehl war, die Preußen zu verfolgen; die Verantwortung war groß, wenn er davon abwich. Napoleon hatte seine Generale an pünktlichen Gehorsam gewöhnt.

Was die Generale Balthus und Valazé, Befehlshaber der Artillerie und der Ingenieur-Truppen bei seinem Heer, äußerten, war nicht geeignet, den Marschall Grouchy zu ermuthigen. Der Artillerist meinte, es werde mit dem Geschütz in den grundlosen Nebenwegen gar nicht fortzukommen sein, und wenn Valazé auf seine Sapeure vertröstete, die an den schlimmsten Wegstellen die bessernde Hand anlegen würden, so lag darin gewiß keine Aussicht auf ein rasches Vorwärtskommen.

Grouchy hielt sich an seine Verhaltungsbefehle und ließ den Marsch auf Wawre fortsetzen.

Daher alles Unglück! rufen Napoleon und alle seine Anhänger aus und entwerfen die glänzendsten Bilder von den Erfolgen, die nicht fehlen konnten, wenn Gérard's Rath befolgt worden wäre.

In der Art, wie die Sache besprochen wird, ist viel Charlatanismus. Einige Declamatoren gehen sogar weiter als Napoleon selbst und setzen voraus, Gérard's Vorschlag habe einen Angriff auf die Preußen während ihres Marsches vielleicht in ihrem Rücken zum Zweck gehabt. Daran aber hat Gérard nach seinem eigenen Bericht wie nach dem Grouchy's nicht im Entferntesten gedacht. Um daran denken zu können, hätte er die Stellung Wellington's und Napoleon's genau kennen müssen; er hätte den Plan Gneisenau's errathen müssen, das preußische Heer nicht zur unmittelbaren Vereinigung mit Wellington, sondern in Seite und Rücken des Feindes zu führen. Von dem Allen aber wußte Gérard nichts und er hatte auch nichts weiter im Auge, als einen Marsch zur Vereinigung mit Napoleon's Hauptmacht auf einer dem vorausgesetzten Marsch der Preußen parallelen Linie.

Der eigentliche Kunstgriff aber, der Mit- und Nachwelt täuschen soll über die Tragweite der Vorschläge Gérard's und der verspäteten Befehle Napoleon's vom Schlachtfelde aus, liegt darin, daß Napoleon den General Gérard — und selbst Excelmans, der gar nicht zugegen war — sagen läßt: „nehmen wir die Richtung auf den Kanonendonner, so sind wir in zwei Stunden auf dem Schlachtfelde!“ — und dann weiter argumentirt, als hätte dem wirklich so sein können.

In zwei Stunden! — Da so viel darüber gesprochen worden ist, hat ein Franzose — Edgar Quinet — einen Versuch angestellt, und das Ergebniß war, daß ein einzelner rüstiger Mann unter den günstigsten Bedingungen, bei gutem Wetter und normalem Zustande der Wege 4¾ Stunden brauchte, um von Sart-lez-Walhain nach Maransart zu gehen und 5 Stunden 27 Minuten, um bei Plancenoit das Schlachtfeld zu

erreichen —: und nun denke man sich den Marsch einer Armee mit Artillerie und Wagenzug, den damaligen Zustand der durchweichten Wege und den Aufenthalt an den Engpässen.

Vandamme's Heertheil, der am günstigsten stand, hatte um Mittag Nil-St.-Vincent erreicht und von dort aus bis Coulture und Maransart fünf Lieues (zu 25 auf den Grad des Aequators) zurückzulegen, hätte aber den Befehl zum Marsch in der neuen Richtung wohl erst gegen ein Uhr erhalten. Gérard, der eben bei Sart-lez-Walhain eintraf, befand sich dort sechs Lieues vom Ziel, Excelmans' Reiterei, die zum Theil schon bei L'Auzel den preußischen Vorposten gegen Wawre hin gegenüber stand, den Befehl zum neuen Marsch aber wohl erst zwischen eins und zwei erhalten konnte, sechs und eine halbe Lieue. General Vallin, der die Reiterei von Gérard's Heertheil befehligte und damit eine Seiten-Colonne bildete, hatte Mont St. Guibert erreicht; — von Pajol kann nicht die Rede sein. — Wenn man nun erwägt, daß an demselben Tage Bülow's Heertheil mehr als drei Stunden brauchte, um die zwei Lieues von Wawre nach Chapelle St. Lambert zurückzulegen, die Artillerie noch längere Zeit, und daß Zieten von Bierges aus das drei Lieues entfernte Schlachtfeld erst in fünf Stunden erreichte, ist wohl ohne Weiteres einleuchtend, daß Grouchy mit seinen Truppen erst zwischen neun und zehn Uhr Abends in der Gegend von Coulture und Maransart eintreffen konnte — zu spät für die Entscheidung. Dort in der Gegend hätte er alsdann die preußischen Abtheilungen unter Brause und Thielmann getroffen und der schließliche Erfolg hätte schwerlich ein anderer sein können, als daß seine ermüdeten Divisionen mit in den Strudel der allgemeinen Niederlage hineingerissen wurden. — Noch schlimmer gestaltete sich die Lage für ihn, wenn er die Verwegenheit hatte, seinen Marsch von Mousty auf Chapelle St. Lambert zu richten, wie Gérard in späteren Schriften andeutet.

Deutsche Offiziere hatten sich schon vor Jahren die Mühe gegeben, das Alles im Einzelnen nachzuweisen: neuerdings hat Charras auch von französischer Seite den Beweis geführt, daß Grouchy an dem Geschick von Waterloo nichts ändern konnte. Edgar Quinet, der zuletzt das Wort über den kurzen Feldzug in den Niederlanden ergriffen hat, kann zwar seine Gründe nicht widerlegen, gefällt sich aber doch in der Vorstellung, daß die unerwartete Erscheinung Grouchy's in der linken Seite des preußischen Heers schon aus der Entfernung, sobald sie bekannt wurde, durch Ueberraschung einen bedeutenden Eindruck gemacht, moralisch gewirkt und Unsicherheit und Zaudern in den Maßregeln der preußischen Führer hervorgerufen haben würde. Das ist aber ein Irrthum; Grouchy's Auftreten in solcher Richtung hätte Niemanden überrascht; man war darauf gefaßt; man erwartete einen französischen Heertheil in der linken Seite des Heers zwischen St. Lambert und Maransart erscheinen zu sehen,

und hatte seine Maßregeln genommen, sowohl bei Zeiten von ihrem Herannahen unterrichtet zu sein, als sie gehörig zu empfangen.

Dagegen hatte Niemand daran gedacht, daß etwa eine bedeutende feindliche Heeresmacht von Gembloux gegen Wawre heranrücken könnte; so wenig, daß nach Gneisenau's Disposition nicht mehr als ein Paar Bataillone bei Wawre und an der Dyle zurückbleiben sollten. Grouchy's Angriff dort war die vollkommenste Ueberraschung. Doch ließen sich die preußischen Führer dadurch nicht irre machen.

Die beiden letzten Brigaden von Pirch's I. Heertheil (Brause und Langen) befanden sich noch auf dem rechten Ufer der Dyle, als Excelmans' Reiterei bis L'Auzel gegen Wawre vorrückte, und hatten mit der Spitze des französischen Heerzuges ein leichtes Gefecht, das sehr unbedeutend gewesen sein muß, da Langen 2!0, Brause nur 5 Mann verlor. Noch scheint man, was hier von feindlichen Streitkräften auftrat, nur für eine unbedeutende Seiten-Abtheilung gehalten und ihrem Erscheinen keine Wichtigkeit beigelegt zu haben, denn die beiden preußischen Brigaden hielten ihre Stellung nur so lange, bis Pirch's Reserve-Artillerie vollständig über den Fluß und durch das Städtchen Wawre hindurch war; dann gingen sie zurück, ohne dazu gezwungen zu sein, zogen durch Wawre und setzten ebenfalls den Marsch nach St. Lambert fort, als ob nichts geschehen wäre.

Auch Thielmann wollte an Wawre vorbei auf Coulture marschiren und hielt die Angriffe der Franzosen von dieser Seite zunächst für bloße Demonstrationen, bestimmt, zu täuschen und die preußische Armee wenigstens theilweise hier, fern von dem entscheidenden Schlachtfelde, festzuhalten. Das durfte nicht gelingen. Die Brigade Borcke, die eben über Bas-Wawre vom rechten Ufer der Dyle her bei Thielmann eingetroffen, die Spitze seines Heereszugs bildete, besetzte auf Befehl das Städtchen Wawre mit einer mäßigen Abtheilung (3 Bat., 2 Schwadronen) und zog weiter; die anderen Brigaden waren aufgebrochen, ihr zu folgen.

Zieten, von zwei Uhr (Nachmittags) an im Marsch von Bierges über Neuf-Cabaret, Fromont und Genval nach Ohain, erhielt, wie er sich mühsam durch beschwerliche Engpässe arbeitete, vom Grafen Henckel, der mit der letzten Brigade noch nahe an der Dyle zurück war, die bedenkliche Meldung, daß Thielmann bei Wawre von großer Uebermacht angegriffen werde, daß der Feind sich schon der Brücken bei Bierges und Limale bemächtigt habe und Miene mache, dem Heertheil Zieten's zu folgen. Daß der letztere Theil der Meldung unrichtig sei, konnte man zur Zeit nicht wissen; doch ließ sich auch Zieten dadurch nicht bewegen, umzukehren oder anzuhalten. Er befahl dem Grafen Henckel, einen Nachtrab (3 Bat., 3 Schw.) an der Dyle zurückzulassen, mit dem Rest seiner Brigade aber sich dem Marsch des Heeres anzuschließen. Später wurde dieser Rest für alle Fälle als Schutz am Lasne-Bach aufgestellt.

Inzwischen (um vier Uhr) war aber Vandamme's Heertheil vor

Wawre erschienen, und da Grouchy eben den um zehn Uhr abgefertigten Befehl Napoleon's erhielt, der ihm den Marsch auf Wawre gebot, schritt er mit dem besten Gewissen zu energischen Angriffen auf die Stadt und die Brücke, die innerhalb derselben über die Dyle führt. Thielmann sah nun wohl, daß es sich hier um mehr als leeren Schein handelte, berichtete in das große Hauptquartier, was hier vorging, und nahm Stellung hinter Wawre und Bierges, geschützt durch den Fluß —: doch blieben ihm nur 16,000 Mann, die Uebergänge zu vertheidigen ($24^2/_3$ Bat., 21 Schwadr., 35 Geschütze) — denn seltsamer Weise erhielt Borcke den veränderten Befehl, hier Stellung zu nehmen, gar nicht und marschirte mit dem, was ihm von seiner Brigade nach der Besetzung von Wawre geblieben war, ohne Aufenthalt weiter nach Coulture. Die wiederholten Angriffe der Franzosen auf Wawre und weiter oberhalb am Fluß, auf die hölzerne Brücke bei der Mühle von Bierges, wurden stets zurückgeschlagen — auch als am Abend (um 7 Uhr) die Spitze von Gérard's Heertheil (Division Hulot) eingetroffen war, vermochte sie den hartnäckigen Widerstand bei Bierges nicht zu überwältigen, obgleich die Angriffe jetzt wohl nicht mehr mit demselben beruhigten Bewußtsein wie früher, aber vielleicht eben deshalb mit verdoppelter Energie wiederholt wurden. Grouchy hatte nämlich gegen sieben Uhr, sechs Stunden, nachdem es abgefertigt war, das Schreiben Soult's erhalten, das ihn aufforderte, zur Vereinigung mit Napoleon zu manoeuvriren und Bülow's Heertheil bei St. Lambert im Rücken zu fassen. Gérard, der seine Truppen persönlich zum Angriff auf die Brücke bei Bierges führte, wurde an ihrer Spitze schwer verwundet.

Sehr seltsam und auffallend ist es, daß während dieser ganzen Zeit bis zum späten Abend Niemand an die beiden Uebergänge gedacht hatte, die weiter oberhalb bei Limale und Limelette über die Dyle führen. Grouchy giebt in etwas unklaren Worten zu verstehen, er habe dort nicht über die Dyle gehen dürfen, da er immer noch glauben mußte, er habe die ganze preußische Armee vor sich, und da sein Auftrag gewesen sei, diese bei Wawre festzuhalten und zu beschäftigen. Danach müßte auch mit seinen ersten energischen Angriffen auf die Brücke zu Wawre nicht die Absicht verbunden gewesen sein, über den Fluß zu gehen, wenn er sie erobert hatte, und sich jenseits einem Kampf mit der vorausgesetzten Uebermacht auszusetzen! — Wahrscheinlich herrschte in dem Thun und Treiben des Marschalls auf dem Schlachtfelde nicht mehr Klarheit, als in seinem Bericht.

Die Preußen hätten jene Uebergänge leicht zerstören können, denn die Brücken waren von Holz. Mangelhafte Kenntniß der Oertlichkeiten soll die Unterlassung entschuldigen — ist aber doch kaum eine genügende Erklärung, da die Brücken bei Limale und Limelette gewiß auf jeder Karte angedeutet waren.

Endlich, am Abend gegen Sonnen-Untergang, ließ Grouchy die drei Divisionen Gérard's, die noch im Marsch waren, und Pajol's Abtheilung, die sich ebenfalls näherte, von der Heerstraße nach Wawre links abbiegen nach Limale — und Brücke und Dorf fielen ohne Anstrengung in die Hände der Franzosen: sie waren gar nicht besetzt.*)

Zu den Einzelnheiten, die nicht ganz aufzuklären sind, gehört dann auch das Benehmen des Majors v. Stengel, der die von Zieten zurückgelassenen Bataillone befehligte. Er scheint sich nicht unter Thielmann's Befehle gestellt zu haben, Thielmann scheint gar nichts von ihm gewußt zu haben und aus den vorhandenen Quellen ist nicht mit Bestimmtheit ersichtlich, wo er zur Zeit eigentlich verweilte. Clausewitz (Chef des Generalstabs bei Thielmann) vermuthet, er sei von Bierges aufgebrochen, um Zieten's Marsch zu folgen, sobald er sich in seiner Stellung dort an der Dyle durch Truppen Thielmann's abgelöst sah, und das ist auch das Wahrscheinlichste. Gewiß ist, daß Stengel sich auf dem freien Felde hinter Limale — jenseits des Meierhofes La Bours sogar — also wohl auf dem Wege nach Neuf-Cabaret von der französischen Reiterei unter Pajol angegriffen sah, die zuerst über den Fluß gegangen war. Es gelang ihm, sich zu behaupten, bis die Dunkelheit und ein von anderer Seite her eingeleitetes Gefecht ihn von weiteren Versuchen des Feindes befreiten.

Thielmann ließ nämlich die Brigade Stülpnagel gegen Limale vorgehen, um die Franzosen womöglich wieder über den Fluß zurückzuwerfen. Das gelang nicht; man blieb die Nacht über einander nahe gegenüber.

Noch in der Nacht ließ Grouchy seine gesammten Streitkräfte bis auf wenige Bataillone, die als Demonstration vor Wawre blieben, auf das linke Ufer der Dyle hinübergehen. Seine Absicht war, wie er dem General Vandamme schrieb, Thielmann zurückzuwerfen und die Vereinigung mit Napoleon zu bewirken, wie sie vorgeschrieben war.

Thielmann's Lage wurde nun für den folgenden Tag (19.) eine in der That schwierige, falls er nothwendig erachtete, das Gefecht fortzusetzen. Beide Heere standen jetzt, den einen Flügel an die Dyle gelehnt, in einer dem Wege von Wawre nach St. Lambert gleichlaufenden Richtung einander gegenüber — und die Preußen sahen sich in nächster Nähe von einer doppelten Ueberlegenheit bedroht, denn Thielmann hatte den 32,000 Mann und 88 Geschützen Grouchy's, die nun taktisch vereinigt unmittelbar vor ihm standen, nach den am ersten Gefechtstage erlittenen Verlusten, nur 15,000 Mann und 35 Geschütze entgegenzustellen.

Es konnte demnach gerathen scheinen, dem erneuten Gefecht auszuweichen und irgend ein Bedenken war dabei wohl nicht, sobald man von

*) Clausewitz VII, 138. — Reiche II, 218.

dem Siege bei Waterloo unterrichtet war. Dann war einleuchtend, daß Grouchy dem preußischen Heere in keiner Weise mehr gefährlich werden konnte, daß er selbst vielmehr in sein Verderben ging, wenn er den weichenden Preußen folgte. Dennoch beschloß Thielmann den Kampf wieder aufzunehmen und zwar, wie es scheint, gerade weil er früh am Morgen die Sieges-Nachricht von Waterloo erhalten hatte und vermuthete, daß Grouchy, bald auch seinerseits von Napoleon's Niederlage unterrichtet, seinen Rückzug antreten werde. Der Kampf begann um fünf Uhr früh — und gar seltsam nimmt es sich aus, daß der Major Stengel, der die Nacht in der Nähe zugebracht hatte und den Anfang des erneuerten Gefechts mit ansah, ja sogar, wie Clausewitz berichtet, an einem anfänglichen Erkundungs-Gefecht — das die Franzosen für einen wirklichen Angriff hielten — einigen Antheil genommen hatte, dann ohne Weiteres abmarschirte, um Zieten's Spuren zu folgen. Thielmann ließ ihn ziehen, wahrscheinlich weil er ein hartnäckiges Gefecht gar nicht mehr erwartete. — Borcke dagegen, der mit seinen Bataillonen bei Chapelle-St.-Lambert verweilte, kehrte nicht zu seinem Heertheil zurück und nahm keinen Antheil an den Kämpfen bei Wawre.

Der Widerstand der Preußen war ausdauernd und zähe, so daß der Rückzug erst nach fünf Stunden, erst um zehn Uhr nothwendig wurde, dann aber glaubte man ihn antreten zu müssen, ohne das Aeußerste zu wagen, weil Pirch I., den man entsendet wußte, um dem Marschall Grouchy den Rückzug zu verlegen, seine Richtung so weit ab in den Rücken des Feindes erhalten hatte, daß er irgend einen Einfluß auf den Gang der Dinge bei Wawre nicht üben konnte; daß man hier, taktisch, ganz auf sich selbst angewiesen war. Nachdem jede der beiden Parteien in dem zweitägigen Gefecht 2500 Mann verloren hatte, konnten die Preußen den Rückzug antreten, ohne Gefangene oder Trophäen in den Händen des doppelt überlegenen Feindes zu lassen — und setzten ihn in einem Strich drei Lieues weit fort bis Achtenrohde (wallonisch Rhode-St.-Agathe).

Grouchy hätte wohl unter keiner Bedingung lebhaft verfolgt, so lange nicht vor allen Dingen seine Verbindungen mit Napoleon hergestellt waren —: und nun traf vollends, gegen Mittag, der Bote bei ihm ein, den Napoleon zwölf Stunden früher aus Quatrebras abgefertigt hatte — und den wahrscheinlich das ermattete Pferd nicht früher an das Ziel zu bringen vermochte. Er brachte die niederschmetternde Nachricht von Napoleon's Niederlage und wehrloser Flucht. Grouchy soll Thränen vergossen haben. Und nun wohin aus höchst gefährdeter Lage? — Napoleon hatte, in der furchtbaren Aufregung des Augenblicks, sogar vergessen etwas darüber zu verfügen, welche Wege Grouchy einschlagen solle. Daß der Rückzug nicht mehr auf Charleroi gerichtet werden durfte, war einleuchtend. Vandamme gab den abenteuerlichen Rath, Thielmann gegen Löwen zurückzutreiben — sich dann auf Brüssel zu werfen und den Rück-

weg westwärts durch Flandern zu suchen, wo man auf keinen Feind stoßen werde. Grouchy aber, den man im Allgemeinen gewiß nicht zu den Feldherrn ersten Ranges zählen darf, wußte sich doch hier mit der Besonnenheit des erfahrenen Soldaten zu benehmen.

Er sendete Excelmans mit seinen dreitausend Dragonern voraus — nach Namur, um sich, wenn es noch möglich war, des Orts zu bemächtigen, dessen steinerne Brücke einen sicheren, durch die alten Mauern der Stadt, geschützten Rückzug über die Maas versprach. Excelmans muß einen Theil des Weges (auf der gepflasterten Heerstraße) im Trab zurück gelegt haben, denn er erreichte Namur noch am späten Abend desselben Tages, oder vielmehr in der Nacht und fand den Ort wirklich noch nicht von den Preußen eingenommen.

Grouchy selbst kam mit Gérard's Heertheil an demselben Abend bis in die Nähe von Sombreffe — Vandamme nach Gembloux —: beide, zu ihrer eigenen Verwunderung, ganz unangefochten.

Alles hatte sich günstig für sie gestaltet. Wo Thielmann geblieben war, haben wir bereits gesehen. Als man es ihm später zum Vorwurf machte, daß er seinen Rückzug bis Achtenrohde fortgesetzt habe, ohne sich nach seinem Gegner umzusehen, schob er die Schuld auf seinen Chef des Generalstabs, den berühmten Clausewitz; der habe sehr schwarz gesehen und auf den Rückzug gedrungen.

Pirch I. hatte schon den Abend zuvor (18.) um zehn Uhr, auf dem Schlachtfelde von La-belle-Alliance, den Befehl erhalten, in Grouchy's Rücken aufzubrechen und marschirte wirklich mit drei Brigaden — da die eine, Tippelskirch, sich der Verfolgung nach Charleroi hin angeschlossen hatte, dagegen Brause bei Maransart wieder zu ihm gestoßen war — die Nacht durch über Maransart und Bousval nach Mellery, wo er am 19. um eilf Uhr Vormittags eintraf. Seine Truppen waren auf das Aeußerste ermüdet; Streifwachen brachten ihm die Nachricht, daß Grouchy noch bei Wawre stehe; er glaubte, wie es scheint, Zeit übrig zu haben, und ließ anhalten und kochen. Daß seine Leute der Ruhe, der Nahrung dringend bedurften, wird Niemand bezweifeln, der auch nur flüchtig überrechnet, was sie geleistet hatten: doch war dadurch nicht gerechtfertigt, daß er den ganzen übrigen Tag und die folgende Nacht unbeweglich stehen blieb — und daß ihm unbekannt blieb was in seiner nächsten Nähe vorging, so daß Vandamme in einer Entfernung von kaum einer Meile vor seiner Stellung vorbeiziehen konnte, ohne auch nur bemerkt zu werden.

Die Dinge hatten sich demnach so gewendet, daß am folgenden Morgen (20.) Grouchy in der That bereits in Sicherheit war. Es war für die Preußen nicht einmal mehr ganz leicht, auch nur seinen Nachtrab einzuholen.

Thielmann ließ freilich mit Tages-Anbruch Alles vorrücken, und als er bei Wawre erfuhr, daß der Feind längst aufgebrochen sei, die Reiterei

im Trab seinen Spuren folgen — diese Reiterei konnte aber dennoch erst bei Fallize (oder Rhisnes) die Nachhut Vandamme's einholen, der sie alsdann in einem unbedeutenden Gefecht zwei Kanonen abnahm. Gérard's Heertheil unter Grouchy's eigener Führung mußte sie, zu schwach ihn anzugreifen, auf der Heerstraße, die von Nivelles und Quatrebras nach Namur führt, ruhig an sich vorbei ziehen lassen. — Pirch's Vortrab hatte den Nachtrab dieser Colonne erst bei Le-Boquet unweit Temploux eingeholt, ihre Reiterei geworfen, doch aber keine wesentlichen Vortheile erfochten.

Grouchy, der sich nun gerettet glauben durfte, eilte weiter über die Maas und aufwärts an dem Fluß nach Dinant. Damit sein Fuhrwesen, sein Artillerie-Bedarf und die Verwundeten einen ausreichenden Vorsprung gewinnen konnten, mußte Vandamme, durch die Division Teste verstärkt, die Stadt Namur eine Zeit lang vertheidigen. — Pirch griff ihn hier an, sobald er Infanterie genug zur Hand hatte, und bemächtigte sich schnell der Vorstädte; ein Sturm auf die Stadtthore aber wurde blutig zurückgewiesen — und spät, am Abend erst, gelang es den Preußen eine Art von Schein-Erfolg zu erkämpfen: sie drangen in die Stadt ein, während die Franzosen im Begriff standen, sie zu verlassen. Der General Teste, der Vandamme's Nachhut befehligte, wußte aber die weitere Verfolgung dadurch unmöglich zu machen, das er am jenseitigen Ende der Brücke große, vorbereitete Scheiterhaufen anzünden ließ, die den Weg sperrten. Eine Verrammelung der Brücke, welche die Preußen erst wegräumen mußten, gewährte die Zeit, sie in Flammen zu setzen.

Dies nicht glücklich zu nennende Gefecht hatte dem Heertheil Pirch's nicht weniger als 1646 Mann gekostet. — Thielmann war mit seiner Infanterie am Abend nur bis Gembloux gekommen. — Grouchy aber sammelte am folgenden Morgen (12.) seine Truppen bei Dinant, und war somit — ohne Verlust sogar — glücklich entkommen.

Mit größerer Thätigkeit und besserem Erfolg wurde Napoleons fliehende Hauptmacht, während der beiden ersten Tage nach der Entscheidungsschlacht, verfolgt.

Noch spät am Abend, unmittelbar nach dem Kampf, waren die beiden Oberfeldherrn der Verbündeten auf dem Pachthof La-belle-Alliance dahin übereingekommen, daß Blücher mit seinen Preußen über Charleroi nach Frankreich vordringen sollte — Wellington auf der Straße die über Nivelle und Binche zunächst in das französische Hennegau führt.

Demgemäß erreichte die Hauptmasse des preußischen Heers schon am ersten Tage der Verfolgung (19.) Charleroi (Zieten), Fontaine l'Evesque (Bülow) und Anderlues (Tippelskirch) — Zieten's Heertheil war es, der zuerst in Charleroi die Ufer der Sambre erreichte. Auf dem Wege da-

hin fand sich viel verlassenes Fuhrwesen des französischen Heeres und verlassenes Geschütz. Um die zahlreichen Nachzügler, die eingeholt wurden, bekümmerte man sich, nach Reiche's Bericht, weniger als wohl hätte geschehen sollen; viele von ihnen entgingen unbeachtet der Gefangenschaft — und es ist nichts weniger als unwahrscheinlich, daß sie zum Theil wenigstens ihren Weg nach Laon fortsetzten, da Niemand sie hinderte.

In Charleroi selbst wurden 9 Geschütze und mehr als hundert Munitions-Wagen erbeutet. Man erfuhr, daß die Franzosen nur noch 27 Kanonen besaßen, als sie durch die Stadt flohen — und diejenigen preußischen Offiziere, die Napoleon's eigenthümlichen Militair-Hut bei Genappe auf der Heerstraße gefunden hatten, ermittelten, daß er wirklich in seinem bekannten grauen Ueberrock, einen runden Civil-Hut auf dem Kopf, durch Charleroi geeilt war.

Tags darauf betrat Zieten's Heertheil, bei Beaumont, den Boden Frankreichs — nach der damaligen Abgrenzung — sein Vortrab ging bis Solre-le-Chateau. Unterwegs wurden noch 3 verlassene Geschütze gefunden. — Bülow, der bis Beaufort und Colleret an die französische Grenze vorrücken sollte, hielt es für unmöglich, daß die Uebergänge über die Sambre bei Lobbes, Thuin und Alnes vom Feinde nicht vertheidigt würden, verlor viel Zeit mit Maßregeln zum Angriff — und kam deshalb nur mit einem Theil seiner Truppen nach Montignies jenseits der Sambre. Der Rest war noch an dem Fluß zurück. Nur sein Vortrab erreichte Ferrière-la-Petite. Tippelskirch mußte sich rechts gegen Maubeuge wenden, um diese Festung einzuschließen. —

Wellington hatte am ersten Tage nach dem Siege bei Waterloo nur einen Schein-Marsch machen können. Er war nur vom Schlachtfelde nach Nivelles gegangen: kaum eine Meile weit. Sein Heer mag noch nicht wieder ganz in der gehörigen Verfassung gewesen sein. Erst der folgende Marsch (am 20.) brachte es drei Meilen weiter, bis in die Gegend zwischen Mons, Binche und Roeulx.

An der Grenze Frankreichs endete die unmittelbare Verfolgung des geschlagenen Heers.

Neuntes Capitel.

Der Zug nach Paris. — Wellington und Ludwig XVIII. in Mons und Cambray. — Napoleon's Abdankung. — Provisorische Regierung in Frankreich. — Fouché. — Haltung der französischen Kammern. — Gesandtschaften der provisorischen Regierung an die verbündeten Monarchen und ihre Feldherren. — Gefechte in der Umgegend von Paris. — Capitulation von Paris.

Alles, was sich während dieser zwei Tage der Verfolgung ereignet und gezeigt hatte, ließ erkennen, daß die Waffen Frankreichs zertrümmert waren, daß das Land für den Augenblick in hohem Grade wehrlos vor den Siegern lag. Hatte doch Napoleon an den Ufern der Sambre nicht einmal eine Nachhut zu sammeln vermocht; und alle Vertheidigungsanstalten, die auf französischem Boden an der Grenze zahlreich vorbereitet waren, standen verlassen da: es hatten sich keine Vertheidiger gefunden.

Dem kühnen Sinn, der große Ereignisse zu fassen wußte, eröffnete sich die Aussicht, daß der Sieg den Weg zur äußersten und letzten Entscheidung des Kampfes in seiner Gesammtheit, des ganzen Kriegs, gebahnt hatte; daß man rasch entschlossen diese letzte Entscheidung herbeiführen und den Preis des Sieges davon tragen konnte, ehe Frankreich Zeit gewann, sich zu neuem Widerstand zu rüsten. — Das preußische und Wellington's Heer vereinigt, genügten dazu, wie die Sachen standen.

Blücher und Gneisenau forderten zu dem Marsch grade nach Paris, zur Eroberung der feindlichen Hauptstadt auf — und Wellington war desselben Sinnes. In welchem Umfang der erfochtene Sieg sich benutzen ließ, das war auch ihm klar, und ihm lag ohne Zweifel noch mehr als den Preußen daran, daß der Kampf nun, da das wider alle seine früheren Berechnungen möglich geworden war, ohne Oesterreicher und Russen, vor Allem ohne den Kaiser Alexander beendet werde. Natürlich bestimmten ihn andere Gründe als Blücher und Gneisenau; am wenigsten ein ritterlicher Siegerstolz, oder ein leidenschaftliches Verlangen nach dem höchsten Ruhm um seiner selbst willen.

Die ersten Verabredungen, die (am 21. Juni) getroffen wurden, ohne daß die Feldherren persönlich zusammen gekommen waren, verfügten jedoch im Besonderen nur, daß im Rücken der weiter vordringenden Heere Wellington's Truppen Valenciennes, Le-Quesnoi und Cambray einschließen soll-

ten — die Preußen: Maubeuge, Landrecies, Avesnes und Rocroi. Wellington bestimmte die niederländische Division Stedtman, verstärkt durch die Brigade Anthing, unter dem Prinzen Friedrich von Oranien zu diesem Dienst, Blücher den Heertheil unter Pirch I. — der jetzt, gleich Thielmann's Schaaren, den Befehl erhielt, schleunig heranzurücken.

Während diese beiden Heertheile (am 21.) bei Thuin und Charleroi die Sambre erreichten, schloß Zieten die Festung Avesnes ein — und Bülow's Vortrab erschien vor Landrecies, die Hauptmasse seiner Truppen bei Maroilles auf dem Wege dorthin. — Versuchsweise wurden einige Granaten nach Avesnes hineingeworfen; eine davon zündete ein Pulvermagazin, das in die Luft flog und einen Theil des Städtchens verwüstete. — Den anderen Morgen ergab sich die Feste, die eine Besatzung von beinahe zweitausend Mann — zu drei Viertheilen Nationalgarden — hatte. Siebenundvierzig Geschütze und große Vorräthe fielen hier den Siegern in die Hände. Die Nationalgarden wurden in die Heimath entlassen; doch war der größte Theil derselben schon über die Wälle entwichen, und hatte sich zerstreut, ohne die Capitulation abzuwarten.

Zieten marschirte dann an demselben Tage noch zwei Meilen weiter auf der Straße nach Laon, nach La-Capelle und Etroeung; Bülow, ihm zur Rechten bis in gleiche Höhe mit ihm, bis nach Fremy und Henappe in der Nähe von Guise — und am 23. Juni endlich hatten diese beiden Heertheile einen Rasttag; den ersten seit der Eröffnung des Feldzugs. Selten gewiß sind von Truppen größere Anstrengungen verlangt worden —: aber was macht das stolze Bewußtsein des Sieges nicht möglich! —

Nur Thielmann's Heertheil blieb in Bewegung und rückte bis Avesnes vor. Pirch's I. Brigaden hatten sich bereits getrennt, um vor die verschiedenen Festungen zu rücken.

Der Herzog von Wellington hatte, auch wieder mit sinniger Berechnung, das schlachtberühmte Malplaquet zu seinem ersten Hauptquartier auf französischem Boden gewählt und erließ von dort Proclamationen, obgleich sein Heer eigentlich bei Bavay biwachtete. Ein weiterer Marsch brachte ihn nach Cateau-Cambresis, wo er ebenfalls (23.) rastete — um einen kleinen Marsch hinter den Preußen zurück geblieben.

Die Nähe der beiden Hauptquartiere: Chatillon-sur-Sambre und Cateau-Cambresis wurde zu einer Zusammenkunft der Feldherrn benützt, die in dem ersteren Ort, Blücher's Hauptquartier, stattfand, und in der die weiteren Operationen gegen Paris festgestellt wurden.

Man wußte bereits, daß Grouchy sich gerettet hatte, sowie daß Laon zum Sammelplatz des französischen Heeres bestimmt war, und vermuthete, daß der Feind versuchen werde, Soissons und die Linie der Aisne zu halten, um Paris zu schützen. — Man beschloß, diese Vertheidigungslinie zu umgehen, um sie ohne Kampf unhaltbar zu machen; zu diesem Ende sollten beide Heere der Verbündeten auf dem rechten Ufer der Oise

gegen Paris vorrücken, um dann erst bei Compiegne oder Pont St. Maxence im Rücken der vorausgesetzten Stellung der Franzosen an der Aisne, das linke Ufer wieder zu gewinnen. Nur eine Abtheilung leichter Reiterei sollte, um den Feind zu täuschen, als scheinbarer Vortrab eines Heertheils gerade auf Laon vorgehen.

Es könnte befremden, daß die Verbündeten nicht vielmehr den unmittelbaren Kampf mit dem Gegner ausdrücklich suchten, anstatt zu einer solchen Umgehung zu schreiten; denn Erwünschteres, sollte man denken, konnte nicht geschehen, als wenn der Feind ihnen durch unmittelbaren Widerstand im freien Felde die Gelegenheit bot, seine letzten Heerestrümmer zu vernichten. Indessen Gneisenau, von dem der Plan ausging, versprach sich mancherlei Vortheile von der vorgeschlagenen Bewegung. Er hoffte, die feindlichen Heertheile bei Laon, indem sie nicht gedrängt würden, zu einem längeren Verweilen zu veranlassen und ihnen in Folge dessen einen Vorsprung gegen Paris abgewinnen zu können; er hoffte, auf dem rechten Ufer der Oise ungehindert, ohne einen großen Aufwand von taktischen Vorsichtsmaßregeln, folglich schneller marschiren zu können; und endlich führte dieser Weg durch Gegenden, die schon an sich fruchtbarer und reicher als das Gelände um Laon, auch von dem fliehenden französischen Heer noch nicht in Anspruch genommen, mehr Hülfsmittel gewährten: ein Umstand, der allerdings zu berücksichtigen war, da die preußische Armee, ohne alle Vorräthe, lediglich auf die örtlichen Hülfsquellen des Landes angewiesen, die außerordentlichsten Anstrengungen zu machen hatte.

Das waren nach dem Bericht Clausewitzen's — der in dieser Beziehung besser als jeder Andere unterrichtet sein konnte — die Gründe, die seinen Freund Gneisenau bestimmten. Clausewitz selbst ist hier mit Gneisenau nicht ganz einverstanden und auch wir glauben, daß vor einem preußischen Heertheil, wenn er gerade auf Laon gerichtet wurde, die Flüchtlinge von Waterloo, die man bei Laon zu sammeln suchte, auseinander gestäubt wären, wie Spreu vor dem Winde. Der Marsch in dieser Richtung konnte dann auch vielleicht Gelegenheit bieten, Grouchy, wenn nicht ganz von Paris abzuschneiden, doch zu solchen Umwegen zu nöthigen und so lange aufzuhalten, daß inzwischen Paris vollkommen wehrlos in die Hände der Verbündeten fallen mußte.

Wie dem auch sei, das Glück blieb den Heeren der Verbündeten günstig. Eine zweite französische Festung, die Citadelle von Guise, öffnete ihre Thore den Preußen, so wie sie wieder in Bewegung waren. Der Commandant capitulirte, sobald einige Haubitzen gegen die Wälle aufgefahren waren, ohne auch nur den ersten Schuß abzuwarten (24). Einen Tag später (25.) stand der linke Flügel des Heers (Zieten) bei Cerisy und sein Vortrab schloß La-Fère ein; Bülow war als rechter Flügel bis in gleiche Höhe, bis nach Essigny-le-Grand, vorgerückt; Thielmann

bis Homblières bei St. Quentin gefolgt; Blücher's Hauptquartier nach Ittencourt inmitten zwischen die drei Heertheile. — Auch das befestigte St. Quentin öffnete seine Thore ohne Widerstand, sowie die Preußen vor den Mauern erschienen.

Außerdem wurde bekannt, daß die Engländer in der jüngst vergangenen Nacht Cambray mit leichter Mühe stürmend eingenommen hatten. So war denn die Operationslinie der Verbündeten auf mehrere feste Punkte gestützt — und Wellington folgte den Preußen bis Joncourt — zwei Meilen nördlich von St. Quentin — jetzt schon um einen ziemlich starken Marsch zurück hinter Blücher's Schaaren.

Inzwischen aber hatten sich vor dem preußischen Heer und in seinem Rücken, zu Paris und im französischen Hennegau und Flandern Dinge von der höchsten Wichtigkeit begeben — geeignet, die politische Entscheidung in unerwarteter Weise zu beschleunigen; dort theils von leidenschaftlicher Aufregung, theils von doctrinairer Befangenheit, theils von selbstsüchtiger Arglist — hier von der nüchternsten, jeder Leidenschaft fremden Berechnung geleitet. Die bedeutenden Ereignisse folgten einander sogar innerhalb dieser wenigen Tage mit solcher Schnelligkeit, daß es schwer ist, ihnen in der Erzählung den Charakter des Ueberraschenden, wenigstens so bald und in solcher Form nicht Erwarteten zu wahren, den sie in der Wirklichkeit für die Mithandelnden und Mitlebenden hatten.

Wellington hatte auf dem Schlachtfelde von Waterloo die Verfolgung des Feindes aus mehr als einem Grunde sehr gern den Preußen überlassen. Es ist bezeichnend, daß er unmittelbar nach dem Siege, während Blücher und Gneisenau den Fliehenden folgten, für seine Person im Gegentheil vom Schlachtfelde nach Brüssel zurückeilte —: und in der That hatte er dort Dinge zu thun, die er über die Verfolgung gewiß nicht vergessen durfte; die vielmehr bei Weitem wichtiger waren, als der rein militärische Theil der Aufgabe, die noch zu lösen blieb.

„Als ich vor Paris eintraf, wußte ich, daß die Verbündeten durchaus nicht zu Gunsten des Königs — Ludwig's XVIII. — entschieden waren. —“ (A mon arrivée près de Paris, je savais que les alliés n'étaient pas du tout déterminés en faveur du roi), schrieb Wellington selbst wenige Wochen später dem General Dumouriez, um sein Benehmen zu rechtfertigen, indem er seine Beweggründe erklärte.*) Klug vorbauende Rücksicht auf diese sehr unzuverlässige Stimmung der verbündeten Monarchen, die doch nicht hindern durfte, daß Englands Absichten durchgeführt wurden, war, was alle genau berechneten Schritte Wellington's bestimmte.

---

*) Gurwood No. 988.

Schon war so mancher wohl angelegte Plan mißglückt. Man durfte die Dinge nicht sich selbst überlassen. Indem nun dem Herzog von Wellington anheim gegeben blieb — während die Preußen rasch vorwärts stürmten in Feindes Land hinein, ohne sich viel darum zu bekümmern, was in ihrem Rücken vorging — für sich allein auf einer anderen Straße, wo ihm keine Truppen folgten, die nicht unter seinen Befehlen standen, wo er Herr der Ereignisse blieb und Niemand hemmend in seine Anordnungen eingreifen konnte, gemessenen Schritts in Frankreich einzurücken, war ihm die Gelegenheit gegeben, Ludwig XVIII., die französischen Prinzen, die Minister und den Hof von Gent mitzunehmen in ihr Heimathland; Ludwig XVIII. unter dem Schutz der Fahnen Englands in jedem Städtchen, das die englisch-niederländischen Truppen besetzten, als König wiedereinzusetzen und seiner Autorität Anerkennung zu verschaffen, soweit diese Truppen das Land beherrschten.

Auf diese Weise konnte wenigstens in dem Bereich dieses Heeres erreicht werden, was die mißglückte Ernennung königlich Bourbonischer Bevollmächtigter bei allen verbündeten Hauptquartieren bewirken sollte, und damit war jedenfalls viel gewonnen. Denn war Ludwig XVIII. nicht zur Stelle, war er nicht mithandelnde Person und Macht in den Dingen, die geschahen, dann konnte er möglicher Weise ignorirt werden; die Verbündeten konnten dann seine fernliegenden Ansprüche nach Umständen wohl mit Stillschweigen übergehen und mit jeder anderen Regierung unterhandeln, der sich Frankreich williger fügte. War aber der König da, war er im thatsächlichen Besitz irgend eines Theiles von Frankreich, war er dort als König anerkannt, dann stellte sich Alles ganz anders; dann waren dieser König und sein Haus jedenfalls sehr schwer wieder zu beseitigen; denn wie hätten die Verbündeten zum Aeußersten gegen ihn schreiten können? — Es war dann wenigstens sehr schwer, ihm die Anerkennung zu Gunsten irgend einer anderen herrschenden Macht in Frankreich zu entziehen.

Ganz loyal war es freilich von Seiten des Herzogs von Wellington nicht gehandelt, daß er so die höchste und letzte aller schwebenden Fragen allein entscheiden wollte, ohne von den Verbündeten Englands dazu ermächtigt zu sein — ja hinter ihrem Rücken und in der ausdrücklichen Absicht, alle Bedingungen, von denen sie ihre Zustimmung abhängig machen konnten, zu umgehen und zu beseitigen —: aber in der Schule indischer Politik zum Staatsmann gereift, ließ sich der Herzog natürlich durch solche Rücksichten nicht abhalten.

Um den Tag von Waterloo mehr und mehr zu einem Sieg Englands zu stempeln, sorgte er nebenher dafür, daß die Gefangenen, von denen zwei Drittheile ungefähr den Preußen bei der Verfolgung in die Hände gefallen waren, sämmtlich nach England hinüber geschifft wurden. Sein Hauptgeschäft den Tag nach der Schlacht war aber, an Ludwig XVIII. zu schreiben. Er forderte ihn auf, wie Graf Goltz berichtet, sich sofort

auf dem kürzesten Wege über Grammont nach Mons zu begeben — d. h. auf die Straße, auf der Englands Heer in Frankreich einrücken sollte — und die Paar hundert Mann französischer Haustruppen unter dem Herzog von Berry vor sich her marschiren zu lassen.

Dann eilte Wellington wieder zu seinem Heer und erließ von Malplaquet aus die schon erwähnten Proclamationen an die Truppen unter seinen Befehlen und an die Bewohner Frankreichs. Jene erinnerte er daran, daß ihre verschiedenen Landesherren sämmtlich „Verbündete des Königs von Frankreich" seien und daß sie sich in Frankreich mithin in Freundes Land befänden —: diesen sagte er, er komme an der Spitze eines siegreichen Heers, nicht als Feind in ihr Land, sondern um ihnen zu helfen, das eiserne Joch abzuschütteln, unter das sie gebeugt seien, wobei er den „Usurpator", den „Feind des Menschengeschlechts" als den einzigen Feind der Verbündeten bezeichnete. (Je fais savoir aux Français que j'entre dans leur pays à la tête d'une armée déjà victorieuse, non en ennemi (excepté de l'usurpateur prononcé l'ennemi du genre humain avec lequel on ne peut avoir ni paix ni trève) mais pour les aider à secouer le joug de fer sous lequel ils sont opprimés.)

Doch aber wollte sich nicht Alles sogleich und ohne Schwierigkeiten nach Wellington's Wünschen fügen. Er hatte, wie diplomatische Berichte bezeugen, mit Sehnsucht auf Talleyrand gewartet, um mit dessen Hülfe endlich den unfähigen Günstling Blacas — und den schädlichen Einfluß der französischen Prinzen zu beseitigen. Talleyrand kam aber auch jetzt nicht auf den ersten Wink; er wollte, wie schon früher angedeutet wurde, das Ansehen geltend machen, das er in Wien gewonnen hatte, und nicht eher vor Ludwig XVIII. erscheinen, als bis dieser durch den Herzog von Wellington bewogen sein würde, den unentbehrlichen Minister um jeden Preis und auf jede Bedingung zu sich zu rufen. So verweilte er denn zunächst in Brüssel, wo er den Tag nach der Schlacht bei Waterloo eingetroffen war, und äußerte sich dort sehr unzufrieden mit Allem, was in seiner Abwesenheit in Paris und in Gent geschehen war.

Auch er beschuldigte Blacas und den Einfluß der Emigrirten, die Artois umgaben, an dem Umsturz schuld zu sein, der im März stattgefunden hatte — und nach seiner Meinung mußte sich Ludwig XVIII. nicht beeilen, nach Frankreich zurückzukehren, wo nichts vorbereitet sei, ihm eine günstige Aufnahme zu sichern; er durfte überhaupt sein Königreich nicht gleichsam im Gefolge der fremden Heere wieder betreten. Er mußte — so behauptete Talleyrand laut und entschieden — durch die Schweiz nach dem royalistisch gesinnten Süden eilen; dort werde er nicht, von Fremden umgeben, den Franzosen gegenüberstehen — sondern von Franzosen, von einer royalistischen Macht umgeben, den Fremden. In Lyon mußte Ludwig XVIII. zunächst seinen Thron aufschlagen. Vor Allem aber mußten den Leuten, die der Revolution angehangen hatten,

und nicht minder den Interessen, welche die Revolution geschaffen hatte, genügende Bürgschaften gegeben — es mußte endlich ein solidarisches und verantwortliches Ministerium eingesetzt werden.

Ludwig XVIII. begab sich (am 23. Juni) nach Mons, umgeben von seinen glänzenden, aber unbrauchbaren Haustruppen — von den Prinzen seines Hauses und ihrem aristokratischen Anhang, von französischen Staatsmännern, wie Blacas, Louis, Jaucourt, d'Ambray, Clarke, Chateaubriand, Beugnot und von den auswärtigen Diplomaten Pozzo-di-Borgo, Sir Charles Stuart, General Vincent und Graf Goltz. Und hier gelang es endlich den vereinten Bemühungen Aller, den König Ludwig dahin zu bewegen, daß er seinen Günstling Blacas entfernte. Niemand drang jetzt mit größerem Eifer darauf, als Artois und sein Anhang, denen es ganz genehm war, daß die begangenen Fehler, an denen sie selber den größten Antheil hatten, dem Günstling allein zur Last gelegt wurden. Royalisten aus Lille sollen berichtet haben, daß der König in Frankreich wohl mit dem Doppelruf „vive le roi!" und „à bas Blacas!" empfangen werden könne, wenn der Günstling wieder an seiner Seite erschien. Der Herzogs-Titel und ein reiches Geldgeschenk sollten den Grafen Blacas trösten, der zugleich zum Botschafter an dem Bourbonischen Hof in Neapel ernannt wurde. Unter Thränen nahm Ludwig Abschied von dem Gefährten seiner Verbannung, Blacas aber äußerte, in ein Paar Tagen werde der würdige Herr ihn wohl vergessen haben.

Talleyrand war wenige Stunden nach dem König in Mons eingetroffen — aber er mied ihn, anstatt sich ihm sofort vorzustellen — gab den Ministern, den Diplomaten, die ihn aufforderten zum König zu eilen, ablehnende Antworten, — das habe Zeit — und wiederholte unzufrieden die Reden, die er schon zu Brüssel gehalten hatte. Man meinte, er wolle erst erkunden, wie die Sachen eigentlich stünden; vielleicht wollte er immer noch Blacas' Entfernung erzwingen, von der man noch nicht wußte; ein gewagtes Spiel einem Herren gegenüber, der eine solche unermeßliche Vorstellung von seiner eigenen Würde als Haupt des Bourbonischen Hauses hatte. Talleyrand kannte diesen kaum noch glaublichen Hochmuth sehr gut und hatte ihm in der verwegensten Weise geschmeichelt, durch Aeußerungen, wie die, daß die Bourbonischen Prinzen gewissermaßen gezwungen seien, Mißheirathen einzugehen, da es auf der Welt kein dem ihrigen ebenbürtiges Haus gebe. Er mußte wissen, daß ihm König Ludwig nie verzeihen werde.

Ein Schreiben Wellington's forderte den König dringend auf, seine Reise unverweilt nach Frankreich fortzusetzen und zunächst nach Cateau-Cambresis zu gehen. Artois, der Herzog von Berry, der Kriegsminister Clarke, Herzog von Feltre und Blacas versammelten sich bei dem König, um darüber Rath zu halten —: seltsamer und bezeichnender Weise ohne die übrigen Minister, die nicht, wie Clarke, zu Artois' Vertrauten ge-

hörten — und nach anderthalbstündigem Hin- und Herreden wurde beschlossen, dem Ruf Wellington's zu folgen. Die Prinzen waren hocherfreut über die Wendung, welche die Dinge zu nehmen schienen; sie durften hoffen, nicht nur Blacas, sondern auch Talleyrand los zu werden; und daß mit dem Letzteren auch alle mehr oder weniger constitutionell gesinnten Minister, wie Louis, Jaucourt, Beugnot ausscheiden würden, das war so ziemlich gewiß. Der König blieb von den Prinzen und ihren Freunden allein umgeben, es zeigte sich die lockende Aussicht auf ein Ministerium, das ganz aus „reinen" makellosen Emigrirten gebildet wäre.

Talleyrand, der zu sehr auf seine Unentbehrlichkeit vertraut hatte, war peinlich überrascht, als er, von Befreundeten vor Tage geweckt, erfahren mußte, daß der König seine Pferde um vier Uhr früh bestellt habe. Eilig gekleidet ging er nun bei aufgehender Sonne zu Fuß auf den Arm eines Anhängers gestützt durch die Straßen zu der Wohnung des Königs. Ludwig **XVIII.**, im Begriff in den Wagen zu steigen, kehrte noch einmal mit Talleyrand in seine Gemächer zurück — was hier in kurzem Zwiegespräch zwischen ihnen vorgefallen, weiß auch Viel-Castel nicht zu erzählen, doch hat es Talleyrand den Gesandten der auswärtigen Mächte mitgetheilt und der weitere Verlauf der Unterhandlungen liefert den Beweis, daß er ihnen die Wahrheit gesagt hat.

Talleyrand stellte dem König vor, daß er nicht in Verbindung mit den fremden Armeen nach Frankreich zurückkehren müsse — und überhaupt nicht eher, als bis er von der Nation förmlich berufen werde — namentlich aber auch, daß der Entschluß zur weiteren Reise in einem Ministerrath hätte gefaßt werden müssen, daß ein solcher aber gar nicht stattgefunden habe. — Der König antwortete darauf nur, seine zustimmende Antwort an den Herzog von Wellington sei bereits abgefertigt — und Talleyrand hatte nur noch hinzuzufügen: da er dem König nicht in befriedigender Weise zu dienen vermöge in einer wichtigen Angelegenheit, die er weder eingeleitet habe, noch billigen könne, bleibe ihm nur übrig, seine Entlassung einzureichen.

Diese nahm der König zwar nicht ausdrücklich an, da aber Talleyrand den Wunsch aussprach, nach Wiesbaden zu gehen, meinte König Ludwig, die dortigen Bäder würden ihm gewiß sehr heilsam sein — und reiste ab.

Talleyrand wußte im ersten Augenblick seine Entrüstung nicht zu verbergen; — die Partei der Emigrirten schwelgte im Hochgefühl des Triumphs — die in Mons zurückgebliebenen Staatsmänner und Diplomaten waren consternirt! — Ludwig **XVIII.** ganz unter dem Einfluß der Prinzen und der Emigrirten, nur von ihnen umgeben — das konnte nicht zum Guten führen; dabei durfte es nicht bleiben, in einem Augenblick der Krisis, wo es darauf ankam, Frankreich zu gewinnen und zu versöhnen. Man eilte von allen Seiten zu Talleyrand, theils um sich

über die Lage der Dinge zu unterrichten, theils um zu beschwichtigen und zu vermitteln. — Talleyrand erklärte, er werde zunächst den Fürsten Hardenberg und Metternich, dem Grafen Nesselrode schreiben, damit man nicht glaube, daß er nach Mons gekommen sei, um den König zur Rückkehr nach Frankreich in dieser Weise zu veranlassen, und dann werde er nach Wiesbaden reisen. Doch glaubte Graf Goltz, dessen Berichten wir alle diese Einzelnheiten entnehmen, zu bemerken, daß es ihm damit nicht ganz entschiedener Ernst sei.

Auch äußerte Talleyrand unmittelbar darauf gegen Sir Charles Stuart, er werde einige Zeilen von ihm noch in Mons abwarten, ehe er abreise. — Die Engländer zeigten sich nämlich vor Allen besorgt und geschäftig; sie griffen gleichsam als unmittelbar Betheiligte ein, während die Diplomaten der anderen Mächte sich lediglich beobachtend verhielten.

Während Blacas die Reise erst zu seiner Familie in England — dann nach Neapel antrat, folgten die fremden Gesandten dem französischen Hof nach Cateau-Cambresis —: von den Ministern außer dem Herzog von Feltre nur Beugnot. Man erfuhr schon an diesem Tage (24. Juni), daß Napoleon abgedankt habe, die Krisis rückte mit immer schnelleren Schritten heran, Talleyrand's Gegenwart schien mit jedem Augenblick nothwendiger —: aber Ludwig XVIII. zeigte sich beleidigt und gereizt und wollte keinen Schritt der Annäherung thun. Indessen fühlte er doch, daß die Engländer seine eigentliche Stütze seien und daß er alle Ursache habe, ihren Rath zu beachten, und so ließ er denn geschehen, daß der Herzog von Wellington den grollenden Talleyrand noch an dem Abend desselben Tages schriftlich aufforderte, ihnen zu folgen.

Schon hatte ihm Sir Charles Stuart nach einem Gespräch mit Wellington geschrieben: der Herzog habe sehr wichtige Gründe gehabt, dem König die unverweilte Rückkehr nach Frankreich anzurathen; Napoleon habe zu Gunsten seines Sohns dem Thron entsagt; unmöglich aber könne die französische Nation unter diesen Umständen, wo die Ereignisse sich in staunenswerther Weise drängten, in regelmäßiger Form über die Wahl eines neuen Herrschers befragt werden; auch schienen mehrere feste Plätze, in deren Besitz so bald als möglich zu gelangen nothwendig sei, ihre Thore nur ihrem legitimen Souverain öffnen zu wollen, und überhaupt könne die Rückkehr des Königs nach Frankreich die militärischen Operationen der Verbündeten nur erleichtern, vermöge des günstigen Eindrucks, den sie nicht verfehlen werde, auf die große Mehrheit der Nation zu machen, die entschieden für den König gestimmt sei.

Wellington schrieb in demselben Sinn: Er sei es, der den König aufgefordert habe, sofort nach Frankreich zu kommen, und zwar weil er erkannt habe, daß der bei Waterloo erfochtene Erfolg in Paris eine Krisis hervorrufen werde, die zu benutzen der König zur Stelle sein müsse —

oder wenigstens so nahe, als die Umstände gestatten wollten. „Ich schmeichle mir," fügt er hinzu: „wenn ich Sie hätte sehen können, oder wenn Sie den wirklichen Stand der Dinge genau gekannt hätten, als Sie dem König zu Mons riethen, nicht nach Frankreich zu gehen, dann würden Sie ihm einen ganz anderen Rath gegeben und ihn begleitet haben." — Am Schluß folgt dann die dringende Aufforderung, dem Hof zusammt den übrigen Ministern so schnell als möglich zu folgen. — Talleyrand verstand ihn und bald hatte man die schriftliche Zusicherung, daß er kommen werde.

Ueber der Sorge, die Thorheit und Verblendung Artois' und der Emigrirten wenigstens so viel als irgend möglich in Schranken zu halten und die brauchbaren Menschen, deren Hülfe man bedurfte, wenn die Sache überhaupt gehen sollte, wieder in die Nähe des König's zu bringen, vergaß aber Wellington keineswegs die anderen nicht minder wichtigen Aufgaben, die er sich gestellt hatte.

Schon hatte er in dem unbedeutenden Städtchen Cateau=Cambresis, dem ersten, das die heimkehrenden Bourbons in Frankreich berührten, einen feierlichen Einzug des Königs veranstaltet, mit Rufen: „vive le roi!" unter Glockengeläute und was sonst dazu gehört — und so oft es auch schon mißlungen war, immer bedacht, die Vertreter der Verbündeten zu Schritten zu verleiten, durch die nicht nur die Regierung der Bourbons als ohne Unterbrechung fortbestehend anerkannt, sondern auch der Krieg amtlich als lediglich im Dienst Ludwig's XVIII. geführt bezeichnet würde, benützte Wellington auch diese Gelegenheit dazu.

Er ließ den preußischen General Müffling zu sich entbieten, theilte ihm wichtige Depeschen mit, wollte aber über den Inhalt erst später mit ihm sprechen — unterwegs! — denn jetzt müßten sie Ludwig XVIII. entgegenreiten. — Blücher mied sorgfältig jede Berührung mit dem Bourbonischen Hof; der Gesammt=Charakter der preußischen Politik in jener Periode läßt nicht daran zweifeln, daß ihm diese Haltung in seinen Verhaltungsbefehlen vorgeschrieben war; er selber hatte dasselbe Benehmen dem General Müffling in dessen Verhaltungsbefehlen zur Pflicht gemacht.

Ein schlichter Soldat hätte an der Stelle dieses Generals dem Herzog wahrscheinlich geantwortet, daß er für diesen Fall keine Instruction habe: Müffling verfiel überrascht auf keine bessere Ausrede, als die, daß er kein Pferd zur Stelle habe. Dafür wußte Wellington natürlich Rath; eins von seinen Pferden stand bereits vorsorglich gesattelt zu Müffling's Verfügung —: der preußische General ließ sich mitnehmen. Doch scheint ihm etwas unheimlich dabei zu Muth geworden zu sein, da auch Ludwig XVIII. mit der Schlauheit, die ihm wohl zu Gebote stand, die Gelegenheit benutzte und ihm am Schluß des Einzugs „sehr viel Verbindliches" sagte „über die Dienste, welche die preußische Armee seiner Sache in der Schlacht geleistet habe."

Natürlich war in allen Zeitungen, die unter englischem oder unter Bourbonischem Einfluß standen, sofort zu lesen, daß „der König" an der Schwelle seines Reichs von dem Herzog von Wellington und einem preußischen General empfangen worden sei. — Müffling war noch dazu nicht ungewarnt in die Falle gegangen, denn Gneisenau hatte ihm gerathen, der List und Verschlagenheit Wellington's gegenüber auf seiner Hut zu sein.*) In den Mittheilungen aus seinem Leben tröstet er sich mit dem Gedanken, daß auch Pozzo-di-Borgo bei dieser Gelegenheit gleich ihm als „Schauspieler wider Willen" aufgetreten sei. Allein er irrt; Pozzo-di-Borgo, in Mons zurückgeblieben, um sich mit Talleyrand zu verständigen**), ist erst volle vierundzwanzig Stunden nach dem Einzug Ludwig's XVIII. in Cateau-Cambresis eingetroffen. (Le général Pozzo-di-Borgo est arrivé hier au soir, meldet Graf Goltz in einer Depesche vom sechsundzwanzigsten Juni aus Cateau-Cambresis.)

So kleine Vortheile konnten indessen doch dem Herzog von Wellington nicht genügen, wenn er sie auch nicht verschmähte; er suchte mehr und Bedeutenderes zu erlangen.

In der Nacht vom 24. zum 25. Juni gelang den Engländern unter Colville die Eroberung der Stadt Cambray durch Leiter-Ersteigung; der Widerstand der Besatzung, die aus National-Garden bestand, kann nur sehr unbedeutend gewesen sein, da die drei Colonnen, die stürmend über die Wälle eindrangen, im Ganzen nur 4 Offiziere und 33 Mann verloren. In der Citadelle aber schien sich der Commandant halten zu wollen. Das hatte nicht viel zu bedeuten und hätte jedenfalls nicht weit gereicht. Wellington schlug nun aber dem König Ludwig vor, er möge französische Offiziere aus seinem royalistischen Gefolge nach der Citadelle von Cambray sowohl, als vor die Mauern aller anderen Festungen im Rücken des englisch-verbündeten Heers senden und diese Plätze in seinem Namen zur Uebergabe auffordern lassen. Der Herzog bemerkte dabei, daß er gar nichts dagegen habe, wenn diese Plätze nach der Uebergabe von den einheimischen Stadt-National-Garden besetzt blieben; nur die auswärtigen, aus dem Departement herbeigezogenen National-Garden sollten entlassen werden. Ohne Zweifel durfte man auf einen gewissen Erfolg hoffen, da die Festungen, die nicht alle in der Verfassung waren, sich mit Aussicht auf Erfolg zu vertheidigen, somit nur die weiße Fahne der Bourbonen aufzuziehen brauchten, um einer Belagerung, einer Eroberung durch Fremde zu entgehen.

Ludwig XVIII. ergriff diesen Vorschlag natürlich mit dem freudigsten Eifer und sendete sofort den General Grafen Lalaing d'Audenarde nach Cambray. Zugleich aber ließ er, auch durch Wellington dazu veranlaßt,

*) Müffling, aus meinem Leben, 212.
**) Guizot, mémoires (Leipziger Ausgabe) I, 92.

den preußischen Gesandten, Grafen Goltz, zu sich entbieten und empfing ihn nicht etwa unter vier Augen, wo eine ablehnende Antwort leichter zu geben gewesen wäre, sondern in Gegenwart der beiden Prinzen seines Hauses, Artois und Berry, des Herzogs von Wellington und des englischen Botschafters Sir Charles Stuart. In dieser Umgebung eröffnete er dem Grafen, da den Feldherren der verbündeten Höfe ohne Zweifel darum zu thun sein werde, so bald als möglich in den Besitz der Festungen auf ihrem Wege zu gelangen, um sich nicht durch Belagerungs- oder Blockade-Corps schwächen zu müssen, dürfe er, der König, wohl hoffen, daß der Feldmarschall Blücher das von dem Herzog von Wellington vorgeschlagene Mittel ebenfalls zweckmäßig finden werde. In dieser Hoffnung werde er den Marechal-de-Camp, Baron Dubois d'Aisy und den Major Grafen Caraman, Sohn des französischen Gesandten in Berlin und früher selbst in preußischen Diensten, in Blücher's Hauptquartier senden — beauftragt, der Eine Landrecies, der Andere Maubeuge, im Namen des Königs zur Uebergabe aufzufordern. Die beiden Offiziere könnten dann als französische Commandanten in den genannten Plätzen bleiben — unter der Autorität der preußischen Commandanten, um diese zu unterstützen und als Mittelspersonen zwischen der fremden Besatzung und den örtlichen Behörden zu dienen.

Graf Goltz, zwar sehr conservativ und Bourbonistisch gesinnt, war doch vorsichtiger und nicht so leicht zu fangen als Müffling; er zog sich für seine Person ganz aus dem Spiel, indem er sich darauf beschränkte, zu antworten, er glaube nicht, daß Blücher gegen die vorgeschlagene Maßregel sein werde, er selbst aber sei nicht befugt, den Entschließungen des Feldmarschalls vorzugreifen; er bäte daher den König, die beiden Offiziere mit einem ihre Sendung betreffenden Schreiben des französischen Kriegsministers an Blücher versehen zu lassen.

Die Citadelle von Cambray ergab sich in der That sofort auf die Aufforderung des Grafen d'Audenarde — und Wellington überließ darauf unverweilt auch die Stadt Bourbonischen Behörden und einer aus örtlichen National-Garden und königlichen Haustruppen gebildeten Bourbonischen Besatzung; kein Soldat des englisch-verbündeten Heers zeigte sich weiter in ihren Ringmauern. Ludwig konnte (am 26.) mit Befriedigung sein Hoflager dorthin verlegen und war nun also wirklich wieder König und Herr in einer nicht ganz unbedeutenden Stadt Frankreichs.

In Blücher's Hauptquartier dagegen hielt man sich nicht für befugt, die höchsten Fragen der Politik beiläufig und nebenher zu entscheiden; man glaubte die militärische Stellung der Verbündeten in Frankreich sicher stellen, durch wirkliche Eroberung in den unzweideutigen Besitz der nothwendigen Festungen kommen zu müssen; man glaubte ferner, um die Interessen Deutschlands bei dem Friedensschluß wahren zu können, ein Pfand in Händen haben zu müssen, das Frankreich genöthigt wäre ein-

zulösen. Preußische Fahnen, nicht das weiße Panier der Bourbons, müßten auf den Wällen der übergebenen Festungen wehen.

Der Baron d'Aisy und Graf Caraman kehrten bald mit der noch dazu blos mündlichen Antwort zurück: man sei nicht gesonnen, die von preußischen Truppen eingeschlossenen Festungen im Namen des Königs von Frankreich aufzufordern. Graf Goltz berichtet, daß diese Antwort am Hof zu Cambray einen sehr schmerzlichen Eindruck gemacht habe.

Talleyrand kam; er traf einen Tag später als sein König in Cambray ein — aber er kam wenigstens in einer Beziehung doch schon etwas zu spät. Ludwig XVIII. hatte bereits zu Cateau-Cambresis eine Proclamation unterschrieben, die zwar der Kriegminister Clarke mit ihm unterzeichnete, die aber der Kanzler d'Ambray verfaßt hatte, und die in Cambray bekannt gemacht wurde. Ludwig XVIII. sagte darin seinen getreuen Unterthanen: „Schon in dem Augenblick, wo das verbrecherischste aller Unternehmen, unterstützt durch die unbegreiflichste aller Abtrünnigkeiten uns nöthigte, unser Königreich auf kurze Zeit zu verlassen, haben wir Euch auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die Euch bedrohten, wenn Ihr Euch nicht beeiltet, das Joch eines tyrannischen Usurpators abzuschütteln. Wir haben weder unseren eigenen Arm noch den unserer Familie mit den Werkzeugen vereinigen wollen, deren sich die Vorsehung bedient hat, um den Verrath zu strafen. Aber jetzt, wo die mächtigen Anstrengungen unserer Verbündeten die Satelliten des Tyrannen zerstreut haben, beeilen wir uns, in unsere Staaten zurückzukehren, um die Verfassung wieder herzustellen, die wir Frankreich verliehen hatten; um durch alle Mittel, die uns zu Gebote stehen, das Unheil, das der Aufruhr und der Krieg, der dessen nothwendige Folge war, verursacht haben, zu heilen; um die Guten zu belohnen und die bestehenden Gesetze gegen die Strafbaren in Anwendung zu bringen; um endlich die unermeßliche Mehrheit der Franzosen, deren Treue, Muth und Ergebenheit unserem Herzen ein so schöner Trost gewesen sind, um unseren Thron zu versammeln."

Gab es überhaupt noch eine Möglichkeit, in Frankreich eine hartnäckige Gegenwehr hervorzurufen, so war eine solche Proclamation, die den National-Stolz beleidigte, indem sie die Siege der Engländer und Deutschen feierte und dem gesammten Frankreich mit der Rache der Emigrirten drohte, gewiß das beste Mittel dazu.

Talleyrand wollte die Regierung der Bourbons in die Bahnen des Möglichen lenken; er wollte Einheit und Zusammenhang da herstellen, wo sie durch den Einfluß der Prinzen beständig gestört wurden. In dem Brief an Sir Charles Stuart, in dem er sich bereit erklärte, dem König zu folgen, sagte er namentlich: „Ich bin sehr leicht zufrieden zu stellen, denn ich verlange nur die Einheit der Regierungs-Thätigkeit, die uns allein die Mittel und die Macht verschaffen kann, der Sache des Königs einen vollständigen Erfolg zu sichern. (Je suis fort facile à arranger,

car je ne demande qu'une unité d'action qui seule peut nous procurer les moyens et la force pour assurer un succès entier à la cause du Roi.) Aber freilich wollte er selbst an der Spitze dieser Einheit stehen.

Seine erste Sorge mußte natürlich dahin gehen, eine zweite königliche Proclamation hervorzurufen, die wo möglich jene erste, die dann nicht weiter verbreitet werden durfte, in Vergessenheit bringen konnte. Da er sich bei dieser Forderung von den Engländern unterstützen ließ, konnte der Hof nicht umhin, darauf einzugehen, und selbst zuzulassen, daß die begangenen Fehler der Regierung eingestanden und beruhigende Versprechungen für die Zukunft gemacht würden. Als aber Talleyrand am folgenden Tage in einem Ministerrath, dem auch wieder die Prinzen beiwohnten, den Entwurf vorlegte, den Beugnot inzwischen ausgearbeitet hatte, erhob sich ein gewaltiger Sturm. Artois äußerte mit Bitterkeit, man dürfe die Majestät nicht in so demüthigen Worten sprechen lassen, in denen sie für ihre früheren Handlungen um Verzeihung zu bitten scheine; und da vollends die Wendung vorkam: der König habe sich durch seine Zuneigungen (ses affections) hinreißen lassen — fragte der Bruder des Königs, ob er etwa gemeint sei? — Da Talleyrand nicht anders antworten konnte als ja! der Prinz habe allerdings großen Schaden gethan, erlaubte sich der Herzog von Berry in leidenschaftlicher Aufregung die Aeußerung, daß nur die Gegenwart des Königs ihn abhalte, eine solche Behandlung seines Vaters zu bestrafen. Der König mußte Ruhe gebieten, verlangte aber auch, daß die Proclamation geändert, daß nirgends im Ausdruck die Rücksichten verletzt würden, die durch die Verhältnisse geboten seien.

Es bedurfte noch einer zweiten Sitzung des hohen Raths, ehe die mehrfach geänderte und gemilderte Proclamation genehmigt und unterschrieben werden konnte. Talleyrand mochte bedauern, daß die ausdrückliche Mißbilligung der Politik der königlichen Prinzen gestrichen war, denn er hatte sie gewiß nicht ohne Absicht dem König in den Mund gelegt, dem sie sehr bestimmte Verpflichtungen auferlegt hätte — doch blieb die neue Proclamation auch in ihrer ermäßigten Gestalt in vollkommenem Widerspruch mit der früheren. Anstatt wie diese auf die Waffen der Verbündeten zu pochen, sagte jetzt der König, daß er herbeieile um sich, in der Hoffnung, daß die Rücksichten, die man für ihn habe, seinen Unterthanen zum Heil gereichen würden, ein zweites Mal als Vermittler zwischen Frankreich und die Heere der verbündeten Monarchen zu stellen — nur in dieser Weise habe er an dem Kriege Theil nehmen wollen; er habe nicht gestattet, daß ein Prinz seines Hauses in den Reihen der Fremden kämpfe. — Die Verhältnisse seien während des ersten Jahrs seiner Regierung sehr schwierig, Fehler kaum zu vermeiden gewesen — vielleicht habe seine Regierung Fehler begangen — aber er wolle Alles, was Frankreich retten könne. Auf diese Weise eingeleitet — und indem

darauf hingewiesen wird, wie schmerzliche Prüfungen seinen Unterthanen bewiesen hätten, daß das Princip der Legitimität die einzige mögliche Grundlage der Ordnung und Freiheit sei — folgt eine lange Reihe beruhigender Versicherungen. Der König erinnert an die verliehene Charte und verspricht alle Bürgschaften, die dem Lande die Wohlthaten der Verfassung sichern können. Die Käufer der sogenannten National-Güter werden natürlich ganz besonders in den bestimmtesten Ausdrücken beruhigt; ein allgemeines Vergeben und Vergessen wird angekündigt, nur die Häupter des Verraths sollen davon ausgenommen sein — die Schuldigen aber durch die Vertreter des Landes bezeichnet werden, durch die Kammern, die der König sofort einberufen wird. Mit solchen Gesinnungen kehrt der König zurück, dessen Vorfahren acht Jahrhunderte über Frankreich geherrscht haben, um sein Volk zu vertheidigen und zu trösten.

Und eben wie der Herzog von Wellington brauchte auch Talleyrand das Mittel, anscheinend vertrauensvoll, eine Politik der verbündeten Cabinette, wie die Bourbons sie wünschen mußten, als selbstverständlich vorauszusetzen. Er fragte die Vertreter der verbündeten Mächte um Rath; er veranlaßte sie gewissermaßen, an der Thätigkeit der Bourbonischen Regierung unmittelbaren Antheil zu nehmen, um sie durch ein solches scheinbares Vertrauen mit verantwortlich zu machen, und mehr als sie vielleicht im Augenblick gewahr wurden, zu binden.

So theilte er auch jetzt die Proclamation, ehe sie bekannt gemacht wurde, den versammelten Gesandten Englands, Rußlands und Preußens mit —: der österreichische, General Vincent, bei Waterloo verwundet, war noch in Brüssel zurück. Er wollte ihr Gutachten haben — und erklärte förmlich, daß er es für seine Pflicht halte, alle Erlasse des Königs (tous les actes du Roi), ehe sie bekannt gemacht würden, den Ministern der verbündeten Mächte vorzulegen, besonders denjenigen unter ihnen, deren reine Absichten, deren Ansichten in Beziehung auf die wahrhafte Beruhigung Frankreichs und Europa's er von Wien her kenne. Die Proclamation wurde natürlich allgemein gut geheißen.

Ohnstreitig war das Alles sehr geschickt eingeleitet: aber was konnten solche diplomatische Feinheiten über den unmittelbaren Zweck hinaus, der im Augenblick verfolgt wurde, für die ernste, dauernde Zukunft nützen? Wo lag eine Bürgschaft, daß es gelingen werde, den Einfluß der französischen Prinzen zu verbannen, der stets von Neuem Alles zu verderben drohte? — Welche Aussicht zeigte sich an dem hin und her gezerrten Hof König Ludwigs, daß da die Mäßigung wirklich walten werde, welche die Umstände geboten? — Welche Aussicht auf die Einheit, nach der Talleyrand strebte?

Und doch war der Augenblick gekommen, wo die Regierung der Bourbons eine Wirklichkeit werden sollte.

Während der König von Frankreich sich unter dem Schutz des Herzogs von Wellington an der Nordgrenze des Landes festzusetzen — oder einzuschleichen — suchte, war der Krieger= und Herrscher=Laufbahn des Kaisers in der Hauptstadt ein Ende gemacht worden. Seine Macht verschwand vor dem Wort einer Versammlung, deren eigene Ohnmacht wenige Tage später zu Tage kommen sollte.

Wir haben Napoleon auf der Flucht von dem Schlachtfelde von Waterloo verlassen. Sein erster Gedanke war, dieser Flucht schon bei Quatrebras Halt! zu gebieten —: ein Beweis, daß die Energie seines Geistes doch noch nicht ganz gebrochen war, wenn er auch in verwirrter Aufregung vergaß, dem Marschall Grouchy Weg und Ziel seines Rückzugs zu bestimmen. Die Division Girard, früher auf dem Schlachtfelde von Ligny zurückgelassen, sollte bei Quatrebras die Flucht und die Verfolgung stemmen —: zweitausend Mann stark! — eine sehr ungenügende Stütze in so großartigem Unheil.

Auch konnte diese Truppe nicht rechtzeitig gefunden und herbeigezogen werden; die Flucht ging weiter, der Strom riß Alles mit sich fort und auch Girard's Division ging unbemerkt und spurlos darin unter.

Zu Charleroi bezeichnete Napoleon Avesnes als den Punkt, wo sein der Armee ganz unbekannter Bruder Jerome einen Versuch machen sollte, das Heer wieder zu sammeln und zu ordnen, um dann, was er zusammenbrächte, geordnet nach Laon, dem allgemeinen Sammelplatz, zurückzuführen. Für seine Person reiste Napoleon mit dem General Bertrand und einigen Offizieren seiner Umgebung, in zwei schlechten Wagen, die in Charleroi requirirt wurden — nach Philippeville, was ganz außerhalb der Straße nach Laon und Paris liegt — vielleicht in der Absicht Grouchy's, möglicher Weise — wenn es nicht abgeschnitten und vernichtet war — noch geordnetes Heer aufzusuchen und sich an dessen Spitze zu stellen. —

Von Philippeville aus sendete er dem General Rapp im Elsaß, wie dem General Lamarque in der Vendee, den Befehl mit ihren Truppen nach Paris zu eilen. — Dann schrieb er seinem Bruder Joseph, den er in der Hauptstadt an der Spitze eines Regentschafts=Raths zurückgelassen hatte, über die Aussichten und Hülfsmittel, die ihm noch blieben. Er erging sich dabei in durchaus willkürlichen Vorstellungen und vergrößerte sich selbst die Streitkräfte, die zu Gebote standen; er rechnete auf Nationalgarden „die Herz haben", auf Freiwillige aus den Pariser Vorstädten, auf die Depots, als ob die kaum erst einberufenen Recruten auch schon wirklich da und feldtüchtig wären; — er sprach von einer neuen Conscription von dreimalhunderttausend Mann, die er anordnen wolle. Das Alles lag aber sehr fern, und für den Augenblick und die nächste Zukunft beruhten die sehr ungenügenden und noch dazu unsicheren Hoffnungen auf Grouchy's Rettung. „Ich gehe nach Laon", schreibt Napoleon: „dort

werde ich ohne Zweifel Truppen vorfinden (j'y trouverai sans doute du monde). Von Grouchy habe ich nichts gehört. Wenn er nicht gefangen ist (S'il n'est pas pris) wie ich befürchten muß, kann ich in drei Tagen fünfzigtausend Mann haben. Damit werde ich den Feind aufhalten und Paris und Frankreich Zeit verschaffen, ihre Schuldigkeit zu thun." — Offenbar bedurften diese Hoffnungen in ihrer schwankenden Dürftigkeit irgend einer Ergänzung —: Napoleon suchte sie in eben so willkürlichen Vorstellungen: „Die Engländer marschiren (immer) langsam; die Preußen fürchten die Bauern und werden nicht wagen zu weit vorzugehen." — Blücher und Gneisenau hätte er nachgerade doch besser kennen sollen.

Am Schluß fügte Napoleon eigenhändig hinzu: „du courage, de la fermeté!" — aber bald sollten diese Eigenschaften ihm selber versagen.

Inzwischen waren auch in Philippeville ein Paar tausend Flüchtlinge angekommen, und es gelang, sie innerhalb der Festungsmauern aufzuhalten. Soult, der nach mancherlei Irrfahrten eben eintraf, erhielt den Auftrag, sie so gut es gehen wollte zu ordnen und nach Laon zu führen.

Dorthin eilte Napoleon — der Gedanke sich zu Grouchy's Heer zu begeben, wenn er ihn überhaupt je gefaßt hatte, wenn die Fahrt nach Philippeville nicht bloß das Werk rathloser Uebereilung war — wurde nach wenigen Stunden wieder aufgegeben.

Zu Laon (den 20.) wurde dem besiegten Kaiser von den Generalen seines Gefolges, die sich um ihn versammelten, und denen sich auch Maret anschloß, fast einstimmig und dringend der Rath ertheilt, nach Paris zu eilen, um seine Feinde dort nieder zu halten, die Patrioten zur Thätigkeit anzuspornen und den entschlossenen Beistand der Volksvertretung, der beiden Kammern, zu gewinnen. Von Grouchy wußte man auch nichts; ob es gelingen werde, irgend etwas Namhaftes von dem zerstreuten Heer bei Laon zu sammeln, schien noch sehr zweifelhaft. Nur General Flahault war der Meinung, daß Napoleon verloren sei, wenn er in diesem Augenblick und in solcher Verfassung nach Paris zurückkehrte.

Napoleon folgte dem Rath der Mehrheit, aber ohne Zuversicht — indem er vielmehr die Ueberzeugung aussprach' daß man ihn veranlasse eine Thorheit zu begehen; wie Viel-Castel vermuthet, beherrscht von dem Gefühl, daß nichts mehr zu hoffen und seine Laufbahn beendet sei. In der Nacht vom 20. zum 21. Juni, nicht ganz neunmal vierundzwanzig Stunden nachdem er die Hauptstadt verlassen hatte, war er wieder in Paris. Er mied den Palast der Tuilerieen und stieg in dem Elysée-Bourbon ab. Während er dort der erschöpften Natur die Stunden der Ruhe gönnte, die sie gebieterisch forderte, ging die Kunde von seiner Rückkehr durch die Riesenstadt. Man sagte sich untereinander mit erwachendem Unwillen, daß „dieser Mensch" (cet homme), wie man ihn nun wieder nannte, zum dritten Male ein ganzes Heer verloren habe und allein zurückkomme.

In einem Ministerrath, der sich am Morgen versammelte, und dem auch Joseph und Lucian Buonaparte beiwohnten, verkündete Napoleon das Unheil, das bereits ein Jeder wußte — sprach von den außerordentlichen Anstrengungen, die nun gemacht werden müßten, und erklärte, daß er in dieser Lage auch einer außerordentlichen Macht bedürfe —: die Kammern müßten ihn mit der Dictatur bekleiden! — Er hätte sich selbst der unumschränkten Macht bemächtigen können, aber es sei besser — patriotischer — wenn die Vertreter des französischen Volks sie ihm verliehen.

Durch solche Worte kündigte er sich als im höchsten Grade hülfsbedürftig an. Stand ihm noch ein Heer zu Gebote, dann konnte er allenfalls die Sitzungen der Kammern schließen, die Abgeordneten in ihre Heimath senden, seine entschiedensten Feinde unter ihnen verhaften und unumschränkt herrschen — für den Augenblick konnte es gelingen, wenn auch gewiß das Kaiserreich nicht retten —: aber glauben, die Republikaner und Liberalen, die das Land gewählt hatte, würden ihre feindselige Gesinnung gegen ihn augenblicklich fallen lassen und vergessen, so wie sie ihn ohnmächtig und rathlos, seine Lage hoffnungslos sahen — und ihn mit unumschränkter Macht bekleiden, um in einem hoffnungslosen Kampf für ihn das Aeußerste zu wagen —: das hieß sich einem gar seltsamen Wahn ergeben, den Napoleon wohl kaum mit rechtem Ernst gehegt haben kann.

Wie die besitzenden Klassen die allgemeine Lage beurtheilten, offenbarte sich schon darin, daß das erste Gerücht von der Niederlage bei Waterloo ein bedeutendes Steigen der französischen Staatspapiere an der Börse hervorgerufen hatte.

Der ergebenste der kaiserlichen Minister, Regnaud de St.-Jean-d'Angely, konnte denn auch nicht umhin, seinem Herren zu gestehen, daß die Kammern, weit entfernt ihn zum unumschränkten Herren aller Hülfsmittel Frankreichs zu machen, aller Wahrscheinlichkeit nach wohl seine Abdankung verlangen würden — und Napoleon scheint durch diese Worte nicht überrascht worden zu sein.

Lucian und Carnot sprachen von Energie den Kammern gegenüber, der Kriegsminister Davoust rieth, die Kammern, wenn nicht ganz aufzulösen, doch zu vertagen; Napoleon selbst, schwankend zwischen Zorn und Rathlosigkeit, erging sich in Vorstellungen von mehr oder weniger enthusiastischen oder gewaltsamen Entschlüssen — aber er ließ die Stunden vergehen, ohne sich zu entschließen, ohne etwas zu thun, und die Ereignisse kamen ihm zuvor.

Denn mächtig regte sich zur selben Stunde schon in der Kammer der Abgeordneten der Geist der Empörung gegen den Imperialismus, den Fouché mit Geschick anzufachen wußte. Die Abgeordneten besorgten eine Auflösung der Kammer; der Minister Regnaud selbst hatte angedeutet, daß es dazu wohl kommen könne; man wußte, daß Fouché der Dictatur Napoleon's nicht günstig sei — eine Opposition, aus den verschiedensten

Elementen gebildet, betrachtete ihn sofort als ihr Haupt, und La Fayette, der Veteran der Freiheit wie er sich selber nannte, fühlte den Beruf als ihr Redner, als ihr ostensibler Leiter aufzutreten.

Ohne sich mit irgend Jemand verständigt zu haben, einzig und allein aus eigenem Antrieb betrat er die Tribune und forderte die Abgeordneten auf, sich um die alte dreifarbige Fahne, um die von 1789, um die Fahne der Freiheit, Gleichheit und Gesetzlichkeit zu schaaren; das sei die einzige, die sie gegen die Fremde und gegen frevelhafte Versuche im Innern zu vertheidigen hätten. Darauf schlug er den Abgeordneten fünf seltsame Artikel zur Annahme vor: „Die Kammer der Abgeordneten erklärt die Unabhängigkeit der Nation für bedroht. — Die Kammer erklärt sich für permanent. Jeder Versuch sie aufzulösen ist Hochverrath; wer immer sich eines solchen Versuchs schuldig macht, wird für einen Verräther am Vaterlande erklärt und auf der Stelle als solcher verurtheilt. — Die Linien-Armee und die National-Garden, die kämpfen, um die Freiheit, die Unabhängigkeit und das Gebiet Frankreichs zu vertheidigen, haben sich um das Vaterland wohl verdient gemacht. — Der Minister des Innern wird aufgefordert, den Generalstab und die Befehlshaber der Legionen der Pariser National-Garden und ihre Majore zu versammeln, um zu ermitteln, wie diese Bürgerwehr, deren Vaterlandsliebe und seit sechsundzwanzig Jahren erprobter Eifer der Freiheit, dem Eigenthum, der Ruhe der Hauptstadt und der Unverletzlichkeit der Abgeordneten die sicherste Bürgschaft gewähren, auf die höchste mögliche Vollzähligkeit gebracht und mit Waffen versehen werden könne. — Die Minister des Kriegs, der auswärtigen Angelegenheiten, der Polizei und des Innern werden aufgefordert augenblicklich (sur le champ) in der Kammer zu erscheinen."

Damit bemächtigte sich die Kammer der gesammten Regierung, der ausübenden und selbst der richterlichen, wie der gesetzgebenden Gewalt. Sie bemächtigte sich der Souverainetät, die kaiserliche Herrschaft war aufgehoben. Zu dergleichen waren die Abgeordneten von Niemandem bevollmächtigt; am wenigsten durch die Verfassung, durch das Gesetz, kraft dessen sie versammelt waren. Was La Fayette im Namen der Gesetzlichkeit vorschlug, war eine That der verwegensten revolutionären Willkür, die mit Riesenschritten über alle und jede Schranken der Gesetzlichkeit hinweg ging. Die herrschende Stimmung war aber von der Art, daß diese Artikel, von einem Beifallssturm begleitet, angenommen wurden, ohne daß eine einzige Stimme sich dagegen erhoben hätte. Nur derjenige, der die Bewaffnung der National-Garde betraf, wurde vertagt. Dagegen einigte man sich, die eben gefaßten Beschlüsse der Pairskammer und dem Kaiser selbst bekannt zu machen — so wie dem Volk durch öffentlichen Anschlag — und den Provinzen durch Zusendung gedruckter Exemplare.

Da ein Abgeordneter, Dupont von der Eure, die Sache bedenklich

finden wollte und die Befürchtung aussprach, daß Napoleon's Sturz der Rückkehr der Bourbons die Wege ebnen könnte, wußte ihn La Fayette mit der größten Zuversicht zu beruhigen: darüber könne er ganz ohne Sorgen sein; sobald Napoleon beseitigt sei, werde sich Alles von selbst ordnen.

Die Minister erhielten den Befehl der Kammer, in Mitten der Abgeordneten zu erscheinen, in Gegenwart ihres Kaisers, in dem endlosen Rath ohne Ergebniß, zu dem sie versammelt waren. Gereizt, verbot ihnen Napoleon im ersten Augenblick, dem Befehl Folge zu leisten — aber die unbedeutende Pairs-Kammer schloß sich den Maßregeln der Abgeordneten an, die Versammlung fühlte sich von der öffentlichen Meinung getragen — sie war, in dem Augenblick wenigstens, dem Kaiserthum gegenüber eine Macht — das Kaiserthum dagegen hatte bereits aufgehört, eine Macht zu sein. — Nach wenigen Stunden gestattete Napoleon, daß seine Minister dem Ruf der Kammer folgten, nur suchte er den Schein zu retten, indem er ihnen und seinem Bruder Lucian den Auftrag gab, dort einen nicht gerade sehr wahrhaften Bericht über die augenblickliche Lage Frankreichs vorzutragen.

Die Antwort war, daß ein Abgeordneter, Jay — ein Vertrauter Fouché's — in kunstreicher Rede auseinandersetzte, wie der Krieg hoffnungslos, der Friede nothwendig sei; die Verbündeten hätten aber erklärt, daß sie nur mit Napoleon Krieg führten; — er ließ Napoleon's Herrschaft als das Hinderniß erscheinen, das den Frieden unmöglich mache, und schloß mit dem Antrag: eine Abordnung des Hauses solle den Kaiser ersuchen, abzudanken, und zwar mit dem Nachsatz, daß im Fall der Weigerung das Haus ihn absetzen werde.

Vergebens suchte Lucian die Herrscherwürde seines Bruders zu vertheidigen — Alles war bereit, für die Absetzung zu stimmen; die hervorragenden Mitglieder des Hauses, La Fayette vor Allen, bekämpften Lucian's Rede in den leidenschaftlichsten Worten und die unmittelbare Aufforderung, abzudanken, wurde zur Zeit nur deshalb noch nicht beschlossen, weil man allgemein glaubte, Napoleon werde selbst erkennen, daß ihm kein anderer Ausweg bleibe. — Ausschüsse beider Kammern beriethen die Lage die Nacht hindurch mit den Ministern, die nach vergeblichen Versuchen, neue Aushebungen und Vertheidigungsmaßregeln zur Sprache zu bringen, am Ende darein willigen mußten, daß die Kammern unmittelbar selbst Gesandtschaften an die Verbündeten sendeten, um über den Frieden zu unterhandeln — ohne daß La Fayette und die Gleichgesinnten darum weniger entschieden auf die Abdankung gedrungen hätten.

Lucian rieth seinem Bruder mehr als je zu Maßregeln der Gewalt, die selbst Leute wie Maret, Regnaud, Caulaincourt, verzagend für vollkommen unmöglich hielten; Napoleon hoffte einen Augenblick, die Nachricht, daß Grouchy's Heer gerettet sei, werde in der herrschenden Stim-

mung eine günstige Wendung hervorrufen und nach langen Stunden rathlosen Zauderns und schwankender Hoffnung ohne bestimmten Gegenstand, entschloß er sich erst, als ihm von seinen Freunden auf das Dringendste wiederholt wurde, es sei der allerletzte Augenblick, wenn er sich der Schmach der Absetzung entziehen wolle — zu Gunsten seines Sohnes abzudanken.

Das war am 22. Juni, am achten Tage nach der Eröffnung des Feldzugs, am vierten nach der Schlacht bei Waterloo! — Es war ein Umschwung der Dinge, wie die Welt ihn kaum je erlebt hatte! — Fouché hatte sein nächstes Ziel erreicht, ohne daß es einer sichtbaren Thätigkeit von seiner Seite bedurft hätte, und La Fayette hatte sich von Neuem, wie öfter in seinem Leben, als ein, besonders seiner Blindheit wegen, sehr werthvolles Werkzeug bewährt.

Die Kammern nahmen die Abdankung an — aber ohne die Bedingung, an die sie geknüpft war; sie übergingen Napoleon II. und die ganze Dynastie der Napoleoniden mit Stillschweigen und ernannten, nicht eine Regentschaft, sondern eine „Regierungs-Commission" von fünf Mitgliedern, deren drei von der Kammer der Abgeordneten, zwei von den Pairs gewählt wurden. Jene drei waren Fouché, der Republikaner Carnot und der unbedeutende General Grenier; die Pairs wählten Caulaincourt und einen ebenfalls unbedeutenden Mann, Namens Quinette.

Vergebens hatte Lucian Buonaparte in der Pairs-Kammer, die Napoleon mit großer Sorgfalt aus seinen, wie er meinte, ergebensten Anhängern zusammengesetzt hatte, die Wahl zu hintertreiben, die Legitimität der Napoleonischen Dynastie und das Erbrecht Napoleon's II. zu wahren gesucht. Es mußte fast wie Parodie klingen, daß er den Ruf, der sonst am Grabe der alten Könige von Frankreich erhoben wurde: „le Roi est mort! vive le Roi!" benützen wollte, um die Regierung seines Neffen als thatsächlich schon begonnen und bestehend zur Geltung zu bringen, daß er ausrief: „L'Empereur est mort, vive l'Empereur! L'Empereur a abdiqué, vive l'Empereur!" — Alexander Lameth, wohlbekannt aus den Zeiten der Revolution, antwortete ihm mit der Zustimmung der Kammer, daß man sich jeder Möglichkeit, mit den auswärtigen Mächten zu unterhandeln, berauben würde, wenn man die Dynastie Napoleon's proclamiren wollte, — und daß es unverständig wäre, in einer Lage Frankreichs, wie sie zur Zeit sei, ein unter österreichischer Obhut in der Fremde weilendes Kind zum Oberhaupt der Nation zu machen, nachdem man so viel gethan habe, um dessen kriegerischen Vater von der Regierung zu entfernen.

Nur scheinbar von besserem Erfolg waren (am 23.) die Anstrengungen einiger Buonapartisten in der Kammer der Abgeordneten, eine ausdrückliche Anerkennung Napoleon's II. hervorzurufen; ein Anhänger des Herzogs von Orleans, der später viel genannte Advocat Dupin, gab ihnen

dieselbe Antwort, die Lucian von den Pairs erhalten hatte, und fügte noch hinzu: an der Nation sei es, sich einen Oberherren zu wählen. Einen förmlichen Beschluß wußte Fouché zu hintertreiben, indem er von seinem Vertrauten Manuel vorschlagen ließ, zur Tagesordnung überzugehen, weil die Rechte Napoleon's II. sich ganz von selbst verständen, Frankreich aber durch die vollzogene Wahl einer provisorischen Regierung eine Verwaltung schaffen wollte, die den Bedürfnissen des Augenblicks entspräche und das Vertrauen des Volks habe. — Dieser absichtlich auf Schrauben gestellte Vorschlag wurde einstimmig und von den verschiedensten Parteien mit demselben Jubel angenommen — und selbst die Pairs traten dem eigenthümlichen Beschluß bei.

Napoleon's Brüder, Joseph und Lucian, verschwanden aus den Kammern, bald aus Paris; Napoleon selbst wurde von Fouché, der nun als Haupt der provisorischen Regierung seltsamer Weise sein Herr geworden war, veranlaßt, sich auf das Land nach Malmaison zurückzuziehen und erfreute sich dort der Gesellschaft eines Generals Becker, der ihm als Beobachter beigegeben wurde und für ihn haften sollte. Er war polizeilich überwacht! — In unseren Augen das Herabwürdigendste, das ihm geschehen ist oder je geschehen konnte. Denn mochte er auch später auf St. Helena die Beschränkung seiner Freiheit drückender empfinden, wie hier zu Malmaison —: seine Gefangenschaft war doch nicht schon an sich eine Schmach, wie diese polizeiliche Abhängigkeit von einem Fouché.

Die Kammer der Abgeordneten aber, die nunmehr wenigstens in ihrer Vorstellung, und insofern sie nicht hintergangen wurde und die Macht zu handhaben wußte, auch wirklich die ganze Machtvollkommenheit der Regierung an sich gerissen hatte, stellte sich demnächst durch eine politische Unmündigkeit bloß, wie sie nur selten vorgekommen ist.

Oft schon ist bemerkt worden, daß diese gebietenden Abgeordneten zwei Wege vor sich hatten. Wollten sie die Rückkehr der Bourbons, die Herrschaft der Emigrirten, die wieder erwachten Ansprüche einer vergangenen Zeit um jeden Preis von Frankreich abwehren, dann mußten sie sich unbedingt Napoleon anschließen, dem großen Feldherrn, der doch noch am ersten die Vertheidigung fortführen konnte, der wenigstens die Begeisterung der Armee für sich und in den unteren Schichten der Bevölkerung einen nicht unbedeutenden Anhang hatte, — oder wußten sie die Umstände zu würdigen, sagten sie sich, daß Frankreich ermüdet und erschöpft, heroische Anstrengungen der höchsten Art nicht machen werde noch wolle, — am allerwenigsten für irgend ein doctrinaires System, das noch ganz unbekannt in der Luft schwebte —: dann war das Natürlichste, sich so schnell als möglich mit den Bourbons zu verständigen, von ihnen gewisse Bürgschaften zu erhalten und an ihnen Vermittler zu gewinnen, die dem Lande noch am ersten den Frieden unter schonenden Bedingungen verschaffen konnten.

Aber die Kammern wollten weder das Eine noch das Andere. Wie sehr ihnen die kaiserliche Gewaltherrschaft verhaßt war, hatten sie bewiesen, indem sie die Abdankung Napoleon's erzwangen: ihr Haß gegen die Bourbons hatte schon in der Wahl der provisorischen Regierung ihren Ausdruck gefunden. Denn unter den fünf einstweiligen Regenten Frankreichs waren nicht weniger als drei „Königsmörder" — drei der Blutrichter Ludwig's XVI. (Fouché, Carnot und Quinette) und einer — Caulaincourt — der bei dem Morde des Herzogs von Enghien, wenigstens als Häscher, betheiligt war. — Auch durfte im Saale der Abgeordneten von den Bourbons und ihrer Rückkehr nicht einmal als von einer Möglichkeit die Rede sein. Als einer der minder Befangenen unter den Abgeordneten mit der harmlosen Bemerkung hervortrat, die Wiedereinsetzung Ludwig's XVIII. möchte wohl das einfachste Mittel sein, zum Frieden und zu constitutioneller Freiheit zu gelangen, erhob sich sofort gegen ihn ein Veteran aus den Tagen des National-Convents mit dem förmlichen Antrag: die Kammer möge diesen Abgeordneten für wahnsinnig (aliéné) erklären.

Die Vertreter Frankreichs hielten es für ihre nächste Aufgabe, eine neue Verfassung für das Reich nach den subtilsten Regeln der Kunst auszuarbeiten und dann den Fürsten zu wählen, dem sie die Krone anbieten wollten, unter der Bedingung, daß er dieser Verfassung gemäß regiere. Vielleicht Napoleon II., der ja schon gewissermaßen anerkannt war; — vielleicht den Herzog von Orleans, an den wohl die bei Weitem Meisten dachten; namentlich alle diejenigen, die zu der damals als „Patriotische" bezeichneten Partei gehörten. — Es fehlte sogar nicht an Einzelnen, die von dem König von Sachsen oder von dem Prinzen von Oranien sprachen, als könne man ohne Weiteres, was man eben wolle.

Indessen sagten sich die Besonneneren doch, daß man der Zustimmung der verbündeten Monarchen gewiß sein müsse, wenn die neue Ordnung der Dinge den Frieden herbeiführen sollte. Der Friede aber war das, was man vor allen Dingen wollte, und schien unter allen Bedingungen geboten, da die Fortsetzung des Kampfes in den Augen Aller vollkommen hoffnungslos war.

Für den Augenblick war es dann von der höchsten Wichtigkeit, daß Paris nicht vor dem Abschluß des Friedens noch in Feindes Hand fiel, damit die Verbündeten nicht den thatsächlichen Besitz weiter französischer Provinzen und der Hauptstadt des Reichs eben in den Unterhandlungen über den Frieden verwerthen könnten. Daran war allen Parteien in gleichem Grade gelegen, auch dem schlauen Fouché, der selbst Herr der Stadt bleiben wollte, um mit dem künftigen Oberherren Frankreichs, wer der auch sein mochte, nach Wunsch zu eigenem Vortheil unterhandeln und abschließen zu können. Es kam also darauf an, die Verbündeten fern von Paris zu halten.

Daß das nicht durch die Waffen geschehen konnte, davon waren Alle überzeugt und Niemand entschiedener, als die französischen Generale. — Man wußte zwar, daß Grouchy „gerettet" sei und dieser General, der von Dinant in Gewaltmärschen über Philippeville, Rocroy, Maubert-Fontaine und Rhetel am 25. Juni bei Rheims eingetroffen war, erhielt den Befehl, seine Truppen von dort unverweilt nach Soissons zu führen. Soult, von Napoleon an der Spitze des Heers zurückgelassen, hatte bei Laon etwa zwanzigtausend Mann zusammengebracht; sie waren von Avesnes und Philippeville „einigermaßen" geordnet herangekommen (marchant à peu près militairement) — und Soult führte sie am 24., 25. und 26., wo der Nachtrab von Laon aufbrach, nach Soissons zurück, um hinter der Aisne Stellung zu nehmen.

Der Geist dieser Armee war aber in solcher Weise gebrochen, daß von ihr wohl nichts Großes mehr zu erwarten stand. Wie vollständig die Bande kriegerischer Zucht gelöst waren, geht wohl schon aus dem Umstand zur Genüge hervor, daß auf der Flucht in Charleroi die Kriegs-Kasse des Heers von französischen Soldaten geplündert wurde und daß es dabei unter ihnen zu blutigen Händeln um den Raub kam. In einer Armee, die solchem Zustand verfallen ist, stellt man nicht so leicht Ordnung und Haltung wieder her, wenn nicht neue, unbesiegte und ungebeugte Schaaren dazustoßen, die nicht durch einen überstürzenden Rückzug und wachsendes Mißtrauen erschüttert sein dürfen, wie die Truppen Grouchy's; — wenn nicht der Eindruck einer glücklichen und glänzenden Waffenthat durch die Masse zuckt.

Die Artillerie zählte bei Laon kaum einige zwanzig Geschütze mit ungefähr eben so vielen Munitions-Wagen. Von der gesammelten Mannschaft war ein Drittheil unbewaffnet — hatte die Waffen auf der Flucht weggeworfen. Daß Leute von den verschiedensten Regimentern nothdürftig geschaart in Einer Abtheilung neben einander standen, war wohl das geringste der Uebel, mit denen man zu kämpfen hatte. Ein Theil der mühsam vereinigten Leute suchte auch hier noch aus Reihe und Glied zu entkommen. Ein Adjutant Napoleon's, der Oberst Bussy, meldete seinem Kaiser aus Laon: „Eine große Anzahl Leute entweichen, indem sie die ausgestellten Posten der National-Garde überwältigen, laufen durch die Dörfer, wo sie Schrecken verbreiten, suchen auf Nebenwegen in ihre Heimath zu gelangen und verkaufen unterwegs ihre Pferde, oder diejenigen, die sie gestohlen haben, mitunter für den geringen Preis von zwölf oder funfzehn Franken. — Die Behörden rechnen, daß nur der fünfte Theil der Requisitionen beizutreiben sein werde; denn der Bauer versteckt seine Pferde und seine Wagen, aus Furcht, sie möchten ihm gestohlen werden."

Der Marschall Soult schrieb, daß in der Armee eine große Aufregung herrsche; eine große Anzahl Generale habe eigenmächtig das Heer

verlassen, um nach Paris zu eilen; die Soldaten glaubten sich verrathen und ließen sich Aeußerungen der schlimmsten Art zu Schulden kommen; die Disciplin sei verloren, die Infanterie vollkommen entmuthigt.*)

Daß Soult, dem Niemand traute, abberufen wurde — Grouchy zum Ober-Befehlshaber der zur Vertheidigung von Paris versammelten Truppen ernannt und der Kriegsminister Davoust mit der Leitung des Krieges im Ganzen beauftragt wurde: das wollte sehr wenig bedeuten; die Lage wurde dadurch nicht weniger trostlos.

Die einzige Hoffnung beruhte in Wahrheit auf Unterhandlungen, die man nicht säumen durfte, anzuknüpfen, auf einem Waffenstillstand, der so schnell als möglich ausgewirkt werden mußte. Und man hatte nicht gesäumt. Kaum hatte Napoleon sich bewegen lassen, abzudanken — noch an demselben Tage wurde das große Ereigniß dem Heer bekannt gemacht, und die Generale, die den französischen Nachtrab befehligten, erhielten den Auftrag, den Verbündeten einen Waffenstillstand anzubieten — da nun kein Grund weiter sei, den Krieg fortzusetzen.

Freilich faßte die Kammer der Abgeordneten auch noch an demselben Tage Beschlüsse, die im großartigsten Styl kriegerisch klangen, wie denn gleich an ihrer Spitze stand: „der Krieg wird für eine National-Sache erklärt. (La guerre est déclarée nationale.) Folglich sind alle Franzosen, die im Stande sind, die Waffen zu tragen, zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgefordert."

„Jeder Soldat der Landarmee und der Seewehr, welches Grades er auch sei," hieß es weiter, „der sich noch nicht gestellt, oder seine Fahne — seine Flagge — verlassen hat, ist verpflichtet, sich sofort zum Dienst zu stellen, bei Strafe der Ehrlosigkeit und unter Androhung der anderweitigen, durch die Gesetze verhängten Strafen." — Dieser Beschluß sollte auch in Beziehung auf die National-Garden gelten, denen die Vertheidigung der festen Plätze anvertraut war.

Aber eingestandener Weise waren diese Maßregeln lediglich auf den Schein berechnet, auf den Eindruck, den sie auf die Verbündeten machen konnten. Man hoffte, sie würden die Unterhandlungen unterstützen und erleichtern; weiter erwartete Niemand etwas davon.

Das nächste Geschäft der Regierungs-Commission war demnach, die Gesandtschaft abzufertigen, die, einem Beschluß der Abgeordneten gemäß, des Friedens wegen mit den verbündeten Monarchen unterhandeln sollte, und Fouché benutzte die Gelegenheiten, um einige Persönlichkeiten, die hinderlich werden konnten, recht weit wegzuschicken: er ernannte vor Allen La Fayette zum Gesandten; dann den General Sebastiani, d'Argenson, den Grafen Pontecoulant und einen erfahrenen Diplomaten in der Person La Forest's, der zur Kaiserzeit an den wichtigsten Unterhandlungen

*) Charras 431—433.

Theil genommen hatte. Der bekannte Benjamin Constant, der Freund der berühmten Frau v. Stael, zur Zeit Mitglied des Staatsraths, war der Gesandtschaft als Secretair beigegeben.

La Fayette hatte während der letzten ereignißreichen Tage, als deren Helden er sich selbst mit nicht geringer Befriedigung betrachtete, doch auch schwer zu verwindende Enttäuschungen erlebt. Er war nicht Mitglied der provisorischen Regierung geworden, so sehr er es gewünscht hatte, wie er uns selber gesteht; Fouché hatte seine Wahl unmöglich gemacht, indem er die allseitige Unfähigkeit des gefeierten Mannes lächerlich machte. Man hatte dann auch den Oberbefehl über die Pariser National-Garde, den der Veteran der Freiheit seit Anbeginn der Revolution als sein rechtmäßiges Eigenthum betrachtete, nicht ihm, sondern dem Marschall Massena anvertraut.

Die Gesandtschaft war in den Augen La Fayette's ein gewichtiger Ersatz; sie schien ihm sehr wichtig, er gefiel sich ungemein darin und hoffte auf den Kaiser Alexander, der höflich gegen ihn gewesen war, großen Einfluß zu Gunsten der Freiheit im amerikanischen Styl zu üben. Und doch entfernte er sich ungern von Paris; er wäre gern auch da geblieben — nicht etwa, um Fouché und dessen mögliche Intriguen zu überwachen und nöthigenfalls zu durchkreuzen — das fiel ihm nicht ein; wie sollte es nöthig sein, an dergleichen zu denken! die Souverainetät lag ja in den Händen der Abgeordneten —: nein! er bedauerte, nicht an der neuen Verfassung mitarbeiten zu können, die doch gewiß kein Anderer so wie er dem Ideal nahe bringen konnte; er wäre gern dageblieben, um einige recht tüchtige Artikel in die Verfassung hineinzuwerfen, die sich früher oder später wiedergefunden hätten. (Pour jeter en avant quelques bons articles de constitutions, qui se seraient retrouvés tôt ou tard.)

So lebte La Fayette im Alter wie in der Jugend der Ueberzeugung, daß die Dinge hienieden auf Erden durch Paragraphen geschaffen und in ihrem Wesen bestimmt werden. Er war genau wie die Bourbons; gleich ihnen hatte er nichts gelernt und nichts vergessen — oder, wie man auch wohl sagen dürfte, nichts begriffen. Eine der denkwürdigsten Perioden der Weltgeschichte war vergeblich und spurlos an ihm vorübergegangen.

Die Verhaltungsbefehle für die Gesandten, von dem Buonapartistischen Diplomaten Bignon entworfen, den Fouché in aller Eile zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt hatte, trugen ihnen auf: „das Vaterland zu retten.“ — Sie sollten die Unabhängigkeit der Nation wahren und die Unantastbarkeit ihres Gebiets. Die Unabhängigkeit Frankreichs sei nur dann vollständig gewahrt, wenn seine Verfassung nicht von Fremden berührt werde — und einer der Grundsätze der Organisation Frankreichs sei die Erblichkeit der Krone in der Dynastie der Napoleoniden. — Die Gesandten sollten an die Erklärungen des Wiener

Congresses erinnern, denen zufolge die verbündeten Mächte nur mit Napoleon, nicht mit Frankreich, Krieg führen und dem französischen Volk keine Regierung wider seinen Willen aufdringen wollten.

„Ohne Zweifel werden die Verbündeten einwenden," meint Bignon: „daß, wenn sie auch vor dem Kriege einen Unterschied gemacht haben zwischen der Nation und dem Kaiser, dieser Unterschied doch aufgehört hat, nachdem die Nation ihr Schicksal mit dem des Kaisers durch die That verbunden hat, indem sie die ganze Macht des Staats in seine Hand legte."

Aber das sei leicht zu widerlegen. Nachdem die Nation sich einmal um den Kaiser geschaart hatte, habe sie, dem Gebot der National-Ehre gemäß, mit ihm und für ihn kämpfen müssen, bis durch einen Act, wie seine Abdankung, die Bande zwischen der Nation und ihm gelöst waren. Mit seiner Abdankung sei aber der Friede mit Europa eigentlich von selbst wiederhergestellt.

Gerade der Umstand also, daß Frankreich sich mit Napoleon identificirt hatte, war nach Bignon's Logik der entscheidende Grund, warum der Krieg von Seiten der Verbündeten nur gegen Napoleon und nicht gegen Frankreich gerichtet sein durfte.

Der wirkliche Auftrag der Gesandten war natürlich, zu ermitteln, welche Regierung, abgesehen von dem älteren Zweig der Bourbons, wohl auf die Zustimmung der fremden Mächte und auf Frieden rechnen dürfte, und Fouché soll mündlich den General La Fayette belehrt haben, von Napoleon II. brauche gar nicht die Rede zu sein, den Herzog von Orleans aber könne man als König annehmen. Auch hatte er die Sachen so gewendet, daß sich unter den Gesandten nicht ein einziger Buonapartist befand — und ihre Verhaltungsbefehle wurden, wie nachgerade Alles, was von der Regierungs-Commission ausging, nicht im Namen des zweiten Kaisers von Frankreich, sondern in dem der französischen Nation ausgefertigt.

Daß Fouché in dieser ganzen, geräuschvoll veranstalteten Gesandtschaft vom ersten Augenblick an ein vollkommen fruchtloses Unternehmen sah, versteht sich von selbst. Sie sollte auch nach seinem Willen nur ein leeres Scheinwesen bleiben, das er benutzte, um die Aufmerksamkeit der Abgeordneten zu beschäftigen, um die wirklichen, ernstlich gemeinten Unterhandlungen, die er nebenher durch geheime Sendlinge betreiben wollte, desto sicherer ihren Blicken zu entziehen. Der Harmlosigkeit der öffentlichen Gesandten war er so gewiß, daß er es nicht der Mühe werth achtete, ihnen Jemanden von seinen wirklichen Vertrauten beizuordnen.

Fast in demselben Augenblick aber, in dem La Fayette und seine Gesandtschafts-Gefährten sich in geträumter Wichtigkeit in Bewegung setzten, fertigte Fouché einen gewissen Gaillard, der ehemals sein Mit-

schüler im geistlichen Seminar gewesen, zur Zeit als Richter bei dem Tribunal des Seine-Departements angestellt war, insgeheim an Ludwig XVIII. ab, um durch ihn dem legitimen König seine Dienste und seinen Rath anbieten zu lassen.

Gleichzeitig soll er nicht ermangelt haben, seine Verbindungen mit dem Herzog von Wellington, dem Fürsten Metternich und dem Herzog von Orleans wieder anzuknüpfen oder fortzuführen, um für alle Möglichkeiten gerüstet zu sein und überall seinen Vortheil wahrnehmen zu können. — Aber wenn er ja noch schwankte, war er doch sehr bald für das legitime Königthum entschieden, und zwar aus einem eben so einfachen als gewichtigen Grunde: die Maßregeln des Herzogs von Wellington ließen keinen Zweifel darüber, daß England die Wiedereinsetzung Ludwig's XVIII. mit großer Bestimmtheit wollte, und Fouché glaubte, daß die Regierung des mächtigen Inselreichs ihren Willen auch durchsetzen werde.

In der That war nicht zu verkennen, daß eine gewisse Nothwendigkeit auf die erneute Anerkennung Ludwig's XVIII. hindrängte. Wie leidenschaftlich sich auch die Gegner aussprechen mochten, das legitime Königthum hatte eine keineswegs unbedeutende Partei im Lande; das konnte nicht geleugnet werden, zu einer Zeit, wo die Bewegungen in der Vendee noch nicht ganz beschwichtigt waren und royalistische Aufstände, die wild und ruchlos blutig werden sollten, sich im Süden bereits ankündigten. Selbst der wohlhabende, auf friedlichen Erwerb gerichtete Bürgerstand zu Paris war zur Zeit, wenn auch nicht mit leidenschaftlichem Eifer, bourbonistisch gesinnt, weil er von der Rückkehr Ludwig's XVIII. den Frieden erwartete, dessen das Gewerbe bedurfte. Diese Partei hatte ein bestimmtes Ziel fest im Auge, während ihre Gegner unsicher schwankten, unter sich nichts weniger als einig waren und eigentlich erst von den Verbündeten vernehmen wollten, was sie wollen könnten. Das Haupthinderniß aber, das den Royalisten im Wege stand, die Armee, war durch ihre Niederlage großentheils zertrümmert.

Ein ähnliches Schauspiel zeigte sich in den auswärtigen Verhältnissen. England hatte einen bestimmten Plan; die übrigen, den Bourbons weniger geneigten Regierungen, hatten einen solchen nicht; keine von ihnen war auch nur mit sich selbst darüber einig, was man denn an die Stelle der Bourbons setzen wolle, im Fall Frankreich deren Herrschaft entschieden abwies. Gerade wie die französischen Patrioten die Entscheidung von den Verbündeten erwarteten, scheinen die Verbündeten ihrerseits sie in ziemlich unbestimmter Weise von den sogenannten Umständen abhängig gedacht zu haben: eine Vorstellung, bei der die Planlosigkeit nicht selten stehen zu bleiben pflegt.

Die folgerichtige Entschlossenheit, die mit festem Willen einem bestimmten Ziel zustrebt, hat aber an sich ein großes Uebergewicht über

jede schwankende Unsicherheit, die ihr gegenüber steht, und somit eine kaum zweifelhafte Aussicht auf Erfolg.

Für Fouché handelte es sich also nur noch darum, von den rückkehrenden Bourbons die möglichst vortheilhaften Bedingungen zu erhalten und sich selbst ein Verdienst um ihre Rückkehr zu erwerben. Er verschaffte sich zunächst einen neuen legitimistischen Agenten in der Person des durch vielfache Umtriebe bekannten Herrn v. Vitrolles. Dieser war jetzt im Gefängniß; Secretair des Staatsraths unter Ludwig XVIII., hatte er sich bemüht, den Widerstand der südlichen Provinzen gegen Napoleon von Toulouse aus zu ordnen und war dort verhaftet worden. Fouché setzte ihn nicht nur in Freiheit, sondern auch in Thätigkeit, und veranlaßte ihn namentlich zu mancherlei Besprechungen mit höheren Offizieren. Während der ersten Tage hielt es nämlich Fouché nicht für unmöglich, sowohl die Armee, als die Kammern in die Kreise seiner Politik zu ziehen und jene wie diese so zu leiten, daß die Bourbons durch sie gerufen in die Hauptstadt Frankreichs zurückkehrten.

Die ersten Anträge eines Waffenstillstands, die der General Morand vom französischen Nachtrab aus schon den Tag nach der Abdankung Napoleon's gemacht hatte, waren natürlich von den verbündeten Feldherren unbedingt zurückgewiesen worden. La Fayette und seine Gefährten versuchten im Vorbeigehen von Laon aus noch einmal Unterhandlungen darüber anzuknüpfen.

Sie erwarteten nämlich dort die nöthigen Pässe aus dem preußischen und englischen Hauptquartier, um durch die heranrückenden Heere nach Mannheim reisen zu können, wo sie die verbündeten Monarchen vermutheten. Fouché hatte diese Papiere unmittelbar, durch ein Schreiben an Blücher, das die Vorposten übermittelten, für sie verlangt; sie selbst hatten einen Brief an Wellington beigelegt und darin eine persönliche Zusammenkunft vorgeschlagen, um über die Einstellung der Feindseligkeiten zu unterhandeln, da der Krieg durch Napoleon's Abdankung beendigt sei. Der mehrfach schon genannte Adjutant des preußischen Feldherrn, Graf Nostitz überbrachte ihnen die gewünschten Pässe nach Laon, und gleichzeitig mit ihm traf ein anderer preußischer Offizier, der Oberst Fürst Schönburg, aus dem Hauptquartier dort ein, beauftragt die Herren auf der Reise nach Mannheim zu begleiten.

Die sehr trockene schriftliche Antwort des Herzogs von Wellington, welche die Gesandten zu gleicher Zeit erhielten, war nichts weniger als ermuthigend. Der Feldherr Englands, dem nur die Rückberufung der Bourbons genügt hätte, erklärte, daß der Krieg, nach Allem was vorhergegangen, durch die Abdankung Napoleon's nicht ohne Weiteres beendigt sei, und daß er demnach in die Einstellung der Feindseligkeiten nicht willigen könne. Die

Gesandten würden also wohl selbst eine beiläufige Zusammenkunft mit ihm als unnützen Zeitverlust ansehen.

Die seltsame Zumuthung, den Krieg als in sich erloschen zu betrachten, konnte man natürlich im preußischen Hauptquartier so wenig als im englischen für ernstlich gemeint halten; dagegen war Graf Nostitz allerdings bevollmächtigt, unter gewissen, sehr bestimmt vorgeschriebenen Bedingungen, über einen Waffenstillstand zu unterhandeln, und da die Offiziere von den Gesandten mit Reden und Fragen über Einstellung der Feindseligkeiten bestürmt wurden, ergaben sich Gespräche über einen möglichen Waffenstillstand, die den Charakter einer vorläufigen Unterhandlung annahmen, von denen aber die französischen Gesandten in ihren Berichten an die provisorische Regierung Frankreichs ein nicht im strengsten Sinn des Worts getreues Bild entwarfen. Da ihre etwas seltsame Darstellung, wenn auch nur zweifelnd aufgenommen, in so werthvolle Geschichtswerke übergegangen ist wie das Viel-Castel's, sehen wir uns doppelt veranlaßt den wirklichen Hergang im Einzelnen mitzutheilen. Wir entnehmen ihn dem Original-Bericht der dem Fürsten Blücher über die Sendung nach Laon erstattet wurde, und den wir Gelegenheit hatten einzusehen.

Graf Nostitz erklärte zuvörderst, daß der preußische Feldherr und sein Heer eines Waffenstillstands durchaus gar nicht bedürften, vielmehr des vollständigsten Erfolgs durch die Waffen unbedingt gewiß seien. Eben deshalb könne der Feldmarschall Blücher einen Waffenstillstand nur annehmen, wenn er vermöge seines Inhalts den Frieden verbürge. Er verlangte dem gemäß, wie seine Verhaltungsbefehle vorschrieben, als unerläßliche Bedingung, *daß Paris den Preußen übergeben, daß Napoleon ihnen ausgeliefert werde*; er verlangte außerdem die französischen Festungen an der Mosel, an der Maas und an der Sambre, sammt einigen Zwischenpunkten wie z. B. Longwy; er verlangte endlich die unverweilte Auslieferung der im Louvre aufgehäuften, in Deutschland, Italien und den Niederlanden geraubten Kunstschätze.

Gegen die Auslieferung Napoleon's hatten die französischen Gesandten gar nichts einzuwenden; „das wird keine Schwierigkeiten machen", sagten sie: „der ist in Sicherheit!" (cela ne sera pas de difficultés; il est en sureté). — Um so lebhafter erhoben sie sich gegen die Forderung Paris den Preußen zu übergeben; General Sebastiani — der spätere Minister und Marschall — erging sich auf diese Veranlassung in etwas pomphafter Rede, erklärte, eher würden sie sich alle am Fuß des Montmartre begraben lassen, und entwarf von den Streitkräften, die der provisorischen Regierung noch zu Gebote stünden, ein möglichst übertriebenes Bild, in dem natürlich das noch unbesiegte Heer unter Grouchy eine Hauprolle spielte.

Ueberhaupt widerlegten sie, ihrem Bericht zufolge, alle Forderungen, die Graf Nostitz stellte, „mit siegreichen Gründen"; aber sie verschweigen

in diesem Bericht, daß der preußische Offizier auf ihre Einwendungen die nahe liegende Antwort gab: die Vortheile, die der Feldmarschall Blücher als Preis eines Waffenstillstands fordere, würden jedenfalls in wenigen Tagen einfach durch die Gewalt der Waffen in seinen Händen sein. Da sich trotz der siegreichen Widerlegung keine Aussicht auf einen sofortigen Waffenstillstand zeigen wollte, boten La Fayette und die anderen französischen Herren eine einfache Einstellung der Feindseligkeiten auf wenigstens fünf Tage an (nous avons offert une suspension d'armes au moins pour cinq jours) — mit anderen Worten: sie boten dem Sieger eine Gelegenheit an, die Verfolgung des Besiegten auf fünf Tage einzustellen. Zu ihrem Bedauern wurde auch dieser harmlose Vorschlag nicht angenommen. Sie machten die Nothwendigkeit geltend, dem Blutvergießen Einhalt zu thun; Nostitz erwiderte, gerade um den Frieden sicher zu stellen, und damit nicht in nächster Zukunft wieder Blut in Strömen vergossen zu werden brauche, werde Blücher nicht anstehen jetzt Blut in Tropfen zu vergießen.

Nebenher sprach besonders Benjamin-Constant mit dem größten Eifer gegen die Bourbons und von der Unmöglichkeit, sie wieder einzusetzen und Frankreich von Neuem ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Sebastiani rief dazwischen, die Verbündeten sollten den Franzosen wen sie wollten zum König geben, nur nicht die Bourbons; Alle wollten wissen, was die Verbündeten in dieser Beziehung im Sinn hätten. Graf Nostitz konnte darauf nur antworten, die Stellung des Feldmarschalls Blücher, seine Vollmacht, seine Befugnisse seien ausschließlich militärischer Natur, er könne demnach nur eine rein militärische Convention abschließen. Alle diplomatischen Unterhandlungen lägen außerhalb seiner Sphäre; er könne die französischen Gesandten in dieser Beziehung und was die Zukunft Frankreichs betreffe, nur einfach an die verbündeten Monarchen in Mannheim verweisen.

Nachdem sie von dem preußischen Offizier diesen blos negativen Bescheid erhalten hatten, die überaus trocken ablehnende Antwort Wellington's in Händen, glaubten die französischen Gesandten von ihrer Sendung das Allerbeste hoffen zu dürfen —: wie sich ergiebt, blos weil weder Blücher noch selbst Wellington die Wiedereinsetzung der Bourbons in ausdrücklichen Worten verlangten; — und mit großer Zuversicht berichteten sie der provisorischen Regierung in diesem Sinn. Die Wendungen, die sie in diesem Bericht nahmen, scheinen dann aber auch in der Absicht gewählt worden zu sein, Muth und Zuversicht in Paris zu steigern, dort keine bangen Zweifel aufkommen zu lassen. Sie verschwiegen, daß Blücher Paris und die Auslieferung Napoleon's gefordert hatte, und seiner Forderung, daß ihm die Festungen im Norden und Osten Frankreichs übergeben würden, legten sie willkürlich andere Beweggründe als die seinigen unter; ihnen zu Folge verlangte er diese festen Plätze, um die

militärische Stellung des preußischen Heers in Frankreich sicher zu stellen. — Sie meldeten ferner, Bevollmächtigte die eigens abgesendet würden über einen Waffenstillstand zu unterhandeln, würden in Blücher's Hauptquartier angenommen werden —: der Umstand, daß Graf Nostitz in der That zu Unterhandlungen über eine militärische Convention bevollmächtigt war, mag sie veranlaßt haben, diese Vermuthung als Gewißheit auszusprechen. — Gewagter war es, daß sie hinzufügten: die Verbündeten nähmen keinen besonderen Antheil an dem Schicksal der Bourbons und würden nicht darauf bestehen, sie nach Frankreich zurückzuführen. Dieses Reich würde in der Wahl seines Oberhaupts nicht beschränkt werden. Das hätten ihnen die preußischen Offiziere gesagt.

Nur Eines schien den Herren sehr bedenklich; wenn die preußischen Schaaren und Wellington's Heer in Bewegung blieben, machten sie dem Krieg ein Ende, ehe die Unterhandlungen in Zug kommen konnten. Davon waren auch die Gesandten überzeugt. Nur ein schleunig geschlossener Waffenstillstand konnte davor schützen! (Le seul moyen d'empêcher que les événements de la guerre ne les fassent échouer — les négociations — est de parvenir à une trève de quelques jours.) — Sie forderten daher, indem sie sich über Metz nach Mannheim auf den Weg machten, die provisorische Regierung dringend auf, sofort andere Bevollmächtigte in Blücher's Hauptquartier zu senden.

Die militärischen Operationen wurden inzwischen ununterbrochen fortgesetzt — sie wurden sogar beschleunigt, als in der Nacht vom 25. zum 26. Juni in Blücher's Hauptquartier zu Itencourt bei St. Quentin die Nachricht einlief, daß Soult sich von Laon nach Soissons gewendet habe. Denn man wollte nun die Uebergänge über die untere Oise bei Compiegne, St. Maxence und Creil wo möglich noch vor dem Feinde erreichen. Zieten sollte seinen Marsch auf den ersteren Punkt, Bülow auf die letzteren Orte richten, Thielmann als Rückhalt folgen. Nebenher sollte ein Versuch auf die kleine Festung La-Fere gemacht werden, auf den man aber keinen großen Ernst verwenden wollte.

Auch erreichte und besetzte Jagow mit seiner Brigade ($8\frac{1}{2}$ Bat., 4 Schw., etwa 4000 Mann) Compiegne, nachdem er die Nacht zu Hülfe genommen, in den ersten Stunden des folgenden Tages. Es war Zeit, denn schon waren in der Stadt Requisitionen für einen feindlichen Heertheil im Gange.

Bülow's Vortrab konnte am 26. nur bis Gournay marschiren, noch drei Meilen entfernt von den Punkten an der unteren Oise, die im Allgemeinen das Ziel des Zuges waren. Die Hauptmasse der beiden Heertheile erreichte auf den beiden Straßen, die von Guise und von Valenciennes nach Paris führen, links (Zieten) Noyon; rechts (Bülow) Resout. Auch die Brigade Steinmetz schloß sich wieder dem Heertheil Zietens an, nachdem eine kurze Beschießung La-Fere's nicht zur Uebergabe des Orts

geführt hatte. Nur ein preußisches Bataillon blieb zur Beobachtung zurück.

Auf der anderen Seite war Grouchy, der bei Soissons den Oberbefehl übernommen hatte, durch den General d'Erlon aufmerksam gemacht worden, wie sehr die Linke des französischen Heers gefährdet sei, und entsendete eben d'Erlon mit seinem eigenen Heertheil und Kellermann's Reitern, zusammen 6000 Mann, denen aber nur 6 Stück Geschütz beigegeben werden konnten, um die untere Oise und die Heerstraßen, auf denen die Verbündeten möglicher Weise vor ihm bis an die Thore von Paris vordringen konnten, wenigstens so lange zu decken, daß er inzwischen in Gewaltmärschen die Hauptstadt erreichen könne.

Doch hatte er selbst kein Vertrauen zu dem Erfolg dieser wichtigen Unternehmung, zu der nur eine so ungenügende Truppenmacht entsendet werden konnte. Er hatte offenbar kein Vertrauen mehr zu den Trümmern des französischen Heers, keine Hoffnung mehr in Beziehung auf den Erfolg im Allgemeinen. Das zeigte sich schon darin, daß er es seine erste Sorge sein ließ, so wie er den Oberbefehl übernommen hatte, den Chef seines Stabes, General Sénégal, in Blücher's Hauptquartier abzufertigen und zwar, wie sich erwies, mit dem Auftrage, einen ersehnten Waffenstillstand, wenn es sein mußte, selbst auf sehr drückende Bedingungen abzuschließen. Merkwürdiger Weise erwähnen alle bisherigen Darstellungen des Feldzugs 1815 dieses Umstandes gar nicht.

Inzwischen mußten Grouchy's militärische Anordnungen zu Gefechten an der unteren Oise führen, ehe diese Unterhandlungen in Gang kommen konnten. Kaum eine Stunde nachdem die ermüdeten Preußen den Ort besetzt hatten (um 6 Uhr früh am 27.), erschien d'Erlon vor Compiegne und nach einem Schützen-Gefecht im Walde zeigten sich Infanterie-Massen, die auf der Heerstraße zum geschlossenen Angriff heranrückten —: aber sie kehrten vor dem Feuer von 4 vortheilhaft aufgestellten Geschützen wieder um. Die Franzosen, die sich nicht gern besiegt bekennen, berichten, d'Erlon habe von den fliehenden Landleuten aus der Gegend erfahren, daß die ganze preußische Armee im Anzug sei, und deshalb weitere Versuche aufgegeben. Von preußischer Seite glaubte man zu bemerken, daß die Haltung seiner Truppen im Gefecht eine ungemein schwache sei; so zwar, daß sein Heertheil sich wahrscheinlich ganz zerstreut hätte, wenn man in der Lage gewesen wäre ihn zu verfolgen. Aber dazu waren die Bataillone Jagows nach einem fast ununterbrochenen Marsch von sieben Meilen — die Nacht durch — zu ermüdet. — Erst in den Nachmittagsstunden konnte die Reiterei Zieten's, bei Compiegne eingetroffen, dem weichenden Feinde nachgesendet werden. Von ihr wurde wenigstens noch d'Erlon's Nachtrab bei Crespy eingeholt und vollständig geworfen: ein Gefecht, das selbst die neuesten französischen Berichte ganz mit Stillschweigen übergehen.

D'Erlon hatte darauf verzichtet, die Preußen an der Oise aufzuhalten: er eilte, Senlis auf der Straße von Valenciennes nach Paris zu erreichen, um vor dem Feinde bei der Hauptstadt einzutreffen, und erlebte auf diesem Zuge Dinge, die nicht zu den ganz gewöhnlichen gehören.

Von Bülow's Vortrab waren nämlich mit dem grauenden Tage 4 Bat. und 8 Schwadronen voran gesendet worden, um sich der Oise-Brücke bei Creil zu versichern, und nachdem dies gelungen war, ging der Major v. Blankenburg mit einem Landwehr-Reiterregiment und 30 Husaren auf Erkundung weiter vor — gegen Abend nach Senlis, wo er nichts vom Feinde erfahren konnte. Vom Pferde gestiegen, erwarteten die Preußen die Lebensmittel, die ihnen geliefert werden sollten, als ihre Feldwache in das Städtchen zurückgejagt kam — ihr auf dem Fuß folgten zwei von Kellermanns Cürassier-Brigaden. Die Preußen hatten kaum Zeit sich in den Sattel zu schwingen, und nun hielten die beiden Reiterschaaren in einer Straße des Orts, beide in dicht geschlossener Colonne, in geringer Entfernung einander gegenüber. Da kein Raum war sich zu entfalten, half es den Franzosen nichts, daß sie doppelt so stark waren als ihre Gegner; ein Angriff schien sehr bedenklich, den Rückzug anzutreten, kaum möglich. Blankenburg ließ die dreißig Husaren absitzen und die Carabiner zur Hand nehmen — die Landwehr-Reiter hatten keine. Das Commando „Bataillon! Feuer!" — und ein gut gezieltes Carabiner-Feuer aus großer Nähe scheinen die französischen Reiter getäuscht zu haben; sie wähnten den Ort von Infanterie besetzt — es zeigte sich Unordnung in ihren Reihen — sie versuchten den Rückzug, den ein rascher Angriff der Preußen in die wildeste Flucht verwandelte. Verfolgen durfte Blankenburg natürlich nicht, da er vor der Stadt die große Ueberlegenheit des Feindes und nachrückende Massen gewahr wurde.

Eine Stunde später, um zehn Uhr Abends, griff d'Erlon's Fußvolk die Stadt an, die jetzt wirklich von Infanterie vertheidigt wurde, da ein preußisches Bataillon eingetroffen war und zwei andere mit starken Schritten nahten, während Blankenburg neben dem Ort im Freien hielt. Das eine Bataillon genügte, die Angriffe der Franzosen zurückzuschlagen und verlor dabei nur zehn Mann — Verwundete. Nach den französischen Berichten wollte d'Erlon ein Nachtgefecht vermeiden — hauptsächlich um die Stadt zu schonen, welche, vermuthet er, die Preußen wohl nicht ermangelt haben würden anzuzünden. Er wich bis Mont-l'Eveque zurück.

Grouchy brach erst auf d'Erlon's Meldungen, erst jetzt von der Gefahr umgangen zu werden, die ihm drohte, unterrichtet, von Soissons auf, um nach Paris zu eilen und so viel sich aus den sehr dürftigen Berichten der Franzosen entnehmen läßt, erreichte er mit den Trümmern des Heers von Waterloo noch an diesem Tage (27.) Villers-Coteret. Jenes andere, besser erhaltene Heer, mit dem er selbst bei Wawre gekämpft hatte,

jetzt unter Vandamme's Befehle gestellt, kam von Rheims her bis Soissons und zum Theil darüber hinaus.

In Blücher's Hauptquartier hoffte man dem Feinde, wenn er bei Soissons zauderte, den kürzesten Weg nach der Hauptstadt abschneiden zu können, deshalb sollten beide, Zieten und Bülow, an diesem Tage über die Oise und so weit als möglich gegen die Heerstraße von Soissons nach Paris vordringen. Bülow fand die Brücke bei St. Maxence zerstört und wurde dort mit seiner Hauptmasse aufgehalten — Zieten dagegen erreichte den Punkt, der ihm vorgeschrieben war: die Gegend von Gilicourt jenseits des Waldes von Compiegne, und die Brigade Pirch II., die er, durch zwei Reiter-Regimenter verstärkt, gegen Villers-Coteret entsendete, sogar, wenn auch erst nach Mitternacht, Longpré, nur eine halbe Meile von Grouchy's Hauptquartier — und blieb dort vollkommen unentdeckt. Thielmann, der aus der Gegend von Homblières in zwei Märschen Compiegne erreichte, stand dort am Abend bereit, die vorgeschobenen Heertheile zu unterstützen.

Am folgenden Tag (28.) mußten daher Zieten's Truppen an mehr als einem Punkt auf den Heereszug der Franzosen treffen, der nach Paris eilte. Zuerst bei Villers-Coteret. Grouchy's Heer war schon aufgebrochen und vorüber, als General Pirch vor dem Städtchen erschien. In dessen Nähe fiel den Preußen zuerst ein Geschützzug von 14 Stücken und 20 Munitionswagen in die Hände, der unter geringer Bedeckung ziemlich sorglos von Viviers dahergezogen kam. Das war etwas mehr als die Hälfte der von dem Schlachtfelde bei Waterloo geretteten Artillerie! Dann wurde Grouchy's Nachtrab in Villers-Coteret vollständig überfallen — so daß von einem Widerstand gar nicht die Rede war; die Leute ergriffen die Flucht, doch wurde eine Anzahl zu Gefangenen gemacht und selbst ein Paar Reitpferde Grouchy's erbeutet.

Der Marschall ließ die Truppen, die noch in der Nähe waren — die Garden und die Trümmer von Lobau's Heertheil — wieder umkehren und auf einem Windmühlenberge südwestlich der Stadt Stellung nehmen. Das läßt sich kaum anders deuten, als daß er hier die andere Hälfte der Armee aufnehmen wollte, die von Soissons heranrückte; was ihn sonst bewegen konnte, auf seinem schon gefährdeten Rückzug noch Zeit zu verlieren, ist in der That nicht zu errathen. Die Truppen, die er um sich gesammelt hatte, wurden von den preußischen Offizieren auf etwa neuntausend Mann geschätzt; doch wagte Grouchy nicht, anzugreifen. Pirch, kaum halb so stark als sein Gegner, hatte seine Truppen am Rande des nahen Waldes so aufgestellt, als ob er eine bedeutende Macht maskire. Es blieb bei einer Kanonade.

Bald aber nahte auch von der anderen Seite, von Soissons her, eine sehr bedeutende Macht; Vandamme war im Anzug. Wenn wir Vaudoncourt glauben dürften, hätte Grouchy diesem General den Befehl ge-

geben, die gerade Heerstraße vor Villers-Coteret zu verlassen, um sie auf einem weiten Umweg über La-Ferté-Milon und Acy erst bei Dammartin wieder zu erreichen. Doch bedarf es kaum der Erinnerung, daß Vaudoncourt in der verwegensten Weise unzuverlässig ist und Vandamme's Maßregeln stimmen, eben wie Grouchy's eigene Haltung, nicht zu den vorausgesetzten Befehlen.

Nach dem, was von preußischer Seite später ermittelt werden konnte, war man bei Vandamme's Vortrab sehr überrascht, Villers-Coteret von Preußen besetzt zu finden, und als sich die Kunde verbreitete, man sei von Paris abgeschnitten, ging bald auch der Ruf durch die Reihen: „Nach Ferté-Milon, links durch die Wälder!" und nach eigenem Antrieb der Truppen oder Verfügung der untergeordneten Führer, ohne daß eine allgemeine Anordnung deshalb getroffen worden wäre, wendete sich der Zug nicht in der besten Ordnung dorthin. Nur Vandamme selbst blieb mit etwa 2000 Mann — wahrscheinlich einer Division — im Marsch auf Piseleux und griff Villers-Coteret an, während eine beträchtliche Reitermasse den linken Flügel der Preußen zu umgehen suchte.

General Pirch II. hielt es nicht gerathen, sich unmittelbar nach einem Nachtmarsch in ein ernstes Gefecht mit einem sehr überlegenen Feinde einzulassen, und da die erbeuteten Kanonen, wie die Gefangenen, bereits in Sicherheit gebracht waren, trat er über Vez nach Crespy den Rückmarsch auf Zieten's Hauptmacht an. Ein Bataillon, das seinen Nachtrab bildete, wurde durch Vandamme's Angriff aus Villers-Coteret vertrieben. Die Preußen verloren in diesem Gefecht einen Offizier und 47 Mann; Charras nennt das einen „Coup de vigueur", den die Franzosen ausgeführt hätten.

Grouchy setzte darauf seinen Marsch auf der graden Straße nach Paris über Nantouillet fort — Vandamme folgte seinen Truppen nach La-Ferté-Milon und entging dadurch den weiteren Berührungen mit dem Feinde, die auf Grouchy's Wege bevorstanden.

Zieten hatte nämlich den Befehl erhalten, auf Nantouillet vorzugehen — aber er zögerte vorsichtig, da ihm gemeldet wurde, daß Pirch II. bei Villers-Coteret mit einem Angriff von überlegener Macht bedroht sei. Wie uns sein Chef des Stabes berichtet, soll er auf den gewiß seltsamen Gedanken gekommen sein, der Feind könne die Absicht haben, sich der Brücke bei Compiegne wieder zu bemächtigen. Nur die Brigade Jagow (9½ Bat.) und ein Reiter-Regiment sendete er unter dem General Röder nach Crespy vor, wo bereits zwei Reiterregimenter standen. — Der Rest des Heertheils blieb bei Gilicourt stehen, um sowohl Pirch als diesen Vortrab unterstützen zu können.

Röder sollte den wichtigen Engpaß bei Crespy decken; nur die Reiterei war angewiesen, gegen die Pariser Heerstraße vorzugehen und unter günstigen Bedingungen anzugreifen, was sich dort vom Feinde zeigte. —

Bald gewahrte man einen ansehnlichen Heereszug, der von Soissons her auf Paris zu eilte und eben durch das Dorf Levignen ging. Es war die eine Hälfte der unter Grouchy gesammelten Truppen; Reille's Infanterie und Milhaud's geharnischte Reiterei. Das Feuer einer preußischen Batterie brachte den Marsch dieser Masse in sehr beschleunigten Gang; ihr Nachtrab wurde von der preußischen Reiterei geworfen — und dann noch ein zweites Mal, als er sich vor Nanteuil, verstärkt und den Preußen an Zahl überlegen, wieder aufstellte. Hier wurden viele Gefangene gemacht und zwei Kanonen erobert. — Reille marschirte in athemloser Eile weiter und vereinigte sich in der Gegend von Gonesse mit d'Erlon. Dieser zog, nicht in der besten Verfassung, aus der Gegend von Senlis heran, verfolgt durch den Vortrab Bülow's unter dem Prinzen Wilhelm von Preußen, der unterwegs zahlreiche Gefangene aufsammelte, ohne je zu einem wirklichen Gefecht zu kommen.

Vereinigt eilten d'Erlon und Reille weiter, um die Vorstädte von Paris zu erreichen. — Als Grouchy mit der anderen Hälfte seiner Macht — den Garden und Lobau's Infanterie — von Villers-Coteret her die Gegend von Levignen erreichte, und die Straße von Preußen besetzt fand, dachte er nicht einen Augenblick daran, sich etwa den Weg durch einen raschen Angriff zu eröffnen. Er wendete sich auf Nebenwegen links nach Azy.

Die Preußen hatten an diesem Tage im Ganzen 2 Offiziere und etwa einhundert Mann verloren, dagegen 16 Kanonen erobert und über 2000 Gefangene gemacht. Am Abend stand Zieten's Heertheil bei Nanteuil vereinigt, Thielmann hinter ihm bei Crespy. — Bülow war von Pont-St.-Maxence her sogar noch etwas weiter gegen Paris vorgekommen. Sein Heertheil biwachtete bei Marly-la-ville — sein Vortrab bei Gonesse — und Streifwachen gingen bis vor die Thore von St. Denis.

Blücher glaubte, unter diesen Umständen ohne Aufenthalt, ohne Rasttag vor Paris rücken zu müssen, obgleich das englisch-niederländische Heer noch um zwei Märsche zurück war.

Wellington hatte nämlich am 26. Juni sein Hauptquartier nach Vermond verlegt und noch an demselben Abend die nahe Festung Peronne angreifen lassen. Ein Hornwerk, das die Stadt auf dem linken Ufer der Somme deckt, wurde von den englischen Garden vermöge Leiter-Ersteigung erobert. Von welcher Art der Widerstand war, geht daraus hervor, daß die Engländer bei dem Unternehmen nur einen Offizier und 10 Mann verloren. Unmittelbar darauf ergab sich auch die Citadelle wie die Stadt Peronne auf Capitulation.

In zwei Märschen war alsdann Wellington über Roye am 28. mit der Spitze seines Heers nach Antheuil, mit dem Hauptquartier nach Orvilliers, drei Meilen von Compiegne, gekommen.

Am vorletzten Tage des Juni sollte demnach Paris abermals ein

siegreiches feindliches Heer unter seinen Mauern sehen. Die Stadt war wenigstens auf dem rechten Ufer der Seine nicht ohne Schutz. Eine Reihe starker Verschanzungen, die sich bei St. Denis an die Seine lehnte, lief von dort hinter dem Canal von St. Denis entlang bis an den Fuß der Höhen von Belleville und umfaßte diese wieder bis an die Seine oberhalb Paris.

Die Vertheidiger trafen im Lauf dieses selben Tages ein. Zuerst die Truppen unter Reille und d'Erlon, auf die wohl nicht viel zu rechnen war — dann die Truppen, die eine etwas bessere Haltung bewahrt hatten —: um Mittag die Garden unter Grouchy's eigener Führung — gegen Abend über Meaux und längs der Marne die Schaaren unter Vandamme, die in sechsunddreißig Stunden dreizehn Meilen zurückgelegt hatten. — Außerdem hatte sich seit Napoleon's Ausmarsch wieder eine bedeutende Anzahl Mannschaften in den Depots gesammelt; nach den höchsten Angaben 19,000 Mann. Ob sämmtlich schon hinreichend ausgebildet und feldtüchtig? muß dahingestellt bleiben und scheint sehr zweifelhaft.

Vor diesen Schanzen und dieser Macht erschien am 29. Juni das preußische Heer. Zuvörderst Bülow, dessen Vortrab St. Denis beobachtete, bei Le-Bourget; hinter ihm lagerte Zieten's Heertheil bei Blanc-Mesnil-Aulnay; noch weiter zurück standen Thielmann's Truppen in mehreren Staffeln von Le Tremblay bis Dammartin.

Wellington's Heer freilich erreichte an diesem Tage nur mit seinem Vortrab Senlis und war noch bei Pont-St.-Maxence, St.-Martin-Longeau, ja mit einzelnen Abtheilungen bei Clermont und Gournay, im Ganzen also fünf bis zehn Meilen von Paris entfernt. Doch beschäftigte man sich auf Seiten der Preußen damit, die Maßregeln zur Bewältigung der feindlichen Hauptstadt einzuleiten.

Wichtig für die Operationen der folgenden Tage war namentlich, daß der Major v. Colomb schon von Gonesse aus (mit 2 Bat., 3 Schwadr.) von Bülow's Heertheil entsendet, sich glücklich (am 29.) der Brücke bemächtigt hatte, die bei St. Germain über die Seine führt. Die französischen Behörden wollten sie eben zerstören lassen. — Colomb hatte auch den Auftrag, sich wo möglich Napoleon's zu bemächtigen, den Blücher entschlossen war erschießen zu lassen, wenn er in seine Hände fiel. Aber der gefallene Kaiser hatte Malmaison bereits verlassen.

Schon war auch eine preußische Abtheilung auf das linke Ufer der Seine hinübergegangen. — Der Obristlieutenant v. Sohr, mit zwei Husaren-Regimentern von Pirch's I. vor den Festungen zurückgelassenem Heertheil zur großen Armee herbeigerufen, wurde sofort (30.) über St. Germain gegen Versailles vorgesendet.

In Paris kreuzten sich inzwischen mancherlei Bewegungen. Eine wenig zahlreiche Partei, an deren Spitze die Marschälle Oudinot und

Gouvion-St.-Cyr standen, zu der gemäßigte Liberale, wie Royer-Collard und der später als Minister hochgeachtete Molé gehörten, war bemüht, die Rückkehr der Bourbons in solcher Weise vorzubereiten, daß ihre Wiedereinsetzung auf dem Thron das Ansehen gewonnen hätte, durch den Nationalwillen bewirkt worden zu sein. Man hätte es gern dahin gebracht, daß der Pariser Municipal-Rath zuerst den König zur Rückkehr aufforderte —: aber daran war nicht zu denken, so lange die buonapartistisch gesinnte Armee die Stadt beherrschte.

Auch Fouché's verwandte Pläne ließen sich nicht durchführen, wie er gehofft hatte; sie fanden ebenfalls in den Kammern und in der Armee den entschiedensten Widerstand. Was die Armee betrifft, so hatte Napoleon's Abdankung in ihren Reihen allerdings nicht einen so großen Eindruck gemacht, als man fürchtete; nur von der Garde verließen einige hundert Mann die Fahnen, so wie sie erfuhren, daß der Kaiser nicht mehr an der Spitze Frankreichs stehe. Dagegen war die Erbitterung gegen die Bourbons in allen Regimentern ohne Unterschied sehr groß. Man erzählt, Vitrolles habe in Soissons, wohin er deshalb geeilt sei, den Marschall Grouchy aufgefordert, sich für den König zu erklären und die weiße Kokarde anzunehmen; aber Grouchy, wiewohl auch er an der Möglichkeit eines verlängerten Widerstandes verzweifelte und auf dem Punkt stand, Unterhändler zu Blücher zu senden, antwortete doch, Ludwig XVIII. und die weiße Kokarde seien in gleichem Grade unmöglich; wenn man dagegen den Herzog von Orleans mit der dreifarbigen Kokarde wolle, sei er bereit, ihn sofort ausrufen zu lassen.

Gewiß ist, daß schon vor Napoleon's Abdankung unter den Generalen der Herzog von Orleans als der König von Frankreich genannt wurde, auf den man fortan hoffen müsse —: Grouchy hatte sich veranlaßt gesehen, schon am 22. Juni eben Napoleon selbst, den er noch als Kaiser anerkannte, darüber zu berichten: „Le nom de M. le duc d'Orléans est dans toutes les bouches des généraux en chef!“ — Ein Beweis mehr, daß die Armee die erlittene Niederlage als eine vollständige empfand, die nicht wieder gut zu machen sei, und es für hoffnungslos hielt, noch länger gegen den Willen Europa's anzukämpfen. —

Schon hatte Fouché (am 26.), gegen sehr geringen Widerspruch seiner Collegen Caulaincourt und Grenier, einen förmlichen Beschluß der Regierungs-Commission durchgesetzt, dem zufolge alle öffentlichen Acte fortan nicht im Namen Napoleon's II., sondern im Namen des französischen Volks erlassen werden sollten. — Weiter konnte er nicht gehen bei der Stimmung, die in den Kammern herrschte, so lange nicht die Unmöglichkeit eines verlängerten Widerstandes allen Betheiligten dargethan war und jede Widerrede zu Boden schlug. Diese Unmöglichkeit aber konnte nur ein Soldat von großem Ansehen aussprechen.

Fouché wußte, wie man sagt, den Höchst-Commandirenden und Kriegs-

Minister, den Marschall Davoust zu gewinnen; angeblich auf einem weiten Umwege durch Vitrolles, der sich an den Marschall Oudinot wendete, um mit Davoust in Berührung gebracht zu werden. Wahrscheinlich bedurfte es keiner großen Künste der Ueberredung; sowie Davoust von dem Zustand der Streitkräfte Frankreichs vollständig unterrichtet war, dachte er nur noch daran, den Frieden des Landes mit den Verbündeten und seinen eigenen mit den Bourbons zu schließen. Zunächst bot er seinen Einfluß in der Pairskammer auf, um diese Körperschaft dahin zu bewegen, daß sie die unvermeidliche Dynastie, — wenn auch freilich nicht anders, als auf Sicherheit gewährende Bedingungen zurückrief.

Seiner Sache gewiß, berief Fouché (27.) in den Tuilerieen einen großen Rath zusammen, dem außer den Mitgliedern der Regierung alle Minister und die Präsidenten und Vice-Präsidenten beider Kammern beiwohnten. Hier erklärte Davoust, von ihm aufgefordert, seine Meinung zu sagen, er halte den weiteren Widerstand für unmöglich — und zwar gerade weil er in seiner amtlichen Stellung alle Hülfsmittel kenne, über die man noch gebieten könne; weil er den Zustand und den Geist der Armee kenne. Das einzige Mittel, unberechenbares Unheil zu verhüten, sei, daß man Ludwig XVIII. zurückrufe. Dabei möge man sich ausbedingen, daß er ohne die Fremden in Paris einziehe, die dreifarbige Fahne annehme, eine Amnestie ohne Ausnahme gewähre, die beiden Kammern — alle Beamten — und die Armee, kurz Jedermann in seiner gesicherten Lebensstellung beibehalte.

Nur zwei der Anwesenden, Dupont und Thibaudeau, versuchten einen Widerspruch ohne Widerhall — und schon waren die Präsidenten beider Kammern, Cambacérès und Lanjuinais, beauftragt, die Vertreter Frankreichs auf das Unvermeidliche vorzubereiten — als der Bericht La Fayette's und seiner Gefährten einlief und den Geistern eine veränderte Richtung gab. Der Gedanke an die Unterwerfung war zu bitter, man glaubte in diesen Kreisen sehr gern, daß sie zu vermeiden sein werde — und so ergriff man mit Freuden die Aussicht auf die einzige mögliche Rettung, auf den Waffenstillstand, den die Gesandten in verblendetem Leichtsinn hoffen ließen.

Fouché ernannte sofort den Schwiegersohn der bekannten Erzieherin des Herzogs von Orleans, der Frau von Genlis, den General Grafen Valence nämlich, und dann Flaugergues, Boissy-d'Anglas und den General Andreossy zu Bevollmächtigten —: überwiegend Freunde des Herzogs von Orleans, aber sämmtlich von gemäßigter Gesinnung, so daß sich mit ihnen reden ließ, und als Secretair wurde ihnen seltsamer Weise derselbe La Besnadière beigegeben, der in Talleyrand's Gefolge auf dem Wiener Congreß thätig gewesen war.

Die Verhaltungsbefehle, die ihnen mit auf den Weg gegeben wurden, bezeugen, daß die Mehrzahl der Staatsmänner Frankreichs sich noch

immer und selbst nach dem, was Davoust erklärt hatte, in eigenthümlichen, kaum glaublichen Träumen wiegte. Es handelte sich darin vorzugsweise um die Linie, bis zu der französisches Gebiet im Waffenstillstand den Heeren der Verbündeten eingeräumt werden könne, und die provisorische Regierung meinte, es sei wünschenswerth, wenn die Somme als die Linie bezeichnet würde, bis zu der sich die Verbündeten ausdehnen dürften, damit ihre Armeen doch dreißig Lieues von Paris entfernt blieben. Nur wenn es ja sein müßte, könnte man eine andere Linie zugestehen, die zwanzig Lieues von Paris gezogen würde. Dem Feinde sechs Festungen einzuräumen, wie Blücher verlangte, sei ganz unstatthaft; Eine könne man allenfalls opfern, wenn man dafür erlange, daß der Waffenstillstand bis zum Abschluß des Friedens gültig bleibe.

In einem Billet freilich, das ihnen Fouché eilig nachsandte, angeblich, nachdem er von dem raschen Vordringen der Preußen unterrichtet war, trug er den Bevollmächtigten auf, den Waffenstillstand um jeden Preis zu schließen; es sei besser, einige Festungen aufzuopfern, als Paris. — Hatte er jene umständliche Instruction nur entwerfen lassen, um die Thoren zu täuschen, die ihn umgaben, so sprach sich in diesen Zeilen wohl seine eigentliche Absicht aus. Daß ihm, wie Davoust, sehr viel daran gelegen war, Herr von Paris zu bleiben, bis Alles geordnet war, und die Stadt nicht den Fremden, sondern Ludwig XVIII. übergeben werden konnte, tritt überall hervor. —

Wenige Stunden später sendete er dann übrigens auch noch im eigenen Namen einen besonderen Gesandten, einen Vertrauten, an Ludwig XVIII. ab, nämlich den unbedeutenden Bruder des Ministers Talleyrand, Archambaud de Périgord. Der sollte dem König sagen, was der Marschall in der Pairskammer zu veranlassen hoffe und was er seinerseits zu seiner eigenen und Frankreichs Sicherheit für Bürgschaften erwarte.

Nun mußte auch für die unmittelbare Vertheidigung der Hauptstadt gesorgt, die Stadt mußte in Belagerungszustand erklärt werden und die Proclamation, vermöge der dies geschah, zeigt sehr deutlich, welcher Art Rücksichten man auf die im Pariser Bürgerstande — und folglich in den Reihen der Nationalgarde herrschende Stimmung zu nehmen hatte. Die Proclamation verkündet nämlich zu Anfang, daß man nur die Wege zur Stadt, nicht die Stadt selbst vertheidigen wolle; daß die Linientruppen allein — nicht National-Garden oder vollends bewaffnete Arbeiter aus den Vorstädten — die Vertheidigung übernehmen, und daß diese Truppen außerhalb der Stadt lagern würden. (Les approches de la capitale seront seules défendues; elles le seront par les troupes de ligne, lesquelles resteront campées hors des murs.) — Und am Schluß des Ganzen folgt die Versicherung, daß die Vertheidigung keineswegs die Friedens-Unterhandlungen hindern oder aufhalten werde. (Les hostilités n'empê-

cheront point de continuer les négociations qu'il sera possible d'entretenir pour obtenir la paix à des conditions honorables.)

Nebenher hatte die provisorische Regierung auch noch Anerbietungen Napoleon's abzulehnen, der den Oberbefehl über die Armee ganz uneigennützig als anspruchsloser General im Dienst der Regierungs-Commission übernehmen wollte, um Paris zu retten. Diese Großmuth wurde abgewiesen und Davoust benutzte die Gelegenheit, sich ziemlich öffentlich in den Tuilerieen gegen Napoleon's ergebenen Adjutanten Flahault mit wunderbarer Brutalität über seinen ehemaligen Herrn und Kaiser vernehmen zu lassen. Napoleon fügte sich augenblicklich dem Gebot eines Fouché, eines Davoust, was er wohl schwerlich gethan hätte, wenn er in rechtem Ernst an die Möglichkeit eines Erfolgs glaubte. Wir theilen Viel-Castel's Ueberzeugung, daß er sich in diesem Fall wohl unmittelbar in das Lager der Truppen begeben hätte, wo es ihm unter den Soldaten und Subaltern-Offizieren an Anhängern nicht fehlen konnte. Anstatt dessen ließ sich Napoleon nun endlich bewegen, nach Rochefort abzureisen, um von dort wo möglich nach Amerika zu entkommen.

Die neuen Bevollmächtigten der provisorischen Regierung waren inzwischen (am 28.) durch einen Befehl Bülow's, auf dessen Truppen sie zuerst stießen, nach Chenevrières bei Louvres gewiesen. Hier empfing sie, in Folge einer Meldung Bülow's gesendet, ein Adjutant Blücher's, Graf Nostitz, der sich mit ihnen zu besprechen und für ihre weitere Beförderung zu sorgen hatte. Unerwartet hatte sich in dem Ort außer ihnen auch noch der von Grouchy abgesendete General Sénégal eingefunden.

Diesen letzteren bewog Nostitz, indem er die Vollmacht zu unterhandeln vorwies, die er noch von seiner Sendung nach Laon her hatte, und den unnöthigen Zeitverlust geltend machte, der sich ergeben mußte, wenn man erst noch Blücher's Hauptquartier aufsuchen wollte, sofort im nächsten Hause auf die Besprechung der Sache, der Vorschläge Grouchy's einzugehen, und bald war zwischen diesen beiden Offizieren eine Militair-Convention abgeschlossen, vermöge welcher Sénégal in Grouchy's Namen versprach, Paris den Preußen zu überlassen. Die französische Armee sollte sich, die Hauptstadt vermeidend, an dieser vorbei, hinter die Loire zurückziehen.

Dieser Vertrag wurde nicht ratificirt und scheint sogar unter den Franzosen in weiteren Kreisen gar nicht bekannt geworden zu sein. Die französische Armee erreichte mittlerweile wider Hoffen und Erwarten die Stellung vor Paris, wohin sie allem Anschein nach in tumultuarischer Weise mehr aus eigenem Antrieb eilte, als auf irgend eine Veranlassung Grouchy's; denn dieser, dem man schon mißtraute, wie denn überhaupt die Armee in fieberhafter Aufregung überall Verrath witterte, war offenbar der Generale unter seinen Befehlen und der Truppen nicht mehr Herr. Ein zweiter Adjutant Blücher's, der Major v. Brünnegk, der,

gesendet, die Ratificirung des Vertrags, wie dessen Ausführung zu betreiben, die Truppen Grouchy's noch im Marsch traf, wurde gegen Kriegsrecht als Kriegsgefangener mit nach Paris genommen. Einmal unter den Mauern der Hauptstadt angelangt, konnte natürlich Grouchy nicht mehr daran denken, zu bestätigen, was Sénégal in seinem Namen versprochen hatte, und fast in demselben Augenblick sah er sich dann auch des Oberbefehls enthoben, der unmittelbar auf Davoust überging.

General Valence und seine Gefährten, die den Herzog von Wellington (am 29.) in Estrée noch jenseits der Oise trafen, wurden dort sehr bald inne, daß sie über ganz andere Dinge mit ihm zu unterhandeln hätten, als über einen Waffenstillstand. Blücher hatte sich geradezu geweigert, sie zu empfangen; theils weil er bereits durch Nostitz wußte, daß ihre Anträge seinen Forderungen nicht entsprachen; theils weil inzwischen bereits die viel versprechende Convention mit Grouchy zu Stande gekommen war —: und endlich weil er überhaupt geneigt war, jeden Franzosen von sich zu weisen. Wellington erklärte, daß er Napoleon's Abdankung nur als eine List betrachte, zu der man seine Zuflucht genommen habe, um den Marsch der Verbündeten aufzuhalten; er aber werde seine Operationen fortsetzen.

Die Gesandten versicherten, Napoleon habe wahrscheinlich Frankreich bereits verlassen, und schlugen allerhand Mittel vor, ihn loszuwerden, falls er etwa in der Nähe weilte; sie sprachen davon, ihn nach England zu schicken oder dem Gewahrsam des Kaisers von Oesterreich zu übergeben. Wellington erwiderte, wenn Napoleon nach England gesendet wäre, würde der Regent gewiß im Einverständniß mit seinen Verbündeten über ihn verfügen und dasselbe werde geschehen, welcher der Mächte er auch in die Hände falle; das Kürzeste sei daher, ihn dem preußischen oder dem englischen Hauptquartier auszuliefern. Auch seine Abreise nach Rochefort und Amerika, von der die Gesandten nun wieder sprachen, sei kein genügender Grund, die Waffen ruhen zu lassen, denn auch die Anhänger Napoleon's seien entschiedene Feinde der Verbündeten; ehe man die Feindseligkeiten einstelle, müsse man in Frankreich die Herstellung einer Regierung eingeleitet sehen, die den Verbündeten eine wirkliche Aussicht auf Frieden gewähre.

Nach einigem Zögern fragten die Gesandten, was wohl die verbündeten Mächte in dieser Beziehung befriedigen würde? — Dahin hatte sie Wellington bringen wollen, der das ganze Gespräch mit überlegener Geistesgegenwart führte, und nun erklärte: er sei nicht befugt, im Namen seiner Regierung, noch weniger in dem der verbündeten Mächte zu sprechen; er könne ihnen nur sagen, welche Ansicht er sich bemühen werde, mit allem Einfluß, den er irgend üben könne, im Rath der Verbündeten zu unterstützen und zur Geltung zu bringen. Die beste Sicherheit für Europa liege nach seiner Ueberzeugung in der Wiedereinsetzung Lud-

wig's XVIII., denn die Errichtung jeder anderen Regierung in Frankreich müsse neue endlose Kriege herbeiführen.

Da „Buonaparte" und die Armee die Bourbons gestürzt hätten, sei es das Natürlichste, sie wieder zurückzurufen, nachdem „Buonaparte" beseitigt und das Heer besiegt sei. Es sei würdevoller, den König ohne Bedingungen zurückzurufen und sich, was die etwa nöthigen Reformen betreffe, auf die Macht der Verfassung zu verlassen. Vor Allem aber sollten sie ihn ohne Zeitverlust zur Rückkehr auffordern; sie würden dadurch den Schein vermeiden, als thäten sie es gezwungen durch die Verbündeten.

So war das große, das entscheidende Wort gesprochen. Die Gesandten mochten diese Lösung erwartet haben, denn sie betheuerten sämmtlich ihren sehnlichsten Wunsch (their earnest desire), den König wieder eingesetzt zu sehen. Da aber doch einer von ihnen meinte, die Kammern würden kaum zu bewegen sein, Ludwig XVIII. ganz ohne Bedingungen wieder einzusetzen; sie würden wenigstens Verantwortlichkeit der Minister verlangen und für die Kammern selbst das Recht, auch ihrerseits, Gesetze vorzuschlagen — gab Wellington beruhigend zu verstehen: er habe allen Grund, zu glauben, daß der König ein einheitliches Ministerium zu bilden gedenke, das für alle Handlungen seiner Regierung verantwortlich wäre, und auch der zweiten Forderung werde er wohl nicht widerstreben.

Zufällig wurde eben die zu Cambray erlassene Proclamation Ludwig's XVIII. durch einen Adjutanten überbracht; die Gesandten äußerten Bedenken der Worte wegen, die den Häuptern der Buonapartistischen Verschwörung mit der Strenge der Gesetze drohten und besonders auch darüber, daß der König, wie es schien, die früheren Kammern wieder zusammenberufen, also die zur Zeit eben tagenden Abgeordneten und die von Napoleon ernannten Pairs nicht anerkennen wolle. Wellington, bemüht, sie über Alles zu beruhigen, was ihnen von dieser Seite bedenklich scheinen konnte, schrieb sofort über diese beiden Punkte an Talleyrand einen Brief, den er den Bevollmächtigten mittheilte, ehe er abgesendet wurde.

So royalistisch die Herren sich aber auch zeigten, hätten sie doch gerne gewußt, ob nicht vielleicht doch noch ein anderer Ausweg zu finden wäre. Gleich zu Anfang hatten sie erklärt, nur um die Soldaten zufrieden zu stellen, von denen man sonst Unruhen in Paris befürchtete, sei Napoleon II. als Kaiser anerkannt worden — und seltsamer Weise fragten sie dann doch, ob nicht etwa eine Regentschaft im Namen Napoleon's II. den Verbündeten genügen und einen Waffenstillstand herbeiführen könne? — Natürlich war die Antwort ein sehr entschiedenes Nein! — Auf die weitere Frage, was geschehen werde, wenn irgend ein anderer Fürst aus königlichem Hause auf den Thron Frankreichs berufen würde? — erwiderte Wellington nur, es sei ihm unmöglich, Fragen von so schwankender

Allgemeinheit zu beantworten; seine Ansicht habe er ihnen mitgetheilt, an ihnen sei es nun, seinen Rath zu befolgen oder nicht.

Dem dringenden Verlangen nach einem Waffenstillstand, den die Gesandten nun forderten, damit die Kammern Zeit gewännen, die nöthigen Maßregeln zu treffen und den König zurückzurufen — dieser wiederholten Zumuthung wußte sich Wellington zuletzt nur dadurch zu entziehen, daß er erklärte, er könne sich auf weiteres Hin- und Herreden darüber nicht einlassen, ohne sich vorher mit Blücher vernommen zu haben.

Einer der Gesandten — vermuthlich Valence — äußerte noch, als man sich trennte, er hätte eine bestimmtere Antwort auf die letzte Frage gewünscht. Dadurch scheint Wellington erst auf die Wichtigkeit dieser Frage aufmerksam gemacht worden zu sein, die sich deutlich genug auf den vom Kaiser Alexander begünstigten Herzog von Orleans bezog. Sie wurde ihm nachgerade so wichtig, daß er spät am Abend die Gesandten eigens noch einmal zu Louvres aufsuchte, um ihnen seine Meinung mit der gewünschten Ausführlichkeit zu sagen. Europa, erklärte er, dürfe nicht auf Frieden rechnen, wenn irgend jemand Anderes als der legitime König auf den Thron berufen werde; denn der so Berufene müsse als Usurpator betrachtet werden, welches Ranges und welcher Geburt er auch sein möge; er werde als Usurpator handeln und die Aufmerksamkeit des Landes von den Mängeln seines Anspruchs auf die Krone ab, auf auswärtige Kriege und Eroberungen lenken müssen. Die europäischen Mächte aber würden sich natürlich zum Voraus gegen solche Uebel sicher zu stellen haben. Er selbst werde seinen ganzen Einfluß bei den verbündeten Souverainen aufbieten, um sie zu bewegen, daß sie sich in dem vorausgesetzten Fall außer dem Friedens-Vertrag auch noch andere Bürgschaften für die Erhaltung des Friedens verschafften.

Die Gesandten — die Anhänger des Herzogs von Orleans überhaupt — waren also nun genügend belehrt darüber, daß Frankreich den Frieden sehr theuer durch die Abtretung von Festungen und Provinzen werde erkaufen müssen, wenn die Nation einen anderen König als Ludwig XVIII. haben wolle — und in welcher Weise solche Opfer zu vermeiden seien!

Tags darauf erhielten die Bevollmächtigten dann auch noch einen Brief Wellington's, in dem dieser im eigenen wie in Blücher's Namen erklärte, so lange Napoleon in Paris sei, könnten die militärischen Operationen nur unter der Bedingung eingestellt werden, daß er ausgeliefert würde.

Dringend aber ließ Wellington Ludwig XVIII. durch Sir Charles Stuart auffordern — dem er deshalb schrieb — er möge sofort herbeieilen, um förmlich auf den Thron Frankreichs zurückberufen zu werden, ehe fremde Truppen in Paris eingerückt seien.

An König Ludwig's Hof hatte sich ohnehin bereits der Wunsch geregt weiter nach Frankreich einzudringen, um dem Schauplatz der Entscheidung näher zu sein.

Vielerlei günstige Botschaften, die schnell nacheinander eintrafen, hatten die Veranlassung dazu gegeben; zuerst war Gaillard angelangt, dann ein zweiter Sendbote Fouché's, ein Herr v. Trommelin, und zuletzt auch Archambaud de Périgord, der mit Davoust's Aufträgen kam und versicherte, am Tag seiner Abreise — das heißt den Tag vor seiner Ankunft in Cambray, nämlich am 28. — sei die Pairskammer bereits entschlossen gewesen, die Bourbons zurückzurufen. Da alle diese Sendboten dann aber auch im Namen ihrer Mandatare Bedingungen stellten und Bürgschaften verlangten, verwies man sie als Antwort auf die eben entworfene Proclamation Ludwig's XVIII., die alle Bürgschaften, die man wünschen könne, im weitesten Umfang gewähre.

Und doch sah es dazwischen wieder um den Inhalt dieser Proclamation mitunter sehr mißlich aus. Denn eine glückliche Botschaft, die etwas früher eingetroffen war als die Unterhändler aus Paris, hätte beinahe wieder neues Unheil veranlaßt. Es waren Briefe von dem Fürsten Metternich, welche die Regierung der Bourbons zu Cambray erhalten hatte; sie brachten die Versicherung, daß die Verbündeten, in deren Namen Oesterreich nunmehr sprach, ohne eben von allen dazu ermächtigt zu sein, entschlossen seien, die Sache Ludwig's XVIII. zu unterstützen. Das war — von den vertraulichen Aeußerungen der englischen Regierung abgesehen — die erste Zusicherung der Art, welche die Bourbons seit dem März erhalten hatten! Wenn auch dieser Dynastie nicht etwa abgeneigt, wie der Kaiser Alexander, hatte das Wiener Cabinet es doch bis dahin mit vorsichtiger Zurückhaltung vermieden, sich in irgend einer Weise über die Zukunft Frankreichs auszusprechen. Der Sieg bei Waterloo, der über den endlichen Erfolg keinen Zweifel ließ und die entschlossen bourbonistische Politik Englands sichtlich förderte, hatte, scheint es, die Wendung veranlaßt. Der Kaiser Franz und Metternich wollten nicht zu spät kommen mit ihren Verdiensten um die Bourbons.

Die Botschaft war natürlich sehr willkommen; in der ersten Freude aber wollten auch gleich Artois, die übrigen Prinzen und ihr Anhang von der milden Proclamation des Königs, die Talleyrand ausgearbeitet und Pozzo-di-Borgo verbessert hatte, nichts mehr wissen; von der Proclamation, die Fehler der Regierung zugab, für die Rachebedürfnisse der Emigrirten so wenig Raum ließ und für das ancien régime noch weniger. Jetzt, da man sich nicht blos von England, sondern auch von Oesterreich unterstützt sah, war es, nach der Ansicht der Herren, doppelt unnöthig mit den „Jacobinern" so säuberlich umzugehen. Sie bemühten sich in ihrer leidenschaftlichen Weise noch im letzten Augenblick, die Veröffentlichung dieser verdrießlichen Proclamation zu hintertreiben.

Doch trugen Talleyrand und die Minister auch diesmal wieder den Sieg davon. Der Druck und die Verbreitung wurden sogar beschleunigt, damit sie nicht wieder ungeschehen gemacht werden konnte.

Uebrigens wollte Ludwig XVIII., wie sich im Kreise der Vertrauten zeigte, eigentlich nicht durch die eben versammelten Kammern zurückgerufen sein, denn dadurch, daß er ihrem Ruf folgte, hätte er sie anerkannt. Es wäre ihm erwünschter gewesen, wenn der Stadtrath von Paris die Herstellung seiner Dynastie verlangt und eingeleitet hätte.

Als nächste Residenz des Königs war bereits das schöne geräumige Schloß zu Compiegne in das Auge gefaßt worden, doch blieb die Reise dorthin aufgeschoben, bis Wellington das Zeichen dazu gab, denn es war für Talleyrand Grundsatz, wie schon bemerkt, überhaupt in nichts ohne den Rath der „Verbündeten" seines Königs zu handeln, besonders aber das unbedingte Vertrauen zu England stets geflissentlich zur Schau zu tragen.

Jetzt aber, nachdem man den erwarteten Wink erhalten hatte, rüstete man sich zum Aufbruch und durch so Manches in verschiedenem Sinn bewegt, zeigte sich Ludwig XVIII. besonders auch darüber dankbar erfreut, daß der Herzog von Wellington der Hauptstadt des französischen Reichs die Eroberung durch Fremde ersparen wollte.*)

Die militärischen Ereignisse der beiden letzten Tage des denkwürdigen Feldzugs sind von französischer Seite auch bis jetzt noch nicht mit der gehörigen Unbefangenheit besprochen worden. Es erweist sich hier von Neuem, daß die Geschichtschreibung in Frankreich in gewissem Sinn nie selbstständig zu werden vermag und stets im Dienst der Leidenschaften des Augenblicks und der politischen Parteien befangen bleibt.

Charras ist wahrhaft, so lange er alle seine Pfeile gegen Napoleon richten kann —: über die letzte Periode des Feldzugs dagegen, wo Frankreich allein, ohne den besiegten Kaiser, seinen Gegnern gegenüber stand, eilt er flüchtig hinweg. Er schreibt im Wesentlichen nur Vaudoncourt's höchst unwahre Berichte ab, ohne irgend ein Ergebniß eigener Forschung hinzuzufügen und zumal ohne irgend eine Abenteuerlichkeit seines Vorgängers zu berichtigen. Die Aufgabe, die damalige Hülflosigkeit Frankreichs und die wankend gewordene Kriegstüchtigkeit seiner Heere zu schildern, sagt ihm nicht zu; er zieht es vor, sich abermals in den gewagten Darstellungen zu ergehen, die wir seit vierzig Jahren kennen, und ein großartiges Bild der Thaten zu entwerfen, die das französische Heer ohne Zweifel ausgeführt haben würde, wenn nicht der schnöde Verrath einiger Elenden seinen Aufschwung gelähmt hätte.

---

*) Wellington, Supplementary dispatches X, 625.

Seltsamer Weise wird das französische Selbstgefühl nie gewahr, wie demüthigend eigentlich das Geständniß ist, daß sich in Frankreich in kritischen Augenblicken immerdar Landesverräther finden. Diese Vorstellung läßt man sich gefallen, während man den Gedanken, in ehrlicher Weise besiegt worden zu sein, geradezu nicht ertragen kann.

Als Republikaner hält sich Charras überzeugt, daß man nur die Republik zu verkünden, nur die „energischen" Maßregeln des National-Convents von 1793 zu wiederholen brauchte, damit Frankreich sich auch nach der Schlacht bei Waterloo seiner Gegner siegreich erwehren konnte. Das heißt, wie uns scheint, die damalige Lage und die Geschichte der Convents-Zeiten in gleicher Weise verkennen. Abgesehen davon, daß der Kampf gegen Frankreich von Seiten Europa's jetzt mit einem solchen Aufwand von Macht und Energie geführt wurde, daß er der lahmen Kriegführung von 1793 sehr wenig glich, fehlte in Frankreich selbst der ganz willkürlich vorausgesetzte Geist. Die große Masse der Bevölkerung sehnte sich nach Frieden; wir müssen es hier wiederholen, sie war nicht geneigt, das Alleräußerste im Kampf zu wagen — und zwar namentlich für die Republik am allerwenigsten. Das trat überall so bestimmt zu Tage, daß selbst ein La Fayette eine republikanische Verfassung gar nicht unter die möglichen Dinge zu rechnen wagte.

Wenn man sich der Thatsache erinnert, daß die Schuldverschreibungen der französischen Regierung, die sogenannte Rente, bei dem Ausbruch des Kriegs an der Pariser Börse auf den Preis von 53 Franken das hundert Nennwerth hinabsanken; daß dann die Nachricht von der Niederlage bei Waterloo sie sofort auf 55 hob — die Abdankung Napoleon's auf 60 — die Nachricht, daß der Feind vor den Thoren sei, auf 67 — und die Capitulation von Paris noch einen Frank höher; wenn man hinzu rechnet, in welcher Weise man es nöthig achtete, die Bevölkerung über den Belagerungs-Zustand und die bevorstehenden Kämpfe zu beruhigen, muß wohl als erwiesen gelten, daß der herrschende Geist, namentlich im Herzen Frankreichs, in Paris, nicht gerade ein heroischer war.

Die buonapartistischen Schriftsteller, bemüht nachzuweisen, daß es vor Paris in der Macht der Franzosen stand, Blücher und Wellington zu besiegen, erleichtern sich ihre Aufgabe zuvörderst dadurch, daß sie sehr gewichtige Factoren der strategischen Berechnung ganz außer Acht lassen, nämlich die im Kriege wirkenden moralischen Elemente —: in diesem besonderen Fall die Zerrüttung der französischen Armee und die sehr entschiedene moralische Ueberlegenheit, welche die Verbündeten und vor Allen die preußischen Truppen, durch den Sieg bei Waterloo im Vergleich mit den Gegnern gewonnen hatten. Alle kleinen Gefechte seither hatten eine solche Wendung genommen, daß sie das Bewußtsein dieser Ueberlegenheit steigern mußten.

Es ist seltsam: im Augenblick der That, in Mitten der Ereignisse

selbst, wenn da berathen wird was geschehen kann oder soll, bleiben diese Elemente selten oder nie unbeachtet, wenn man sich auch vielleicht nicht immer mit klarer Bestimmtheit ausdrücklich von ihrer jedesmaligen Bedeutung Rechenschaft giebt. Die Führer selbst leben da gleichsam in einer und derselben geistigen Atmosphäre mit ihrem Heer, fühlen den Rückschlag der herrschenden Stimmung und erwägen sehr wohl, was sie ihren Truppen zutrauen dürfen, was nicht. Die nachträgliche Kritik dagegen geht nur zu oft über alle diese eigentlich und in letzter Instanz entscheidenden Elemente hinweg, als gebe es dergleichen gar nicht in der Welt der wirklichen Dinge, und spricht von den vorhandenen Streitkräften, als seien sie so etwas wie Schachsteine, die allerdings unter allen Bedingungen den gleichen Werth behalten.

So sehen wir auch hier die Führer durchaus unter dem Druck der herrschenden Stimmung und im Bewußtsein des gesunkenen Werths ihrer Truppen handeln. Grouchy sieht nur in einer Convention die Möglichkeit einer Rettung und wagt trotz seiner Ueberlegenheit bei Villers-Coteret nicht anzugreifen; er wagt bei Nantouillet nicht, sich die Straße frei zu machen, wiewohl ihm nur eine sehr geringe preußische Macht im Wege steht; d'Erlon giebt bei Compiegne den Kampf sehr schnell auf, als hoffnungslos — und alle Marschälle von Frankreich erklären die Vertheidigung von Paris für ein Beginnen, von dem sich nur Unheil erwarten lasse. Die leidenschaftliche nachträgliche Kritik dagegen macht es ihnen mit höchster Entrüstung zum Vorwurf, daß sie nicht an der Spitze einer geschlagenen, moralisch halb vernichteten Armee, versucht haben, was kaum an der Spitze einer siegreichen möglich gewesen wäre.

Daß fast alle höheren Führer sich wiederholt und dringend gegen den vergeblichen Versuch, die Vertheidigung zu verlängern, ausgesprochen haben, kann natürlich nicht geleugnet werden, aber diese Erscheinung wird von Seiten der französischen Schriftsteller durch Verrath erklärt, der ihrem Bericht nach überall lauerte. Davoust gab, ihnen zu Folge, einen „sichern" Sieg, die Gewißheit, Blücher's und Wellington's Heer zu „vernichten", absichtlich aus der Hand. Die Marschälle von Frankreich waren sämmtlich durch Fouché gewonnen und suchten bereits ihren Frieden mit den Bourbons zu schließen, darum stellten sie die militärische Lage als hoffnungslos dar.

In Wahrheit aber standen Ursache und Wirkung gerade umgekehrt zu einander. Diejenigen Marschälle, die um ihre Meinung befragt wurden, hatten, wie namentlich Davoust, von den Bourbons selbst im besten Fall keine Gunst zu erwarten; diese Dynastie und der Emigrirten-Schwarm, der sie umgab, die Ansprüche des alten Adels, durch den alle Größen der Revolution und des Kaiserreichs in den Schatten gestellt werden sollten, das Alles war ihnen in tiefster Seele verhaßt; aber die militärische Lage war nach ihrem Urtheil eine verzweifelte und darum suchten sie den-

noch mit widerstrebendem Gefühl ihren Frieden mit den Bourbons zu schließen.

Daß dann in Mitten dieser politischen Rathlosigkeit, in dem Bewußtsein der Vergeblichkeit aller Anstrengungen, in dem erschütterten Vertrauen zu der Kriegstüchtigkeit der eigenen Truppen, nicht jeder einzelne Führer den höchsten Grad möglicher Energie entfaltete, das liegt in der Natur der Dinge und braucht nicht durch Verrath erklärt zu werden. Mit seltenen Ausnahmen pflegt sich die menschliche Natur in ähnlicher Lage überall eben so und nicht anders zu zeigen. Es liegt so sehr in der Natur der Dinge, daß der Sieger, nach einem Schlage wie der von Waterloo war, geradezu darauf angewiesen ist auf rathlose Halbheit und Schwäche bei dem besiegten Gegner zu rechnen. Wer es nicht thut, weiß eben die Gunst der Umstände nicht zu nützen. „Après la victoire toutes les manoeuvres sont bonnes, hors les sages!“ ist ein treffendes Wort des Marschalls von Sachsen. Es kommt in dem einzelnen Fall immer nur auf das mehr oder weniger an, das man darauf hin wagen darf.

Allerdings gab es daneben unter den französischen Generalen auch Einzelne, die mit einer Art von Wuth die Fortsetzung des Kampfes unter jeder Bedingung und um jeden Preis verlangten, wenn der Friede nur um den Preis der Wiederherstellung der Bourbons zu haben sei. Das waren solche, die, wie d'Erlon, von den rückkehrenden Bourbons nichts weiter zu erwarten hatten, als den Tod auf dem Blutgerüst, oder im besten Fall, wenn es ihnen nämlich gelang zu entkommen, ein Flüchtlingsleben in der Fremde. — Wir dürfen es aber gewiß sehr seltsam nennen, wenn diese Leute, die doch nur ihr persönliches Interesse, die verzweifelnde Selbstsucht in diese Bahnen trieb, von den buonapartistischen oder republikanischen Schriftstellern Frankreichs für die echten, wahren, uneigennützigen Patrioten — und die Rathschläge, die ihnen die Verzweiflung an dem eigenen Heil eingab, für die allein richtigen erklärt werden.

Charras, der die oft wiederholten leidenschaftlichen Ausführungen, was Alles vor Paris noch hätte geschehen können und sollen, noch einmal in wenig veränderter Gestalt wieder bringt, fühlt doch das Bedürfniß, ihnen dadurch eine festere Grundlage zu schaffen, daß er vor Allem den damaligen Zustand des französischen Heeres im günstigsten Licht darstellt. Er behauptet, es habe vor Paris seine zuversichtliche Haltung wieder gewonnen und sei vom besten Geist beseelt gewesen. Aber er behauptet das ohne irgend einen Beweis — und aus den gleichzeitigen Berichten geht ziemlich übereinstimmend das grade Gegentheil hervor. Soult entwarf, mehr als einmal, um seine Meinung befragt, ein sehr düsteres Gemälde von der Entmuthigung, die in den Reihen der Armee herrschte; — Grouchy klagte wiederholt über „découragement et défection“ der Truppen; — Davoust äußerte dieselben Bedenken, und am Abend des 29. Juni, unmittelbar nachdem er den Oberbefehl übernommen, nachdem

er die Truppen gesehen hatte, die aus Belgien zurückkehrten, schrieb er an Fouché: J'envoie à V. E. la nouvelle que j'ai reçue sur l'état des choses et des troupes. Il n'y a pas de temps à perdre pour adopter la proposition que j'ai faite hier: nous devons proclamer Louis XVIII.; nous devons le prier de faire son entrée dans la capitale sans les troupes étrangères. Louis XVIII. doit regner avec l'appui de la nation; j'ai vaincu mes préjugés, mes idées; la plus irrésistible nécessité et la plus intime conviction m'ont déterminé à croire qu'il n'y a pas d'autre moyen de sauver notre patrie.

Endlich liefern auch die Ereignisse den Beweis, daß in dieser Darstellung keine Täuschung lag. Geist und Haltung der französischen Truppen hatten sich in den kleinen Gefechten zwischen Soissons und Paris in sehr erkennbarer Weise gezeigt. Wir haben eben deshalb diese Gefechte etwas ausführlicher besprochen als sie sonst verdienen würden.

Im Ganzen war die Armee allerdings gar sehr gegen die Bourbons sowohl als gegen die Engländer und Preußen erbittert, — aber sie hatte Haltung und Selbstvertrauen in hohem Grade verloren, das ist nicht zu bezweifeln und die französischen Generale hatten gewiß ihre guten Gründe, wenn sie nur diejenigen Heertheile, die unter Grouchy von Wawre zurück kamen, nicht die bei Waterloo zersprengten und nur unvollkommen wieder zusammen gesuchten, im freien Felde gegen die Verbündeten zu verwenden wagten.

Charras will freilich Davoust's Aeußerungen nicht so auffassen, wie der einfache Wortverstand an die Hand giebt, nicht in dem Sinn, daß schnelle Versöhnung mit den Bourbons das einzige Mittel sei, Paris vor der Eroberung durch die Verbündeten zu retten und vielleicht Frankreich vor sehr lästigen Friedensbedingungen. Er meint sie dahin deuten zu dürfen, daß es nothwendig geworden sei, schnell zum Schluß zu eilen, damit nicht Heer und Volk Zeit gewännen, sich in gerechtem und hochherzigem Gefühl für die National-Ehre gegen Fouché und seine Mitschuldigen zu erheben und die Rückkehr der Bourbons unmöglich zu machen —: aber bei solcher Willkürlichkeit der Deutungen ist wohl von einer geschichtlichen Behandlung des Gegenstandes nicht mehr die Rede.

Die Operationen der Verbündeten vor Paris waren, nach Charras' Ansicht, von der Art, daß sie eigentlich die Heere Blücher's und Wellington's in Niederlagen verwickeln mußten; ja, daß sie gar nicht unternommen werden konnten, wenn man der Unthätigkeit der französischen Heeresmassen nicht gewiß war. Er fügt dann aber hinzu, Fouché habe ohne Zweifel die Feldherrn wohl von Allem unterrichtet und ihnen versichert, daß sie von der französischen Armee nichts zu befürchten hätten, daß er sie schon in Unthätigkeit erhalten werde; und ohne den Schatten eines Beweises anführen zu können, setzt er in seinem weiteren Bericht als erwiesen voraus, daß dem wirklich so gewesen sei.

In den gleichzeitigen Zeugnissen zeigt sich keine Spur davon. In

Blücher's Hauptquartier sagte man sich, daß man sehr viel wagen dürfe, da die militärische Zerrüttung der feindlichen Macht noch durch die politische gesteigert wurde. Bei Blücher und Gneisenau bedurfte es nicht der Einflüsterungen des Verraths, um sie zur Kühnheit aufzufordern. Daß Blücher, der keinen französischen Sendboten auch nur in seine Nähe kommen ließ, geheimnißvolle Mittheilungen Fouché's erhalten haben könnte, ist ein etwas abenteuerlicher Gedanke; es hat auch noch kein französischer Schriftsteller eine so verwegene Vermuthung ausgesprochen. Und was den Herzog von Wellington betrifft, so liefern die vielen Bedenken, die er bei dem unmittelbaren Angriff auf Paris fand, und die große Mühe die er sich gab, Blücher zurückzuhalten, wohl den Beweis, daß auch er die vorausgesetzten beruhigenden Zusicherungen nicht erhalten und ganz andere Dinge im Sinn hatte. Auch liegt sein Briefwechsel mit Fouché jetzt vollständig gedruckt vor und wir sehen, daß er nichts dergleichen enthält.

Uebrigens gehört auch kein großer Scharfsinn dazu einzusehen, daß es ganz und gar nicht in Fouché's oder Davoust's Interesse lag, den Verbündeten solche Mittheilungen zu machen, so lange sie selbst ihren Handel mit den Bourbons nicht abgeschlossen hatten, und das war auch jetzt noch keineswegs geschehen.

Die Streitkräfte, die zur Vertheidigung von Paris zu Gebote standen, waren übrigens, der Zahl nach, nicht unbedeutend. Die Armee, die sich aus Belgien unter die Mauern der Hauptstadt zurückgeworfen sah, zählte hier, mit Hülfe einiger Verstärkungen, die sie aus den Depots erhielt, 57,626 Mann (nämlich 38,142 M. Infanterie; 14,263 M. Reiterei und 5221 M. Artillerie). — Wie viel die Ersatz-Mannschaften betrugen, die hier in die Glieder eintraten, ist nirgends genauer nachgewiesen. Der Angabe zu Folge, daß sich in den Depots 19,000 Mann befanden, als das geschlagene Heer bei Paris eintraf, müßten sie gegen 6000 Mann betragen haben, denn in den Tages-Rapporten vom 1. Juli werden nur noch 13,000 Mann in den Depots gezählt.

Mit Hülfe dieser Zahlen läßt sich, beiläufig bemerkt, annähernd nachrechnen, wie viele Mannschaften der französischen Armee auf verschiedene Weise verloren gegangen waren. Der Verlust in den Gefechten betrug gegen 50,000 Mann, angenommen, daß sie bei Waterloo 27—28,000 M. verlor, und nach den höchsten Angaben, den Verlust bei Waterloo zu 31,000 Mann berechnet, im Ganzen 53,000 Mann. Es ergiebt sich also, daß wahrscheinlich 24,000 Mann ((128+6) — (57+53)) — beinahe der fünfte Theil des Heers, das Napoleon nach Belgien geführt hatte — und jedenfalls mehr als 20,000 Mann fahnenflüchtig geworden waren, und sich im Lande zerstreut hatten.

Ferner werden 13,175 Mann in den Depots aufgezählt (12,214 M. Infanterie; 334 Reiter; 627 M. Artillerie). — Inwiefern diese aber nun feldtüchtig und wirklich zu gebrauchen waren, ist sehr zweifelhaft! —

Alles, was bis zum Ausbruch des Krieges irgend feldtüchtig gemacht werden konnte, war natürlich in die ausmarschirenden Bataillone eingereiht worden — und seitdem waren kaum zwei Wochen verflossen; was konnte sich wohl in dieser kurzen Zeit neugebildet haben? — Charras gesteht selbst, daß man nach Beginn der Feindseligkeiten für längere Zeit auf irgend namhaften Ersatz nicht zu rechnen hatte*); — das geht dann auch aus dem Zustand der Depots, wie wir ihn an seinem Ort bereits angedeutet haben, deutlich genug hervor; — und endlich sind auch noch ein Paar Berichte französischer Behörden bekannt geworden, die den Zustand in derselben Weise bezeichnen.

In einem Bericht an den Kriegsminister vom 19. Juni wird gemeldet, daß die sämmtlichen Depots zu Paris und in dem Bereich von dort bis zur Somme — d. h. bis zur Nordgrenze des Landes — zum 21. desselben Monats nicht 2500 Mann zum Felddienst stellen können. Und in einem an Napoleon gerichteten Schreiben vom 22. Juni sagt der Kriegsminister selbst: „die Depots sind erschöpft worden, um die (in das Feld geschickten) Heertheile zu bilden und bestehen im Allgemeinen nur noch aus den Rahmen."

Da nun dennoch diese selben Depots am letzten Juni wieder einige tausend Mann an die Regimenter abgegeben hatten, sind wir wohl genöthigt, zu folgern, daß bei dieser Gelegenheit Alles herausgezogen wurde, was nur irgend nach dem Maßstab, den die äußerste Noth an die Hand giebt, feldtüchtig erachtet werden konnte, und daß die 13,000 Mann, die noch übrig blieben, aus Recruten, kränklichen Convalescenten und Halb-Invaliden bestanden; daß sie mit einem Wort eine Truppe bildeten, die man allenfalls wohl als Wache in Schanzen aufstellen konnte, mit der man aber nicht hoffen durfte, große Dinge im freien Felde auszurichten.

Es wäre auch sonst gar kein Grund abzusehen, warum sie nicht zur Verstärkung der immer noch sehr schwachen Bataillone verwendet wurden, die z. B. bei Reille's Heertheil, im Durchschnitt ein jedes nur 175 Mann, bei den Divisionen d'Erlon's sogar nur 140 Mann stark waren. — Auch werden wir sehen, daß Fouché in einem Augenblick, wo ihm daran gelegen war, die französische Armee so furchtbar wie möglich zu schildern, sie doch nur sechzig tausend Mann stark angab, die Depots also für nichts rechnete.

Die Pariser National-Garde darf natürlich nicht in Anschlag gebracht werden, da sie wohl den Polizeidienst im Inneren der Stadt versehen konnte, aber so wenig geeignet als geneigt war, sich mit dem auswärtigen Feinde zu messen —: eine andere bewaffnete Schaar, die man vielleicht noch hätte vermehren können, war dagegen gewiß nicht eben so werthlos zu achten. Das waren die sogenannten Federirten, eine republi-

*) Charras 42.

kanische Verbrüderung, die sich unter den Arbeitern in den Vorstädten gebildet hatte und die Napoleon mit höchstem inneren Widerstreben nicht allein dulden, sondern ausdrücklich gut heißen und scheinbar begünstigen mußte, da er bei der Schwäche seiner Stellung auch die Reste der Jacobiner, der wildesten revolutionairen Parteien, nicht beleidigen durfte. Aus diesen Federirten nun waren „Tirailleur-Bataillone der Pariser National-Garde" gebildet worden, in deren Reihen, wie sich das kaiserliche Decret zart ausdrückte, diejenigen Patrioten ihre Stelle finden sollten, die nicht in die Legionen aufgenommen werden konnten, — mit anderen Worten: die nicht dem selbstständigen Bürgerstande angehörten, der die National-Garde der Hauptstadt wesentlich bildete. Sechstausend solcher Tirailleure wurden bewaffnet; es war eine Anzahl ehemaliger Soldaten unter ihnen und sie wurden dadurch noch brauchbarer, daß man ihnen, hauptsächlich in der Absicht der verwegenen Masse Zaum und Zügel anzulegen, ausschließlich ehemalige Offiziere der Linien-Regimenter zu Führern gab und zwar bis auf die untersten Grade herab. — Dennoch aber graute den Pariser Bürgern vor diesen Vertheidigern, in denen sie die bewaffnete Macht der Schreckens-Republik wieder aufleben sahen. Man fürchtete Mord und Plünderung im Innern der Stadt von ihnen. Schon bei ihrer Errichtung hatte die Regierung, um die Bevölkerung der Hauptstadt zu beruhigen, vielfach erklären müssen, daß es sich um vollkommen wohl disciplinirte Bataillone handle, an die man keine revolutionairen Vorstellungen knüpfen dürfe — und der Widerwille Napoleon's und des Bürgerstandes scheinen in gleicher Weise dahin gewirkt zu haben, daß sie nicht über jene mäßige Zahl hinaus vermehrt wurden. —

Dieser bewaffneten Macht fühlten sich die Verbündeten natürlich mehr als gewachsen; dagegen fand man schon bei der ersten Besichtigung den Angriff auf die Verschanzungen, die Paris auf dem rechten Ufer der Seine umgaben, in sehr erheblichem Grade schwierig. Besonders der Uebergang über den Canal von St. Denis oder den Ourcq-Canal war nicht leicht zu bewerkstelligen, und jedenfalls hätte das Unternehmen große Opfer erheischt.

Doch war bald der Ausweg gefunden, so wie die Möglichkeit, auch die letzte Entscheidung unverweilt herbeizuführen, denn man wußte, daß die andere Hälfte von Paris auf dem linken Ufer des Flusses noch ganz offen und unbefestigt war. Die Verschanzungen, die sich nach den Plänen der Ingenieure dort zum Schutz der Hauptstadt erheben sollten, waren erst auf ein Paar Punkten begonnen und selbst da so wenig vorgerückt, daß sie für nichts gerechnet werden durften.

Gneisenau entwarf den Plan, da man glücklicher Weise im Besitz der Brücke bei St. Germain war, vermöge eines Nachtmarsches die Verschanzungen der Franzosen zu umgehen, das preußische Heer auf das linke Ufer der Seine zu versetzen und gegen die unbefestigte Seite von

Paris zu führen; dort mußten die französischen Generale den Kampf im freien Felde wagen, wenn sie die Hauptstadt schützen wollten und in diesem schien der Sieg nicht zweifelhaft.

Wellington, mit dem Plan bis zu einem gewissen Grad einverstanden, versprach, die Stellungen der Preußen auf dem rechten Ufer einzunehmen; doch konnte dies nicht vor dem 1. Juli früh geschehen, — und bis dahin mußte daher Bülow in seiner Stellung bei Le-Bourget bleiben.

Vor dem Aufbruch wurde indessen noch ein Versuch gemacht, auf den man wahrscheinlich nicht gerade sehr viel gab. Die Franzosen hatten auf dem rechten Ufer des Canals von St. Denis noch das Dorf Aubervilliers besetzt. Vier Bataillone von Bülow's Heertheil unter dem General Sydow erhielten den Befehl, es in der Nacht zum 30. Juni anzugreifen. Man wollte die Haltung des Feindes prüfen und zeigte sich nach der Eroberung des Orts eine Möglichkeit, die Reiterei über den Canal in die Ebene von St. Denis vorgehen zu lassen, so sollte dieser Angriff die Einleitung zu größeren Unternehmungen werden.

Das Dorf wurde wirklich im ersten Anlauf mit leichter Mühe erobert, ein Theil der Besatzung zu Gefangenen gemacht; der Uebergang über den dreißig Fuß breiten Canal aber zeigte sich schwieriger selbst als man gedacht hatte — und man beschäftigte sich fortan nur noch mit dem Marsch auf das linke Ufer der Seine.

Thielmann's Heertheil, der entfernteste, trat ihn bereits um fünf Uhr in der Frühe an (30.), marschirte nach Gonesse, wo er um Mittag eingetroffen mehrere Stunden rastete, dann gegen Abend nach Montmorency und durch die Nacht von dort über Argenteuil nach St. Germain. — Um die Aufmerksamkeit des Feindes auf dem rechten Ufer der Seine zu fesseln, ließ Bülow inzwischen Demonstrationen gegen St. Denis vornehmen; 6 Bataillone und 4 Schwadronen rückten bis nahe vor diesen Ort, dessen Besatzung sich dadurch zu einer Art von Ausfall veranlaßt fühlte, aber mit sehr leichter Mühe zurückgeschlagen wurde. — Zieten brach um 10½ Uhr Abends auf und marschirte über Montmorency nach Maisons unterhalb St. Germain, wo auch er, aber freilich erst nach einem sechzehnstündigen Marsch, also etwa um vier Uhr Nachmittags mit höchst ermüdeten Truppen, über die Seine ging, während zurückgelassene Posten die Nacht über in der verlassenen Stellung bei Blanc-Mesnil die Wachfeuer unterhielten.

So standen denn am 1. Juli bereits zwei preußische Heertheile und Sohr's Husaren-Brigade (etwa 37,000 Mann) auf dem linken Ufer der Seine. Aber auch Paris war, wie man das erwarten mußte, nicht mehr unbewacht von dieser Seite; die französischen Behörden hatten sich schon zu Vorsichtsmaßregeln veranlaßt gesehen. Von buonapartistischen Schriftstellern wird erzählt, man habe von den Thürmen der Hauptstadt aus

den Marsch der Preußen genau beobachten können, das ist aber in der That nicht möglich, da dieser Zug zum Theil in zu bedeutender Entfernung von Paris, zum Theil in der Nacht ausgeführt wurde. Ohne Zweifel aber wußte man im französischen Hauptquartier, daß die Brücke von St. Germain unversehrt in den Händen der Preußen war, und was man wirklich sehen konnte, war der Marsch der Husaren=Brigade Sohr, die am 30. Juni von St. Germain nach Marly vorrückte. Wahrscheinlich vermuthete man, daß dieser leichten Reiterei größere Abtheilungen folgen würden und die Maßregeln, die man sofort traf, beweisen, wie gar empfindlich man für einen Angriff von dieser Seite war: der beste und schlagfertigste Theil des französischen Heers, die Abtheilungen, die seit der Schlacht bei Ligny unter Grouchy gestanden hatten, (die Heertheile Vandamme's und Gérard's, die Reiterei unter Excelmans und die leichte Reiterei von Reille's Heertheil unter Piré, im Ganzen 25,800 Mann) wurden noch in den Abendstunden des 30. Juni auf das linke Seine=Ufer in die Stellung von Vaugirard und Montrouge hinübergesendet.

Während die Preußen bei St. Germain und in der Gegend ausruhten von den Anstrengungen des sehr beschwerlichen Gewaltmarsches, ging Sohr am 1. Juli allein vor über Versailles, wo er die 1300 Mann starke National=Garde entwaffnete, aber zu lange verweilte. Von französischer Seite hatte man seinen Marsch beobachtet und ihm eine Schlinge gelegt, da man von seiner Schwäche genau unterrichtet war. Oestlich von Versailles stieß Sohr auf eine Dragoner=Division unter Excelmans, die, wie es scheint, noch durch Piré's leichte Reiterei verstärkt war — auf eine ungefähr dreifach überlegene Macht — wurde nach sehr tapferer Gegenwehr geworfen — und da er seinen Rückzug, der unter fortwährenden Gefechten natürlich zu ungeordneter Flucht werden mußte, durch Versailles, wo aus den Fenstern auf die preußischen Husaren geschossen wurde, auf Roquencourt richtete, fiel er dort in einen Hinterhalt. Piré war mit einer zweiten Reiter=Division und 3 Bataillonen Infanterie über Sevres dorthin geeilt, ihm den Weg zu verlegen. Hier erlitten die preußischen Husaren in wüthendem Handgemenge eine vollständige Niederlage; nur wenige entgingen dem Tode oder der Gefangenschaft — doch waren unter den Gefangenen kaum einzelne unverwundet.

Excelmans rückte siegesfroh weiter vor bis Marly; dort stieß er spät Abends auf Thielmann's Vorhut, wurde zurückgeschlagen und nun seinerseits wieder bis Rocquencourt verfolgt. Diesen Schlußact des Gefechts übergehen die französischen Berichte mit Stillschweigen.

Auf dem rechten Ufer der Seine brach Bülow von Le=Bourget am Vormittag auf, sobald Wellington's Vortrab dort eingetroffen war und marschirte bis in die Nähe von St. Germain. Die Franzosen unternahmen auf dieser Seite nichts, als einen sehr schwachen Angriff auf

Aubervilliers, der ohne große Mühe zurückgeschlagen wurde. — Im Lauf des Tags nahm Wellington's Heer, das den Tag zuvor nach Louvres und Pont-St.-Maxence marschirt war, die früheren Stellungen der Preußen ein: die Divisionen Clinton und Colville, 5 Bataillone Nassauer und 12 Schwadronen Hannoveraner bei Le-Bourget, die übrigen Truppen von Vauderlhan bis Louvres, wo die Reserve stand.

Alle französischen Schriftsteller — Charras natürlich nicht ausgenommen — behaupten nun, Davoust hätte an diesem Tage mit fünfzig tausend Mann über die Preußen bei St. Germain herfallen müssen, der Sieg nicht nur, sondern die „Vernichtung" der so thöricht preisgegebenen preußischen Heertheile sei gewiß gewesen und habe nicht fehlen können. Und in der That, hätten die fünfzig Tausend Franzosen etwa auf den Höhen bei Marly in der Nähe bereit gestanden, die Preußen zu empfangen, hätten sie auch nur in den früheren Nachmittagsstunden angreifen können, so war es sehr wohl möglich, daß die Sache eine für die Preußen bedenkliche Wendung nahm. Denn der Angriff hätte alsdann nur Thielmann's Heertheil schlagfertig — Zieten's Truppen aber drei Viertheil Meilen weiter zurück in einem Zustand großer Ermüdung betroffen.

Aber dem war nicht so; selbst Vandamme hatte von Montrouge aus einen starken Marsch durch einen fortlaufenden Engpaß zurückzulegen, ehe er an den Feind kommen konnte und allein war er nicht stark genug, um einen entscheidenden Erfolg über Thielmann in ganz kurzer Zeit zu erfechten; besonders an Infanterie, auf die es hier fast ausschließlich ankam, nicht in einem erdrückenden Verhältniß überlegen; die Truppen aber, durch die er auf fünfzig Tausend Mann hätte verstärkt werden können, standen zum Theil auf den Höhen von Belleville. Was dort stand — d'Erlon's Heertheil — konnte gewiß nicht mehr an demselben Tage bei St. Germain zum Gefecht kommen. Der Marsch hätte wohl zwölf bis vierzehn Stunden erfordert.

Die Garden waren im Gehölz von Boulogne allerdings dem Ziel näher und konnten der Infanterie Vandamme's ein bedeutendes Uebergewicht über Thielmann's Bataillone geben, indem sie dieselbe auf etwa 23,000 Mann verstärkten. So weit sich nachträglich ermitteln und berechnen läßt, war es aber dennoch nicht wohl möglich, eine genügende Heeresmacht in solcher Weise nach St. Germain zu bringen, daß sie noch an demselben Tage, nicht etwa nur ein einleitendes Gefecht, in dem etwa ein Dorf oder eine Brücke genommen wurde, sondern eine entscheidende Schlacht durchkämpfen konnte. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß einerseits alle Einleitungen zu dem Marsch erst an demselben Morgen, erst nachdem man erfahren hatte, daß ein preußischer Heertheil um sechs Uhr bei St. Germain über den Fluß gegangen war, von Davoust's Hauptquartier zu Villette aus getroffen werden mußten, — und daß andererseits das sehr durchschnittene Gelände bei St. Germain eine schnelle

Entscheidung überhaupt kaum zuläßt. Mußte aber der eigentliche Angriff auf den folgenden Tag verschoben werden, dann gingen die französischen Truppen wohl aller Wahrscheinlichkeit nach einer Niederlage entgegen, denn dann hatten sie sechzig Tausend Preußen schlagfertig und mit einer sehr überlegenen Artillerie ausgestattet vor sich, und wir sind nicht verpflichtet anzunehmen, daß die von fünfzig Tausend Franzosen ohne Umstände „vernichtet" werden konnten, besonders wenn wir hinzurechnen, auf welcher Seite zur Zeit die moralische Ueberlegenheit lag.

Davoust soll den Angriff beabsichtigt, und ehe er um zehn Uhr zu einer Besprechung nach Paris eilte, dem Heertheil d'Erlon's und den Garden den Befehl ertheilt haben, sich marschbereit zu halten, um über die Brücke bei Neuilly nach St. Germain vorrücken zu können. — Diese Brücke war unversehrt gelassen worden, während die Franzosen selbst die anderen Brücken über die Seine bei St. Cloud und Sevres zerstört hatten. Später widerrief Davoust den Befehl; der Verräther Fouché soll ihn bewogen haben, den unfehlbaren Sieg aus der Hand zu geben. — Konnten die Truppen erst nach zehn Uhr aufbrechen, so war es jedenfalls entschieden zu spät für einen entscheidenden Schlag; die bezeichneten Heertheile unter Vandamme und d'Erlon zählten zusammt den Garden nach den Tageslisten auch nur 41,015 Mann, darunter nur 28,269 Mann Infanterie; sie waren also nicht ausreichend, um einen Angriff auf die preußische Armee zu unternehmen. Wenn die Sache, wie das den Anschein hat, weder nach einem größeren Zuschnitt, noch sehr viel früher eingeleitet werden konnte, so läßt sich wohl begreifen, daß sie wieder aufgegeben wurde.

Eigentlich aber meint Charras, Davoust hätte mit fünfzig Tausend Mann in die Ebene von St. Denis hinabsteigen und Wellington's Heer und Bülow's Schaaren dazu angreifen, vernichten, über die Oise zurückwerfen sollen; dann war es Zeit, sich gegen die Preußen auf dem linken Ufer zu wenden, und die konnten auch dem Untergang nicht entgehen. — Ein Versuch, in der Ebene von St. Denis vorzurücken, war allerdings möglich, vielleicht sogar geboten, wenn Davoust das Aeußerste für die Waffenehre Frankreichs gethan haben wollte; es war der Mühe werth, ihn zu wagen und wenn es auch nur gewesen wäre, um Bülow's Marsch aufzuhalten —: aber so großer und sicherer Gewinn stand dabei keineswegs in Aussicht.

Um die vorausgesetzten fünfzig Tausend Mann zusammenzubringen und auch wohl, um zuverlässige Truppen zur Hand zu haben, hätte Davoust erst wieder einen Theil der Bataillone heranziehen müssen, die unter Vandamme jenseits der Seine standen und zu welcher Tageszeit er auch seinen Angriff unternehmen mochte, fand er in der Ebene in vortheilhafter Stellung einen Feind, der ihm an Zahl entweder schon gewachsen war, oder es doch im Lauf des Gefechts werden mußte: in den

Vormittagsstunden Bülow und den Vortrab Wellington's, der von Stunde zu Stunde stärker wurde — Nachmittags Wellington's Heer, das auch seine Reserven ins Gefecht bringen konnte. — Besonders aber hätte sich hier wohl der Mangel an Artillerie geltend gemacht. Die Verschanzungen waren allerdings mit 300 zum Theil eisernen Geschützen besetzt, die sich im Pariser Arsenal gefunden hatten — an bespannten Geschützen aber besaß die französische Armee kein volles Hundert mehr. Sie besaß deren sogar nur 70, als sie ein Paar Tage später nach der Loire aufbrach. Es hätten sich wohl in Paris noch eine Anzahl Pferde auftreiben lassen, wenn man namentlich die Luxuspferde in Anspruch nahm, wenn man sich aber erinnert, in welcher Weise sich die Ereignisse gedrängt hatten und daß die Armee erst am 29. Juni bei der Hauptstadt eingetroffen war, wird man es wohl begreiflich finden, daß am zweiten Tage darauf noch keine neuen Batterien organisirt waren. Vor Allem aber zeigte sich wohl selbst im allerbesten Fall keine Aussicht, dem Feinde eine Niederlage beizubringen, die wirklich eine wesentliche Veränderung in der Gesammtlage herbeiführen konnte; denn was hätte den Herzog von Wellington hindern können, das Gefecht abzubrechen und ihm auszuweichen, wenn er es irgend bedenklich fand? — Durfte ihm Davoust doch selbst auf eine kurze Entfernung nicht folgen, um die Entscheidung zu erzwingen.

Uebrigens war die Besorgniß für den unbefestigten Theil von Paris in dem Kreise der französischen Generale in dem Grade vorherrschend, daß Niemand an die Möglichkeit solcher Unternehmungen dachte, wie sie Charras vorschlägt.

Was die Operationen der Verbündeten betrifft, läßt sich vielleicht die Frage aufwerfen, ob es wirklich nothwendig war, daß das preußische Heer vor St. Denis von dem englisch-verbündeten abgelöst wurde? — Vorausgesetzt, daß beide Heere unter einem und demselben Oberbefehl standen, oder daß die beiden Heerführer in Beziehung auf die weiteren Operationen unbedingt eines und desselben Sinnes waren, hätte es vielleicht genügt, wenn nur ein Heertheil Blücher's zur Beobachtung vor St. Denis stehen blieb, während Wellington's Heer von Louvres und Pont-St.-Maxence die Richtung grade auf Argenteuil und Bezons, oder auf die Gegend unterhalb St. Germain nahm, um hier oder dort ebenfalls auf das linke Ufer der Seine hinüberzugehen, was sehr wohl am 1. Juli noch bei guter Tageszeit geschehen konnte. Der Erfolg auf jener Seite war dann wohl selbst für die äußersten denkbaren Fälle sicher gestellt. —

Aber Blücher und Wellington waren eben nicht ganz eines Sinnes und verfolgten verschiedene Ziele. Den Zug der Preußen auf das linke Ufer hinüber hatte Wellington gebilligt: die Gefahr eines Angriffs auf die unverschanzte Seite von Paris sollte in unmittelbarer Nähe drohen,

den Gang der Unterhandlungen, die Anerkennung Ludwig's XVIII. beschleunigen, das wollte Wellington —: aber daß die Hauptstadt Frankreichs wirklich durch die Preußen erobert werden sollte —: das wollte er nicht; aus Gründen, die wir schon mehrfach berühren mußten. Er fürchtete den letzten Zweck, den er im Auge hatte, dadurch gefährdet zu sehen, denn er hielt sich überzeugt, daß die Preußen die Herstellung der Bourbons nicht ernstlich wollten, oder wenigstens keinen Werth darauf legten. „A mon arrivée près de Paris“, sagt er in dem schon erwähnten Brief an Dumouriez: „je savais que les alliés n'étaient pas du tout déterminés en faveur du Roi; que les Prussiens surtout ne voulaient pas la restauration.“ —

Am 2. Juli stand Blücher, da auch Bülow über den Fluß herangekommen war, an der Spitze seiner vereinigten Armee, ausgerüstet mit der gehörigen Macht, der die Franzosen in der That keine gleichwiegende entgegenzustellen hatten, zum Angriff auf Paris bereit —: und nun sehen wir den Herzog von Wellington Alles aufbieten, um ihn davon abzuhalten. Er schrieb dem preußischen Feldmarschall: „Mir scheint, daß ein Angriff auf Paris mit der Macht, die Ihnen und mir in diesem Augenblick zu Gebote steht, sehr gewagt ist (is a matter of great risk). Ich bin überzeugt, daß er auf dieser Seite nicht mit Hoffnung auf Erfolg unternommen werden kann. Die Armee unter meinen Befehlen müßte also zweimal über die Seine gehen und in das Gehölz von Boulogne eindringen, ehe der Angriff gemacht werden kann; und selbst alsdann würde, auch im Fall des glücklichen Erfolgs, unser Verlust ein sehr bedeutender sein.“

War es dem Herzog voller Ernst mit diesem Bedenken? — Das ist nicht gerade unmöglich, denn er äußerte gleichzeitig auch gegen den englischen Minister Lord Bathurst, daß er in Beziehung auf die Zweckmäßigkeit eines unmittelbaren Angriffs seine Zweifel habe. Jedenfalls aber zeigen sich dann in dem weiteren Inhalt seines Briefs an Blücher seine eigentlichen Absichten. Er sagt, durch einen Aufschub von wenigen Tagen könne man jeden Verlust vermeiden; denn in wenigen Tagen werde der Feldmarschall Wrede mit den baierischen Truppen über Nancy vom Mittelrhein eintreffen; es würden die verbündeten Monarchen ankommen, die dann bestimmen könnten, was weiter geschehen solle. „Oder“, fährt er fort: „wir können, wenn wir wollen, das Ganze auch dadurch beendigen, daß wir in den vorgeschlagenen Waffenstillstand willigen. Die Bedingungen, auf welche, wie ich denke, dieser Waffenstillstand geschlossen werden könnte, und unter denen allein ich ihn zu gewähren denke, sind folgende: erstens: daß wir in den Stellungen stehen bleiben, die wir in diesem Augenblick inne haben.“ —

„Zweitens: daß die französische Armee Paris verläßt und sich hinter die Loire zurückzieht.“

„Drittens: daß Paris dem Schutz der National-Garde überlassen bleibt, bis der König anderweitig verfügt."

„Viertens: daß die Zeit für die Aufkündigung des Waffenstillstands bestimmt wird."

„Wenn wir diese Maßregeln ergreifen, leiten wir die ruhige Wiedereinsetzung Seiner Majestät auf den Thron ein; und das ist dasjenige Ergebniß des Krieges, das unsere Souveraine insgesammt als das Wünschenswertheste für uns alle angesehen haben, und als dasjenige, das am meisten geeignet ist, zu dem dauernden Frieden Europa's zu führen."

Es folgt noch Einiges darüber, daß man allerdings den „leeren Triumph" eines Einzugs in Paris aufgeben müsse, daß aber die Souveraine ohnehin gewiß geneigt sein würden, die Hauptstadt ihres Verbündeten, Ludwig's XVIII. zu schonen, — und den Schluß macht die sehr dringende Aufforderung, einen preußischen Offizier zu senden, der an den Unterhandlungen über den Waffenstillstand Antheil nehmen könne.*)

In gar eigenthümlicher Weise sucht Wellington durch den ersten der vorgeschlagenen Artikel den Preußen Fesseln anzulegen, so gut wie durch die übrigen den Feinden. — Wäre es nach seinem Willen gegangen, so hätten Deutschland, die Niederlande und Italien kaum die Möglichkeit gewonnen, auch nur die bei ihnen durch die Franzosen geraubten Kunstschätze aus dem Louvre zurückzuerhalten.

Im preußischen Hauptquartier war man aber der Ueberzeugung, daß es vor Allem darauf ankomme, den Augenblick zu nützen, um Herr in Paris und im Lande zu werden; daß man den Franzosen nicht Zeit lassen dürfe, sich zu besinnen und die Vertheidigungsmittel zu vermehren. Da ließ man sich auch durch Wellington's Briefe nicht irre machen und rückte vor.

Thielmann und Zieten vereinigten sich bei Marly; von dort zog dann der Erstere auf Plessis-Piquet und Chatillon, d. h. gegen den linken Flügel der Stellung, welche die Franzosen vor Paris inne hatten; Zieten wendete sich von Rocquencourt links an die Seine, nach Sevres, Meudon und Issy, gegen den rechten Flügel der feindlichen Stellung. Eine kleine Abtheilung beobachtete die Brücke bei Neuilly, und da die Nachricht einging, daß der Feind starke Abtheilungen im Gehölz von Boulogne habe und Anstalten mache, die gesprengte Brücke bei St. Cloud herzustellen, wurde die Brigade Jagow dorthin entsendet. Sevres fand man vom Feinde stark besetzt; es wurde durch Zieten's Vortrab (Steinmetz) nach lebhaftem, doch nicht allzu lange anhaltendem Widerstande erobert.

*) Gurwood No. 970.

Charras erzählt, die Brücken hier und bei St. Cloud seien erst nach diesem Gefecht gesprengt worden, das ist aber ganz entschieden ein Irrthum. Sie waren schon früher gesprengt; nur bei Sevres hatte man durch einzelne, über den Bruch in der Brücke gelegte Bohlen eine Verbindung für Fußgänger hergestellt. Die Vertheidiger entflohen jetzt zum Theil über den Fluß und zogen die Bohlen nach sich, um die Verfolgung aufzuhalten.*) — Die Hauptmasse ging nach Moulineau zurück und suchte sich dort von Neuem zu setzen, wurde aber nach kurzem Kampf gezwungen sich in die Hauptstellung der Franzosen zurückzuziehen.

Um 8½ Uhr standen Zieten's Bataillone auf den Höhen von Meudon, und da Thielmann zu gleicher Zeit Plessis-Piquet und die Gegend vor Chatillon erreichte, hatten die Preußen nunmehr eine sehr feste Stellung inne, aus der sie kein feindlicher Angriff so leicht vertreiben konnte.

In politisches Gezänk verwickelt, vorzugsweise mit weitreichenden Fragen, mit der eigenen und des Landes Zukunft beschäftigt, auf Unterhandlungen gerichtet, hatten die Franzosen allerdings für die Befestigung dieser Seite der Hauptstadt nicht gethan, was sich selbst innerhalb der Tage seit Waterloo noch hätte thun lassen; als Stellung im freien Felde aber, war ihre Stellung, gedeckt durch die massiv gebauten Dörfer Issy, Vanvres und Montrouge, eine feste zu nennen.

Von der Höhe bei Meudon aus, hatten sich die preußischen Führer überzeugt, daß Issy am besten von dem Windmühlen Berge bei Clamart aus anzugreifen sei; nur dieser Anhöhe wollte man sich zunächst noch bemächtigen, den Angriff auf das Dorf dagegen auf den folgenden Morgen verschieben. Die Truppen gingen aber von selbst, nach der Einnahme des Berges, aus eigenem Antriebe zum weiteren Angriff vor und da die Sache gut ging ließ man sie gewähren; Issy und das daran stoßende Vanvres wurden noch im Abenddunkel erobert und der Rückzug der französischen Truppen, die von dort vertrieben wurden, soll in eine vollständige Flucht ausgeartet sein.

Bülow war den beiden vordern Heertheilen als Rückhalt bis nach Versailles und mit der Hälfte seiner Truppen weiter bis Montreuil und Viroflay gefolgt.

Was Wellington betrifft, so suchte er, da er Blücher nicht aufzuhalten vermochte, seiner Pflicht als Verbündeter und Gehülfe zu genügen; er war zu klug und stand viel zu hoch, um anders handeln zu können. Von allem Anderen abgesehen —: seinen Feldherren-Ruhm, sein Ansehen bei den verbündeten Mächten, die persönliche Achtung und das Vertrauen der Souveräne, durfte er unter keiner Bedingung auf das Spiel setzen.

Demonstrationen in der Ebene von St. Denis hatten die Bestim-

*) Reiche II, 270.

mung die Aufmerksamkeit der Franzosen auf diese Seite zu lenken. Besonders aber ließ Wellington — da er einen Brückenzug hatte, der dem preußischen Heer fehlte — bei Argenteuil eine Brücke über die Seine schlagen und am Abend noch mußte eine Abtheilung seines Heers dort auf das linke Ufer hinüber gehen, wo sie in der Nacht, der Brücke von Neuilly gegenüber, Suresnes, Courbevoie und Asnières besetzte.

Charras meint, Davoust hätte mit 50,000 Mann über die Brücke bei Neuilly vorgehen müssen, um die vorrückenden Preußen in der Seite und im Rücken anzugreifen. Er hätte ohne Zweifel erst die Heertheile unter Zieten und Thielmann vernichtet — und darauf den unter Bülow bei Versailles. Es war vielleicht des Versuches werth, ob etwa eine solche Diversion die Preußen aufzuhalten vermochte, nur konnten die Folgen weder so glänzend werden, noch so weit reichen. Zunächst ist nicht abzusehen, wo die fünfzigtausend Mann zu diesem Angriff herkommen sollten, da der Marschall Davoust doch unmöglich Alle Truppen aus der Stellung von Issy und Montrouge an sich ziehen und Paris von dieser Seite ganz schutzlos Preis geben durfte — die zwei Meilen lange Verschanzungs-Linie von Belleville bis St. Denis, aber auch, wenn nicht eigentlich besetzt, doch wenigstens bewacht bleiben mußte. Wollte er nicht wenigstens einen großen Theil der unter Vandamme bei Montrouge aufgestellten Truppen an sich ziehen — was auch immerhin bedenklich war — so brachte er, wie ein Blick auf die von Charras bekannt gemachten Listen lehrt, höchstens nur einige zwanzigtausend Mann für den Angriff zusammen. Die Preußen hätte er nicht unvorbereitet getroffen und in einem Gelände, wo die Oertlichkeit die Vertheidigung auf jeden Schritt begünstigt. Besonders kühn ist wohl die Voraussetzung, daß Bülow bei Versailles ruhig gewartet hätte, bis Zieten's und Thielmann's Schaaren vernichtet waren und die Reihe an ihn selber kommen konnte. Offenbar hatte sich Charras die Frage gar nicht vorgelegt, ob nicht vielleicht Bülow's Heertheil gerade deshalb bei Versailles stehen blieb, um sofort gegen jeden Versuch der Art verwendet werden zu können?

Im Allgemeinen waren die Franzosen auf die Vertheidigung angewiesen und das Natürlichste wäre wohl gewesen, wenn sie die schwierigen Engpässe zwischen Gartenmauern und Dörfern, durch welche sich das preußische Heer heranbewegen mußte, besser und mit mehr Entschlossenheit vertheidigt hätten, als geschah. —

Inzwischen aber hatten auch die Unterhandlungen nicht geruht. Beide Parteien, der Herzog von Wellington und die zeitweiligen Machthaber in Frankreich, verlangten eigentlich mit gleichem Eifer nach dem gewünschten Waffenstillstand und seltsamer Weise beide aus demselben Grunde: damit nicht Paris in die Hände der Preußen falle. Nur in den Bedingungen, auf die man einzugehen bereit war, gingen beide Parteien, aus Gründen die leicht zu errathen sind, wesentlich auseinander. Die Fran-

zosen wünschten eine einfache Einstellung der Feindseligkeiten, um an der Spitze der Armee und als Herren von Paris mit Ludwig XVIII. unterhandeln zu können —: Wellington verlangte dagegen, die französische Armee solle Paris verlassen, damit Ludwig XVIII. sofort seinen Einzug halten konnte.

In der Nacht zum 30. Juni, nachdem er Rücksprache mit Blücher genommen, hatte Wellington dem General Valence und den anderen Bevollmächtigten, die sich fortwährend in der Nähe seines Hauptquartiers aufhielten, geschrieben, daß die Operationen, so lange Napoleon in Paris verweile, nur unter der Bedingung, daß er den Verbündeten ausgeliefert werde, eingestellt werden könnten.

Am 1. Juli erhielt er einen Brief von Davoust, der auch bestimmt war, dem Feldmarschall Blücher mitgetheilt zu werden. Davoust kam darin auch seinerseits darauf zurück, daß die Feindseligkeiten eingestellt werden müßten, da Napoleon dem Thron entsagt habe, der Grund des Kriegs folglich beseitigt sei. Auch habe der österreichische General Frimont im Süden bereits einen Waffenstillstand mit dem Marschall Suchet geschlossen — Wellington und Blücher könnten doch aber unmöglich andere Verhaltungsbefehle haben als Frimont.

Was den Waffenstillstand betrifft, den Frimont geschlossen haben sollte, schrieb Davoust zwar: „Milord, je garantis sur mon honneur cet armistice!“ — dennoch aber war er im Irrthum. General Frimont hatte den von bevollmächtigten Offizieren verabredeten Waffenstillstand verworfen, anstatt ihn zu bestätigen. Erst später, am eilften Juli, als die Uebergabe von Paris bekannt geworden war, wurde wirklich auch im Süden eine Militär-Convention geschlossen.

Blücher's Antwort war kurz und herbe; er verlangte die Uebergabe von Paris, sprach den Entschluß aus, die Stadt nöthigen Falls mit Sturm zu erobern und fragte Davoust, ob er den Fluch der französischen Hauptstadt auf sich laden wolle, wie er bereits den Fluch Hamburgs auf sich geladen habe? — Wellington mußte einfach ablehnend antworten.

Zu gleicher Zeit erschienen auch Valence und dessen Mitgesandte wieder bei ihm in Gonesse und brachten die wichtige Nachricht, daß Napoleon die Gegend von Paris verlassen habe, um sich nach Amerika zu begeben.

Nun freilich, meinte Wellington, sei das große Hinderniß gehoben und es könne sich nur noch um die Bedingungen des Waffenstillstands handeln. Welche Forderungen er stellte, wissen wir bereits aus seinem Brief an Blücher; daß die Heere der Verbündeten stehen blieben wo sie sich eben befanden und nicht einen Schritt weiter vorrückten, war ihm eben so wichtig, als daß die französischen Streitkräfte Paris verließen.

Damit, daß die Verbündeten nicht weiter vorrücken sollten, waren die französischen Gesandten natürlich vollkommen einverstanden, in die

Entfernung des französischen Heers wollten sie dagegen nicht willigen, obgleich Wellington ihnen einen Brief von dem Fürsten Metternich und dem russischen Staats-Secretair Nesselrode mittheilte, der die Nachricht enthielt, daß die Baiern, den Vortrab des russischen Heers bildend, auf dem Marsch nach Paris am 26. Juni Nancy erreicht hätten, und in dem der Herzog aufgefordert wurde, die Operationen ohne Unterbrechung, ohne Waffenstillstand fortzusetzen.

Worauf es dem Herzog in dieser Beziehung eigentlich ankam, darüber läßt uns sein Schreiben an den Minister Lord Bathurst nicht im Zweifel; er äußert da, wenn Ludwig XVIII. nach Paris zurückkehren wollte, während die Stadt noch von den französischen Truppen besetzt wäre, würde er eben ganz in den Händen der Armee und der Kammern sein, die man doch nur als Creaturen und Werkzeuge Napoleon's ansehen könne. „Wir müssen daher die Armee los werden, dann dürfen wir hoffen, daß man den König ohne Bedingungen zurück rufen wird.“ —

Man trennte sich wieder ohne Ergebniß und in Paris hatte sich mittlerweile ein Zwischenspiel ereignet, das einen Augenblick mit neuen Verwickelungen zu drohen schien. Als nämlich in Davoust's Hauptquartier zu Villette verlautete, daß man mit den Bourbons zu unterhandeln suche, daß Vitrolles sich dort gezeigt habe, um die nöthigen Pässe zu einer Sendung in das Hauptquartier der Verbündeten zu erhalten — und zwar gerade in dem Augenblick wo eine Abordnung dem Marschall eine sehr schöne Adresse der zweiten Kammer an die Armee überbrachte, entstand eine heftige Gährung unter den Generalen zweiten und dritten Ranges, an deren Spitze sich natürlich diejenigen stellten, die wie d'Erlon ihr Leben unter den Bourbons verwirkt wußten. Es gab eine heftige Scene zwischen ihnen und dem Marschall, und am folgenden Tage (30. Juni) unterzeichneten siebzehn dieser Generale ihrerseits eine Adresse an die Kammer der Abgeordneten, die in der That weiter gar nichts enthielt als leidenschaftliche Declamationen gegen die Bourbons. Davoust glaubte sich verbunden, diese Adresse zu unterschreiben, die doch nach seiner innigsten Ueberzeugung nur noch größeres Unheil über Paris und Frankreich bringen konnte, wenn sie beachtet wurde.

Sie hatte indessen keine weiteren Folgen, als daß Vitrolles seine jedenfalls vergebliche Sendung nicht antreten konnte und sich sogar verbergen mußte, da die Regierungs-Commission seine Verhaftung verfügte. Der General Dejean hatte davon gesprochen nach den Tuilerien zu marschiren und Fouché zu verhaften; Niemand widersprach in seinem Kreise, aber Niemand legte auch Hand an das Werk; auch die Armee wurde, sobald es zur Sache kam, trotz ihres Hasses gegen die Bourbons und gegen die Verbündeten, gelähmt durch das Gefühl, daß die Umstände mächtiger seien als ihre Wuth.

In dem Rath der Regierungs-Mitglieder, Marschälle und Kammer-

Präsidenten, der sich abermals versammelte, da die Gefahr näher gerückt war (1. Juli), entwarf zunächst Carnot ein Bild der militärischen Lage, das wohl geeignet war, selbst die Leidenschaftlichsten abzukühlen. Der General Grenier und er, die beiden militärischen Mitglieder der provisorischen Regierung, hatten den Auftrag erhalten, die militärischen Stellungen um Paris zu besichtigen und von dort zurückgekehrt, erklärte Carnot nun, Paris sei auf dem rechten Ufer durch die Verschanzungen sicher gestellt —: auf dem linken aber könne man wohl allenfalls einen Angriff der Preußen zurückschlagen — aber was könne sie hindern den Versuch im Verein mit den Engländern zu wiederholen? — Oder, wenn sie das vorzögen, sich auf den Höhen von Sevres und Meudon zu verschanzen, um dort die übrigen Heere der Verbündeten zu erwarten, die bald die Einschließung der Stadt vervollständigen würden. Dann könne man, durch den Hunger gezwungen, dahin kommen, sich auf Gnade und Ungnade ergeben zu müssen.

Da es ganz unmöglich ist, Carnot eines geheimen Einverständnisses mit den Bourbons zu beschuldigen, glaubt ein Mann wie Charras, es lasse sich nur durch — Altersschwäche erklären, daß er nicht von unfehlbaren Siegen über Preußen und Engländer sprach und von der Vernichtung ihrer Heerschaaren.

Für alterschwach wird auch Massena erklärt, weil er äußerte, daß er um keinen Preis die Verantwortung einer längeren Vertheidigung übernehmen würde. Soult wollte nach dem Verlust von Aubervilliers nicht einmal die Stellungen auf dem rechten Ufer für gesichert halten — Niemand war einer anderen Meinung als der Marschall Lefèvre, dessen militärisches Urtheil nicht sehr hoch angeschlagen werden konnte.

Daß man den Augenblick nicht versäumen müsse, um zu unterhandeln so lange man nicht vollständig besiegt war, schien einleuchtend. Als aber nun Fouché der Versammlung eröffnete, daß Valence und seine Gefährten wohl kaum zu dem Abschluß eines Waffenstillstandes gelangen würden, indem der Herzog von Wellington erklärt habe, daß die Verbündeten die Wieder-Einsetzung der Bourbons wollten —: da riefen Dupont von der Eure und Thibaudeau — auch einer der Richter Ludwig XVIII. der sich von den Bourbons geächtet wußte —: dann sei es ganz unnütz zu unterhandeln, dann müsse man nur über die Mittel des Widerstandes berathen.

Vergebens suchte Fouché geltend zu machen, daß weiteres Widerstreben nur das Uebel ärger machen, nur das Verhältniß der Parteien, des Landes zu den Bourbons mehr und mehr verderben müsse; jetzt könne man vielleicht noch Bedingungen stellen, vielleicht verlangen, daß Ludwig XVIII. die unter Napoleon's Herrschaft gewählten Kammern beibehalte. — Nach leidenschaftlichem Hin- und Herreden kam man doch nur zu dem Beschluß, daß vor allem die rein-militärischen Fragen, unabhängig von allen politi-

schen Rücksichten einem Kriegsrath vorgelegt werden müßten. Je nach der Beantwortung derselben, werde sich dann ermessen lassen was weiter zu thun sei.

Dieser Kriegsrath versammelte sich wirklich noch an demselben Abend im Hauptquartier zu Villette und dauerte die Nacht durch. Es mag auch da stürmisch hergegangen sein, da er Verzweiflende wie d'Erlon und Vandamme in seiner Mitte zählte. Die Fragen, die der Versammlung vorgelegt wurden, waren an sich scheinbar sehr einfach und doch unverkennbar mit bestimmter Berechnung aneinander gereiht; die Antworten hielten sich mit einer gewissen Vorsicht in sehr engen Grenzen und fielen so aus, wie Fouché sie wohl erwartet haben mochte. Die Einen und die Anderen lauteten wie folgt:

„1) Wie ist der Zustand, der zur Vertheidigung von Paris aufgeworfenen Verschanzungen? — Der Zustand der Verschanzungen und ihrer Bewaffnung ist, auf dem rechten Ufer der Seine, wenn auch unvollständig, doch ziemlich befriedigend. Auf dem linken Ufer müssen die Verschanzungen als nichtsbedeutend (comme nuls) betrachtet werden."

„2) Kann die Armee Paris decken und vertheidigen? — Sie könnte es; aber nicht auf eine ganz unbestimmte Zeit. Sie darf sich nicht der Gefahr aussetzen, der Lebensmittel zu ermangeln und keinen Rückzug zu haben. (Elle ne doit pas s'exposer à manquer de vivres et de retraite.)"

„3) Wenn die Armee auf allen Punkten zugleich angegriffen würde, könnte sie den Feind hindern, auf der einen oder anderen Seite in Paris einzudringen? — Es ist nicht leicht anzunehmen, daß die Armee auf allen Punkten zugleich angegriffen würde, aber wenn es geschähe, hätte man wenig Aussicht mit Erfolg zu widerstehen."

„4) Könnte der kommandirende General, im Fall eines unglücklichen Erfolgs, hinreichende Streitkräfte zurückbehalten oder sammeln, um sich dem gewaltsamen Eindringen des Feindes" — in die Stadt — „zu widersetzen? — Kein General kann für die Folgen einer Schlacht stehen."

„5) Ist Schießbedarf für mehrere Gefechte vorhanden? — Ja."

„6) Endlich, kann man für das Schicksal der Hauptstadt stehen und auf wie lange? — Es giebt in dieser Beziehung keine Bürgschaft."

Bedeutsam war eigentlich nur der Wink, daß man sich nicht ohne die Möglichkeit eines Rückzugs in Paris einschließen lassen dürfe. — Die Franzosen erzählen nicht gern, daß von den anwesenden Generalen siebenundvierzig, und darunter sämmtliche Marschälle dieser Art von Protocoll beistimmten, und daß dagegen nur vierzehn, die außer d'Erlon und Vandamme sämmtlich den Untergeordneten und Unbedeutenderen angehörten, sich der Zustimmung entzogen.

Davoust erhielt darauf, und diesmal nicht blos von Fouché, sondern von den sämmtlichen Mitgliedern der Regierungscommission, Auftrag und Vollmacht mit dem Feinde zu unterhandeln — jedoch nur über eine

Militär-Convention die alle politischen Fragen unberührt ließe. Er machte sehr bald Gebrauch davon. Gewiß war es dabei dem Marschall sehr peinlich, daß er sich an Blücher wenden mußte, nicht an den zugänglicheren Wellington wenden konnte; er vermied es auch, dem preußischen Feldherrn zu schreiben und beschränkte sich darauf, gegen Abend (am 2. Juli) als die Preußen bereits auf den Höhen bei Meudon standen, den General Revest — Chef des Generalstabs bei Vandamme — als Parlementair mit einem mündlichen Auftrag zu dem General zu senden, der den preußischen Vortrab befehligte. Davoust ließ einen Waffenstillstand anbieten, während dessen man über die Uebergabe der Hauptstadt unterhandeln könne. Dadurch hätten die Franzosen allerdings von Neuem Zeit gewonnen, ein Abkommen unmittelbar mit Ludwig XVIII. zu treffen und seine Vermittelung den Verbündeten gegenüber zu gewinnen.

Zieten, der die Botschaft empfing, antwortete sofort, ohne auch nur im großen Hauptquartier anzufragen, daß davon nicht die Rede sein könne, daß er den Vorschlag dem Feldmarschall nicht einmal melden dürfe; nur wenn die französischen Machthaber sich erböten Paris zu übergeben, wenn das französische Heer die Waffen strecken wolle, könne er in eine einstweilige Einstellung der Feindseligkeiten willigen.

Davoust, ohnehin erbittert, persönlich beleidigt durch Blücher's verletzende Antwort auf seinen früheren Brief, wurde durch diesen Bescheid auf das äußerste gereizt. Er erklärte, nur durch einen Sieg könne man die Preußen zur Vernunft bringen, und machte in seinem Ingrimm mit Tages-Anbruch (3. Juli) noch einen Versuch diesen Sieg zu erfechten. Die Wieder-Eroberung der Dörfer Issy und Vanvres mußte der erste Schritt dazu sein.

Charras zu Folge hätte nun auch Vandamme in einer Weise gehandelt, die nur durch Verrath oder Irrsinn zu erklären wäre; er hätte den Angriff nur mit einem geringen, durchaus unzureichenden Theil seiner Truppen unternommen. Ganz unverwerfliche Zeugen belehren uns aber*), daß er mit so viel Truppen ausgeführt wurde als die Oertlichkeit zu verwenden gestattete und sehr ernstlich gemeint war. Er wurde von den Brigaden Steinmetz und Pirch II. zurückgeschlagen, obgleich die preußische Infanterie, dem Feuer der verhältnißmäßig zahlreichen feindlichen Geschütze gegenüber, nicht durch Artillerie unterstützt werden konnte, deren Verwendung örtliche Verhältnisse nicht gestatteten, da sich auf preußischer Seite für sie keine zweckmäßige Aufstellung fand.

Ein Schützen-Gefecht ohne eigentlichen Zweck zog sich noch eine Zeit lang hin — nach vierstündigem Kampf aber scheint die Ueberzeugung, daß das Geschick nicht mehr zu wenden sei, bei Davoust den Sieg über seinen Aerger davongetragen zu haben — und Fouché erkannte wohl auch,

*) Reiche II, 274.

daß er darauf verzichten müsse, Paris der Macht der Verbündeten zu entziehen und Ludwig XVIII. gegenüber zu dem Preise zu machen, für den sich Concessionen eintauschen ließen.

General Revest erschien nach sieben Uhr früh von Neuem, nachdem plötzlich das Feuer, zuerst auf Seiten der Franzosen eingestellt worden war, in den Reihen der Preußen und bei Zieten, aber diesmal nicht um einen Waffenstillstand, sondern um die Capitulation von Paris anzubieten.

Das war etwas Anderes; das ließ sich hören! Zieten willigte nun in eine einstweilige Einstellung der Feindseligkeiten während der Unterhandlungen — und nach einigen Stunden erschienen Bignon, zur Zeit mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, General Guilleminot, Chef des Generalstabs, und Bondy, Präfect von Paris als französische Bevollmächtigte auf dem Schlosse zu St. Cloud. Da der militärischen Etiquette gemäß die Feldherrn der Verbündeten persönlich nur mit Davoust selbst, nicht mit Bevollmächtigten Davoust's unterhandeln konnten, wurden der Form wegen, Müffling und der englische Oberst Hervey als preußische und englische Bevollmächtigte bezeichnet. Wellington, Blücher und Gneisenau waren aber selbst gegenwärtig und führten natürlich die eigentliche Stimme.

Die Preußen außerhalb der Mauern von Paris zurück zu halten, war nun nicht mehr möglich. Was Wellington zunächst zu thun hatte, war demnach sein Ansehen und seinen Einfluß als gleichbetheiligter und gleichberechtigter Eroberer zu wahren. Seinen politischen Zwecken aber konnten ihn diese Unterhandlungen nicht näher bringen, da auch Blücher darauf bestand, nur eine militairische Convention zu schließen und es ablehnte, sich auf das Gebiet der Politik einzulassen.

In dem Entwurf zu einer Capitulation, den Bignon mitgebracht hatte, war noch mancher Punkt zu berichtigen, das Gespräch darüber zog sich durch viele Stunden hin und konnte, selbst was eine oder die andere Bestimmung betraf, nur durch eine sehr entschieden gehaltene Erklärung der verbündeten Feldherren zum Abschluß gebracht werden.

So wollte die französische Armee, die Paris verlassen mußte, sich den Rückzug über die Loire nicht vorschreiben lassen; die Franzosen wollten sich in dieser Beziehung volle Freiheit vorbehalten. Erst die Erklärung, daß man bereit sei ihr diese Freiheit zu lassen, indem man sich das Recht vorbehalte, sie sofort anzugreifen, machte dem Gespräch ein Ende, und der Rückzug über die Loire wurde festgestellt.

Die französischen Bevollmächtigten verlangten, daß die bestehenden Behörden von den Verbündeten geschützt werden sollten. — Das war verfänglich; gegen wen denn? sollten die Verbündeten etwa in dem inneren Zwist Frankreichs die Stütze der provisorischen Regierung werden? — Blücher wies die Zumuthung ab, weil sie in das Gebiet der Politik

hinüber griff. — Wellington brachte es dennoch dahin, daß der Artikel mit einem Zusatz, der ihm keinen Inhalt ließ, in den Vertrag aufgenommen wurde. Die bestehenden Behörden sollten geschützt werden so lange sie eben beständen.

Paris sollte ferner von militärischer Einquartierung befreit bleiben; darauf war der Herzog von Wellington sehr geneigt einzugehen —: Blücher aber erklärte es für unstatthaft, in Paris Rücksichten zu nehmen, welche die Franzosen in Berlin wahrhaftig nicht gehabt hatten.

Auch die Museen — d. h. die geraubten Kunstschätze — sollten als französisches Eigenthum anerkannt und nicht berührt werden. — Dergleichen war selbst in dem Friedens-Vertrag von 1814 nicht vorgekommen; der Vertrag — nämlich der öffentliche — schwieg einfach über die Museen. Blücher antwortete mit einem einfachen Nein! — er werde ohne Weiteres zurück nehmen was preußisches Eigenthum sei. König Ludwig XVIII. habe ohnehin die Rückgabe versprochen, aber nicht Wort gehalten.

Bignon wollte darauf eine Ausnahme-Bestimmung in Beziehung auf Preußen in den Artikel einschalten lassen, den Artikel selbst aber und die Bürgschaft für den Rest der Museen aufrecht erhalten. — Dagegen mußte sich Wellington erheben, der sich nicht befugt halten konnte, den Ansprüchen der Niederlande oder der deutschen Staaten etwas zu vergeben, deren Truppen unter seinen Befehlen standen. Man schwieg nicht nur in dem Vertrag über die Museen; sondern in mündlicher Erklärung wurde ihr Schicksal ausdrücklich der Entscheidung der verbündeten Souveraine vorbehalten.

Auch dem Artikel der öffentliches und Privat-Eigenthum zu achten versprach, ließ Blücher hinzufügen: „mit Ausnahme des öffentlichen Eigenthums das Beziehung auf den Krieg hat" — und er verstand darunter nicht blos die Vorräthe in den Zeughäusern, sondern auch solche Denkmale wie die Brücke von Jena, die er sprengen wollte.

Im übrigen wurde festgesetzt, daß die französische Armee am 4. Juli Mittag, St. Denis, St. Ouen, Clichy und Neuilly, am 5. den Montmartre — am 6. endlich die sämmtlichen Thore von Paris den Verbündeten einräumen sollten. — Der Polizei-Dienst im Innern der Stadt blieb der National-Garde und der Gensdarmerie überlassen u. s. w.

Merkwürdig ist der 22. Artikel, weil er später in den politischen Prozessen vielfach benutzt worden ist. Er lautete wörtlich: „Die Einwohner und überhaupt alle Individuen die sich in der Hauptstadt aufhalten, bleiben im Genuß ihrer Rechte und Freiheiten, ohne der Aemter die sie verwalten, oder etwa verwaltet haben, ihres (politischen) Benehmens oder ihrer politischen Meinungen wegen beunruhigt oder in Untersuchung gezogen werden zu können." — Man wollte daraus später fol-

gern, daß der Herzog von Wellington verpflichtet sei, den Marschall Ney zu schützen. Doch ist — vom juristischen Standpunkt aus — wohl sehr einleuchtend, daß die Generale der verbündeten Armeen dergleichen nur im Namen ihrer eigenen Regierungen versprechen konnten, nicht in dem einer anderen, von der sie keine Vollmacht hatten; — daß dies Versprechen demnach nur für die Zeit gelten konnte, während welcher sie Herren in Paris waren. Ueber den Friedensschluß hinaus, der Frankreich unter die Autorität seiner eigenen Regierung zurückstellte, hätten die Verbündeten französische Unterthanen wohl nur durch einen eigenen Artikel im Friedens-Vertrag schützen können. — Die französischen Bevollmächtigten haben auch gewiß die Sache nicht anders verstanden, da ihr Auftrag nur dahin ging eine Militär-Convention abzuschließen, der alle politischen Verhältnisse fremd bleiben sollten.

Zu beachten ist dann auch noch, daß Blücher und Wellington sich durch diese Convention mit gutem Bedacht nur gegen „die französische Armee unter den Mauern von Paris" zur Einstellung der Feindseligkeiten auf unbestimmte Zeit verpflichteten, so daß den Preußen unbenommen blieb die Belagerung der Festungen in ihrem Rücken fortzusetzen.

So war denn das Ziel erreicht! am neunzehnten Tage nach der Eröffnung des Feldzugs; ein seltener Erfolg.

In Paris rief die Nachricht von der abgeschlossenen Capitulation sehr verschiedene Stimmungen und Aeußerungen hervor. Die wohlhabenden Stände, der Bürgerstand namentlich und die Nationalgarde, waren erfreut so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen und gleichviel welche gesicherten Zustände in naher Aussicht zu sehen. Die Befriedigung die man in diesen Kreisen empfand, äußerte sich unter anderem auch darin, daß die französische Rente, die in den letzten Tagen wieder auf 65 Procent gesunken war, sich sofort, wie die geschlossene Capitulation bekannt wurde, auf 68 hob.

Anders sah es in den Arbeiter-Vorstädten aus; da schienen Unruhen zu drohen; die Federirten strömten von dort tobend und lärmend nach der inneren Stadt; man hörte rufen: „Es lebe der Kaiser! — zu den Waffen! — nieder mit den Verräthern!" — einzelne Flintenschüsse, ohne Ziel abgefeuert, fielen in den Straßen — die Kaufladen wurden eilig geschlossen. — Aber die National-Garde, die durchaus keinen Beruf fühlte, sich mit dem auswärtigen Feinde zu messen, schritt hier sogleich mit Nachdruck ein und da das Volk keine Führer hatte, wurde es mit Leichtigkeit zerstreut.

Auch in den Reihen der Armee zeigte sich eine sehr gereizte Stimmung; die Soldaten schrieen über Verrath und weigerten an manchen Stellen den Gehorsam. — Das schien bedenklich; doch hatte die Sache glücklicher Weise auch eine auf das nahe liegende und praktische gerichtete Seite, bei der sie sich fassen ließ. Die Soldaten erklärten nämlich, sie würden nicht

aus Paris weichen, wenn man ihnen nicht verbürge, daß die Offiziere ihre Grade behalten würden und wenn sie nicht selbst ihren rückständigen Sold ausgezahlt erhielten. Die Kassen waren leer — aber der Banquier Lafitte schoß zwei Millionen Franken vor – die Truppen wurden befriedigt und ließen sich dann auch von ihren Generalen bewegen den Marsch nach den Provinzen jenseits der Loire anzutreten — wenn auch einzelne Soldaten, auf dem Marsch durch die Vorstädte von Paris noch den Ruf wiederholten: „es lebe der Kaiser!"

Natürlich konnten alle diese Erscheinungen nur dazu dienen den Bourbons den Weg der Rückkehr zu ebnen, indem sie die wohlhabenden Klassen in Schrecken setzten.

Zehntes Capitel.

Das Hauptquartier zu Heidelberg. — Die Nachrichten aus den Niederlanden. — Aufbruch nach Frankreich. — Der Krieg am Oberrhein. — Besprechungen zu Hagenau. — Reise der Souveraine nach Paris. — Unterhandlungen Fouché's mit dem Herzog von Wellington und Ludwig XVIII. — Ministerium Talleyrand-Fouché. — Ludwig's XVIII. Einzug in Paris. — Ankunft der verbündeten Monarchen daselbst.

Während in Belgien, im Wallonenlande, die entscheidenden Schlachten geschlagen wurden, bewegte man sich in dem großen Hauptquartier zu Heidelberg in einer Art von Scheinthätigkeit, hauptsächlich in Hin- und Herreden über das künftige Schicksal Frankreichs — über Abtretungen, die man etwa verlangen könnte — und was die Wiedereinsetzung der Bourbons betrifft, hatte Gagern noch am 27. Juni seinem Hof zu melden: „L'opinion de l'Europe est extrêmement partagée." — Aber man betrieb alle diese Dinge mit solcher Lässigkeit, daß nirgends ein bestimmt gefaßter Vorschlag hervortrat, der zum Beschluß werden konnte. Wahrscheinlich hielt man die Verhältnisse noch nicht für hinreichend entwickelt und glaubte, Zeit vor sich zu haben, denn daß die Entscheidung in den nächsten Tagen zur Hand sein werde, ehe die Heeresmassen der Verbündeten auch nur in Bewegung waren — das dachte Niemand.

So traf der große Augenblick die Cabinette unvorbereitet; — nur England wußte ganz genau und bestimmt, was es wollte und dieser Umstand war es, wie schon gesagt, der dem Inselreich die Ueberlegenheit auf dem Gebiet der Diplomatie und den Erfolg seiner Pläne sicherte.

Da erhielt man ziemlich unerwartet die Nachricht vom Beginn der Feindseligkeiten, von der Schlacht bei Ligny; man vernahm sie nicht ohne Bedenken. Gleich darauf kam die Siegespost von Waterloo. Im ersten Augenblick schien es unmöglich, daß wirklich das preußische Heer schon eine zweite Schlacht gekämpft habe — man war geneigt, die Vollständigkeit des Sieges zu bezweifeln und die Berichte für übertrieben zu halten.

Dem Kaiser Alexander war die Sache nicht ohne Einschränkung genehm. Daß Napoleon's Angriff auf die Niederlande zurückgeschlagen wurde, war schon recht —: aber ein so entscheidender Sieg, der dem

ganzen Krieg ein Ende zu machen drohte, — der Rußlands Theilnahme an dem Kampf überflüssig machte, — der für den Kaiser von Rußland keinen Raum mehr ließ, als fürstlicher Heerführer und leitender Genius an der Spitze des Ganzen aufzutreten, — der den maßgebenden Einfluß Rußlands bei dem Friedensschluß schmälern, der Politik Englands ein entschiedenes Uebergewicht geben konnte —: das war des Guten zu viel. Der Kaiser Alexander wurde sichtlich verstimmt; in solchem Grade sogar, daß er sich nicht zu beherrschen vermochte. Sein Betragen verrieth den Beobachtern sowohl sein Mißfallen, als dessen geheimen Grund, und die Diplomaten Englands konnten darüber berichten.*)

General Toll, der Blücher's Hauptquartier zu Wawre am 18. Juni früh verlassen hatte, Umwege nehmen mußte und unterwegs durch Zufälligkeiten aufgehalten wurde, langte zu Heidelberg erst nach dem Eilboten an, der die Nachricht von Waterloo gebracht hatte. — Er traf den Kaiser nicht in der besten Laune, berichtete über die Schlacht bei Ligny, fügte beruhigend hinzu, das Unheil sei nicht so groß und werde sich ohne Zweifel wieder gut machen lassen, bis ihn der Kaiser mit den Worten unterbrach: „Mais, qu' est-ce que vous me chantez?“ — ob er denn nichts von Waterloo wisse.

Die Diplomaten in Wellington's Hauptquartier, namentlich Pozzo-di-Borgo und der Spanier Alava, arbeiteten natürlich mit Berechnung im Interesse der Bourbons, indem sie in ihren Berichten den Herzog von Wellington „bis in die Wolken“ erhoben und den Sieg „fast ausschließlich dem unvergleichlichen Genius des Herzogs von Wellington“ zuschrieben (ces heureux événements qu' on attribue presqu' exclusivement à l'incomparable génie de Lord Wellington).**)

Gleich die erste Nachricht von dem Ausbruch der Feindseligkeiten und der Schlacht bei Ligny hatte den Entschluß hervorgerufen, die Operationen auch auf dieser Seite zu beschleunigen. Wrede, der mit seinen Baiern den Vortrab der Russen bilden sollte, erhielt Befehl zum Aufbruch, stand schon am 19. Juni mit seinem gesammten Heertheil — der wenige Tage darauf durch eine Abtheilung russischer Truppen — 12 Bat., 12 Schw. und 2 Kosacken-Regimenter — verstärkt wurde — auf dem linken Rheinufer. Die Nachricht von Waterloo verdoppelte die Eile; es kam darauf an, noch zu rechter Zeit einzutreffen, um wenigstens an der letzten Entscheidung einen gewissen Antheil nehmen zu können. — Wrede erreichte schon am 28. Juni mit seinem Vortrab Lüneville, mit seinem Hauptquartier Nancy und erhielt dort den Befehl, seine Bewegung gegen die Marne und Paris unverweilt fortzusetzen, um die Verbindung mit den Heeren Blücher's und Wellington's so schnell als möglich herzustellen.

*) Wellington, Supplementary dispatches X, 592.
**) Gagern, Antheil V, 64.

Hinter ihm war auch das russische Heer bereits auf dem linken Ufer des Rheins angelangt.

Auch im österreichischen Hauptquartier dachte jetzt Niemand mehr an das Plateau von Langres. Der Kronprinz von Württemberg, der unter Schwarzenberg einen Heertheil von 43,000 Mann — Oesterreicher und Württemberger — befehligte, mußte am 23. und 24. bei Germersheim über den Rhein gehen und trieb den General Rapp, der mit 19,000 Franzosen die bekannten, zur Zeit ziemlich verfallenen Weißenburger Linien nicht zu vertheidigen wagte, rheinaufwärts gegen Straßburg zurück. Es kam dabei zuerst an der Sur zu einem Gefecht, dann (28.) an der Suffel zu einem etwas bedeutenderen Treffen, das zwar im Ganzen siegreich für die Verbündeten endete, doch aber den Feind noch im Besitz einiger Dörfer außerhalb der Feste Straßburg ließ.

Die Hauptmasse des österreichischen Heers — aus den Heertheilen unter Colloredo, dem Fürsten Hohenzollern und dem Erzherzog Ferdinand bestehend — ging am 26. Juni bei Basel und Rheinfelden über den Rhein und erhielt vier Tage später den Befehl, sich dreifach zu trennen: Hohenzollern zog rheinabwärts, um den Kronprinzen von Württemberg vor Straßburg abzulösen; — der Erzherzog Ferdinand trat über Rémiremont den Marsch in der Richtung auf Paris an — und Colloredo trieb südwärts seinen Gegner, den General Lecourbe, unter wiederholten Gefechten gegen Belfort zurück.

Der General Rapp, der sich seinem Gegner bei Weitem nicht gewachsen fühlte und einen Waffenstillstand sehnlich wünschen mußte, säumte nicht einen Augenblick, dem verbündeten Hauptquartier — zunächst dem Kronprinzen von Württemberg — anzuzeigen, daß Napoleon der Krone zu Gunsten seines Sohnes entsagt habe, daß eine provisorische Regierung unter Fouché gebildet — und eine Gesandtschaft von Seiten dieser Regierung an die verbündeten Monarchen abgefertigt, bereits unterwegs sei. Er glaubte, daß diese Ereignisse die feindliche Stellung der Souveraine gegen Frankreich wesentlich ändern würden.

So viel wir wissen, erhielt er keine Antwort, wohl aber richteten Metternich und Nesselrode noch an demselben Tage (26. Juni) einen gemeinschaftlichen Brief an den Herzog von Wellington, in dem sie von der Vermuthung ausgingen, daß wahrscheinlich auch ihm ähnliche Eröffnungen von französischer Seite zugehen würden, dann aber, als die Ansicht der österreichischen und russischen Regierung aussprachen, daß Napoleon's Abdankung an sich null und nichtig sei, und keinerlei politische Folgen haben könne — denn wolle man sie als gültig anerkennen, so hieße das einräumen, daß er ein Recht auf die Krone gehabt habe, da er sonst einer solchen nicht entsagen konnte; — ferner, daß man alle Eröffnungen der aus der Jakobiner-Partei hervorgegangenen provisorischen Regierung vollkommen unbeachtet lassen und keinen ihrer Sendlinge

(émissaires) empfangen müsse; — endlich, daß man vor allen Dingen, ohne sich aufhalten zu lassen, entschlossen vorwärts gehen müsse.*)

Gewiß versprach dieses Schreiben der Sendung des Generals La Fayette und seiner Gefährten, die mitten in dieser raschen Bewegung durch den Zug der vorwärts eilenden Truppen hindurch das Hauptquartier der Monarchen aufsuchten, nicht den besten Erfolg.

Sie waren auf dem Wege nach Mannheim zu Kaiserslautern von dem Feldmarschall Barclay-de-Tolly nach Weißenburg gewiesen worden, dort würden sie die verbündeten Monarchen treffen. Anstatt dessen aber gingen sie nach eigenem Ermessen nach Hagenau und kamen da nicht ganz erwünscht. Das Hauptquartier der drei Monarchen war nämlich allerdings dort eingetroffen, auf eine von Barclay erhaltene Benachrichtigung hatte man aber bereits beschlossen, die französischen Herren demselben fern zu halten — und Weißenburg zu dem Endziel ihrer Reise zu machen. Es war sogar die Rede davon, sie dorthin zurückzuschicken, und wenn man sich am Ende auch entschloß, sie zu Hagenau um den Zweck ihrer Sendung zu befragen, blieb doch jeder Versuch La Fayette's, unmittelbar mit dem Kaiser Alexander in Berührung zu kommen, vergeblich. Er schrieb dem Kaiser und erhielt keine Antwort; er suchte persönlich, nicht als Gesandter, sondern als Privatmann, Zutritt bei ihm zu erlangen, und wurde, wie dringend er auch sprechen mochte, in seinem Vorzimmer abgewiesen. Der Fürst Wolkonsky behauptete, ihn nicht melden zu können.

Höflich wie immer, suchte der Kaiser diesem Verfahren alles für La Fayette persönlich Verletzende dadurch zu benehmen, daß er ihm durch Capodistrias entschuldigend sagen ließ: seine Verpflichtungen seinen Verbündeten gegenüber erlaubten ihm nicht, den General zu Hagenau zu empfangen, zu Paris werde er ihn sehen — seine Ansichten seien übrigens stets unverändert dieselben. — Nach einigem Hin- und Herreden wurde dann den Gesandten angekündigt, daß Beauftragte der verbündeten Mächte sich mit ihnen besprechen würden: sie gewannen demnach so wenig bei den leitenden Ministern als bei den Monarchen selbst Zutritt und Gehör.

Als beauftragt erschienen (1. Juli) Capodistrias für Rußland — General Walmoden für Oesterreich — General Knesebeck für Preußen — und Lord Stewart für England. — Auf Seiten der Franzosen führte La Forest als Diplomat von Fach zuerst und vorzugsweise das Wort. Er erklärte, der eigentliche Zweck ihrer Sendung sei, einen Waffenstillstand zu schließen, der Zeit ließe, sich über die Friedensbedingungen zu verständigen; den Behörden (les Pouvoirs), die Napoleon gezwungen hätten, der Krone zu entsagen, sei Frankreichs Unabhängigkeit und Freiheit allei-

*) Gagern V, 63.

niger Zweck; über Regierungsform und Dynastie hätten sie nichts vorgreifend entschieden; die Kammern seien nunmehr beschäftigt, die Verfassung auszuarbeiten für den noch unbestimmten Souverain (le souverain quelconque), den man auf den Thron berufen werde, und Frankreich, dessen Gebiet und Rechte zu achten die Verbündeten sich verpflichtet hätten, habe die gegenwärtige Gesandtschaft gesendet, um zu ermitteln, auf welche Weise man den Uebeln des Kriegs sofort Einhalt thun könne. — Sebastiani und La Fayette fügten in demselben Sinn noch Einiges hinzu.

Auf Seiten der Verbündeten bemächtigte sich Lord Stewart in eigenthümlich gebieterischer Weise des Worts; er schob seinen Stuhl so weit vor, daß er nicht allein als Hauptperson den Vorsitz zu führen schien, sondern auch seinen Collegen beinahe die Möglichkeit abschnitt, unmittelbar mit den französischen Gesandten zu verkehren, sprach überall dazwischen und benahm sich im Ganzen, wie wenigstens La Fayette versichert, gegen die französischen Herren am Ende noch weniger unhöflich, als gegen die Beauftragten der Verbündeten Englands.

Ungeduldig rief er aus, er begreife nicht, wie eine solche Versammlung, eine Kammer der Abgeordneten, die ein Usurpator berufen habe, sich das Recht beilegen könne, Könige abzusetzen oder zu ernennen — und mit noch größerer Heftigkeit äußerte er sich über die französische Armee, die er eine Räuber- und Verrätherbande schalt.

La Fayette bemerkte spitz: es sei zu verwundern, wenn namentlich ein englischer Staatsmann nicht anerkennen wolle, daß eine National-Versammlung ihre Vollmacht von den Wählern habe, nicht von dem, der sie zusammenruft — und Benjamin Constant erinnerte an die glorreiche Revolution Englands im Jahr 1688; ein von dem Prinzen von Oranien berufenes Parlament habe damals über die Krone verfügt und die englische Armee habe Jakob II. verlassen, um zu Wilhelm III. überzutreten.

Da Lord Stewart sich das Ansehen gab, diese Bemerkungen überhört zu haben und fortfuhr, sich entrüstet und erstaunt darüber zu äußern, daß die Kammern und die Armee sich erdreisten könnten, in Beziehung auf die eine oder andere Regierung Vorliebe oder Abneigung auszusprechen, während doch Frankreich einen legitimen König habe, antwortete ihm d'Argenson: „Die Abneigung ist aber da, und wenn die Souveraine Frankreich die Wiedereinsetzung der Bourbons auferlegen, werden sie selbst zur Stelle bleiben müssen, um sie auf dem Thron zu erhalten."

Gegen La Fayette insbesondere äußerte Lord Stewart, von einem Frieden mit den Verbündeten könne gar nicht die Rede sein, wenn nicht Napoleon ausgeliefert werde — eine Zumuthung, die La Fayette diesmal mit Entrüstung zurückgewiesen haben will, während er wenige Tage früher zu Laon den preußischen Offizieren gegenüber derselben, von seinen Gefährten keineswegs abgelehnten Forderung, wenn nicht zugestimmt,

doch auch nicht widersprochen hatte. Den Moniteur in der Hand, rief dann Lord Stewart wieder aus, wie man behaupten könne, die Kammer habe in Beziehung auf die Dynastie nichts entschieden; da stehe eine Proclamation der Regierungs-Commission, der zufolge Napoleon II. an die Spitze des Reichs gestellt sei. Die Franzosen wendeten ein, wenn dies Zeitungsblatt irgend eine Bedeutung hätte, würden sie es nicht selbst mitgetheilt haben.

Capodistrias, Walmoden, Knesebeck schienen fast nur als Zuschauer gegenwärtig zu sein — und ohne Zweifel konnten diese Beauftragten der Höfe, die noch immer keinen anderen Plan hatten, als „nach den Umständen" zu handeln, auch keinen anderen Auftrag haben, als wo möglich zu ermitteln, wie sich wohl die Umstände gestalten würden. Sie versuchten hin und wieder, Fragen an die Franzosen zu richten, die sich vorzugsweise auf den Buonapartismus und darauf bezogen, wie weit er in Frankreich herrsche. Die Franzosen suchten zu beweisen, daß Napoleon's Erfolg im März nicht sowohl aus Sympathieen für ihn, als aus den Fehlern der Bourbons hervorgegangen sei.

Lord Stewart durchkreuzte aber solche Fragen immer bald wieder als verfrüht oder nicht zur Sache gehörig, und machte der ganzen Unterhaltung zuletzt ein Ende, indem er ungeduldig aufstand, als sei er der Sache überdrüssig und erklärte: wenn man mit den Franzosen unterhandeln wolle, werde es ohne Englands Theilnahme geschehen, denn er habe keine Vollmacht. — Die Vertreter der drei anderen Cabinette sahen sich dadurch zu der Erklärung veranlaßt, daß die verbündeten Höfe nur gemeinschaftlich unterhandeln könnten — und man mußte sich trennen.

La Fayette vor Allen hatte dies wunderliche Gespräch sehr wichtig genommen, und was noch seltsamer ist, einen sehr hoffnungsvollen Anfang darin gesehen, aus dem man folgern dürfe, daß die Abgeordneten Frankreichs ganz freie Hand behalten würden und das Schicksal des Landes bestimmen könnten. Den sehr bestimmt ausgesprochenen Willen Englands scheint er blos für die persönliche Ansicht eines seltsam launenhaften Mannes ohne Vollmacht gehalten zu haben; die rein beobachtende, abwartende Haltung der von Seiten der anderen Mächte Beauftragten genügte, ihn und auch wohl mehrere seiner Gefährten vollkommen über die nächste Zukunft zu beruhigen, obgleich von einem Stillstand der Operationen, den er doch selbst für das vor Allem Nothwendige erklärt hatte, in keiner Weise die Rede war.

Den folgenden Tag suchten Capodistrias, Walmoden und Knesebeck die französischen Gesandten wieder auf, um mündlich und schriftlich in aller Form zu wiederholen, daß den bestehenden Verträgen zufolge keine der verbündeten Mächte ohne die anderen über Frieden oder Waffenstillstand unterhandeln könne, die drei Höfe demnach zur Zeit außer Stande seien, auf weitere Besprechungen einzugehen; daß die Cabinette sich aber

so bald als möglich vereinigen würden, um gemeinsame Entschlüsse zu fassen. Eine wesentliche Vorbedingung der Herstellung eines wirklichen Friedens sei, daß Napoleon außer Stande gesetzt werde, die Ruhe Frankreichs und Europa's zu stören — daß er der Obhut der Verbündeten übergeben werde.

In Nebengesprächen hatten einzelne der französischen Bevollmächtigten ganz im Sinn der Kammern, von dem König von Sachsen, dem Prinzen von Oranien oder dem Herzog von Orleans als möglichen Beherrschern Frankreichs zu sprechen versucht — aber ohne bestimmte Antwort zu erhalten. — Die gewünschte Erlaubniß, dem Hauptquartier der Verbündeten folgen zu dürfen, wurde nicht gewährt. La Fayette aber meinte: „Das Ganze hatte das Ansehen — nicht einer zurückgewiesenen oder abgebrochenen Unterhandlung — sondern einer Unterhandlung, welche die mangelnde Vollmacht einer der kriegführenden Mächte für den Augenblick nicht gestattete, zu beginnen, die man sich aber versprach, sehr bald wieder aufzunehmen."

Offenbar so ziemlich befriedigt, trat er die Rückreise über Basel nach Paris an. Auch die verbündeten Monarchen setzten den Weg dorthin fort. Sie waren am 27. Juni von Mannheim aufgebrochen und marschirten von Sulz an über Hagenau, Zabern, Sarburg, Vic, Nancy und Void bis Ligny-en-Barois unter der Bedeckung eines russischen Heertheils, den Rayewsky führte.

Solcher Schutz war nicht ganz unnöthig, denn gerade die überwiegend deutsche Bevölkerung der Gegenden, durch welche der Zug ging, im Elsaß und Deutsch-Lothringen, ist eine sehr kriegerische und sehr bereit, für die Ergebnisse der Revolution von 1789 die Waffen zu ergreifen. — So hatten sich auch jetzt in den Wasgauer Bergen Streifschaaren gebildet, vor denen man sich wahren mußte, wenn ihre Thaten auch nicht weiter reichten, als bis zu der Aufhebung von Eilboten und der Ermordung vereinzelter Soldaten.

Auf dem Marsch erhielten die Monarchen durch einen Adjutanten Zietens — Rittmeister v. Fröhlich — die Nachricht von der Einnahme von Paris. Sie wurde von dem Kaiser Alexander nicht zum Besten aufgenommen; war es doch wieder mehr, als man gewünscht hatte! — und die Gewaltmärsche, die das russische Heer machen mußte, hatten nicht dazu verholfen, daß die Capitulation der feindlichen Hauptstadt mit dem Kaiser von Rußland abgeschlossen werden konnte.

In hohem Grade verstimmt und heftig, antwortete der Kaiser auf die Meldung des preußischen Siegesboten: „Wenn Blücher mich nicht nöthig hatte, wozu schreibt er, daß ich mich beeilen möchte, heranzukommen? Ihm zu willfahren, bin ich Tag und Nacht marschirt, sehen Sie, wie meine Soldaten aussehen, die Zunge hängt ihnen aus dem Munde, ist das recht?"

Der Großfürst Nicolaus suchte dann den Rittmeister über das Eigenthümliche dieses Empfangs zu beruhigen.*)

Einstimmig erkannten die Monarchen, daß die militärische Aufgabe nun vollständig gelöst, dagegen ihre Gegenwart in der Hauptstadt dringend nothwendig sei. Während ihr bisheriger Begleiter, der Feldmarschall Schwarzenberg sich zu dem österreichischen Heertheil des Erzherzogs Ferdinand begab, der inzwischen über die obere Marne bis Doulevent vorgerückt war, verließen die Souveraine (9. Juli) die Truppen, mit denen sie bis dahin marschirt waren und reisten mit Postpferden über Chalons und Meaux nach Paris.

Da die Baiern an demselben Tage bereits Meaux, Trilport und La Ferté-sous-Jouarre erreicht hatten und Sacken's russischer Heertheil die Gegend von Chalons, da längs des ganzen Weges für eine Bedeckung von baierischer Reiterei und Kosacken gesorgt wurde, war die Fahrt in der That nicht so waghalsig und abenteuerlich, als Danilewsky sie schildert.

So sehr aber auch die Monarchen ihre Reise beschleunigen mochten, fanden sie doch zu Paris, als sie dort (am 10. Juli Abends um 9 Uhr) eintrafen, die Lage wieder schon in nicht ganz erwünschter Weise verändert und die wichtigste aller Fragen ohne ihr Zuthun bereits entschieden.

Ludwig XVIII. hatte nämlich nicht gesäumt, dem Ruf Wellington's zu folgen. Mehreres mahnte zur Eile. Unter Anderem erzählte Talleyrand von einer Aeußerung Metternich's, wenn man die Bourbons wieder einsetzen wolle, müsse man sie jedenfalls nicht eher nach Paris zurückkehren lassen, als bis der Friede geschlossen und Alles geordnet sei — und welche Warnungen dem König in Beziehung auf die Absichten der Russen zugegangen waren, wissen wir bereits. Er bewegte sich in kleinen Tagereisen vorwärts und traf am 5. Juli auf dem Schlosse zu Arnouville unweit St. Denis ein. Die Diplomaten, die seinen Schritten folgten, fanden ein Unterkommen in dem genannten, von den Franzosen bereits geräumten Städtchen.

Auf der anderen Seite mußte sich Fouché wohl sagen, daß er nur noch bis zu dem Augenblick, wo die letzten französischen Truppen Paris verließen und die Preußen einrückten, Herr der Lage sei und daß er diese wenigen Tage benutzen müsse. Hatte er auch Paris nicht mehr zu bieten oder vorzuenthalten, so wußte er doch schon wieder andere Mittel, sich als den Mann geltend zu machen, den man um jeden Preis gewinnen müsse, und zu seinem Ziel zu gelangen.

In dem Augenblick schon, wo Davoust den Preußen vor den Thoren

*) Reiche II, 283.

von Paris, bei Issy, einen Waffenstillstand anbieten ließ, hatte Fouché seinerseits einen Italiener, einen ehemaligen Adjutanten Murat's, den Obersten Macirone, an den Herzog von Wellington abgefertigt. Dieser Bote, der, von den französischen Vorposten aufgehalten, erst am 4. Juli nach Gonesse in Wellington's Hauptquartier gelangte, hatte den Auftrag, den Herzog in Fouché's Namen zu einer Erklärung aufzufordern, was er nun weiter gethan zu sehen wünsche oder zu thun empfehle — mit anderen Worten, sein Auftrag war eine Einleitung zu weiteren Unterhandlungen herbeizuführen.

Wellington empfing ihn in Gegenwart des Fürsten Talleyrand, Sir Charles Stuart's und Pozzo-di-Borgo's — von Oesterreich wie von Preußen war Niemand anwesend. Graf Goltz, von dem der Herzog glaubt, er könne zugegen gewesen sein, befand sich nach seinen eigenen Berichten an dem Tage in Senlis bei Ludwig XVIII. und traf erst am folgenden in St. Denis ein.

Fouché's Fragen beantwortete der Herzog durch ein schriftliches Memorandum, in welchem er erklärte: Da die Verbündeten Buonaparte's Herrschaft und jede Autorität, die von ihr ausgegangen sei, als eine Usurpation ansähen, sei das Beste, was die provisorische Regierung und die Kammern thun könnten, sich selbst aufzulösen und den König — der ohne anderweitige Bezeichnung jetzt schon ganz kurz so genannt wurde — durch eine Zuschrift von diesem Act in Kenntniß zu setzen, in der sie zugleich ihr eigenes bisheriges Benehmen rechtfertigen und Seiner Majestät diejenigen Maßregeln empfehlen könnten, die nach ihrer Meinung dem Wohl des Landes förderlich sein möchten.

Viel-Castel erzählt, dieses Memorandum sei von allen Anwesenden unterschrieben worden, aus Wellington's eigenem Bericht geht aber hervor, daß dies nicht geschehen ist. Auch war außer Pozzo-di-Borgo Niemand zugegen, dessen Unterschrift von selbstständiger Bedeutung gewesen wäre.

Selbst von einer Berufung des Königs, von einer förmlichen Aufforderung zur Rückkehr sollte nun schon nicht mehr die Rede sein, dagegen seine Regierung bedingungslos anerkannt werden, als habe sie ununterbrochen fortbestanden. Die Kammern und ganz Frankreich hatten sich nur noch vor Ludwig XVIII. zu rechtfertigen. Das hieß als Sieger sprechen und einfach Englands Willen zum allgemeinen Gesetz erheben!

Um aber auch die constitutionell Gesinnten zu gewinnen — oder zu beruhigen — gab Talleyrand auch seinerseits dem Boten ein Papier mit, in welchem er auseinandersetzte, welche Zugeständnisse Ludwig XVIII. dem Lande gewähren wolle. „Der König," sagte er, „gewährt die ganze Charte, einschließlich der Abschaffung der Güter-Confiscation" — welche Strafe Napoleon während der hundert Tage wieder eingeführt hatte — „die sofortige Berufung der Wählerschaften, um eine neue Kammer zu

bilden; — Freiheit der Presse; — ein einheitliches Ministerium; — die Befugniß der Kammern, auch ihrerseits Gesetze vorzuschlagen; — Erblichkeit der Pairie."

Mündlich wurde dem Obersten Macirone noch gesagt, Wellington werde sein Hauptquartier am folgenden Tage nach Neuilly verlegen und sei bereit, den Herzog von Otranto (Fouché) zu jeder ihm beliebigen Stunde dort zu empfangen.

Die Mittel, zu denen Fouché griff, um die Bourbons und ihre Umgebung zu überzeugen, daß nur Er allein die Schwierigkeiten und Gefahren der Lage beschwören könne, waren zum Theil sehr eigenthümlicher Art. Unter anderem soll er Alles aufgeboten haben, in Paris eine antiroyalistische gereizte Stimmung recht sichtbar im Gang zu erhalten. Man erzählt, er habe an den Thoren von Paris Agenten angestellt, die sich mit den Federirten der Vorstädte in aufregenden Gesprächen ergingen. Die Royalisten, die nach St. Denis hinaus dem König entgegeneilten, wurden dem Zorn des Volks bezeichnet; doch hielt man sie auf dem Hinwege nicht an — wohl aber wurden sie hin und wieder bei ihrer Rückkehr mißhandelt; man riß ihnen die weiße Kokarde ab, verweigerte ihnen den Eintritt in die Stadt und nöthigte sie, nach St. Denis zurückzuflüchten, wo ihre Berichte dann nicht verfehlten, schwere Bedenken zu erregen. *)

Natürlich versäumte Fouché nicht, der Einladung Wellington's Folge zu leisten, und es kam zu den Besprechungen zu Neuilly, die für die nächste Folgezeit entscheidend wurden. Da Wellington's Bericht unvollständig ist, die Erzählungen bei Capefigue und in den vorgeblichen Denkwürdigkeiten Fouché's aber, wie man das in solchen leicht gearbeiteten Werken der Tages-Literatur erwarten muß, nach Vermuthungen entworfene Phantasiebilder sind, glauben wir den Bericht eines unmittelbaren Zeugen vollständig einrücken zu müssen.

„Gestern" — den 5. Juli — „hier" — in St. Denis — „eingetroffen," schreibt Graf Goltz dem Kanzler Hardenberg: „wurde ich von dem Herzog von Wellington eingeladen, mich mit Sir Charles Stuart und dem General Pozzo-di-Borgo in sein Hauptquartier nach Neuilly zu begeben. Wir fanden dort den Herzog von Otranto, Präsidenten der Regierungs-Commission zu Paris, begleitet von den Herren Molé und Manuel, dann den Fürsten Talleyrand und den General Grafen Beurnonville, der eben von einer Mission bei dem Fürsten Blücher zurückkehrte, welche ihm der König aufgetragen hatte."

„In einem Gespräch, das sich bis drei Uhr Morgens verlängerte, entwickelte uns der Herzog von Otranto seine Ansicht von dem gegenwärtigen Zustand Frankreichs und von dem was zu thun sein möchte,

*) Viel-Castel III, 405.

um den Gang der Regierung des Königs zu sichern und neuen Unruhen im Königreich vorzubeugen. Er legte vorzugsweise Gewicht auf die Nothwendigkeit, eine gänzliche und vollständige Amnestie zu gewähren und zu diesem Ende eine neue Proclamation zu erlassen. Er machte dabei bemerklich, daß er bisher die Veröffentlichung der Adresse des Königs an die Franzosen in Paris verhindert habe, weil die Phrase in Beziehung auf die Bestrafung einiger Schuldigen die sie enthält, einen sehr unheilvollen Eindruck gemacht haben würde. Denn Tausende von Franzosen, die keineswegs an einer Verschwörung zu Gunsten Buonaparte's Theil genommen hätten — wie er denn überhaupt beweisen könne, daß eine solche Verschwörung in der That gar nicht stattgefunden habe — Tausende hätten dann doch mehr oder weniger Theil genommen an der Wiederherstellung Buonaparte's, die man vorzugsweise dem verletzten Selbstgefühl (amour propre) der Armee und so vieler anderen Individuen zuschreiben müsse; alle diese würden sich nun der Gefahr ausgesetzt glauben, sich früher oder später gerichtlich verfolgt zu sehen, und würden folglich immer eine sehr gefährliche Partei gegen die Regierung bilden, wenn diese nicht eine vollständige Begnadigung (pardon) gewähre. Der Herzog von Otranto fügte noch hinzu: diese Maßregel allein sei im Stande die Gemüther zu beruhigen, die in der letzten Zeit zu Paris außerordentlich erregt seien — und die Armee wieder zu gewinnen, die noch aus 60,000 Mann der schönsten Truppen bestehe, im höchsten Grade erbittert sei und bereit, sich bis auf das äußerste zu schlagen, wenn man nicht den Offizieren die Hoffnung lasse, ihre Grade zu behalten und ihres Benehmens wegen nicht in Untersuchung gezogen zu werden."

„Der Herzog von Wellington und der Fürst Talleyrand entgegneten, es sei indessen doch von der höchsten Wichtigkeit, sowohl für den König als für Frankreich selbst, daß der Monarch nichts thue, was gegen seine Würde verstoße; sie begriffen nicht, wie die Regierung einen gesicherten Gang gewinnen könne, wenn sie nicht wenigstens einige der Urheber des Verraths bestrafen lasse, durch den der legitime, von Frankreich und von ganz Europa anerkannte Souverain vom Thron gestoßen worden sei; es sei doch ganz unmöglich, daß ein Marschall Ney zum Beispiel, wieder in die Gesellschaft ehrenhafter Leute (dans la société d'honnêtes gens) aufgenommen werde!"

„Fouché setzte darauf hinzu: die vorgeschlagene Amnestie werde nicht hindern, nicht allein Ney — der sich in der That mit Infamie bedeckt habe und auch bereits nirgends mehr empfangen werde (qui s'était à la vérité couvert d'infamie, et qui n'était déjà plus reçu nulle part) — sondern auch noch einige andere Persönlichkeiten außer Stande zu setzen, der Gesellschaft weiter gefährlich zu werden, indem man sie nach Amerika verbanne; er wolle sich sogar anheischig machen, diese Maßregel auf seine eigene Hand, vor dem Einzug des Königs in Paris auszuführen; aber

er bleibe bei der Meinung, daß ein großer Act der Gnade eines Souverains würdig wäre, der nicht die Grundsätze Buonaparte's befolgen wolle; dieser Act würde ihm die widerstrebende Armee unterwerfen und jeder Reaction vorbeugen, die von Neuem die öffentliche Ruhe bedrohen könnte."

„Fouché sprach dann weiter von den Vortheilen, die es gewähren würde, die dreifarbige Kokarde fortbestehen zu lassen, an der die Eitelkeit der Armee und eines großen Theils der Nation in hohem Grade hinge und die man doch auch in der That als die wirkliche National-Kokarde ansehen müsse, da sie der König Ludwig XVI. als solche anerkannt hätte; und „Monsieur" jetzt Ludwig XVIII. desgleichen; beide hätten sie getragen. — Als aber der Fürst Talleyrand einwendete, daß diese Kokarde das Zeichen der Empörung geworden sei, und daß seit der Rückkehr des Königs mehrere Provinzen bereits wieder die weiße Kokarde angenommen hätten, schien er in Beziehung auf diesen Punkt nachzugeben."

„Das Gespräch endigte ohne zu irgend einem Schluß zu führen; aber Fouché, der sich wahrscheinlich durch die Gegenwart seiner Begleiter gehindert fühlte, versprach am folgenden Tage bei dem Herzog von Wellington zu speisen, wo sich dann der Fürst Talleyrand und der General Pozzo-di-Borgo auch einstellen sollten."

Graf Goltz fügt noch hinzu: „Da diese Besprechungen mit dem Herzog von Otranto lediglich die inneren Angelegenheiten Frankreichs zum Gegenstande hatten und da ich außerdem nicht mit Verhaltungsbefehlen für die gegenwärtige Lage der Dinge versehen war, habe ich mich auf eine durchaus passive Rolle beschränkt; aber nach den Beobachtungen, die ich machen konnte, scheint mir sehr klar, daß Fouché sich zu dem Vermittler machen will, zwischen dem König, der Armee und der Partei die Buonaparte gestützt, oder sich ihm angeschlossen hat — und daß er vor Allem darauf ausgeht, sich selbst gegen alle Parteien und für alle möglichen Fälle sicher zu stellen. Aber ich sehe voraus, daß der Fürst Talleyrand nothwendig achten wird, ihn dem König zum Minister der Polizei vorzuschlagen, um nicht in ihm einen außerordentlich gefährlichen Feind zu haben, der sich wohl entschließen könnte, die provisorische Regierung und die Kammern jenseits der Loire zu versetzen."

In diesen letzteren Andeutungen scheint wohl die eigentliche Lösung des Räthsels zu liegen. Fouché hatte mit geschickter Hand bei Talleyrand und Wellington die Besorgniß zu erwecken gewußt, daß er sich mit der provisorischen Regierung und den Kammern der französischen Armee anschließen könnte, wenn man ihm nicht willfahrte —: und das durfte nicht sein, dahin durfte es nicht kommen! — Denn wenn es in Frankreich in dem Augenblick, wo die verbündeten Monarchen in Paris eintrafen, zwei einander entgegengesetzte Regierungen gab, mit denen beiden

man unterhandeln konnte, ja unterhandeln mußte, und von denen gerade die unrechte allein eine wirkliche thatsächliche Macht in Händen hatte — dann konnten die Dinge sehr weit aussehend werden!

Diese Sorgen mußten um so ernster scheinen, da Wellington den Absichten der verbündeten Monarchen durchaus nicht traute; auch er wußte natürlich um Metternich's bedenkliche Aeußerung, daß man Ludwig XVIII. jedenfalls erst nach geschlossenem Frieden wieder in den Besitz seines Thrones gelangen lassen dürfe; Frankreich konnte dann in Gefahr kommen, die Rückkehr der Bourbons um einen hohen Preis erkaufen zu müssen! — „Es war mir sehr klar," schrieb Wellington dem General Dumouriez, „daß, wenn ich nicht das Interesse Fouché's für die Wiedereinsetzung des Königs gewann, Seine Majestät gezwungen worden wäre, wenigstens bis zur Ankunft der verbündeten Souveraine in St. Denis zu bleiben, was jedenfalls seinem Ansehen und seiner Würde geschadet hätte, wenn er dann überhaupt jemals wieder auf den Thron gelangt wäre." (Il était très clair pour moi que si je n'intéressais pas Fouché à la restauration du Roi, Sa Majesté aurait été obligée de rester à St. Denis, au moins jusqu' à l'arrivée des Souverains, ce qui aurait, en tout cas, nui à son autorité et à sa dignité, s'il eût jamais remonté sur son trône.)

Die Provisorische Regierung durfte nicht der Armee folgen, und selbst nicht in Paris fortdauern; sie mußte sich selbst und die Kammern auflösen — sie mußte verschwinden. Ludwig XVIII. mußte in den Tuilerieen, mußte im Besitz, daran mußte nichts mehr zu ändern sein, noch ehe die verbündeten Kriegsherren eintrafen — und da Tage und Stunden unter diesen Umständen kostbar waren, mußte man zu dem Mittel greifen, das am schnellsten zum Ziel führte —: man mußte Fouché dadurch gewinnen, daß Ludwig XVIII. ihn zum Minister ernannte!

Dahin arbeiteten nun auf dem Schlosse zu Arnouville nicht nur Wellington und Talleyrand, sondern auch viele der strengsten Royalisten von der Partei der Emigrirten, und wie man vernimmt, selbst der Bruder des Königs — „Monsieur" — Artois! Wie befremdend das auch klingen mag, läßt es sich doch erklären. Der Geist dieses Fürsten, der, wie bekannt, weder einen sehr weiten Horizont umfaßte, noch sehr tief in das Wesen der Dinge eindrang, drehte sich zwar im Allgemeinen mit einer Beständigkeit, die für jeden Zweifel, jede abweichende Betrachtungsweise vollkommen unzugänglich blieb, um wenige ein für allemal feststehende Vorstellungen; im Einzelnen und Besonderen dagegen war er sehr beweglich und bestimmbar, vom Augenblick abhängig. Für den Augenblick war in diesem Kreise wie in Wellington's Hauptquartier die Ansicht herrschend, daß nur Fouché die Bourbons ohne weitere Krisis nach Paris zurückführen könne.

Die Besorgniß, daß die Provisorische Regierung sich der Armee an-

schließen könnte, war übrigens eine vollkommen unbegründete, Fouché wußte sehr wohl, daß er dergleichen allenfalls wohl als eine Möglichkeit in Aussicht stellen konnte, daß es aber nicht in seiner Macht stand, die Drohung wahr zu machen. Carnot hatte bereits in der Regierungs-Commission den Vorschlag gemacht, aber vergebens, da Caulaincourt vor Allen, durchaus entmuthigt, ein solches Beginnen, wie überhaupt jeden weiteren Widerstand für vollkommen hoffnungslos hielt. Daß Grenier und Quinette eher dafür zu sein schienen, wollte wenig bedeuten, ja es hätte kaum weiter geführt, wenn die Mehrheit der Commission sich entschieden dafür ausgesprochen hätte, denn schon war die Ausführung durch die Kammer der Abgeordneten unmöglich gemacht worden. In deren Mitte hatte Dupont von der Eure von der Möglichkeit gesprochen, der Armee zu folgen, im Fall die Unabhängigkeit Frankreichs von den Siegern nicht gehörig geachtet werde —: diese Aeußerung war aber von den Abgeordneten nicht zum Besten aufgenommen worden. In einer Verblendung, die gewiß jedes gewöhnliche Maß bei Weitem übersteigt, wies die Kammer das Letzte von sich, das zu versuchen blieb, wenn man sich nicht den Bourbons unterwerfen wollte, und beschloß, in Paris zu bleiben, um vor allen Dingen das Verfassungswerk zu vollenden. Daß die Provisorische Regierung unmöglich ohne die Kammern ihren Sitz anderswo aufschlagen konnte, war sehr einleuchtend.

Um die herrschende Unklarheit und Verwirrung der Begriffe vollständig zu machen, war La Fayette mit seinen Gefährten (am 5.) aus Hagenau zurückgekehrt, und indem er mit neuem Eifer daranging, an den einzelnen Artikeln der hypothetischen Verfassung Frankreichs mitzuteilen, gab er allen Gegnern der Bourbons die besten Hoffnungen. Auf seinen und seiner Gefährten Bericht ließ die Regierungs-Commission in der amtlichen Zeitung einen Artikel veröffentlichen, in dem erklärt wurde: die in Hagenau begonnenen Conferenzen seien vertagt worden, um dem Minister Englands Zeit zu lassen, die nöthigen Vollmachten zu erhalten; diese Conferenzen würden demnächst zu Paris wieder aufgenommen werden, wo die verbündeten Souveraine und ihre Minister in Kurzem einträfen; ihren früheren Erklärungen getreu kündigten diese Souveraine die liberalsten Gesinnungen an und namentlich die Absicht, Frankreich keine bestimmte Regierungsform aufzubringen, sondern ihm in dieser Beziehung ganz freie Wahl zu lassen. La Fayette erstieg die Tribüne in der Kammer der Abgeordneten, um von dort herab mündlich ungefähr dasselbe zu erklären.

Das ging nun allerdings weit und kühn über die Wahrheit hinaus. Es ist kaum zu begreifen, wie die bestimmten Worte Lord Stewart's in solcher Weise unbeachtet bleiben oder mißdeutet werden konnten, da aber La Fayette gewiß nicht die Absicht hatte zu täuschen, müssen wir wohl annehmen, daß ihm seine jüngsten Erlebnisse in einem wunderbaren Grade unklar geblieben waren.

Auch dem Treiben Fouché's hatte sich der würdige Republikaner schon zu widersetzen gesucht, aber wieder, wie auch schon früher im Jahr 1792 vorgekommen war, in solcher Weise, daß sich gar nichts weiter daraus ergeben konnte, als eine kleine Ereiferung. Fouché hatte nämlich in einem in den Tuilerien versammelten Rath, dem außer seinen Collegen und einigen Ministern auch die Hagenauer Gesandten beiwohnten, unmittelbar vor seiner Fahrt nach Neuilly erklärt, daß er sich dorthin begeben werde, um mit den Generalen der Verbündeten die Punkte zu besprechen, die in einer bloßen Militair-Convention unerledigt bleiben mußten. Dagegen hatte sich La Fayette erhoben und gemeint, Concessionen möchten allerdings nothwendig sein, aber sie müßten gemeinschaftlich berathen und beschlossen werden, sie müßten von der Art sein, daß man sie vor den Kammern öffentlich eingestehen könne — jede besondere Unterhandlung auf eigene Hand sei eine Infamie! — Alles hatte ihm beigestimmt, Fouché war weit entfernt gewesen, zu widersprechen; ungemein zufrieden mit sich selbst hatte aber La Fayette seiner eigenen Erzählung zufolge gar nicht daran gedacht, irgend einen bestimmten Antrag zu stellen, einen wirklichen Beschluß herbeizuführen. Fouché war nach Neuilly gefahren, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und hatte mitgenommen, wen er wollte.

Noch weniger konnte die Erinnerung an den inhaltslosen Pathos dieser Scene mit La Fayette den nüchternen Fouché abhalten, am folgenden Tage pünktlich an Wellington's Tafel in Neuilly zu erscheinen, während sein Widersacher in der Kammer an der Zukunft Frankreichs arbeitete. Fouché kam diesmal allein und traf nur Wellington, Pozzo-di-Borgo und Sir Charles Stuart, zu denen sich am Abend noch Lord Castlereagh gesellte, der eben aus London herbeigeeilt war. Graf Goltz konnte nicht gegenwärtig sein, denn er war nach Arnouville zur königlichen Tafel beschieden worden —: fast könnte man glauben absichtlich, damit die Herren in Neuilly ganz „unter sich" wären. — Auch von Seiten Oesterreichs war Niemand zugegen, denn General Vincent, bei Waterloo verwundet, hatte in Brüssel zurückbleiben müssen. Fouché hatte es also nur mit Engländern und den Ministern Ludwig's XVIII. zu thun, da Pozzo-di-Borgo bald zu diesen zu gehören hoffte.

Fouché erzählte von den neuen Schwierigkeiten, die La Fayette's Ankunft hervorrufe, da dieser General berichte, daß die verbündeten Monarchen Ludwig XVIII. nicht wieder eingesetzt zu sehen wünschten. Wellington erklärte La Fayette's Bericht für falsch und theilte nicht nur mit, was ihm Lord Stewart über die Begebenheiten zu Hagenau geschrieben hatte, sondern auch das gemeinschaftliche Schreiben Metternich's und Nesselrode's.*)

So weit nur und nicht weiter reicht der gedruckte Bericht des Herzogs,

*) Gurwood dispatches Nr. 979

der das Wesentliche verschweigt und uns ganz im Dunkel darüber läßt, wie man eigentlich zum Abschluß kam. Dem Grafen Goltz erzählte Wellington unmittelbar darauf, so wie man Fouché seine Ernennung zum Minister Ludwig's XVIII. angekündigt habe, seien sofort alle Schwierigkeiten geschwunden; er habe weder der Nothwendigkeit einer allgemeinen Amnestie, noch der dreifarbigen Fahne weiter gedacht. — Wellington geleitete ihn darauf nach Arnouville, wo Ludwig XVIII. seinen neuen Minister, den „Königsmörder" sehr gnädig empfing!

Rasch entwickelten sich nun die Dinge weiter, und Fouché verfuhr dabei mit der vollendeten Schamlosigkeit des erprobten Jakobiners. Während die Preußen (am 7. Juli) in Paris einrückten und Wellington's Heer das Marsfeld und das Gehölz von Boulogne besetzte, gab Fouché mit dreister Stirn in den Sälen des Tuilerien-Palastes gegen die übrigen Mitglieder der Provisorischen Regierung vor, die verbündeten Mächte hätten einstimmig und unbedingt die Wiedereinsetzung Ludwig's XVIII. verlangt, und erklärt, keinen anderen Vorschlag anhören zu wollen. Und als eine preußische Wache vor den Tuilerien aufzog und die Räumung des Palastes verlangte, beeilte sich Fouché mit Zustimmung seiner getäuschten Collegen den Präsidenten beider Kammern zu schreiben: „Bis hieher mußten wir glauben, daß die verbündeten Souveraine in Beziehung auf den Fürsten, der in Frankreich herrschen soll, nicht einstimmig seien. Unsere Bevollmächtigten haben uns bei ihrer Rückkehr dasselbe versichert. Die Minister und Generale der verbündeten Mächte haben aber gestern in der Conferenz, die sie mit dem Präsidenten der Regierung gehabt haben, erklärt, daß alle Souveraine sich verpflichtet haben, Ludwig XVIII. auf den Thron zurückzuführen, und daß er heute Abend oder morgen seinen Einzug in die Hauptstadt halten wird. So eben haben fremde Truppen die Tuilerien besetzt, wo der Sitz der Regierung ist. Bei dieser Lage der Dinge können wir nur noch Wünsche für das Vaterland hegen, und da unsere Berathungen nicht mehr frei sind, glauben wir uns trennen zu müssen."

Damit war die Provisorische Regierung glücklich beseitigt! — Als aber diese verwegene Unwahrheit am anderen Morgen gedruckt in den Spalten des Moniteurs erschien, erregte sie in den Kreisen der europäischen Diplomatie großes Erstaunen und nicht geringere Entrüstung. In welchem Licht ließ sie — verglichen mit den von Wien aus erlassenen Erklärungen — die verbündeten Mächte erscheinen! — Mußten Oesterreich und Preußen, die bei diesen Umtrieben nicht betheiligt waren, sich beleidigt fühlen, so waren Wellington und Castlereagh vielleicht noch empfindlicher berührt, gerade weil sie allerdings die Rückkehr der Bourbons gebieterisch verlangt hatten, nachdem England vor Allen zu Wien jene berühmte Erklärung hervorgerufen hatte, die jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs ausdrücklich ablehnte. —

Die Staatsmänner Englands hatten dann in ihrer Sorgfalt für die Interessen der Bourbons noch einen anderen wichtigen Grund, mit Fouché's Erklärung sehr unzufrieden zu sein. Sie hätten die Dinge gerne so gelenkt, daß die Bourbons, wenigstens dem Anschein nach von dem französischen Volk aus freiem Entschluß gerufen, auf den Thron zurückkehrten: daß sie anstatt dessen als lediglich auf das Gebot der Verbündeten zu Herren über Frankreich eingesetzt bezeichnet wurden, schien dem Interesse der Dynastie in keiner Weise zu entsprechen.

Man glaubte, Fouché habe diese Unwahrheiten in die Welt geschickt, um in den Augen Frankreichs als ein gezwungener Gehülfe bei der Wiedereinsetzung der Bourbons zu erscheinen; um auch auf die Gunst der den Bourbons feindlichen Parteien nicht zu verzichten und sich den Weg der Rückkehr zu ihnen für alle Fälle offen zu erhalten. — In welchem Grade der Herzog von Wellington es übelnahm, sich in solcher Weise sowohl der französischen Nation als den Verbündeten gegenüber bloßgestellt zu sehen, das geht aus seinen eigenen Depeschen zur Genüge hervor und wir entnehmen aus der diplomatischen Correspondenz jener Tage, daß es darüber zwischen ihm und Fouché zu einigen mündlichen Erörterungen kam, die für den Letzteren nicht ganz angenehm gewesen sein mögen. Aber gegen dergleichen war ein Mann wie Fouché abgehärtet; wußte er doch, daß die Verbündeten ihn nicht öffentlich Lügen strafen konnten, nachdem einmal die Bourbons zurückgekehrt waren — und daß England ihn trotz dieser Unannehmlichkeiten unterstützen und halten werde, um nicht den Einfluß der Emigrirten allein herrschend werden zu lassen. — In welcher Weise Fouché jenes Schreiben vor den Bourbons rechtfertigte, ist nicht bekannt geworden; wahrscheinlich gab er es für nothwendig aus, in diesem Sinn zu sprechen. Ihm mußte daran liegen, daß diese Fürsten ihre Stellung in Frankreich schwach und gefährdet glaubten.

Die Kammer der Abgeordneten gefiel sich bis an das Ende in einer Rolle, für deren Eigenthümlichkeit die Mitglieder derselben, namentlich auch La Fayette, gar keinen Sinn gehabt zu haben scheinen. Sie löste sich nicht auf, um sich den Bourbons zu unterwerfen, als ihr das Schreiben Fouché's und das Ende der bisherigen Zustände bekannt wurde —: aber sie versuchte eigentlich auch keinen Widerstand und eben so wenig mit Ludwig XVIII. unmittelbar in Unterhandlungen zu treten. Sie dachte auch jetzt nicht entfernt daran, etwa der französischen Armee zu folgen und sich an der Stelle der aufgelösten Provisorischen Regierung für ihre Beziehungen mit den Mächten außerhalb ihres Sitzungssaals irgend ein Organ zu schaffen, wie sie doch mußte, wenn sie fortbestehen und etwas bedeuten wollte. Sie ging sogar ausdrücklich nicht auf den Vorschlag ein, den der Elsasser Abgeordnete Durbach machte, das bisherige Ministerium, Bignon, Davoust und die anderen Mitglieder desselben, zur Provisorischen Regierung zu ernennen. Ihr einziger Beschluß beschränkte sich darauf, wie Fouché's

Vertrauter Manuel vorschlug, in Paris fortzutagen und bis zum letzten Augenblick, bis sie durch Gewalt gehindert würden — wenn etwa die Verbündeten ihre Unabhängigkeit nicht achten wollten, was möglicher Weise wohl sein könnte — an der Verfassungs-Urkunde zu arbeiten: sie hätten dann jedenfalls ihre Pflicht gethan. Dieser ganz nichtige Beschluß wurde aber natürlich mit einem großen Aufwand von Rhetorik und Enthusiasmus gefaßt und man verhandelte mit Senatoren-Ernst über die Erblichkeit der Pairie.

Inzwischen berieth Fouché mit Talleyrand den Einzug des Königs und ließ ihn durch einen Artikel im Moniteur ankündigen, der nicht weniger von der Wahrheit abwich, als das Schreiben an die Kammern: „Die Regierungs-Commission hat dem König durch ihren Präsidenten anzeigen lassen, daß sie sich aufgelöst habe. Die Pairs und die Abgeordneten, welche die vorige Regierung dem Lande auferlegt hat (imposés par le dernier gouvernement) sind davon benachrichtigt worden. Die Kammern sind aufgelöst. Der König wird morgen um eilf Uhr Vormittags in Paris einziehen. Seine Majestät wird in den Tuilerien absteigen."

Den folgenden Morgen (8.) fanden die Abgeordneten den Eingang zu ihrem Sitzungssaal verschlossen und von Pariser National-Garden bewacht, die Befehl hatten, Niemand einzulassen. Damit war ihre Thätigkeit beendet. Ihrer dreiundfünfzig, La Fayette natürlich an der Spitze, begaben sich in die Wohnung des Präsidenten Lanjuinais und unterzeichneten dort einen Protest. — Die Diplomaten aber meinten, ein großer Theil der Abgeordneten sei eigentlich recht froh gewesen, daß dem Treiben ein Ende gemacht wurde, über dessen Nichtigkeit sie sich unmöglich noch länger täuschen konnten, das aber für sie selbst am Ende bedenklich werden konnte.

Ludwig XVIII. hielt seinen Einzug, umgeben von den ihm treu gebliebenen Marschällen und Generalen, wie von seinen Haustruppen — die National-Garde rief: „vive le Roi!" Wie aber glaubwürdige Zeugen, z. B. der General Reiche, versichern, ging es dabei im Allgemeinen „sehr flau und frostig" zu, und verdrießlich mag es wohl auch gewesen sein, daß die fremden Truppen in der Stadt, die Preußen, den heimkehrenden König von Frankreich gar nicht beachteten, daß namentlich die Bataillone, die auf dem Carousselplatz unter den Fenstern der Tuilerien biwachteten, sich in ihren Lagerbeschäftigungen gar nicht stören ließen durch das, was vorging. Es zeigte sich auch darin, daß die Wiedereinsetzung der Bourbons ein Ereigniß war, dem die preußische Regierung durchaus fremd blieb.

Wellington hatte sein Ziel erreicht. Ludwig XVIII. war in den Tuilerien; er war in den Besitz der Landes-Regierung gekommen, ehe die verbündeten Monarchen zu Paris eintrafen. Jetzt aber mußte der

Feldherr Englands ihre Ankunft, die er vor diesem Augenblick sehr ungern gesehen hätte, eben so sehnlich wünschen, denn es fiel ihm sehr schwer, den Gang der Dinge in Paris seinen Absichten gemäß zu leiten. Blücher erwies sich sehr unlenksam; er hatte unter Anderem der Stadt eine Kriegssteuer nach dem Maßstab auferlegt, den Napoleon und seine Generale in solchen Fällen anzuwenden pflegten; sie sollte ein Hundert Millionen Franken betragen. Wellington widersprach; er, der ganz allein über das Endergebniß des ganzen Krieges entschieden und Frankreich einen König gegeben hatte, nicht nur ohne die Verbündeten Englands zu fragen, sondern seiner eigenen Ueberzeugung nach in geradem Widerspruch mit ihrem bestimmten Willen, behauptete nun, die Verhängung einer Kriegssteuer über eine eroberte Stadt sei eine Sache von solcher Wichtigkeit, daß darüber nur in dem Rath der versammelten Monarchen gemeinsam beschlossen werden könne.

Ebenso hatte er Blücher abhalten wollen, seine Truppen bei den Bürgern in Paris einquartieren zu lassen, und ihn gewarnt vor der gereizten Stimmung, die er dadurch hervorrufen werde und die sich um so gefährlicher gegen die Preußen allein wenden werde, da keine anderen Truppen den Parisern zur Last fallen würden. Doch Blücher, der für Besorgnisse nicht besonders zugänglich war, beschied ihn abschlägig, so gut wie den Grafen Beurnonville, den Ludwig XVIII. mit einem gleichlautenden Auftrage zu ihm gesendet hatte.

Vergebens bemühte sich auch Wellington, die Brücke „von Jena" zu retten, die Blücher sprengen lassen wollte, als „öffentliches Eigenthum, das sich auf den Krieg beziehe" und folglich durch die Capitulation nicht geschützt sei. Sie wurde nur zufällig erhalten, da die Sprengung mißglückte. Die Sprengung war einem Freiwilligen, einem Bergbau-Beamten, anvertraut worden, der sehr unzureichende Mittel anwendete, so daß der mächtige Bau kaum erschüttert wurde.*) Später entschieden dann die Souveraine, daß die Brücke stehen bleiben solle, aber unter verändertem Namen.

Auch König Ludwig erwartete die Monarchen und ihre Minister mit Ungeduld, um Friedens-Unterhandlungen einleiten zu können. Er hatte sich darauf vorbereitet; von der Einsicht geleitet, daß England ihn allein gegen die Forderungen Deutschlands kaum schützen könne, daß er suchen müsse, auch den Kaiser von Rußland zu gewinnen, hatte er das neugebildete Ministerium, das ihn umgab, darauf berechnet, beiden Mächten genehm zu sein. Talleyrand stand darin an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten, Fouché hatte die Polizei — durch beide hoffte England seinen Einfluß zu üben. Der Abbé Louis wurde als Finanzminister beibehalten; Pasquier wurde Minister der Justiz, der Marschall Gouvion

*) Reiche II, 294.

St. Cyr des Kriegs, Jaucourt der Marine — zwei Ministerien endlich wurden Freunden Rußlands bestimmt —: der Herzog von Richelieu, Emigrirter, russischer General, hochverdienter Gubernator von Odessa, und von dem Kaiser Alexander sehr geachtet, sollte Minister des königlichen Hauses werden —: das Ministerium des Innern aber wurde für Pozzo-di-Borgo offen gehalten.

Auch begriff der König sehr wohl — so schwer es ihm auch gefallen sein mag — daß er sich diesmal nicht so wie ein Jahr zuvor in seinem Bourbonischen Stolz ergehen dürfe, wenn er ihn nicht sehr theuer bezahlen wollte. Er wußte ihn zu zähmen; weit entfernt, wie nach seiner ersten Rückkehr, für die fremden Monarchen Stühle, für sich selbst aber einen Lehnstuhl auf den Balcon der Tuilerien stellen zu lassen, um von dort eine Heerschau zu übersehen, machte er (am 10. Abends) dem Kaiser Alexander augenblicklich nach dessen Ankunft im Elysée Bourbon — au débotté, wie sein eigener Ausdruck lautete — seinen Besuch und überbrachte ihm persönlich den Orden des heiligen Geistes, obgleich der Kaiser, nicht der römisch-katholischen Kirche angehörig, dieses höchste Ehrenzeichen des königlichen Frankreichs nach den Statuten gar nicht erhalten konnte.

Eilftes Capitel.

Die Friedens-Unterhandlungen. — Die Museen. — Stellung Preußens — Oesterreichs — Rußlands. — Zwiespalt unter den englischen Staatsmännern. — Sturz des Ministeriums Talleyrand-Fouché. — Ministerium Richelieu. — Der Festungs-Krieg. — Der Friede.

Die Unterhandlungen, die den zweiten Pariser Frieden herbeiführten, hatten in ihrem Gang etwas sehr Eigenthümliches. Man hatte einen so schnellen Erfolg nicht erwartet und war nicht vorbereitet darauf; noch hatte nichts verabredet werden können, die Vorstellungen über die Friedensbedingungen, die man stellen könne und müsse, schwebten überall mehr oder weniger im Unbestimmten; nur wenige Andeutungen waren unter den Diplomaten der verschiedenen Cabinette ausgetauscht — eine eigentliche Einigung war noch nicht einmal versucht worden. — Unter diesen Umständen trat das eigenthümliche Verhältniß hervor, daß die Unterhandlungen nicht sowohl zwischen den beiden kriegführenden Parteien schwebten, als vielmehr zwischen den verschiedenen Mächten, welche die eine der beiden Parteien bildeten. Sobald diese unter sich einig waren, konnten sie dem Gegner so ziemlich gebieten.

Solcher Lage entsprechend wurde zunächst ein Ministerrath gebildet, in dem jede der vier großen Mächte durch drei Bevollmächtigte vertreten war und aus dessen Besprechungen die Friedensbedingungen hervorgehen sollten, die man alsdann gemeinschaftlich der französischen Regierung vorlegen wollte. Rußlands Stimme führten in diesem Rath Nesselrode, Capodistrias und Pozzo-di-Borgo; von England waren Castlereagh, Wellington und Sir Charles Stuart bevollmächtigt; von Seiten Oesterreichs Metternich, Wessenberg und der Feldmarschall Schwarzenberg; von Preußen Hardenberg, Wilhelm v. Humboldt und Gneisenau. — Nesselrode, Castlereagh, Metternich und Hardenberg insbesondere bildeten dann noch einen engeren Rath.

Die französische Regierung erwartete in sehr unbequemer und peinlicher Spannung, was aus diesem Friedens-Rath hervorgehen werde und gab schon in den Verhandlungen über augenblickliche Interessen und einstweilige Maßregeln, die getroffen werden mußten, hinreichend zu erkennen, daß sie gesonnen sei, die von England begünstigte Vorstellung, der Krieg

sei nicht gegen Frankreich geführt worden, sondern lediglich ein zum Nutzen und im Dienst Ludwig's XVIII. unternommener Heereszug gewesen, auf das Aeußerste auszubeuten.

Es ist bekannt, wie sowohl die französische Regierung, als die Bevölkerung von Paris sich geberdeten, als nun zunächst auf Blücher's Befehl die geraubten Kunstschätze aus den Museen zurückgenommen wurden. Die Buonapartisten sprechen seltsamer Weise davon als von einem an Frankreich begangenen Raube; alle französischen Schriftsteller versichern, daß dieses Ereigniß eine tiefe Erbitterung in dem Herzen der Franzosen zurück gelassen habe — ohne sich die Frage vorzulegen, wie denn wohl die Stimmung auf der anderen Seite gewesen sein möchte, wenn man sein Eigenthum nicht wieder erhalten hätte; — und selbst der gemäßigtste unter ihnen, selbst Viel-Castel meint, ein großer Theil der im Louvre vereinigten Kunstwerke sei einfach geraubt gewesen und nichts dagegen einzuwenden, daß er ohne Weiteres zurückgenommen wurde —: einen anderen Theil aber habe Frankreich durch ausdrückliche Verträge erworben und dieser hätte auch nur wieder durch einen förmlichen Vertrag in den erneuten Besitz der früheren Eigenthümer zurückkehren können.

Was das betrifft, dieser Bedingung war genügt worden. Blücher berief sich zu St. Cloud nicht umsonst darauf, daß die französische Regierung die Rückgabe versprochen und nicht Wort gehalten habe. Der erste Pariser Frieden von 1814 enthält kein Wort über die Museen, und schon dieser Umstand ist wohl in den Augen eines jeden Unbefangenen ein Beweis, daß anderweitig über sie verfügt war; denn daß überhaupt Niemand an diese Schätze gedacht habe, liegt außer aller Möglichkeit.

Und so war es auch; Ludwig XVIII. hatte die Rückgabe der Kunstwerke versprochen, sich aber eine Frist ausbedungen, unter dem Vorwand, es sei besser, wenn er sie etwas später, nachdem sich die Gemüther beruhigt hätten, wie aus freiem Willen und eigenem Antrieb zurückgebe. Ganz im Sinn der zarten Rücksichten für Frankreich und die Bourbons, von denen die Verbündeten damals beseelt waren, ging man darauf ein. Mehrfach an ihr Versprechen erinnert hatte dann aber die französische Regierung unter allerhand Vorwänden nicht Wort gehalten — und mit Hülfe der Zwietracht, die sich auf dem Wiener Congreß zu entspinnen schien, hoffte der König, allem Anschein nach, sich der übernommenen Verpflichtung ganz entziehen zu können. Es war wohl natürlich, daß man die Sache nicht ein zweites Mal der Gewissenhaftigkeit Frankreichs anheim gab.

Noch heftiger fast als über den Verlust der Kunstwerke äußerte sich die Bourbonische Regierung darüber, daß die Heere der Verbündeten — mit Ausnahme der Truppen unter Wellington — in den Provinzen Frankreichs, wo sie einquartiert waren, Requisitionen ausschrieben und auf Kosten des Landes lebten, gerade wie Napoleon's Armeen auswärts auf Kosten des Landes gelebt hatten —: nur mit dem Unterschied, daß wirk-

lich nur für die Bedürfnisse der Truppen gesorgt, nicht außerdem noch muthwillig geplündert wurde. Die Generale und Offiziere der verbündeten Heere bereicherten sich nicht persönlich, wie die Franzosen zur Zeit ihres Uebermuths gethan hatten.

Aber die Franzosen fanden ihr eigenes Kriegsrecht unerträglich, als es auf sie selbst angewendet wurde, und den Bourbons mußte es im Bewußtsein ihrer im Lande vielfach angefeindeten Stellung doppelt peinlich sein, daß ihre Rückkehr von solchen Erscheinungen begleitet war. Die Vorstellungen, die von Seiten ihrer Regierung deshalb an die Verbündeten gerichtet wurden, waren von heftigen Klagen und selbst Drohungen begleitet, die unter den obwaltenden Umständen wohl seltsam genannt werden müssen. Ludwig XVIII. drohte, er werde sich, wenn man ihn auf das Aeußerste treibe, zu der Armee hinter die Loire begeben, besonders aber drohte man den Verbündeten mit einem allgemeinen Aufstand des Landvolks, den, wenn er in den östlichen Provinzen Frankreichs möglich gewesen wäre, die Bourbonische Regierung selbst am meisten zu fürchten gehabt hätte.

Diese Vorstellungen fanden dadurch ihre Erledigung, daß nach einigen Wochen (6. August) ein Uebereinkommen getroffen wurde, welches den Geschäftsgang in dieser Angelegenheit regelte und die Besorgung der verlangten Lieferungen bestimmten französischen Behörden überwies —: doch ohne daß von den ursprünglichen Forderungen der Verbündeten etwas aufgegeben wurde. Vielmehr wurde festgestellt, daß Frankreich außer der Verpflegung auch den Sold, sowie die Bekleidung und Ausrüstung der verbündeten Heere zu bestreiten habe.

Viel schwieriger als mit der französischen Regierung über solche Punkte in das Reine zu kommen, erwies es sich im Innern des verbündeten Ministerraths, in welchem Metternich den Vorsitz führte, zu gemeinsamen Beschlüssen zu gelangen, denn sehr verschiedene — und mehr noch verschieden aufgefaßte Interessen standen hier einander in solcher Weise gegenüber, daß eine Vermittelung von Anfang an beinahe unmöglich scheinen mußte.

Das Bewußtsein der Nationalität, seit den Tagen des dreißigjährigen Kriegs, während der trüben Zeit allgemeiner Verarmung und Verkümmerung, der kleinlichen Cabinets-Politik, die sich lediglich um dynastische Interessen drehte, nur zu sehr verdunkelt und verwischt, war nachgerade in ganz Deutschland erwacht — und gar mancher Deutsche erwartete von dem Augenblick nicht weniger als die **Herstellung der natürlichen Grenzen Deutschlands**, wie sie, in der Scheidewand der Sprachgebiete, vom Jura und den Wasgauer Bergen bis zur Nordsee vorgezeichnet ist.

Theils selbst beherrscht durch den erwachten Geist, theils durch mancherlei gewichtige staatsmännische Rücksichten bewogen, richteten auch die deutschen Mächte ihr Streben mehr oder weniger auf ein solches Ziel. Es schien nach den eben gemachten Erfahrungen durchaus vergeblich, die Ruhe, deren Europa bedurfte, von der Mäßigung des beweglichen französischen Volks zu erwarten. Man mußte sich dadurch sichern, daß man den deutschen Landen eine bessere Grenze verschaffte, die Vertheidigung erleichterte, den Angriff erschwerte.

In diesem Sinn war die preußische Regierung der Ansicht, daß man sich so wenig als möglich darum kümmern müsse, welche Regierung Frankreich sich gab; daß man dagegen, zur Sicherstellung Deutschlands und der Niederlande, die Abtretung derjenigen festen Plätze verlangen müsse, welche die erste Reihe des dreifachen Festungs-Gürtels bilden, mit dem Vauban Frankreich von den Alpen bis zum Meere umgeben hat, und daß außerdem noch eine Anzahl französischer Festungen geschleift werden müßten. Für sich hatte Preußen, einem solchen Entwurf zu Folge, wenig oder nichts zu fordern; denn ob das Elsaß einem österreichischen Erzherzog oder dem Kronprinzen von Württemberg zugetheilt werden mochte, Preußen erhob, wie sich von selbst versteht, keinen Anspruch auf dessen Besitz, und was die Theile von Flandern und Hennegau betrifft, die Ludwig XIV. erobert hatte, so mußten sie mit dem Königreich der Niederlande vereinigt werden, wenn sie wieder genommen wurden. Höchstens ließ sich erwarten, daß Luxemburg, dessen man zur Vertheidigung der Provinzen jenseits des Rheins bedurfte, an Preußen abgetreten werden könnte, wenn die Niederlande an der flandrischen Grenze einen reichlichen Ersatz erhielten. — So erklärte denn auch, als man eben erst in Paris eingetroffen war, Wilhelm Humboldt gegen Gagern, den Vertreter der Niederlande: „Preußen wird wenig zu wünschen haben. Aber Sie müssen stärker sein — mehr Festungen und mehr Land haben. Suchen Sie nur davon die Engländer zu überzeugen.“*)

Die österreichische Regierung hegte ähnliche Ansichten und Pläne und hatte sogar ein mehr unmittelbares Interesse an ihrem Gelingen. Metternich sowohl als der Kaiser Franz selbst, beide scheinen erschreckt gewesen zu sein durch den Zustand, den sie in Frankreich vorfanden und wahrnahmen. Wie sehr hatte sich hier Alles seit fünfzehn Monaten verändert! — An die Stelle des Jubels, mit dem fünfzehn Monate früher die Verbündeten als Befreier empfangen worden waren, der Stimmung, die in den heimkehrenden Bourbons willig Bürgen der bürgerlichen Freiheit und des Friedens voraussetzte, war eine tiefe Erbitterung getreten. Nach kurzer Täuschung trat die tiefe, noch immer unversöhnte Spaltung im Innern der Nation wieder auf das Leidenschaftlichste hervor. Thö-

*) Gagern V, 106—110.

richte Gewaltsamkeit der Royalisten, die oft, selbst in der Hauptstadt, in die wildesten Frevel ausartete und ein ungebeugter Trotz aller anderen, gekränkten oder bedrohten Parteien standen einander gegenüber, und wenn sich auch sehr wohl übersehen ließ, daß Frankreich nicht den heroischen Willen hatte, sich gegen die Verbündeten zu erheben, hätte doch nur die äußerste Verblendung sich darüber täuschen können, daß die Partei der Bourbons und der Vergangenheit im Lande die bei Weitem schwächere war. Das Dasein dieser Dynastie in Frankreich, selbst nicht gesichert, konnte allein den europäischen Frieden nicht sicher stellen, man mußte sich nach anderen Bürgschaften umsehen.

Metternich ließ sich gegen die Diplomaten vernehmen: er finde, im Vergleich mit dem vergangenen Jahre, die öffentliche Meinung durchaus verändert und zwar zum Nachtheil der Bourbons; Ludwig XVIII. werde in seiner Hauptstadt nur so lange herrschen, als die fremden Armeen zur Stelle seien ihn zu stützen; die Franzosen selbst sagten es ja einem Jeden, der es hören wolle. — Und gerade wie Metternich schon in Heidelberg sich gegen den niederländischen Gesandten geäußert hatte, sagte jetzt der Kaiser Franz selbst zu diesem: „Wir brauchen mehr Sicherheit. Sie müssen noch eine Reihe von Festungen haben."

Außerdem aber hatten auch Elsaß und Lothringen für die Oesterreicher ihren besonderen Werth; man hatte ihnen den Gedanken nahe gelegt, diese Lande, gleich Toscana und Modena, unter österreichischen Einfluß gestellt, zu einer neuen Secundo-Genitur für den Erzherzog Karl zu vereinigen — aber sie konnten auch, wenigstens theilweise, als Tausch-Objecte verwendet, zu unmittelbaren Gebiets-Erwerbungen verhelfen, was man wohl zweckmäßiger gefunden hätte.

Baiern und Württemberg — besonders die Kronprinzen beider Länder — schlossen sich mit großem Eifer den Forderungen der deutschen Großmächte an —: immer entschiedener widersprechend und verneinend aber stellte sich ihnen, im Verlauf der Unterhandlungen, England, auf das Engste mit den Bourbons verbündet, gegenüber.

Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, aus welchen Gründen die leitenden Staatsmänner Englands die Herstellung der Bourbons wollten, und die ungeschmälerte Erhaltung Frankreichs, damit die Stellung der Bourbons nicht noch mehr verdorben werde. Gegen die Verbündeten wurde geltend gemacht, daß gerade ihrer unsicheren Stellung wegen die Regierung der Bourbons stets eine sehr schwache und nicht in der Lage sein werde, etwas nach außen zu unternehmen. Von dieser Schwäche sollte Europa seine Ruhe und Sicherheit erwarten. Welche Bürgschaft es aber gebe, daß Frankreich nicht diese schwache und mißliebige Regierung über Nacht abschüttele und dann wieder in revolutionärer Gewaltsamkeit und Macht dem übrigen Europa gegenüber stehe, das war eine Frage, um deren Beantwortung es gar mißlich stand.

Natürlich versprachen sich die Engländer, namentlich Castlereagh und Wellington, die französische Regierung zu beherrschen —: durch Talleyrand und Fouché, die ihnen weit überlegen waren und unter deren Einfluß sie eigentlich selber standen. Sie hofften den Gang der Bourbonischen Regierung in den Bahnen einer gewissen Vernünftigkeit und Mäßigung zu erhalten — wozu vor allen Dingen gehörte, daß jeder Einfluß der französischen Prinzen, Artois' und seiner Söhne, wie ihres ganzen überschwenglich reactionären Anhangs fern gehalten wurde. Dann schien es, konnte das zerbrechliche Verhältniß Dauer gewinnen und nach und nach fester wurzeln. — Daß mit der Befestigung dieser Regierung dann aber auch andererseits wieder die Bürgschaft für die Ruhe Europa's verloren gehen könnte, die in ihrer Schwäche liegen sollte, scheinen sie sich nicht gesagt zu haben.

Die französische Regierung aber ließ sich natürlich angelegen sein, ihnen in jeder Beziehung willfährig entgegen zu kommen. Sie erließ sofort — unaufgefordert — in Beziehung auf den Sklavenhandel Verfügungen, wie sie England wünschte und denen zufolge er auch unter französischer Flagge früher aufhören sollte, als nach den bestehenden Verträgen durchaus nothwendig gewesen wäre. — Und schon in der königlichen Ordonnanz, welche die Bildung des Ministeriums verfügte, war einem Hauptwunsch der Engländer genügt: die Einheit und Solidarität des Ministeriums war in der Weise begründet worden, wie Talleyrand zur Bedingung gemacht hatte. Es wurde nämlich außer dem Ministerrath noch ein geheimer Rath gebildet, in welchem, außer den Ministern, auch die Prinzen des königlichen Hauses Platz nehmen sollten und auch sonst noch alle diejenigen, die der König aus besonderem Vertrauen zu Mitgliedern ernannte. Dieser Rath sollte sich aber nur dann versammeln, wenn er besonders berufen wurde, um wichtige Maßregeln in Gegenwart des Königs zu berathen. Die wirklichen Geschäfte blieben dem Ministerrath, der regelmäßige Sitzungen hielt, an denen nur die Minister Antheil nahmen und in denen der König nicht persönlich den Vorsitz führte.

So waren die Prinzen aus dem Ministerrath verbannt, in dem sie bisher, nicht selten sehr laut, das Wort geführt hatten; sie waren in den geheimen Rath versetzt, dessen Dasein mehr ein scheinbares als ein wirkliches zu bleiben bestimmt war — und ihr Einfluß schien beseitigt!

Als ob in dem gesellschaftlichen Leben des Königs, das sich mit der Stätigkeit einer beinahe zum Mechanismus gewordenen Gewohnheit stets in demselben engen Kreise drehte, nicht übrig Raum dafür geblieben wäre! — Das hieß zuviel von einer an sich zweckmäßigen Maßregel erwarten, und überhaupt vermissen wir in der Politik der englischen Staatsmänner jeden weiter reichenden Zusammenhang. Sie waren fest überzeugt, daß die Herrschaft der Bourbons überhaupt nur gehen und bestehen könne, in sofern es gelang, dem unbedingt verderblichen Einfluß der königlichen

Prinzen, vor allen Artois' abzuwehren —: und doch mußte, bei dem Alter und der Gebrechlichkeit des Königs, nach dem allgemeinen Gesetz der Natur, dieser selbe Artois binnen weniger Jahre — Karl X. sein!

Wie seltsam unter diesen Bedingungen und bei solcher Ueberzeugung, dennoch die Wieder-Einsetzung der Bourbons nicht etwa nur zur Aufgabe — sondern zur ausschließlichen Aufgabe der europäischen Politik zu machen — und von ihr — von ihr ganz allein, ohne andere Veranstaltungen — die Sicherstellung des europäischen Friedens zu erwarten! — Wir müssen eben in der Politik Castlereagh's und Wellington's neben manchen anderen Elementen auch den Geist erkennen, der, ohne sich je zu einem höheren und freieren Ueberblick zu erheben, immer nur an das Allernächste denkt. Wahrscheinlich hielten die Herren selbst diese wunderbare Beschränktheit für praktischen Sinn.

Im ersten Augenblick jedoch konnten Castlereagh und Wellington nicht so entschieden zu Gunsten Frankreichs einschreiten, als sie wünschten, denn es offenbarte sich zwischen ihnen und ihren Collegen in der Heimath ein gewisser Zwiespalt der Ansichten, der sich wohl aus dem Umstand entwickelte, daß die beiden Herren auf dem Continent unter dem Einfluß Talleyrand's standen — die englischen Minister daheim unter dem Einfluß der freudig und zuversichtlich erregten, mächtig wogenden öffentlichen Meinung des Landes.

Alle Schichten der Bevölkerung Englands faßten, wie das nach den Berichten Wellington's nicht anders sein konnte, die Schlacht bei Waterloo als einen herrlichen Sieg auf, den Alt-England erfochten habe; noch einmal wie in den ruhmvollen Tagen von Crecy und Azincourt siegreich über den alten Erbfeind des Reichs. Freilich beschäftigte sich die öffentliche Meinung immerhin mehr als Wellington selbst mit dem treuen Gehülfen, dem alten Blücher, und die Stadt London übersandte diesem einen Ehrendegen — doch blieb das Nebensache und störte die herrschende Anschauungsweise nicht. Was aber die politischen Folgen des großen Ereignisses, die Neugestaltung der allgemeinen Verhältnisse betrifft, verlangte die allgemeine Stimme Großbritanniens im ersten Augenblick der Siegesfreude vor Allem, daß der Sieg auch gehörig benützt werde, daß man die Verräther strafe, die den Sturm herauf beschworen hatten, und dem alten Feinde jetzt, wo er zu Boden geworfen war, die Flügel beschneide, um ihn für die Zukunft unschädlich zu machen.

Unter dem Druck dieser herrschenden Stimmung fragte Lord Bathurst befremdet an über die Bedeutung des zwölften Artikels der Capitulation von Paris; der solle doch wohl nicht die Häupter der Buonapartistischen Verschwörung vor der gerechten Strafe schützen? — Und beruhigend antwortete Wellington: die Capitulation verpflichte überhaupt Niemanden als die Parteien, die sie geschlossen hätten; nur die preußische und die englisch-verbündete Armee, nicht aber die französische Regierung.

— Lord Liverpool schrieb seinerseits, nur durch eine strenge Bestrafung der Mitschuldigen Napoleon's könne das Königthum in Frankreich Festigkeit gewinnen. Noch in einem späteren Briefe sprach er von der Unzufriedenheit, welche die Straflosigkeit der Leute, die des Königs Fahnen verlassen hätten, um sich dem Ursupator anzuschließen, in England allgemein hervorrufe. Wenn Ludwig XVIII. unmittelbar nach seiner Rückkehr sechs oder sieben der Strafbarsten durch ein Kriegsgericht hätte verurtheilen lassen, wäre die öffentliche Meinung in Englands, die jetzt sehr feindlich gegen Frankreich gerichtet sei und geneigt, strenge Friedensbedingungen vorzuschreiben, dem besiegten Lande nicht in dem Grade ungünstig geworden.

Natürlich sprach sich dann Lord Liverpool auch näher über die Friedensbedingungen aus, die ihm angemessen schienen. „Jeder Friede“, sagte er, „der Frankreich in der Lage ließe, in der es der (erste) Pariser Friede gelassen hat, oder auch in der Lage, in der es sich vor der Revolution befand, würde in England die peinlichste Ueberraschung hervorrufen. — Es wäre unverzeihlich, wenn wir Frankreich wieder verließen, ohne durch eine gute Grenze für den Schutz der angrenzenden Länder gesorgt zu haben. Hier ist der Gedanke vorherrschend, daß wir ganz in unserem Recht wären, wenn wir die Umstände benutzen wollten, um dem französischen Reich die vorzüglichsten Eroberungen Ludwig's XIV. wieder zu nehmen. Man sagt hier mit Recht, daß Frankreich die erfahrene Demüthigung nie verzeihen, daß es die erste Gelegenheit benutzen werde zu dem Versuch, seine kriegerische Glorie wieder herzustellen, und daß es daher unsere Pflicht ist, den gegenwärtigen Augenblick wahrzunehmen, um gefährlichen Folgen vorzubeugen, die aus der Größe unseres Erfolges selbst hervorgehen könnten.“

Die eigenen Worte verrathen, daß Liverpool's Stimme hier nur der Widerhall der in England herrschenden öffentlichen Meinung ist. Castlereagh und Wellington waren aber weit entfernt, ernstlich im Sinn dieser Andeutungen handeln zu wollen. Ihre erste Sorge war vielmehr, den Prinzen-Regenten und die eigenen Collegen daheim für ihre Ansicht zu gewinnen, sie gleichsam aus diesem vorübergehenden Rausch zu erwecken und zu den nüchternen Plänen zurückzuführen, denen auch sie früher zugestimmt hatten. Doch wollte das nicht sofort gelingen, und es ergab sich daraus eine etwas unklare, schwankende Haltung der Vertreter Englands, die zwar überwiegend den eigenen Ansichten gemäß aufzutreten strebten, doch aber nicht rücksichtslos sprechen konnten und namentlich in den mündlichen Verhandlungen oft manche ihrer Behauptungen wieder zurückzunehmen schienen.

Indessen entbehrte Frankreich darum doch auch für den Augenblick nicht eines ganz entschiedenen Schutzes. Der Kaiser Alexander trat wieder, nach einer kurzen Periode gemessener Zurückhaltung, in großmüthiger

Milde als der schützende Sieger auf, wenngleich in Frankreich noch nicht Alles so war, wie er wünschte. Mancherlei bestimmte ihn dazu. Daß er sich in einer Stellung gefiel, die ihm ein Jahr zuvor eine so große und eine so wohlthuende Anerkennung eingetragen hatte, ist schon an sich natürlich — und diesmal zeigte sich selbst der Bourbonische Familienstolz bereit, sich vor ihm zu beugen und in ihm einen Erretter anzurufen. Das konnte einigermaßen befriedigen, da die Wieder-Einsetzung Ludwig's XVIII. doch nun einmal nicht mehr zu ändern war. Das diplomatische Corps glaubte den Eindruck wahrzunehmen, den das veränderte Betragen des Königs von Frankreich auf den Kaiser machte.*)

Dann aber war ihm die Prophetin Frau v. Krüdener — mit der er, wie wir später sehen werden, seit einiger Zeit in Verbindung stand — nach Paris gefolgt; der Kaiser fühlte sich von ihrem geheimnißvoll-begeisterten Wesen angezogen, er sah sie oft und traf bei ihr auch andere Gleichgesinnte. Unter anderen einen tief in die Mysterien des Mesmerismus eingeweihten Adepten Namens Bergasse, der dahin paßte, weil alles abenteuerlich Wunderbare sich leicht in einander schickt und gemeinschaftliche Sache macht —: besonders aber Frau v. Lezay-Marnesia, ohne Zweifel die würdigste Erscheinung in diesem seltsamen Kreise: die geistreiche und mild gesinnte Wittwe des während der Revolution in grauenhafter Weise ermordeten Präfecten von Straßburg, der die Erinnerung an dieses furchtbare Erlebniß eine ernste, religiöse Richtung gegeben hatte und die jetzt in ihrer Freundschaft mit Frau v. Krüdener das Bündniß zwischen Frankreich und Rußland, das die Vorsehung als Weg und Mittel zur Herstellung der Religion wolle, gleichsam vorbedeutet sah. Die französische Regierung wußte die Wege zu finden, um die Stimme Gottes durch den Mund dieser erleuchteten Frauen zu Gunsten Frankreichs sprechen zu lassen —: und diese Stimme ermahnte natürlich zur christlichen Demuth im Siege, zur Großmuth, zur Wahrung der heiligsten Interessen der Menschheit gegen Rachedurst und wilde, unchristliche Leidenschaft.

Der Herzog von Richelieu — premier gentil-homme de la chambre du Roi — diente als Mittelsmann zwischen Ludwig XVIII. und den Prophetinnen, und Pozzo-di-Borgo sowohl als Capodistrias sahen den Kaiser Alexander ganz gern diesem Einfluß verfallen. Pozzo-di-Borgo sprach und handelte zur Zeit eigentlich als französischer Minister — Capodistrias aber ist hier wohl unbedingt als Hauptperson zu betrachten.

Denn es versteht sich wohl von selbst, daß alles bisher Angeführte doch nur schon vorhandene Keime entwickeln, Zweifel heben und das Vertrauen in eine anfänglich vielleicht mit einiger Unsicherheit eingeschlagene Richtung bestätigen konnte —: daß aber die Politik eines großen

*) Gagern V, 109.

Reichs doch zuletzt auch auf einem realen Boden ruhen muß — und hier treffen wir auf Capodistrias' Einfluß. Dieser, dem stets Griechenland am Herzen und im Sinn lag, hatte den Kaiser darauf aufmerksam gemacht, daß er zur Durchführung seiner Pläne im Orient Frankreichs unbedingt bedürfen werde — und um so gewisser, da er ganz entschieden England und selbst Oesterreich zu Gegnern haben werde. Rußlands Interesse gebiete daher, Frankreich zu schonen nicht nur, sondern zu begünstigen und vollständig zu schützen, um den entscheidenden Einfluß auf den Gang seiner Politik zu gewinnen und zu einem werthvollen Bündniß mit ihm zu gelangen.

Endlich mußte selbst der Freiherr v. Stein wahrnehmen, daß der von ihm hochverehrte Kaiser Alexander Deutschland verwundbar zu erhalten wünschte, damit es stets seines Beistandes gegen den kriegerischen Nachbar im Westen bedürfe, und eben dadurch Rußlands überwiegender Einfluß in den deutschen Landen gesichert bleibe.*)

So vereinigte sich Irdisches und Ueberirdisches, um die Politik Alexander's zu bestimmen. Aber natürlich sollte Frankreich sich nicht seines Schutzes erfreuen, ohne auch seinerseits etwas dafür zu thun. Man konnte sich der Regierung der Bourbons nicht unbedingt anschließen, so lange ein durch England begünstigtes Ministerium, von dem man voraussetzte, daß es den Einfluß Englands zum herrschenden in Frankreich machte, an ihrer Spitze stand. Daß zwei Stellen in diesem Ministerium für Anhänger Rußlands offen gehalten wurden, konnte nicht genügen, denn ein überwiegender Einfluß, wie man ihn in Rücksicht auf die orientalischen Pläne brauchte, schien dadurch keineswegs gesichert, so lange noch Talleyrand den Vorsitz in dem Rath führte, derselbe Mann, der wenige Monate früher eine Coalition gegen Rußland zu Stande gebracht hatte und dem der Kaiser Alexander nicht traute oder trauen konnte. Zudem war der Kaiser nicht geneigt, dem General Pozzo-di-Borgo den Uebertritt in französische Dienste zu gestatten — vielleicht weil dieser Corse vermöge der genauen Kenntniß der russischen Politik und aller Verhältnisse, die er gewonnen hatte, in fremden Diensten gefährlich werden konnte. — Die Stellung aber, die dem Herzog von Richelieu zugedacht war, schien zu unbedeutend; er mußte sie ablehnen, unter dem Vorwande, daß er eine Reise nach Odessa nicht aufschieben könne und mit den neuen Verhältnissen in Frankreich zu wenig vertraut sei. Nach den sogenannten Denkwürdigkeiten Ludwig's XVIII. hätte er zugleich mündlich gegen den König selbst ziemlich unumwunden zu verstehen gegeben, was geschehen müsse, wenn man den entschiedenen Schutz Rußlands gewinnen wolle; er hätte von der Abneigung Alexander's gegen Talleyrand gesprochen und hinzugefügt: er glaube im Interesse Frankreichs und des Königs zu handeln,

*) Pertz, Stein's Leben IV, 588.

wenn er seine eigenen Dienste für die Zeit aufspare, wo dieser Staatsmann sich werde von den Geschäften zurückgezogen haben.

Die Unterhandlungen, die von Seiten Rußlands zum Zweck hatten, Frankreich ohne namhaften Verlust durch alle Schwierigkeiten hindurch zu helfen, wußte dann Capodistrias mit der Feinheit eines Griechen einzuleiten.

Zuerst und vor Allem verlangte Rußland, und zwar ganz allein und auf eigene Hand, ohne darüber mit den verbündeten Cabinetten Rücksprache zu nehmen, von der französischen Regierung durch eine von Nesselrode unterzeichnete Note die Auflösung der Armee, die noch immer unter Davoust hinter der Loire stand. Man könnte glauben, dies sei geschehen, damit Frankreich durchaus keine eigene Macht habe, auf die es sich stützen konnte, und lediglich auf den Schutz Rußlands angewiesen blieb. Doch war dem nicht so; die Armee an der Loire fiel, wie die gegenseitigen Machtverhältnisse standen, so gut wie gar nicht in das Gewicht. Auch belehrt uns ein Blick auf den Wortlaut der russischen Note, daß ganz andere Dinge bezweckt wurden. Die Macht, die den Verbündeten und zugleich den Bourbons feindlich gegenüber gestanden hatte, sollte gänzlich verschwinden, ohne in das Bourbonische Frankreich aufgenommen zu werden, damit man sagen könne, es sei kein Gegner da, folglich bestehe thatsächlich kein Kriegszustand, da man mit dem Bourbonischen Frankreich nicht Krieg führe, sondern vielmehr verbündet sei. Dann konnte von einem förmlichen Friedensschluß und von Friedensbedingungen auch nicht die Rede sein.

Die französische Regierung ging natürlich auf die Forderung ein, obgleich sie dadurch etwas in Verlegenheit gesetzt wurde, denn eben erst hatte der Marschall Davoust, um die Armee zur Annahme der weißen Kokarde zu bewegen, im Namen des Königs versprochen, daß alle Offiziere ihren Rang und ihre Stellen behalten sollten. So wurde denn der Befehl zur Auflösung zwar gegeben, aber noch einige Wochen geheim gehalten.

Die Unterhandlungen in dem verbündeten Minister-Rath leitete dann Capodistrias durch eine Note ein (28. Juli), die der Kaiser Alexander zu der seinigen gemacht hatte, indem er sie nicht nur im Ganzen gut geheißen, sondern auch im Einzelnen hier und da etwas geändert und verbessert, namentlich einige Wendungen gestrichen hatte, die etwas gar zu verwegen zu Gunsten Frankreichs zu sprechen schienen.

Diese Note Rußlands geht von dem Satz aus, der Zweck des Krieges sei gewesen, Frankreich von der Herrschaft „Buonaparte's" und des revolutionairen Systems zu befreien — dieses Reich, sowohl was seine inneren als was seine auswärtigen Beziehungen betreffe, in die Lage zu-

rückzuversetzen, die ihm der (erste) Pariser Frieden geschaffen habe — und ihm sowohl als dem gesammten Europa die Aufrechterhaltung der Bedingungen dieses Friedens und der Verfügungen des Wiener Congresses zu verbürgen.

Buonaparte sei nun beseitigt; das französische Heer, unterworfen, sehe seiner Auflösung entgegen; Ludwig XVIII. herrsche in Paris und mit unbedeutenden Ausnahmen in ganz Frankreich. Der erste und vornehmste Zweck des Krieges sei also erreicht. Es handle sich nunmehr darum, auch den zweiten zu erfüllen und Bürgschaft für die Ruhe Frankreichs und folglich Europa's zu gewinnen. — Denn die Ruhe Europa's sei davon abhängig, daß Frankreich außer Stand gesetzt werde, sie zu stören — und die Ruhe Frankreichs davon, daß dort eine Ordnung der Dinge eingeführt werde, die neue Revolutionen unmöglich mache.

Die Bürgschaften, die Frankreich gewähren müsse, könnten ihrer Natur nach moralische und reelle sein; jene könnten auf der Meinung beruhen, diese stützten sich auf die Macht. Und hier thut Capodistrias seinem eigenen Liberalismus wie dem seines Kaisers Genüge, indem er erklärt: „Eine Verfassung, welche die Macht der königlichen Regierung auf diejenige einer National-Vertretung gründet, und die Interessen, welche fünfundzwanzig Revolutions-Jahre geschaffen haben, mit denen des Königthums zur Einheit verbindet, kann allein die Gesammtheit der moralischen Bürgschaften gewähren.“

Unmittelbar nach der blutigen Erfahrung, die man so eben gemacht hatte, sollte das Dasein einer möglichst freisinnigen Verfassung Frankreichs den zunächst Betheiligten, den Deutschen, für eine genügende Friedensbürgschaft gelten!

Freilich könnten, fährt Capodistrias fort, die Verbündeten sich auch reale Bürgschaften verschaffen, indem sie unmittelbar oder mittelbar die Macht Frankreichs verminderten, — oder auch einen Theil des französischen Gebiets eine Zeit lang militärisch besetzt hielten.

Was der unbefangene Sinn für das einfachste Mittel halten konnte zum Ziel zu gelangen, nämlich eine Schmälerung der Macht Frankreichs und eine verbesserte militärische Lage der benachbarten Staaten, weiß aber der gewandte Grieche als vollkommen unberechtigt und eben so unzweckmäßig darzustellen, so daß gerade alle bleibenden, nicht vorübergehenden realen Bürgschaften unter seiner Feder jeden Werth zu verlieren scheinen.

Man könnte, meint er, wohl vorschlagen, den Länderbesitz Frankreichs zu schmälern — ihm die Festungen nehmen, die seine Grenzen schützen, oder sie schleifen — ihm alles Kriegsmaterial nehmen — oder dem Reich eine so schwere Kriegssteuer auferlegen, daß es ihm dadurch auf lange unmöglich gemacht werde, sich zu erholen — aber das Alles sei unthunlich.

Die Verbündeten hätten lediglich gegen Buonaparte und seine Anhänger — die diesmal doch mitgenannt werden — die Waffen ergriffen — nicht gegen Frankreich, das sie nie als Feindes Land betrachtet hätten; in diesem Sinn hätten sie sich auf dem Wiener Congreß erklärt; es sei also ganz unmöglich, ein Eroberungsrecht im Königreich zu üben. — Der Zweck des Krieges sei gewesen, den Pariser Frieden aufrecht zu erhalten, also dürfe der Schluß des Krieges nur eine Bestätigung, nicht eine Veränderung der Bestimmungen dieses Friedens herbeiführen.

Nachdem er somit das Recht, von Frankreich Theile seines Gebiets zu verlangen, geleugnet, sucht dann Capodistrias nachzuweisen, daß dergleichen auch aus Zweckmäßigkeits-Gründen unzulässig sei. Die Bestimmungen des Pariser Friedens hätten zum Zweck gehabt, ein gerechtes Gleichgewicht der Macht in Europa zu begründen; Capodistrias setzt stillschweigend voraus, das sei auch wirklich in unverbesserlicher Weise gelungen, um hinzufügen zu können, durch jede Schmälerung des französischen Gebiets werde demnach die Nothwendigkeit herbeigeführt, die sämmtlichen territorialen Bestimmungen des Friedens und des Wiener Congresses neu zu regeln. Das sei schwierig und stehe nicht im Einklang mit den liberalen Grundsätzen, welche die verbündeten Mächte in ihrer Politik befolgten. — (Hier hatte der Kaiser persönlich die verwegene Behauptung gestrichen: durch jede Schmälerung des französischen Gebiets werde das europäische Gleichgewicht aufgehoben. Die Redensart aber: „en portant atteinte à l'intégrité de la France", die dazu gehört und jede derartige Forderung einigermaßen als Frevel bezeichnet, ist stehen geblieben.)

Besonders aber hätten die verbündeten Mächte während der Usurpation nie aufgehört, Ludwig XVIII. als König anzuerkennen, durch ihre Waffen sei er wieder eingesetzt —: ihre Pflicht wie ihr Interesse gebiete nun Alles aufzubieten, um seine Regierung in seinem eigenen Lande zu befestigen. Wollte man aber die Macht Frankreichs unmittelbar oder selbst mittelbar beschränken, um die Nation zur Anerkennung der legitimen Regierung zu zwingen, so würde man dadurch in Frankreich den Gedanken hervorrufen, daß die legitime Regierung ein Unheil für das Land sei und alle Greuel der Revolution würden in den Augen des Volks gerechtfertigt erscheinen. (So wurde mit geschickter Hand unvermerkt die Wiedereinsetzung der Bourbons und die Sicherstellung des legitimen Throns in Frankreich als der alleinige Zweck des Krieges untergeschoben, obgleich die Wiener Erklärungen, auf die sich Capodistrias wenige Zeilen früher mit großem Nachdruck berufen hatte, eine solche Absicht ausdrücklich verleugneten und gerade der Kaiser von Rußland noch wenige Wochen früher ganz andere Pläne im Sinn gehabt hatte.)

Indessen muß Capodistrias am Ende doch gestehen, daß das bloße Dasein irgend eines gegebenen Regierungs-Systems in Frankreich nicht

schon an sich als eine genügende Bürgschaft für Europa betrachtet werden könne, und kommt so dahin, ein gemischtes System von moralischen und realen Bürgschaften anzurathen.

Eine freisinnige Reform der französischen Monarchie, vermöge welcher die Interessen aller Parteien zu einem einzigen Interesse — „nämlich dem Interesse der Regierung und der National-Vertretung" — verbunden würden — eine solche Reform mit Zustimmung der Verbündeten ausgeführt, bleibt immer die Hauptsache. Die moralische Bürgschaft, die in einem solchen Abschluß der Revolution liege, werde — versichert Capodistrias — zu einer realen, sobald eine Umwälzung, wie diejenige, die Buonaparte auf den Thron zurückgeführt habe, in Frankreich nicht stattfinden könne, ohne wieder fremde Armeen in das Innere dieses Landes zu führen. (Die gesicherte Ruhe Europa's sollte also darin bestehen, daß alle Mächte stets in Bereitschaft blieben, unentgeltlich einen neuen Heereszug nach Frankreich im Lehndienst der Bourbons auszuführen.)

Indem man alle Parteien davon überzeuge, werde man sie zwingen, ihr Heil einzig und allein in der Erhaltung der Verfassung zu suchen, „die Frankreich angenommen haben werde" (que la France aura adoptée).

Die Mittel, zu diesem Ziel zu gelangen, seien erstens: daß Buonaparte und sein ganzes Geschlecht vermöge eines allgemeinen europäischen Gesetzes für immer von der höchsten Macht in Frankreich ausgeschlossen würden, und daß die verbündeten Mächte die defensiven Bestimmungen des Vertrags von Chaumont auf bestimmte Zeit erneuerten; — und zweitens: daß die Heere der Verbündeten, natürlich nur mit freier Zustimmung der französischen Regierung, auf eine Zeit lang eine militärische Stellung in Frankreich einnähmen, um sich der Befestigung der legitimen Regierung im Lande zu versichern, und damit die Nachbarstaaten Zeit gewännen, die Festungen zu bauen, die zu ihrer Vertheidigung nöthig seien.

Frankreich könnte dann, ohne daß darin irgend eine Rechtsverletzung läge, verpflichtet werden, eine Contribution in Geld zu zahlen, die zum Theil als Entschädigung für die Kosten des gegenwärtigen Krieges gelten, zum Theil aber auch verwendet werden könnte, die Kosten der nothwendigen Festungsbauten zu decken.

Um die freie Zustimmung der französischen Regierung zu erlangen, werde man ihr aber auch Bürgschaften bieten müssen, daß die militärische Besetzung des französischen Gebiets wirklich zu der vertragsmäßig festgestellten Zeit aufhören werde. Diejenigen Mächte, die am bequemsten eine militärische Stellung in Frankreich einnehmen könnten (qui pourraient le plus convenablement occuper une position militaire en France), seien nicht zu gleicher Zeit als diejenigen zu betrachten, welche diese Bürgschaft gewähren könnten. Sie müsse mithin denjenigen Mächten vorbehalten bleiben, deren Truppen Frankreich sofort verlassen würden. (Diese

mit Absicht etwas dunkel gehaltene Auseinandersetzung konnte nur bedeuten, daß Rußland nicht abgeneigt sei, eine solche Bürgschaft zu Gunsten Frankreichs, und damit in der That ein höchstes Schiedsrichter-Amt in Europa zu übernehmen.)

Das Mittel, Frankreichs freiwillige Einwilligung zu den nothwendigen Maßregeln zu erhalten, sei, daß man sich so schleunig als möglich verständige und sofort mit Frankreich in freundschaftliche Unterhandlungen zu treten suche — nicht über einen Frieden, denn man sei nicht nur im Frieden, sondern verbündet mit Frankreich — sondern über die Bürgschaften, die man von der Regierung Ludwig's XVIII. verlangen wolle.

Also nicht einen Zoll breit Land sollte Frankreich verlieren! — Wenn man die ganze Tragweite dieser Zumuthung ermessen will, muß man sich erinnern, daß Frankreich im ersten Pariser Frieden keineswegs auf die alten Grenzen zurückgeführt worden war, wie sie in der Zeit vor der Revolution von 1789 bestanden hatten. Vielmehr waren ihm, außer dem ehemals päpstlichen Gebiet von Avignon und Venaissin im Innern, auch ein Theil von Savoyen, und an der Nordgrenze und im Elsaß gewisse Landstriche über die Grenzen der Monarchie Ludwig's XVI. hinaus verblieben.

Capodistrias versäumte auch nicht, darauf zu dringen, daß man schleunig zum Abschluß kommen müsse, da Gefahr im Verzuge sei; Reibungen, durch das Uebergewicht der Militärgewalt hervorgerufen, ließen glauben, daß einige der verbündeten Heere sich in Feindes Land wähnten; das Stillschweigen der Cabinette beunruhige ein von Stolz und Selbstgefühl berauschtes Volk, das noch einer großen Energie fähig sei, und könne es zur Verzweiflung treiben! —

Vielerlei zusammentreffende Umstände lassen keinen Zweifel darüber, daß das Alles — wohl durch Pozzo-di-Borgo's Vermittelung — mit der französischen Regierung verabredet war. Schon hatte La Besnadière, Talleyrand's Vertrauter, sich im Kreise der Diplomaten ganz im Sinn dieser Note vernehmen lassen; — bald, fast gleichzeitig, erschien in der Zeitung, deren sich damals die französische Regierung als eines officiösen Blattes bediente (in dem Journal des Débats) ein Artikel, der mit Zuversicht behauptete, die verbündeten Monarchen hätten keinen anderen Zweck gehabt, als die Rechte Ludwig's XVIII. zu verfechten, und dann mit großer Feinheit nachzuweisen strebt, daß eine weise Politik ihre Stütze stets in der Moral suchen müsse —: im gegenwärtigen Fall aber gebiete die Moral Wort zu halten — und nicht über die zu Wien unterzeichneten Erklärungen hinauszugehen.

Die französische Regierung selbst endlich säumte nicht, den Beweis zu liefern, wie sehr sie bereit sei, auf die „freundschaftlichen Unterhandlungen" einzugehen. Kaum war die Denkschrift Rußlands an den verbündeten Ministerrath gelangt, als auch Talleyrand unaufgefordert bei diesem

Rath eine Denkschrift einreichte „über das System, welches die französische Regierung zu befolgen gedenke“ — in welchem er den sämmtlichen Mächten als befreundeten vertrauensvoll mittheilte, was für Maßregeln Frankreichs weise Regierung ergreife, um die Ruhe des eigenen Landes und Europa's sicher zu stellen.

Er zeigte darin die Entlassung der Armee an und meinte, der König habe nun die Mittel gefunden, alte und neue Zeit, alte und neue Interessen zu versöhnen, die Revolution zu enden. Der revolutionaire und der Eroberungsgeist sei ohnehin so abgeschwächt in Frankreich, daß er nach einer einzigen Niederlage Buonaparte nicht weiter zu stützen vermocht habe.

Der König lasse sich angelegen sein, beide ganz zu beseitigen. Die revolutionaire Gleichheits-Lehre sei nicht mehr zu fürchten, wenn die bürgerlichen Rechte eines Jeden geachtet würden, durch die Verfassung aber alle diejenigen von der Theilnahme an der Staatsgewalt ausgeschlossen würden, die nicht in der Lebenslage seien, in der man mehr bestrebt ist, Bestehendes zu erhalten, als neue Vortheile zu gewinnen. — Von dieser Art aber seien die politischen Institutionen, die Frankreich regieren würden. Die Pairie werde erblich sein; „die Abgeordneten-Kammer wird nach den Grundsätzen gebildet werden, die sie allein mit den beiden anderen Zweigen der Legislatur in Uebereinstimmung setzen kann.“ — Die Richter seien unabsetzbar — die Beschränkungen der Preßfreiheit bereits aufgehoben — ein einheitliches Ministerium schon gebildet. — Talleyrand schließt mit den Worten:

„Der König glaubt, daß diese Gesammtheit von Thatsachen, Verfügungen und Maßregeln Europa und Frankreich selbst Alles gewährt, was gewünscht werden kann, um sich gesichert zu glauben“ (tous les motifs désirables de sécurité).

„Das Ministerium des Königs ist derselben Meinung. Es bittet die Minister und die Staats-Secretaire der verbündeten Mächte, ihm bekannt zu machen, ob sie diese Ansicht theilen, oder ob sie glauben, daß diesen Maßregeln noch etwas hinzugefügt werden müsse, und was sie in diesem Fall nöthig glauben hinzuzufügen.“

So vertrauensvoll aber auch Talleyrand diese Fragen an Freunde richtete, mußte er doch längere Zeit auf Antwort warten, denn die Engländer waren noch nicht in der Lage, sich entschieden aussprechen zu können, und bei den anderen Verbündeten fanden Capodistrias' Erörterungen nichts weniger als ungetheilten Beifall.

Zwar Lord Castlereagh schloß sich in einer Denkschrift: „über die Grundsätze, nach denen die Unterhandlungen zu führen sind“ — so ziemlich den russischen Ansichten an. Er wollte in der Herstellung der Bourbons eine genügende Sicherung Europa's gegen jede bleibende Gefahr sehen, die von Frankreich drohen könnte, in der zeitweiligen Besetzung

französischer Festungen die Bürgschaft gegen jede vorübergehende —: nur daß er aus Rücksicht auf die Stimmung daheim in England wenigstens voraussetzte, man könne möglicher Weise auch die Abtretung gewisser Gebiete von Frankreich verlangen. Was man etwa verlange, müsse aber nicht nach Zweckmäßigkeitsgründen bemessen, sondern aus einem einleuchtenden Princip hergeleitet werden, als z. B. die Grenzen Frankreichs im Jahre 1790. — Damit hatte er sofort die möglichen Opfer Frankreichs auf ein sehr bescheidenes Maß zurückgeführt — und Wellington unterstützte ihn durch eigene, ziemlich unbedeutende Denkschriften. Von anderer Seite her aber fehlte es nicht an Widerlegungen; die schlagendste legte Wilhelm v. Humboldt in einer „vertraulichen Denkschrift" dem Minister-Rath vor.

Er erinnerte daran, daß zur Zeit als jene Erklärungen des Wiener Congresses erlassen wurden, auf die man sich jetzt berief, die Regierung der Bourbons noch thatsächlich bestand; damals sei man allerdings mit Frankreich verbündet gewesen, es habe sich darum gehandelt, die anerkannte Regierung zu unterstützen; man habe an diese auch die Frage gerichtet, in welcher Weise sie an dem Kampfe Theil nehmen werde. Als aber die Herrschaft der Bourbons gestürzt war, hätten alle auf dem Congreß vertretenen Mächte gemeinsam erklärt, daß sie nicht Krieg führen wollten, um Frankreich eine bestimmte Regierung aufzuerlegen (pour imposer un gouvernement à la France). Von dem Augenblick an sei die eigene Sicherstellung der Verbündeten der ausschließliche Zweck des Bundes und des Kampfes geworden.

Allerdings habe man nicht mit Frankreich Krieg führen wollen, sondern nur mit Napoleon und seinen Anhängern —: aber Frankreich habe mit den Verbündeten Krieg geführt! — Buonaparte habe nicht blos durch die Gewalt geherrscht: er habe eine National-Vertretung um sich versammelt, von der er anerkannt wurde; er sei nicht mit wenigen Anhängern, sondern mit der gesammten Heeresmacht Frankreichs auf den Schlachtfeldern in Belgien erschienen. Und wer könne zweifeln, daß Napoleon fort und fort in Frankreich geherrscht hätte, wenn ihm das Glück der Waffen bei Waterloo günstig gewesen wäre? Wenn Frankreich sich auf die Erklärungen des Congresses berufen wollte, in denen die Verbündeten Buonaparte und Frankreich unterscheiden und getrennt denken, hätte es sich eben von Buonaparte trennen müssen, anstatt sich ihm anzuschließen, wie es gethan habe.

Jetzt, nach der Rückkehr des Königs sei freilich die Lage wiederhergestellt, wie sie vor der Krisis war, indessen doch nur mit einem zwiefachen sehr wesentlichen Unterschied —: eine furchtbare Erfahrung habe die Verbündeten belehrt, daß weder die Legitimität noch die Milde und Mäßigung der königlichen Regierung genüge, sie vor einem plötzlichen Umsturz zu bewahren, es sei daher ihre Pflicht den eigenen Völkern gegen-

über, mit aller Vorsicht für die Ruhe Europa's zu sorgen, wie das der Zweck des Bundes geworden sei — und dann sei man noch keineswegs auf dem Punkt, daß man die Bourbonische Regierung und Frankreich ohne Weiteres für identische Begriffe nehmen dürfe. Die französische Nation habe sich in Kriegszustand gegen die europäischen Mächte versetzt —: diese Mächte könnten nicht Frankreich betrachten, als sei es ihnen ganz von selbst wieder befreundet geworden. Es sei seltsam, den Krieg für beendigt durch die Beseitigung Napoleon's auszugeben; erst wenn der Zweck des Kampfes, die Sicherstellung Europa's erreicht sei, werde er beendet sein.

Ein Eroberungskrieg sei freilich nicht beabsichtigt gewesen, aber die Eroberung sei dennoch eine Thatsache geworden; in keiner ihrer Erklärungen hätten die Verbündeten sich verpflichtet, das französische Gebiet unter jeder Bedingung unberührt zu lassen. Ludwig XVIII. sei durch die Unfälle, die ihn betroffen, außerhalb des Bündnisses versetzt worden und habe an dem Kampf keinen Antheil nehmen können —: Frankreich aber habe, indem es sich Napoleon im Kriege gegen Europa anschloß, den Mächten das volle Recht gegeben, nur an ihre eigene Sicherstellung zu denken.

Nachdem er das Recht die Abtretung französischen Gebiets zu verlangen in dieser Weise festgestellt hatte, suchte Humboldt auch die Zweckmäßigkeit der Maßregel nachzuweisen. — Grenznachbarn Frankreichs bedürften nicht einer vorübergehenden, sondern einer bleibenden Sicherstellung — denn nicht erst seit der Revolution nur oder unter Napoleon hätten Deutschland und die Niederlande von Frankreichs Uebergriffen zu leiden gehabt. — Die Herstellung der legitimen Regierung in Frankreich könne an sich für eine Bürgschaft nicht gelten, auch weil es sehr zweifelhaft sei, ob es ihr gelingen werde, sich zu befestigen und von den politischen Parteien unabhängig zu machen. Auch sei es das erste Gebot einer gesunden Politik, nur auf diejenigen Elemente der Sicherheit zu zählen, die man wirklich selbst in eigener Macht habe.

Eine veränderte Vertheilung der Macht zwischen Frankreich und den angrenzenden Staaten sei das einzige Mittel, sich gegen künftige Gefahren sicher zu stellen; das Einfachste und Zweckmäßigste sei, die Festungen, die bisher der Macht Frankreichs als Ausgangspunkte für den Angriff gedient haben, den benachbarten Staaten zu ihrer Vertheidigung zu überlassen. Die Vergrößerung dieser Staaten, die sich daraus ergebe, sei nicht von der Art, daß sie das europäische Gleichgewicht wesentlich umgestalte und eine Abänderung der Beschlüsse des Wiener Congresses nothwendig mache. Belgien würde mehrere wichtige Punkte gewinnen, Deutschland würde sich am Oberrhein mehr ausdehnen, was die noch schwebenden Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Baiern sehr erleichtern könne. Preußen würde schon dadurch, daß es seine Nachbarn in solcher Weise

verstärkt sehe, so viel gewinnen, daß es sich darauf beschränken könnte für sich selbst nur sehr wenige Punkte und nur zur Ergänzung seines Vertheidigungs-Systems zu fordern.

Zuletzt wird die Unzweckmäßigkeit der russischen Vorschläge nachgewiesen, denen zu Folge, in der militärischen Besetzung französischen Gebiets ein halber Kriegszustand in Europa auf unbestimmbare Zeit fortdauern müsse —: denn an welchen Symptomen wolle man denn erkennen, wann die Regierung in Frankreich hinlänglich befestigt sei, die Geister sich gehörig beruhigt hätten und die militärische Besetzung ohne Gefahr aufhören könne? Am allerwenigsten könne aus dieser Maßregel eine bleibende Sicherheit hervorgehen, da sie im Gegentheil die Bevölkerung Frankreich's erbittern werde — die allgemeine Lage aber unverändert herstelle, sobald sie selbst aufhöre — und dann ferner auch die Bourbonische Regierung, die eine solche Demüthigung erfahren habe, in den Augen der eigenen Unterthanen herabsetze, folglich als letztes Ergebniß alle Verhältnisse verschlimmere.

Hardenberg wies dann noch in einer eigenen Denkschrift nach, daß die, ein Jahr vorher, gegen Frankreich geübte Großmuth sehr schlechte Früchte getragen hätte und deshalb nicht wiederholt werden dürfe; — ein Volk, dessen Angehörige wie die des französischen mehr von Selbstsucht als von Vaterlandsliebe beseelt seien, werde auch die Abtretung der verlangten Gebiets-Theile weniger empfinden als Zahlungen in Geld —: denn diese letzteren berührten die Interessen jedes Einzelnen, der dazu beisteuern müsse. Indem er vorschlug die entfernteren Staaten (Rußland, England) in Geld für die aufgewendeten Kriegskosten zu entschädigen, die an Frankreich grenzenden aber durch Landgewinn, bezeichnete Hardenberg alsdann die Forderungen Preußens in bestimmterer Weise. Sie umfaßten: an der belgischen Grenze die vordere Reihe der französischen Festungen — Elsaß — und die festen Plätze an der Maas und Mosel; — also Lothringen bis zur Maas.

Was Oesterreich anbetrifft, so ist die Vermuthung aufgestellt worden, das Wiener Cabinet habe sich wirklich eine Zeit lang mit dem Gedanken beschäftigt, in Lothringen und Elsaß ein Fürstenthum für den Erzherzog Karl zu erwerben, doch fehlt dafür jeder Beweis — Metternich war im Gegentheil nicht weiter auf den Gedanken eingegangen, als er ihm von Stein und Gagern an die Hand gegeben wurde — und an sich ist die Sache überhaupt nicht wahrscheinlich — denn der Kaiser Franz war seinem Bruder Karl nicht besonders gewogen und glaubte wenigstens, er habe Ursache ihm zu mißtrauen. Im Jahre 1809 nämlich, als die gänzliche Zertrümmerung der österreichischen Monarchie möglich schien, war er nicht frei von dem Verdacht geblieben, daß der Erzherzog Schritte gethan habe, um aus dem allgemeinen Schiffbruch als Rheinbund-König von Böhmen hervorzugehen. Bekanntlich verlor der Erzherzog unmittel-

bar nachher die Statthalterschaft in Böhmen, indem er zugleich außer aller Beziehung zur Armee gesetzt wurde, und in den unterrichteten Kreisen war es nicht durchaus ein Geheimniß geblieben, daß der Held von Aspern fortan, so lange der Kaiser Franz lebte, der Gegenstand einer geräuschlosen, aber sehr sorgfältigen Beobachtung war. Der Kaiser Franz war ein Mann von sehr zähem Charakter — besonders von einem sehr zähen Mißtrauen — der einmal gefaßten Verdacht nicht leicht wieder vergaß.

Wie dem aber auch sei, nachdem einmal Rußlands Ansichten bekannt geworden waren, zeigte sich in der allerersten Denkschrift, die Metternich einreichte, von solchem Plan und Anspruch keine Spur, und wenn sich Oesterreich auch nicht sofort zu der vollständigen Anspruchslosigkeit bequemte, die Rußland und England den deutschen Mächten zur Pflicht machen wollten, blieben seine Forderungen doch schon vom ersten Augenblick an um ein Bedeutendes hinter denen Preußens zurück. — Metternich wies in seinem Memorandum jeden Gedanken an einen Eroberungskrieg sehr weit zurück — man habe nur „den bewaffneten Jacobinismus" bekämpft; er findet auch die Vorschläge Rußlands, die Geld-Entschädigung, die Frankreich zahlen solle, die zeitweise Besetzung französischen Gebiets durch die Armeen der Verbündeten, ganz zweckmäßig, nur nicht durchaus genügend. Zur bleibenden Sicherstellung Europa's gehöre, daß außerdem die offensive Stellung, die Frankreich seit Ludwig's XIV. Zeiten inne habe, in eine defensive verwandelt, daß Frankreich in Beziehung auf das, was es in einem Kriege auf das Spiel setze und wage, mit den anderen Großmächten Europa's auf gleiche Stufe gestellt werde. Die Nothwendigkeit zu beweisen, führte er an, daß nicht weniger als der Untergang des französischen Heers in Rußland und ein Bündniß Gesammt-Europa's dazu gehört habe, Frankreich in seine Schranken zurück zu weisen. — Die offensive Stellung Frankreichs beruhe nun darauf, daß dieser Staat auf seinen äußersten Grenzen gewaltige Waffenplätze erworben oder errichtet habe, die seinen Angriffen auf die Grenzlande zu Stützpunkten dienten. Diese Festungen müßten daher den Staaten zurückgegeben werden, zu deren Vertheidigung sie ehemals gedient hätten — oder geschleift! — Schließlich verlangt er (ganz wie der Kaiser Franz und Metternich selbst gesprächsweise schon früher angedeutet hatten) für die Niederlande eine Reihe französischer Festungen an der belgischen Grenze — für Deutschland im Elsaß nur die Festung Landau; die Festungswerke von Straßburg, so wie einige andere feste Plätze sollten geschleift werden.

Es fehlte auch nicht an anderweitigen Denkschriften, durch die General Knesebeck, der Württembergische Gesandte Wintzingrode — und Gagern, der als Vertreter der Niederlande hier zu besonderer Thätigkeit aufgefordert war, die Auseinandersetzungen der leitenden Minister zu unterstützen suchten. Knesebeck warf unter Anderem die Frage auf: ob man

wohl zu behaupten wage, daß die Herrschaft der Bourbons in Frankreich gesichert sein werde, wenn man gar nichts von dem Lande verlangte? — Aber, da die Gründe, die Capodistrias in seiner Denkschrift darlegte, nicht wirklich diejenigen waren, durch welche die Politik Rußlands in der That und Wahrheit bestimmt wurde, konnte auch deren Widerlegung — und wenn sie noch so schlagend und bündig gelang — keine Veränderung in dem Gang dieser Politik bewirken. Aenderte eine solche Widerlegung doch nichts an den Plänen Rußlands im Orient, oder an dem Wunsch, Frankreich dort zum Verbündeten zu haben!

Dagegen gab der Umstand, daß der Kaiser Alexander in so bestimmter Weise als der schützende Genius Frankreichs hervortrat und auf diesem Wege einen überwiegenden Einfluß in Frankreich zu gewinnen suchte, der französisch gesinnten Partei im englischen Ministerium zuletzt ein entschiedenes Uebergewicht — obschon die Unzufriedenheit des Prinzen-Regenten mit Castlereagh's Politik sich einen Augenblick bis zu dem Grade steigerte, daß er wegen der Bildung eines neuen Ministeriums mit der Opposition in Unterhandlung trat.

Lord Liverpool schrieb wiederholt, wie die Unterhandlungen zu Paris vorrückten, an Castlereagh: er dürfe nicht vergessen, daß England mit Oesterreich und Preußen mehr Interessen gemeinsam habe, als mit Rußland; dem Kaiser Alexander könne es im Sinn seiner Politik zweckmäßig scheinen, sich Frankreichs anzunehmen —: England aber habe die Interessen der Staaten zu berücksichtigen, die an Frankreich grenzten und gewisser Bürgschaften gegen seine Angriffe bedürften. — Eben so wie Humboldt kommt Lord Liverpool zu dem Schluß, daß kein Recht der Eroberung gegen Frankreich hätte geltend gemacht werden können, wenn Frankreich sich dem Aufruf der Verbündeten gemäß gegen Napoleon erhoben hätte — daß aber, wie die Sachen wirklich lägen, die Verbündeten vollkommen befugt seien zu fordern, was ihre Sicherheit erheische. Zu gleicher Zeit mahnte er aber auch zur Eile; ergriffen von einer Besorgniß, welche die Franzosen sich mit großer Berechnung bemühten zu verbreiten, meinte er, man müsse enden, ehe das französische Volk sich von seiner Entmuthigung erholt habe; wenn man den neugewählten Kammern die Zeit lasse, sich zu versammeln, könnte Ludwig XVIII. in ihnen eine Stütze finden, um die Forderungen der Verbündeten zurückzuweisen.

Lord Castlereagh aber und der Herzog von Wellington vermochten sich nicht in den Gedanken zu fügen, daß der überwiegende Einfluß in Frankreich, auf den sie dadurch, daß der Herzog von Wellington und Niemand sonst Ludwig XVIII. auf seinen Thron zurückgeführt hatte, einen entschiedenen Anspruch gewonnen hatten, zu dem eben diese That die günstigste Einleitung bildete, ihnen dennoch entwunden werden und

an das gefürchtete und stets mit Mißtrauen betrachtete Rußland übergehen sollte. Geängstigt durch die Vorstellungen von möglichen Volksaufständen, von einem Bruch, einer neuen Verwickelung, deren Bedingungen er sich nicht zu denken wußte — beherrscht von Talleyrand und Pozzo-di-Borgo, von denen der Letztere namentlich auch einen entscheidenden Einfluß auf ihn gewonnen hatte, entwarf Castlereagh in den Briefen an seinen Collegen in England das allerschwärzeste Bild von der Politik der deutschen Höfe, um zu beweisen, daß man sich ihr nicht anschließen könne.

Er behauptete, Oesterreich und Preußen müßten in der Art, wie sie ihre besonderen Zwecke verfolgten, genau überwacht werden. Arm und habgierig fänden es Oesterreich, Preußen und vor Allen die kleinen deutschen Regierungen sehr angenehm, ihre Armeen auf Frankreichs Kosten ernähren, kleiden und besolden zu lassen, während sie zu gleicher Zeit von England Subsidien bezögen; eben deshalb wünschten sie gar nicht aufrichtig zu einem baldigen Abschluß der schwebenden Unterhandlungen zu gelangen, der auch diesen Verhältnissen ein Ende machen würde.

Es scheint nach dieser Darstellung, als würden die Forderungen Deutschlands wenigstens zum Theil deshalb erhoben, um die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen und die genannten Vortheile zu genießen. Für das ideale Element in dem Aufschwung des preußischen, des deutschen Volks, hatte Castlereagh nicht entfernt ein Verständniß; er wußte die Erscheinungen einer doch in mancher Beziehung großen Zeit nur mit dem Maßstab zu messen, der in seinem eigenen Geiste lag.

Dann kam er auf die Behauptung, daß man in naher Zukunft neue Kriege vorbereite, wenn man Frankreich zwinge, Land und Leute abzutreten, was für den Augenblick allerdings nicht schwierig sei. Denn Frankreich werde sehr bald das verlorene Gebiet wieder zu erobern suchen, und da die angrenzenden Staaten, denen dieses zu Theil werden müßte, für sich nicht mächtig genug seien, sich im Besitz zu behaupten, werde England, als Theilnehmer an den Verträgen, die drückende Verpflichtung haben ihnen beizustehen und sich mit in diese Händel zu verwickeln.

Auch die etwas abenteuerlichen Besorgnisse treten hervor, mit denen Talleyrand und Pozzo-di-Borgo seinen Geist schreckten. Ludwig XVIII. könnte dahin getrieben werden, öffentlich vor seinem Volke gegen die Forderungen der Verbündeten zu protestiren; zu einem neuen Kriege — der seinen Sturz herbeiführen könnte. — Aber auch abgesehen davon, müsse man nicht, wenn man den Thron der Bourbons befestigen wolle, durch ihre Regierung, mit ihrer Zustimmung Frankreich Opfer auferlegen, die in einem zu hohen Grade peinlich und demüthigend seien.

Um die Politik der deutschen Cabinete als unthunlich erscheinen zu lassen, wiederholt Castlereagh in diesem Briefwechsel einen Satz, den besonders der Herzog von Wellington den Forderungen Preußens entgegen

hielt: wenn man Frankreich schwächen wolle, dann müsse man es auch wirklich thun; in solchem Maße, daß sich dieses Reich gar nicht wieder erheben könne: man müsse dann viel weiter gehen, als selbst die Forderungen Preußens; nur darin sei alsdann Sicherheit; könne man das nicht, so müsse man den Versuch überhaupt gar nicht machen.

Der Hauptgrund aber für diese Politik war für Castlereagh selbst der Gedanke: „man darf Rußland nicht die Ehre und die Vortheile der Rolle des alleinigen Beschützers Frankreichs überlassen!" — und damit machte er auch in England den meisten Eindruck. — Dem Grafen Münster, der wahrscheinlich vom Prinzen-Regenten persönlich gesendet in Paris erschien, um ihn wo möglich zu anderen Ansichten zu bekehren, theilte dann Castlereagh den Umfang der Besorgnisse mit, die ihn insgeheim beherrschten; er fürchtete, wenn es zu neuen Verwickelungen komme, werde Rußland sich von dem bisherigen Bündniß lossagen und zu Frankreich übertreten.*) — Ob er von selbst darauf verfallen war, oder wer diese Besorgnisse bei ihm erweckt hatte, ist natürlich nicht zu ermitteln. Daneben machte er dann auch geltend, daß Frankreich in seinem gegenwärtigen, ungeschmälerten Umfang, in dem europäischen Staaten-System — besonders der furchtbar anwachsenden Macht Rußlands gegenüber — ein sehr nützliches Mitglied sein könne —: vorausgesetzt natürlich, daß man den überwiegenden Einfluß dort behaupte.

Vermöge solcher Auseinandersetzungen erhielten Castlereagh und Wellington endlich die Zustimmung des Londoner Cabinets zu ihrer Politik und die Ermächtigung sich den inzwischen um etwas veränderten Vorschlägen Rußlands anzuschließen —: und nun entspann sich zwischen England und Rußland ein Wettstreit um den überwiegenden Einfluß in Frankreich, der sich zu einem Wettstreit des Edelmuths gegen Frankreich gestaltete — dessen Kosten aber natürlich Deutschland zu tragen hatte.

Schon am 18. August hatte Capodistrias eine neue Denkschrift eingereicht, in der Rußland wenigstens den Grundsatz der unbedingten Unantastbarkeit Frankreichs fallen ließ, denn es wurde nun zugegeben, daß Frankreich einige seiner äußersten Festungen abtreten könne. Der Ionischen Inseln wegen zur Zeit sehr unzufrieden mit der englischen Regierung war Capodistrias boshaft genug die Wendung einfließen zu lassen: England könne vielleicht dieses Opfer, das Frankreich bringen solle, dadurch erleichtern, daß es ihm einiges von seinen ehemaligen, jetzt mit dem britischen Reich vereinigten Colonien zurückgebe und seinerseits die Ionischen Inseln als einen Ersatz ansehe. — Die englischen Staatsmänner aber wollten zwar ganz gern die Ionischen Inseln erwerben, im Uebrigen aber fanden sie es angemessen, diesen Wink vollständig unbeachtet zu lassen.

*) Pertz, Leben Stein's IV. 560.

In einer ausführlicheren Note, die Nesselrode (am 29. August) dem versammelten Minister-Rath vorlegte, wurden dann die abgeänderten Vorschläge näher festgestellt. Daß Europa seine Sicherheit von der Befestigung der Bourbonischen Dynastie zu erwarten habe, war nun schon ein Axiom, das beständig wiederkehrte und eine zeitweilige Besetzung der 13 Festungen, die Wellington bezeichnet hatte, sollte dazu verhelfen. — Aber natürlich mußten Englands schonende Rücksichten durch Rußland überboten werden —: Lord Castlereagh hatte eine Besetzung französischen Gebiets auf sieben bis zehn Jahre in Aussicht gestellt, Nesselrode beschränkte die Maßregel auf fünf Jahre. Die Kriegschatzung, die Frankreich auferlegt werden könne, sollte sechshundert Millionen Franken — angeblich ein Jahres-Einkommen Frankreichs — betragen, wovon ein Dritttheil zu Festungsbauten in Deutschland und den Niederlanden verwendet, der Werth der den verbündeten Heeren bereits geleisteten Lieferungen aber zum Voraus abgerechnet werden müßte. — Im Uebrigen könne Frankreich den Niederlanden die belgischen Landstriche abtreten, die ihm im vorjährigen Frieden noch geblieben seien; — im Elsaß Landau an Deutschland kommen — Hüningen der Schweiz überlassen, oder geschleift werden — und Sardinien Savoyen, das Stammland seiner Dynastie, ganz zurück erhalten. Bei dieser Gelegenheit tritt uns auch der Vorschlag entgegen, die Neutralität der Schweiz auf einen Theil von Savoyen auszudehnen — und so ein Verhältniß festzustellen, dessen Realität sich in neueren Zeiten nur darin erwiesen hat, daß es zu einigen Hin- und Herreden ohne Ergebniß führte.

In derselben Sitzung theilte auch Hardenberg eine neue Denkschrift mit, die zunächst bestimmt, frühere Aeußerungen der englischen Diplomaten theils zu widerlegen, theils zu benützen, den Beweis lieferte, daß der preußische Kanzler, von England und Rußland gedrängt, von Oesterreich nicht unterstützt — ohne Vertrauen zu den zustimmenden kleineren Staaten, die doch zuletzt, wenn es zur Sache kömmt, stets dem Strom der überlegenen Macht folgten — schon dahin gebracht war, bedeutend von Preußens ursprünglichen Forderungen nachzulassen —: zum sehr großen Mißfallen Humboldt's und Gneisenau's, die mehr Energie von ihm forderten — und nicht ohne lange entschiedenen Widerspruch auch von Seiten seines Königs erfahren zu haben, der ihm unter Anderem sagte: es sei keine Kunst Minister zu sein, wenn man immer wieder alle Ansprüche aufgebe.

Man müsse freilich Alles vermeiden, was die Dynastie der Bourbons erschüttern könnte, erklärte Hardenberg, die Rücksicht auf sie müsse jedoch stets der für die eigene Sicherheit untergeordnet bleiben, wenn man nicht in halbe Maßregeln verfallen wolle; er wies noch einmal alle Ungelegenheiten einer Jahre langen Besetzung französischer Gebiete nach, die im besten Fall eben nur schütze, so lange sie währe, und namentlich

auch, daß die Zahl der verbündeten Truppen, die dazu nach den Vorschlägen des Herzogs von Wellington bestimmt werden solle — hunderttausend Mann nämlich — viel zu gering sei; er wollte sie auf 240,000 Mann festgestellt wissen.

Die Aeußerung aber, daß man die alte Grenze Frankreichs von 1790 zur Grundlage der Land-Forderungen machen könne, suchte er dahin zu deuten, daß Frankreich nicht nur abtreten müsse, was es über diese alten Grenzen hinaus noch besaß, sondern auch noch längs der Grenze Landstriche seines alten Gebiets, die den früher fremdherrlichen Gebieten in seinem Inneren, deren Besitz ihm verblieb — Avignon, Venaissin, Mümpelgard — an Werth und Bevölkerung gleichkämen.

Er forderte demgemäß und als unerläßlich für die Sicherheit der Nachbarländer die Festungen Condé, Valenciennes, Maubeuge, Philippeville und Charlemont mit Givet sammt ihrem Gebiet für die Niederlande, die dafür die Festung Luxemburg an Preußen abtreten sollten; — unmittelbar für Preußen an der Saar und Mosel: Saarlouis und Thionville; im Elsaß: Bitsch, Landau, Fort-Louis und Hüningen für das südliche Deutschland — Savoyen endlich für seine ehemaligen Dynasten. — Die Festungswerke von Le Quesnoy, Mezières, Sedan, Montmedy und Longwy sollten geschleift werden — auch die von Straßburg — und Hardenberg fügte hinzu: es sei zu wünschen, daß man diese Stadt wieder zu dem machen könne, was sie ehemals war: zu einer freien Stadt des deutschen Reichs.

Die Kriegsschatzung, die Frankreich zahlen sollte, wollte er auf zwölfhundert Millionen Franken erhöht wissen, und wie schon früher Humboldt, machte auch er jetzt bemerklich, wenn ein Theil dieser Summe auf Festungsbauten verwendet werden müsse, höre sie auf, das zu sein, was sie sein solle, nämlich ein Ersatz für die Kriegskosten, welche die Regierungen aufgewendet — für die Kriegsschäden, welche die Unterthanen erlitten hätten.

Diesmal waren es Castlereagh und Wellington, die vor Allen den preußischen Kanzler zu widerlegen suchten, und zwar in einem viel zuversichtlicheren Ton als bisher. — Der Erstere sah sich nun endlich im Besitz der Ermächtigung, so ziemlich ohne Einschränkung im Sinn seiner eigenen Politik zu handeln, und das ließ sich denn auch gleich auf den ersten Blick aus seiner neuen Denkschrift (vom 2. September) ersehen. Während er es in seinen früheren Noten durchaus in ein gewisses mystisches Dunkel gehüllt ließ, in wessen Namen er eigentlich spreche, die Regierung Englands nie ausdrücklich nannte und überhaupt in dieser Beziehung jede bestimmte Redeweise umging, trat er diesmal sehr entschieden im Namen des Prinzen-Regenten auf und erklärte: „Seine Königliche Hoheit schließt sich den Grundsätzen an, die von Seiten des Kaisers von Rußland vorgelegt worden sind.“

Da er die Gründe, die er gegen Lord Liverpool für seine Ansicht anführte, den Verbündeten gegenüber nicht geltend machen durfte, hatte er in seiner früheren Denkschrift nichts Besseres zu sagen gewußt als: der Zweck des Bündnisses sei, sich gegen die vorübergehende Gefahr zu wahren, die aus der revolutionairen Corruption Frankreichs hervorgehe; gegen diese gewähre die Besetzung des französischen Gebiets Sicherheit, so lange sie dauere — auf sieben Jahre also — und auf länger als sieben Jahre hinaus vermöge politische Weisheit überhaupt nicht die Möglichkeiten zu berechnen.

Daß er selber denn doch, wenn auch auf seine Weise, etwas weiter rechnete, haben wir gesehen —: aber er hatte offenbar kein Bewußtsein davon, in welchem eigenthümlichen Licht und in welcher untergeordneten Stellung auf der Stufenleiter der Intelligenz eine solche Behauptung ihn erscheinen ließ — denn er kam auch jetzt wieder in etwas veränderter Form darauf zurück, um Hardenberg's Forderungen zu bekämpfen. Die geforderten Landstriche und Festungen könnten, meint er, erst dann von Nutzen sein, wenn die militärische Besetzung Frankreichs aufgehört habe — bis dahin bedürfe man ihrer nicht. Wie könne man nun verlangen, daß die Verbündeten sich gegenwärtigen Ungelegenheiten unterziehen sollten um Dinge, die erst in einer so fernen Zukunft eine zweifelhafte Nützlichkeit haben könnten. (Ought then this remote and problematical good to embarrass at present the Allied Courts — — Why — for so distant and so remote an object create a new principle of action, which —.)

Was aber auch das Urtheil einer objectiven Kritik über diese Denkschrift sein mochte, in einer Beziehung war sie von ganz unzweifelhafter Bedeutung, denn sie gab zu erkennen, daß die englische Regierung, im Fall die Forderungen der deutschen Mächte zu einem erneuerten Krieg mit Frankreich führten, sich wohl jeder Theilnahme an dem Kampf entziehen könnte. (To the suggestion of renewing war on such grounds, the undersigned feels himself bound on behalf of his government to object.)

Diese Note wurde natürlich beantwortet, namentlich von Gneisenau und Boyen; es wurden überhaupt noch manche Schriftstücke gewechselt und sie hatten zur Zeit ihre Bedeutung, denn es war von Wichtigkeit, sich auf dem Felde der Argumentation siegreich zu behaupten —: hier aber können wir sie mit Stillschweigen übergehen, denn an der Lage der Dinge vermochten sie nichts mehr zu ändern, und das wußte man.

Auch fehlte es nicht an Versuchen, wirksamere Mittel in Bewegung zu setzen. Hardenberg wendete sich brieflich unmittelbar an den Prinzen-Regenten von England und schilderte ihm die eigentlichen Triebfedern der russischen Politik, die Frankreich zu gewinnen suche und Deutschland in steter Schwäche zu erhalten wünsche. Doch kam das jetzt zu spät,

da sich die Unterhandlungen des Prinzen mit der Partei der Opposition bereits zerschlagen hatten.

Besonders aber wurden vielerlei Versuche gemacht, den Kaiser Alexander umzustimmen. Gagern überbrachte ihm einen Brief des Königs der Niederlande, der glaubte, Alexander werde persönlich für die Interessen eines Königreichs zu gewinnen sein, dessen Königin seine Schwester, die Großfürstin Anna, dereinst sein sollte —: aber der Kaiser zeigte sich, gleich seiner diplomatischen Umgebung, nichts weniger als angenehm berührt von diesem Schreiben.

Der Minister Stein, der auf kurze Zeit nach Paris kam, hatte wiederholte Unterredungen mit dem Kaiser, aber er fand ihn unzugänglich für alle Vorstellungen. Sehr unzufrieden mit den preußischen Forderungen, behauptete Alexander, jede Abtretung von Land würde dem Ansehen Ludwig's XVIII. im eigenen Reiche schaden und nicht nur die Sicherheit des Bourbonischen Throns gefährden, sondern, wie es schien, auch noch viel höhere Interessen; denn der Kaiser sprach es aus, daß er sich zum Wiederhersteller der Religion in Frankreich berufen glaubte und wies alle weiteren Bemerkungen mit den Worten zurück: er handle nach seinem Gewissen und sei deshalb ruhig über den Erfolg, welcher er auch sein möge. — Capodistrias aber, der Jonischen Inseln wegen übel gelaunt, verrieth in seiner Verstimmung im Gespräch mit Stein mit genügender Deutlichkeit, welche Beweggründe ihn bestimmten.

Endlich versuchte der König von Preußen selbst, seinen kaiserlichen Freund für eine andere Ansicht zu gewinnen und hatte deshalb in Hardenberg's Gegenwart (2. September) ein langes Gespräch mit ihm. Aber Friedrich Wilhelm wußte nicht bei solcher Veranlassung die zartesten Saiten der Seele zu berühren, nicht eine Frage treuer Freundschaft, eine Herzensangelegenheit daraus zu machen; er stritt einfach mit Gründen, und darum gelang es ihm auch nicht so gut, wie dem Kaiser Alexander wenige Monate früher in dem umgekehrten Fall zu Wien. Auch der Kaiser scheint diesmal ganz von der Region des Gefühlslebens abgesehen und seine Ansicht mit großer Gewandtheit vertheidigt zu haben. Was davon in den diplomatischen Kreisen verlautete, meldete Gagern seinem Hof: „ich weiß mit Bestimmtheit, daß Alexander und der König von Preußen vorgestern — in Gegenwart des Kanzlers Hardenberg — eine lange und sehr bewegte Unterhaltung (un long entretien assez vif) gehabt haben, in der Jeder seine Ansicht mit Kunst und Ausdauer vertheidigte — und daß die Monarchen sich ohne Ergebniß getrennt haben.*)

Unter diesen Bedingungen hatte es etwas Auffallendes und Bedeutsames, daß der Kaiser Alexander das gesammte Heer, das er über den Rhein herangeführt hatte — mit alleiniger Ausnahme des Heertheils unter

*) Gagern, V, 214.

Langeron, der vor den Festungen an der Mosel stand — nicht weniger als 150,000 Mann, zu einer gewaltigen Heerschau in den Ebenen der Champagne bei dem Städtchen Vertus vereinigte, und die befreundeten Souveraine, den Kaiser Franz und den König von Preußen dazu einlud. Alexander liebte dergleichen militärische Schauspiele um ihrer selbst willen und ließ es an dem Tage der Heerschau (9. Sept.), die natürlich sehr glänzend ausfiel, an militärischer Courtoisie nicht fehlen —: er ritt dem Kaiser Franz wie dem König entgegen, salutirte mit gesenktem Degen und überreichte ihnen den Tages-Rapport. Doch wurde die Sache allgemein als eine Demonstration aufgefaßt, die gehörig in das Gewicht fallen sollte. Alexander wollte seinen Verbündeten die militärische Macht recht anschaulich machen, auf die Seine Vorschläge, Seine Politik sich stützten — und seine eigentliche Bedeutung erhielt das Ganze dadurch, daß diese Heerschau zugleich die absichtlich so geräuschvoll veranstaltete Ankündigung des Rückmarsches der russischen Truppen über den Rhein war und die Einleitung dazu.

Wirklich brachen diese Truppen unmittelbar nach der Heerschau zum Marsch heimwärts auf, obgleich mit Frankreich noch gar kein Abkommen getroffen, kein Friede geschlossen war. Das hieß bestimmt genug aussprechen, daß Alexander's Heer an weiteren Kämpfen — wenn etwa die Unterhandlungen nicht zu einem schleunigen Frieden, sondern zu erneuertem Kriege führten — keinen Antheil nehmen würde. Man konnte vielleicht sagen, das stehe nicht ganz im Einklang mit den Verpflichtungen, die der Kaiser von Rußland wenige Monate früher zu Wien durch die Erneuerung des Vertrags von Chaumont übernommen hatte, denn dieser Vertrag bestimmte, daß die Verbündeten nur gemeinschaftlich unterhandeln und Frieden schließen sollten. Aber Niemand von seiner Umgebung scheint den Kaiser darauf aufmerksam gemacht zu haben, und es kam jetzt darauf an, der Politik Rußlands Anerkennung zu verschaffen und weitere Verwickelungen zu verhüten.

Gerade in diesen letzten Tagen machte Hardenberg noch einen letzten Versuch, was wohl zu erlangen sei, wenn Preußen seine eigenen Ansprüche noch weiter beschränkte, dagegen am Oberrhein ein etwas erweitertes Gebiet verlangte, über das Oesterreich verfügen könne. Er wies nach, daß Frankreich im Jahre 1814 über seine alten Grenzen hinaus Gebiete mit 557,000 Einwohnern behalten habe, und verlangte eben so viel, aber in anderer Vertheilung als früher: für die Niederlande einige Grenzstriche, Philippeville und Givet; — für Preußen nur Saarlouis; — dagegen am Oberrhein außer Landau so ziemlich das ganze Unter-Elsaß bis an die Zorn, d. h. bis beinahe an die Thore von Straßburg. Daneben bestand er auf einer Kriegsschatzung von 1200 Millionen; — denn er hatte bewiesen, daß Frankreich zu seiner Zeit von Preußen allein die gleiche Summe gefordert und erhalten habe, und fügte hinzu:

die Großmuth, die andere Staaten in diesem Fall vielleicht üben dürften, wäre, wenn man sie Preußen zumuthen wollte, dessen Bewohner durch französische Erpressungen zu Grunde gerichtet seien, eine schreiende Ungerechtigkeit.

Eben zu dieser Zeit aber ließ Oesterreich, das überhaupt keinen sehr lebhaften Antheil an den Unterhandlungen genommen, sich lau und unentschlossen gezeigt hatte, seine bisherige Politik vollständig fallen, um sich den Vorschlägen Rußlands anzuschließen, worüber besonders Wilhelm Humboldt sich heftig und entrüstet äußerte.

Nun stand Preußen vollkommen allein! — Man mußte nachgeben, so sehr die Staatsmänner Preußens deshalb auch in der Heimath ernste Vorwürfe von allen Seiten zu befahren hatten. Natürlich machte Hardenberg kein Geheimniß daraus warum. — Ein Regierungsrath, Dr. W. Butte, hatte eine Schrift herausgegeben unter dem Titel: „Die unerläßlichen Bedingungen des Friedens mit Frankreich" — und darin Frankreichs Beschränkung auf seine Sprachgrenze, Zurückgabe des Elsaß, Lothringens und der drei Bisthümer Metz, Toul und Verdün als erste Bedingung obenangestellt. Hardenberg, dem er ein Exemplar zugesendet hatte, antwortete ihm:

„— — Daß Ihre Meinung so sehr mit der meinigen übereinkömmt, daß fast alle Ihre Sätze sich in denen von mir abgelegten Abstimmungen finden. Wenn der Friede dennoch nicht hiernach abgeschlossen wurde, so ist Preußen außer Schuld. Es stand allein und konnte, erschöpft an Menschen und Mitteln, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen. Es mußte der höheren Rücksicht der Einigkeit mit seinen Verbündeten, der Ruhe seiner Völker, sei sie auch weniger dauernd, die bessere Ueberzeugung aufopfern." *) —

Ueber die Artikel des Vertrags, der nun endlich der französischen Regierung im Namen sämmtlicher Verbündeten vorgelegt werden sollte, war man natürlich bald einig, nachdem die allgemeine Lage sich einmal in dieser Art gestaltet hatte. Sie enthielten im Wesentlichen die von Rußland vorgeschlagenen Bedingungen; nämlich:

Bestätigung des Pariser Friedens. — Eine Berichtigung der Grenzen Frankreichs, vermöge welcher Condé, Philippeville, Marienbourg und Givet (für die Niederlande) — Saarlouis (für Preußen) — Landau mit dem Landstrich bis zur Lauter (für Oesterreich, das dieses Gebiet dann Baiern überließ) — Fort Joux und L'Ecluse im Jura, Savoyen und Monaco abgetreten wurden. — Die Festungswerke von Hüningen sollten geschleift werden, Frankreich sollte sich verpflichten, sie nie wieder herzustellen — weiter südwärts wollte man die ewige Neutralität der Schweiz auf einen Theil Savoyens ausdehnen.

---

*) Gagern V, 227.

Ferner wurde festgestellt, daß, abgesehen von den Forderungen, welche Unterthanen der Verbündeten an Frankreich zu stellen hatten und die berichtigt werden sollten, Frankreich 600 Millionen für Kriegskosten zu zahlen habe und 200 Millionen zum Bau von Festungen gegen Frankreich. Endlich sollte die nordöstliche Region Frankreichs wenigstens drei, höchstens sieben Jahre lang von einem verbündeten Heer — 150,000 Mann, die Frankreich auf seine Kosten zu erhalten hätte — unter dem Herzog von Wellington besetzt bleiben; — eine Reihe Festungen von Valenciennes bis Fort Louis im Elsaß sollte diesem Heer für die Zeit eingeräumt werden — Straßburg ohne Besatzung nur von der Stadtwache — garde urbaine — gehütet werden.

Von Seiten Englands sowohl, als der russischen Regierung, war wiederholt geltend gemacht worden, daß man, den Gang der Unterhandlungen zu beschleunigen, erst unter sich vollkommen einig sein müsse, um dann die gemeinschaftlichen Forderungen der Regierung Ludwig's XVIII. als ein Ultimatum vorlegen zu können, an dem nichts mehr zu ändern stehe. Es war demnach wohlverstanden daß diese Forderungen ein Minimum seien, unter das man nicht mehr herabgehen könne — und der Entwurf selbst ein Ultimatum, das Frankreich einfach anzunehmen habe.

So standen die Sachen, als der französischen Regierung angezeigt wurde, daß man jetzt in der Lage sei, der schließlichen Bestimmungen wegen mit ihr in Verbindung (en communication) zu treten.

Diese Aufforderung traf das französische Ministerium in voller Auflösung. Fouché's Stellung, als Preis so vieler Gewandtheit mühsam errungen, war zuerst und fast schon in dem Augenblick, wo er sein Ministerium antrat, gewaltig, ja in unheilbarer Weise erschüttert worden.

Der Herzog und die Herzogin von Angoulême, die, von der übrigen Familie getrennt, die Zeit der hundert Tage meist in England verlebt und an den letzten Ereignissen keinen Antheil genommen hatten, erklärten sich bei ihrer Rückkehr nach Paris laut und sehr entschieden gegen den Königsmörder; die Herzogin namentlich weigerte sich, ihn zu sehen; sie ließ ihm ihre Thür verbieten —: und wie konnte man auch von der Tochter Marien Antoinetten's verlangen, daß sie ihn vor sich lasse? Da man seiner jetzt ohnehin nicht mehr bedurfte, stimmte natürlich die ganze Hof- und Emigrirten-Partei der Herzogin bei, Artois in seiner beweglichen Weise nun wieder vor Allen, und man war in diesem Kreise einig darüber, daß dem Scandal ein Ende gemacht, daß Fouché entfernt werden müsse.

Fouché selbst schrieb — in welcher Absicht, ist nie recht klar geworden — zwei Berichte an den König, in welchen er den Zustand Frankreichs sogar mit Uebertreibung als im höchsten Grade bedenklich und drohend schilderte, besonders andeutete, daß die Nation den Regierungen der Nachfolger Ludwig's XVIII. mit großem Mißtrauen entgegensehe, und vor den Gefahren warnte, die sich ergeben müßten, wenn die Partei der Emigrirten das Ruder ergriffe —: und wiewohl Ludwig XVIII. das strengste Geheimniß geboten hatte, waren diese seltsamen Berichte doch bald darauf im ganzen Lande verbreitet. Fouché's Gegner behaupteten, er habe sie selbst bekannt gemacht — Wellington glaubte zu wissen, daß im Gegentheil die Hofpartei diese Schriften hinter seinem Rücken in die Oeffentlichkeit gebracht habe, um ihn dann solchen Frevels zu zeihen.

Was aber das Schicksal Fouché's entschied, das waren die Wahlen zu der Kammer der Abgeordneten. Bei der leidenschaftlichen Aufregung der königlich gesinnten — oder vielmehr an den Zuständen der Vergangenheit hängenden Partei, der fanatischen Schonungslosigkeit, mit der sie überall, wo sie die Uebermacht hatte oder sich durch den Schutz der Fremden sicher gestellt sah, ihren Sieg benutzte, wurden fast überall im Lande fanatische Emigrirte zu Abgeordneten gewählt. Es kam jene viel besprochene Versammlung zusammen, die Ludwig XVIII. in seinem nicht gerade freudigen Erstaunen über dieses unerwartete Ergebniß der Wahlen eine chambre introuvable nannte — und vor der konnte einer der Blutrichter des „Königs-Märtyrer" unmöglich als Minister seines Bruders auftreten.

Fouché trat aus dem Ministerium und wurde als Gesandter nach Dresden gesendet (18. Sept.). — Aber auch Talleyrand konnte vor dieser Kammer nicht wohl auftreten; es hieß die seltsamsten Scenen herausfordern, es hieß ihn selbst und die Krone unberechenbaren Beleidigungen aussetzen, wenn man es darauf ankommen ließ.

Auch war bereits zwischen Ludwig XVIII. und dem Kaiser Alexander eine Neben-Unterhandlung über die Bildung eines neuen Ministeriums, durch unbeachtete Canäle vermittelt, im Gange. Ihr eigentlicher Inhalt ist unbekannt geblieben, doch läßt sich aus dem, was später erfolgte, wohl errathen, welche Aussichten dem König von Frankreich gezeigt wurden für den Fall, daß er Räthe wählte, die dem Kaiser von Rußland genehm wären — wenn er namentlich den Herzog von Richelieu an die Spitze seiner Regierung stellte — und Ludwig XVIII. ergriff gern die Gelegenheit, einen Minister zu beseitigen, den er nicht liebte und der ihm schon durch die Ansprüche, die er darauf machte, als Universal-Minister den Gesammtgang der Regierung zu beherrschen, unbequem geworden war.

Einstweilen jedoch wurden noch Talleyrand, Dalberg und der Abbé oder Baron Louis beauftragt, mit den Verbündeten abzuschließen und La

Besnadière war ihnen beigegeben, um von Seiten Frankreichs das Protokoll zu führen, wie es von Seiten der Verbündeten von Gentz geführt wurde.

Diese Herren fingen damit an, daß sie in einer sehr seltsamen Note, die La Besnadière verfaßt hatte, gleich von Anfang an mit mehr Dreistigkeit als Gewandtheit den Standpunkt, von dem auszugehen war, durchaus zu verschieben suchten, indem sie erklärten: sie seien vom König von Frankreich beauftragt, den Ministern der vier Höfe ohne Zeitverlust mitzutheilen, von welchen Grundsätzen nach der Ansicht des Königs die Unterhandlungen ausgehen müßten in Beziehung auf die vorgeschlagenen Grundlagen. (Sa Majesté — — a voulu que sans perte de temps les soussignés communiquassent à L. L. E. E. les plénipotentiaires des quatre cours les principes sur lesquels Elle pense que la négociation doit être suivie relativement à chacune des bases proposées. —)

Die Urkunde, welche ihnen die Verbündeten mitgetheilt hatten, enthielt also nicht die Artikel eines Vertrags, um dessen Annahme von Seiten Frankreichs es sich nunmehr handelte — obgleich die Urkunde selbst diese Artikel als in einen „traité définitif" zusammengefaßt bezeichnete —: sie waren nur eine Grundlage, von der jetzt erst die wirklichen Unterhandlungen ausgehen sollten.

Dann beweisen die Herren, daß die Verbündeten gar nicht berechtigt seien, irgend etwas von Frankreich zu fordern; in Talleyrand's eigenthümlicher Legitimitäts-Theorie, die das Dasein von Staaten geradezu leugnet und die als Staaten bezeichneten Länder-Complexe nur als den Landbesitz, als das Vermögen der herrschenden Dynastie gelten läßt, werden die Stützen dieses Beweises gesucht.

Das Recht der Eroberung wird im Allgemeinen als geltendes Recht anerkannt. Aber, sagen die Herren, es giebt keine Eroberung ohne Krieg — und da man von dem, der nichts besitzt, auch nichts erobern kann, — ist nur dem Besitzer durch Eroberung etwas abzugewinnen; damit es also eine Eroberung geben könne, muß man mit dem Besitzer des betreffenden Landes im Krieg gewesen sein, das heißt mit dem rechtmäßigen Souverain.

Wenn man nun in einem Lande mit einer größeren oder geringeren Anzahl seiner Bewohner Krieg führt — nicht aber mit dem Besitzer —; dann führt man nicht mit dem Lande Krieg, da die Redensart „mit einem Lande Krieg führen" überhaupt nur eine figürliche ist, in der die Besitzung für den Besitzer genannt wird. — Man führt dann Krieg mit Leuten, in deren Rechte man nicht eintreten kann, weil sie keine haben, und denen man durch Eroberung nicht abgewinnen kann, was ihnen nicht gehört.

In diesem Styl windet sich die Beweisführung noch lange fort, um darzuthun, daß die Verbündeten gar nicht mit Frankreich im Krieg ge-

wesen seien, da man den König fortwährend anerkannt habe — und folglich auch nichts erobern könne.

Die Schrift setzt dann auseinander, daß die Verbündeten Landbesitz eben so wenig als Entschädigung für die gebrachten Opfer verlangen könnten, denn die Gerechtigkeit verlange, daß sie sich mit einem Ersatz begnügten, der einer und derselben Natur sei, wie die gebrachten Opfer —: die Verbündeten hätten aber keine Provinzen zum Opfer gebracht.

Dann wird auch geltend gemacht, welchen Schaden Abtretungen, die von Ludwig XVIII. verlangt würden, den Verbündeten selbst bringen müßten, denn: „Wir leben in einer Zeit, in der es mehr als in jeder anderen von Wichtigkeit ist, das Vertrauen zu dem Wort der Könige zu befestigen, solche Forderungen würden aber den grade entgegengesetzten Eindruck machen“, denn: die Verbündeten haben zu Wien erklärt, daß sie die Waffen nur ergreifen, um den Pariser Frieden von 1814 aufrecht zu erhalten.

Endlich werden denn doch, aber wie von freien Stücken, dem Grundsatz nach folgende Möglichkeiten eingeräumt (le roi admet en principes) —: Gebiets-Abtretungen von den Landstrichen, die nicht zum alten Frankreich gehören; — Zahlung einer Entschädigungssumme in Geld; — und vorläufige Besetzung eines Theils des französischen Gebiets durch verbündete Truppen, deren Zahl, und für eine Zeit, deren Dauer festzustellen bleibt.

Aber nur dem Grundsatze nach als ganz allgemeine Vorstellung, als Grundlage für bevorstehende Unterhandlungen, mit vollkommener Nichtbeachtung der von den Verbündeten bereits gestellten Forderungen, wird das Alles eingeräumt. Nur in einer Beziehung gedenken die französischen Bevollmächtigten dieser Forderungen, nämlich um zu erklären, daß eine auf sieben Jahre ausgedehnte Besetzung vollkommen unzulässig sei (est entièrement inadmissible).

Ganz überraschend ist dann der Schluß: S. M. der allerchristlichste König schmeichelt sich, daß die Souveraine, seine Verbündeten, sowohl einwilligen werden, die Unterhandlungen auf diese drei Principien zu begründen, als auch in die Bestimmungen der Beträge (des quotités) den Geist der Gerechtigkeit und der Mäßigung legen werden, der sie beseelt, und daß alsdann die Verabredungen (l'arrangement) sehr schnell zu gegenseitiger Befriedigung getroffen werden können.“

„Wenn diese Grundlagen nicht angenommen würden, sind die Unterzeichneten nicht ermächtigt, andere anzuhören oder vorzuschlagen.“ („Si ces bases n'étaient pas adoptées, les soussignés ne se trouvent pas autorisés à en entendre ni à en proposer d'autres.“)

Nun erwäge man, daß in dem Augenblick wo Talleyrand diese herausfordernden Worte sprach, den wesentlichen Inhalt der vorgeschla-

genen Friedensbedingungen mit Geringschätzung abwies und keck die Drohung hinwarf, die Unterhandlungen abzubrechen, Frankreich im buchstäblichsten Sinn des Worts, außer den königlichen Haustruppen und der Landgensdarmerie, gar keine bewaffnete Macht hatte. Denn die Armee an der Loire war inzwischen aufgelöst worden und zu der Bildung einer neuen konnten natürlich kaum die ersten Anstalten getroffen sein. In der hülflosesten Lage, die sich überhaupt denken läßt, war Frankreich ausschließlicher als je auf die Großmuth der Sieger angewiesen. Gewiß solche Worte, unter diesen Bedingungen gesprochen, waren von einer wahrhaft beispiellosen Insolenz!

Vielleicht haben wir sie als einen Beweis anzusehen, daß Talleyrand selbst nicht mehr darauf rechnete sich im Ministerium zu behaupten.

Die Minister der Verbündeten, selbst die Engländer, fanden einstimmig, daß er über die Grenzen des Erlaubten etwas zu weit hinaus gegangen sei, und ihre Antwort, die ungewöhnlich schnell erfolgte — den Tag darauf nämlich (22. Sept.) — war nun auch ihrerseits im schneidendsten Ton gehalten. Sie erklärten darin, daß sie sich in ihren Forderungen gar nicht auf das Recht der Eroberung beriefen, sondern auf das Recht Entschädigungen zu verlangen und Bürgschaften der Sicherheit für die Zukunft und schlossen dann mit den Worten: „Was den letzten Theil der Note der Herrn Bevollmächtigten Frankreichs betrifft, so behalten sich die Unterzeichneten vor, sich in einer Conferenz, die sie die Ehre haben werden, den Bevollmächtigten Frankreichs vorzuschlagen, darüber ernstlich auszusprechen." (Quant à la dernière partie de la note de M. M. les plénipotentiaires de France, les soussignés se reservent de s'en expliquer sérieusement dans une conférence prochaine qu'ils auront l'honneur de proposer à M. M. les plénipotentiaires de France.)

Damit war des Kaiser's Alexander Zweck erreicht. Unmöglich konnte der Vertreter Frankreichs wieder in der Conferenz erscheinen, um die strengen Belehrungen über sich ergehen zu lassen, die ihm hier verheißen wurden, und da ein Bruch der Unterhandlungen noch vollständiger außer aller Möglichkeit lag, blieb gar nichts Anderes übrig als eine Aenderung des französischen Ministeriums, zu der Ludwig XVIII. und der Kaiser von Rußland eben zu gelangen strebten.

Talleyrand mußte zurücktreten — der Herzog von Richelieu trat als Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsident des Ministerraths an seine Stelle, wie man sagt, nicht ohne Zweifel und Zaudern und nur auf dringendes Zureden des Königs von Frankreich sowohl als des Kaisers Alexander — und das ließe sich in so schwieriger Lage wohl erklären. Er mußte sich ein ganz neues Ministerium bilden, da Talleyrand in seinem Aerger alle seine Collegen ohne Ausnahme bewog, gleich ihm auszuscheiden. Es gelang zwar schon in den nächsten Tagen, das ganze Personal einer vollständigen Verwaltung zusammen zu bringen, aber doch

nur ein aus sehr verschiedenartigen Elementen gebildetes, in dem sich eigentlich nur insofern eine gewisse Einheit zeigte, als Niemand darin aufgenommen war, der einem besonderen Einfluß Englands dienen konnte. — Der würdige Barbé-Marbois und der Genuese Corvetto waren als Justiz- und Finanz-Minister den gemäßigten Liberalen genehm —: neben ihnen aber stand Graf Vaublanc (Minister des Innern), der Herzog von Feltre, als Kriegsminister ein mittelmäßiger Ersatz für den Marschall Gouvion St. Cyr, und der Marine-Minister Vicomte Dubouchage, die sich der Partei der Emigrirten und Artois' anschlossen. Decazes endlich, der Polizei-Minister wurde, reifte schnell zum Günstling des Königs heran.

So hatte Rußland den Sieg davon getragen; ein empfindlicher Schlag für die Engländer, besonders für den Herzog von Wellington, der, so lange die Hauptperson, sich nun doch zuletzt um die Früchte so vieler Anstrengungen betrogen sah. Castlereagh wußte sich als Weltmann zu fügen und wollte gern von dem neuen Ministerium das Beste hoffen —: der Herzog von Wellington dagegen — für den freilich hinzukam, daß die Hofpartei in Frankreich, der Anhang der Prinzen, wegen seiner Beziehungen zu Fouché sehr übel von ihm sprach — der vermochte seinen Aerger weder zu bewältigen, noch zu verbergen und ging in der ersten Zeit sogar soweit, daß Er, von dem man dergleichen am allerwenigsten erwarten durfte, sich heftige anti-bourbonische Aeußerungen zu schulden kommen ließ.*)

In gerade entgegengesetzter Weise natürlich gestalteten sich die Dinge von Seiten Rußlands. Nicht vergebens hatte Ludwig XVIII. von der Ernennung eines Ministeriums nach den Wünschen Alexander's noch manche nachträgliche Erleichterung in Beziehung auf die Friedensbedingungen erwartet; man hielt ihm Wort!

Kaum war Richelieu zum leitenden Minister Frankreichs ernannt, so äußerten sich die russischen Diplomaten über die letzte Note Talleyrand's auch schon in einer Weise, die sich merklich von dem Ton der schriftlichen Antwort auf dieselbe unterschied. „Es ist darin", sagte Graf Nesselrode zu Gagern: „eine lange Abhandlung über das öffentliche Recht, die wir wohl hätten entbehren können. Andere Artikel dagegen sind vortrefflich und besonders wahr. — Es liegt da Stoff zu Unterhandlungen." (Mais d'autres articles sont supérieurs et surtout vrais. C'est matière de négociation.)**)

Gagern hatte keine Mühe zu folgern, daß man noch weiter nachgeben solle, und daß Rußland vermitteln werde.

Das Letztere geschah indessen doch eigentlich nicht — denn Rußland

*) Pertz, IV, 582.
**) Gagern V, 281.

nahm nunmehr geradezu Partei für Frankreich. Obgleich der Entwurf, den die Verbündeten überreicht hatten, mit Zustimmung aller, als Ultimatum hatte gelten sollen, strich nun doch der Kaiser Alexander auf den Wunsch Richelieu's noch Ein- und Anderes von den letzten Forderungen seiner Verbündeten. An der Niederländischen Grenze wurde zuerst Condé, seines Namens wegen, ausgeschieden aus der Zahl der festen Plätze, die Frankreich abtreten sollte; dann Charlemont und Givet, die man wegen ihrer Lage an der Maas für wichtig hielt — so daß nur Philippeville und Marienburg blieben, beide sehr unbedeutend und kaum für Festungen zu rechnen. Im Jura verblieben Frankreich die Sperrpunkte Fort Joux und L'Ecluse. Danach trat Frankreich an Land und Einwohnern ein Bedeutendes weniger ab, als es zur Zeit noch thatsächlich über seinen alten Besitzstand von 1790 inne hatte.

Dann fanden es die Franzosen anstößig, daß sie zweihundert Millionen zahlen sollten zum Bau von Festungen, die ausdrücklich zum Schutz gegen Frankreich bestimmt wären. Ihr Zartgefühl zu schonen, wurden die beiden Posten der Kriegsschatzung in Einen zusammengezogen — und abermals um hundert Millionen ermäßigt, so daß Frankreich im Ganzen nur siebenhundert Millionen zu zahlen hatte.

Endlich wurde festgesetzt, daß die Besetzung des Landes durch fremde Truppen jedenfalls nicht über fünf Jahre dauern solle; daß man aber schon nach drei Jahren ernstlich in Erwägung zu ziehen gedenke, ob die Zustände in Frankreich sich nicht schon so weit befestigt hätten, daß man das Land ganz der eigenen Regierung und sich selbst überlassen könne.

Die Franzosen rühmen, der Kaiser habe, als er (am 28. September) aus Paris abreiste, seinem Botschafter am französischen Hof, Pozzo-di-Borgo, eigenhändig entworfene Verhaltungsbefehle zurückgelassen, denen zu Folge, wenn die Verbündeten etwa mehr verlangten als er in dieser Weise als billig bezeichnet habe, und solche Forderungen zu einem erneuten Bruch mit Frankreich führten, die russischen Truppen an dem Kampf keinen Antheil nehmen würden, Pozzo-di-Borgo selbst aber auf seinem Posten bei Ludwig XVIII. bleiben solle.*)

Richelieu wendete sich darauf an die Vertreter Englands und es versteht sich, daß auch England den Zugeständnissen beistimmte, die Rußland gewährt hatte — denn man durfte sich nicht weniger großmüthig zeigen wie der Kaiser Alexander, wenn man nicht übel ärger machen wollte — und schon hatte Lord Castlereagh gegen Liverpool geäußert, man dürfe sich nicht durch die Eifersucht, zu der wohl Veranlassung sein könnte, verleiten lassen, die Stellung der französischen Regierung zu schwächen, da die Bourbons auf dem Thron zu erhalten doch immer Hauptsache bleibe.

So wurde denn in einer Conferenz am 2. October ein vorläufiger

*) Viel-Castel IV, 108.

Friedens-Vertrag ganz nach dem letzten Entwurf des Kaisers von Rußland, von den Vertretern Frankreichs und der vier verbündeten Großmächte unterzeichnet. Auch hier hatten sich noch Stimmen erhoben, um Condé, Charlemont und Givet für die Niederlande zu verlangen — die Bevollmächtigten Rußlands aber, zu denen jetzt auch Graf Rasumowsky gehörte, der bereits die geharnischte Note an Talleyrand mit unterzeichnet hatte — erklärten bestimmt, sie seien nicht ermächtigt, ein Ultimatum zu unterzeichnen, in welchem diese Plätze gefordert würden.*)

Die Unterhandlungen über Einzelnheiten und nähere Bestimmungen — über die Termine, innerhalb welcher Frankreich die festgestellte Kriegsschatzung zahlen sollte — die Art der Zahlungen — ihre Vertheilung u. dgl. zogen sich noch durch mehrere Wochen, so daß der definitive Friedensvertrag erst am 20. November unterzeichnet werden konnte.

Richelieu sagte und schrieb, er habe „mehr todt als lebend" unterzeichnet, und bis heute sind Klagen und leidenschaftliche Reden über die Verträge von 1815 in Frankreich nicht verstummt. In Wahrheit aber war der Fall, daß ein so vollständig besiegter Feind, der so viele Frevel zu sühnen hatte, mit solcher Schonung behandelt worden wäre, früher wohl nur einmal vorgekommen —: nämlich im Jahre 1814.

Eine Zeit lang war neben den Unterhandlungen noch ein fortgesetzter Belagerungskrieg in den Grenz-Provinzen Frankreichs hergegangen. Man hielt es für nothwendig, sich in den wirklichen Besitz der Festungen zu setzen, die abgetreten oder geschleift werden sollten.

Eine Belagerung in der unmittelbaren Nähe von Paris, welche die preußischen Generale beabsichtigten, wußte freilich der Herzog von Wellington zu hintertreiben. Die Franzosen hatten nämlich die Tage nach dem Abschluß der Capitulation von St. Cloud, bis zum Aufbruch ihres Heers nach der Loire, dazu benützt eine große Menge Geschütze und Gewehre aus den Pariser Zeughäusern nach dem Schloß zu Vincennes zu schaffen, — was die Capitulation ihrem Wortlaut und Sinn nach nicht gestattete.

Da der Commandant von Vincennes, General d'Aumenil, die Uebergabe verweigerte, wollte man zum regelmäßigen Angriff schreiten, aber der preußischen Armee standen bei Paris keine schwereren Geschütze zu Gebot als Zwölf-Pfünder, mit denen gegen die Mauern des Schlosses nichts auszurichten war. Man ersuchte den Herzog von Wellington um ein Paar Batterien Achtzehn-Pfünder, die er in seinem Artillerie-Park

*) Gagern V, 307.

mit führte. — Er versprach sie auch anscheinend mit großer Bereitwilligkeit, wußte dann aber die Erfüllung seines Versprechens unter allerhand Vorwänden hinzuhalten, bis es ihm gelungen war, Vincennes zum Gegenstand diplomatischer Unterhandlungen zu machen. Diese endeten damit, daß den Preußen eine mäßige Anzahl Geschütze und Gewehre aus dem Zeughaus des Schlosses ausgeliefert wurden.

An den Grenzen waren inzwischen durch das zweite preußische Armeecorps unter dem Prinzen August von Preußen Maubeuge, Landrecy, Marienburg, Philippeville, Rocroy und Givet, der letztere Ort jedoch ohne die Bergfeste Charlemont erobert worden; — durch das Norddeutsche Corps: Mezières, Montmedy und Sedan; — durch die Besatzung von Luxemburg Longwy; — und am Oberrhein, durch die Oesterreicher Hüningen. — Der Prinz Friedrich der Niederlande hatte, an der Spitze einer Abtheilung von Wellington's Heer, im Juni Le Quesnoy nach kurzer Beschießung aus Feldgeschützen eingenommen; — die Belagerung von Valencienne und Condé hatte er dagegen einstellen müssen, so wie die Commandanten die weiße Fahne der Bourbons aufzogen. Am 20. September schon erging der allgemeine Befehl, mit diesen Belagerungen nicht weiter fortzufahren.

Die Vertheidigung war nirgends hartnäckig oder glänzend und dennoch ist in Beziehung auf eine derselben in Frankreich ein gar wundersam heroisches Märchen in Umlauf gesetzt worden — das seinen Platz unter den National-Traditionen Frankreichs neben anderen Schätzen von gleichem Werth zu behaupten scheint, da es auch in dem neuesten Werk, in dem von Viel-Castel, gläubig wiederholt wird.

Hüningen, heißt es, wurde von dem heldenmüthigen General Barbanègre mit nicht mehr als einhundertundfünfunddreißig Mann mehrere Wochen lang vertheidigt. Ein vorgeschobenes Werk, die Redoute Abatucci, wurde durch das Feuer der Oesterreicher unhaltbar; die drei Kanoniere, welche die Besatzung bildeten, zogen sich in die Festung zurück. Erstaunen und Bewunderung selbst der Feinde, der Oesterreicher und Schweizer, kannten keine Grenzen, als dann endlich nach der Capitulation, nicht eine Besatzung, sondern diese kleine Heldenschaar aus den Thoren der Festung zog! —

Die einfache Wahrheit aber ist, daß Hüningen eine Besatzung von 3000 Mann, freilich fast nur National-Garden, hatte und mit Geschütz, Mundvorräthen und Schießbedarf sehr reichlich versehen war. Die Laufgräben wurden am 18. August eröffnet — nicht schon am 14., wie die französischen Berichte besagen —; am 21. begann das Feuer der Belagerer; Tags darauf war die Redoute Abatucci bereits so übel zugerichtet, daß sie verlassen werden mußte. Daß von der Besatzung derselben nur drei Mann in die Festung zurückgekehrt sind, ist allerdings sehr möglich, denn die Besatzung wagte nicht, den von den österreichischen Batterien

bestrichenen, gefährlichen Weg dorthin einzuschlagen und zog sich dadurch aus der Verlegenheit — daß sie zum Feinde überging.

Schon am 26., als die zweite Parallele noch nicht vollendet war, capitulirte General Barbanègre; die Vertheidigung muß also wohl eine sehr schwache genannt werden. Wahrscheinlich wurde er dadurch zur Uebergabe bewogen, daß er nicht glaubte, sich auf die Besatzung verlassen zu dürfen, die allerdings sehr rasch zusammenschmolz, — nämlich durch die Desertion. Bandenweise entwichen die Nationalgardisten über die Wälle. Bei alle dem aber war diese Besatzung am Tage der Uebergabe, als sie ausrückte, noch 1917 Mann stark.*)

Die Wiederholung jenes abenteuerlichen Berichts, die immer wiederkehrt, ist ein Beweis mehr, daß die historische Kritik sich in Frankreich nur allzu oft vor dem National-Gefühl beugen muß.

Deutschland blickt mit Trauer auf den Frieden von 1815 zurück, der ihm seine alten geschichtlichen und natürlichen Grenzen nicht zurückgegeben hat. Doch waren die Schwierigkeiten der Ausführung groß, auch abgesehen von dem entschiedenen Widerspruch der eigenen Verbündeten Deutschlands — und vielleicht in Beziehung auf das schmerzlich vermißte Elsaß noch weniger zu bewältigen, als in Beziehung auf Deutsch-Lothringen. Wenigstens können wir den Gedanken Stein's, aus Elsaß und Lothringen ein neues deutsches Fürstenthum von mäßigem Umfang zu machen, nicht eben einen glücklichen nennen und man wird uns vielleicht zustimmen, wenn man erwägt, welcher Geist im Elsaß herrscht.

Bis zur Zeit der französischen Revolution war dieses deutsche Land dem eigentlichen Frankreich vollkommen fremd geblieben; man hatte sich — da ein wirklich vaterländisches Gefühl hier wie in so manchem anderen beschränkten deutschen Bezirk fehlte — gewöhnt den König von Frankreich als Landesherrn zu betrachten und wenn auch die wissenschaftlichen, die geistigen Interessen mehr nach Deutschland neigten, lebte man so fort, ohne sich zu fragen, ob eine Veränderung wohl wünschenswerth sein könnte. Selbst in dem Adel, in der Ortenauer Reichs-Ritterschaft, erwachte der Wunsch der Wiedervereinigung mit Deutschland erst mit der Revolution — und er wurde nicht durch ein National-Gefühl, sondern durch die Verletzung seiner Standes-Interessen von Seiten Frankreichs geweckt.

Seit dem Jahre 1789 aber — genauer, seit dem 4. August eben dieses Jahres, hat sich Elsaß fest an Frankreich geschlossen, obgleich die

*) Oesterreichische Mil. Zeitschrift 1821. I, S. 115—137; — Rudolf, Schweizerischer Militär-Almanach. Dritter Jahrgang. 389—419.

Abneigung gegen die eigentlichen Franzosen — gegen „die Welschen", wie man sie dort nennt, noch keineswegs erloschen ist. — Die Erscheinung ist sehr leicht zu erklären. An dem genannten Tage wurden, wie bekannt, die Guts-Unterthänigkeit der Bauern in ganz Frankreich, die grundherrlichen Rechte, wie man in Frankreich sagt: die feudalen Verhältnisse auf dem flachen Lande aufgehoben.

Dieser vielbesprochene Beschluß hat nun keineswegs in Frankreich einen so gewaltigen Umschwung der Dinge herbeigeführt, wie im Allgemeinen angenommen wird, denn in dem bei Weitem größten Theil des Reichs waren in Beziehung auf die Verhältnisse der Bauerschaften traditionelle Bestimmungen geltend, die sich aus celtisch-römischem Colonats-Recht entwickelt hatten; der Bauer wurde nicht als Eigenthümer seiner Scholle betrachtet, sondern als Pächter, und die Leistungen, die er dem Grundherren schuldete, als aus einem Privat-Contract hervorgegangen. So war es namentlich in der Bretagne und Vendée. An diesen Verhältnissen wurde durch den gedachten Beschluß nichts weiter geändert, als daß die Patrimonial-Gerichte u. dgl. verschwanden; die ökonomischen Verhältnisse wurden wenig berührt — und bis heute ist in den genannten Provinzen nur ausnahmsweise ein Bauer dahin gelangt, Eigenthümer seines Ackers zu werden. Die alten Pacht-Verhältnisse (métairie, — Ueberlassung auf halben Gewinn) stehen heute noch als Regel unverändert da.

Anders war es in Elsaß und Lothringen und selbst in der Champagne. Hier war deutsches Recht vorherrschend; der Bauer höriger Eigenthümer seines Hof's und seines Ackers, was er dem Grundherrn zu leisten hatte, als bäuerlicher Zins geachtet, der auf seinem Unterthänigkeits-Verhältniß beruhte. Von dieser Last sahen sich die Landleute plötzlich befreit! — Und der Gewinn war um so bedeutender, da die Hörigkeits-Verhältnisse im Elsaß streng, die bäuerlichen Lasten sehr hoch gestellt waren, wie — außer in Flandern — wohl nirgends in deutschen Landen, als eben in einigen anderen alamannischen Gebieten —: in einzelnen Gegenden von Oberschwaben und der Schweiz.

So erklärt es sich wohl, daß die Bauern in der Bretagne und der Vendée, die nichts gewannen durch die Revolution, sich im Gegentheil durch sie der ihnen verhaßten Conscription unterworfen und in ihren kirchlichen Verhältnissen verletzt sahen — lieber die Waffen für den König und die Kirche, für die alten Zustände ergriffen, als die junge Mannschaft mit Gewalt zum Militär-Dienst ausgehoben werden sollte —: daß dagegen die ländliche Bevölkerung in Elsaß und Lothringen sich, kriegerischer als jede andere in Frankreich, stets bereit gezeigt hat, für die Ergebnisse der Revolution zu kämpfen.

Dazu kommt denn noch, daß ein Großstaat seine Angehörigen durch die Weite des Horizonts, die sich in ihm für jeden Einzelnen eröffnet,

durch die Macht der großartigen und bedeutsamen Interessen, die er jedem Einzelnen nahe legt, mit einer Gewalt an sich fesselt, die in beschränkteren Verhältnissen durch nichts ersetzt werden kann.

Die Geschichte hat in mehr als einem Fall zu erwähnen, daß die Bevölkerung kleinerer Staaten, die in große, wenn auch fremder Nationalität aufgehen, sich bald der neuen Gemeinschaft anschließt, in der sie steht. Der Versuch dagegen, einzelne Provinzen des großen Reichs abzulösen, um sie in die Bedingungen eines kleinen, unbedeutenden und abhängigen Staats zu versetzen, der an den größeren Welt-Ereignissen nur leidend, nicht bestimmend Theil nimmt, kann nicht so leicht gelingen.

Was voran gehen müßte, damit Deutschland seine verlorenen, schönen Grenzlande nicht allein wiedergewinnen, sondern auch mit Sicherheit an sich fesseln könne, sagt sich wohl Jeder selbst.

Zwölftes Capitel.

Die heilige Allianz.

Während noch über den endlichen Schluß dieses zweiten Pariser Friedens unterhandelt wurde — unmittelbar nachdem es gelungen war, den Herzog von Richelieu an die Spitze des französischen Ministeriums zu stellen — ward auch in ungewöhnlicher Form und Weise, manchem Staatsmann überraschend, unter den Monarchen der drei Groß-Staaten des östlichen Europa ein neuer Bund von schwer zu fassender Bedeutung geschlossen.

Die „heilige Allianz" trat in das Leben; ein Bündniß eigener Art, dem der Kaiser Alexander, der gekrönte Urheber, eine sehr weit reichende, von dem Hauch der Phantasie umwitterte, mystische Bedeutung beilegte; das Friedrich Wilhelm III. aus Freundschaft unterschrieb, vielleicht, ja wahrscheinlich in der einfachen Erwartung, daß dadurch ein redliches, brüderliches Zusammenhalten in guten und bösen Tagen, namentlich gegen alle Gefahren, die noch immer von Frankreich her drohen konnten, noch besser verbürgt sein werde; — und dem dann auch der Kaiser Franz auf Metternich's Rath ohne Bedenken zustimmte, weil beide, er selbst und sein Minister, sich sagten, daß dieser formlose Vertrag ohne Inhalt, diese ganz allgemein gehaltenen salbungsvollen Sentenzen, in der That zu gar nichts verbanden.

Fragen wir aber nun, was der Kaiser Alexander sich dabei dachte und damit beabsichtigte, so führt uns die Vorfrage, wer ihn denn dazu veranlaßt, wer das Ideen-Material dazu geliefert hatte, auf zwei eigenthümliche Individuen: auf eine Dame, deren Ruf in allen Phasen ihres viel und leidenschaftlich bewegten Lebens ein ungewöhnlicher blieb — und auf einen süddeutschen Philosophen, den wir wohl auch einen Mystagogen nennen dürften.

Die Dame war bekanntlich Frau v. Krüdener, die Wittwe eines russischen Diplomaten, entsprossen aus dem liefländischen Zweig eines westphälischen Rittergeschlechts (v. Vietinghoff), das dem Deutschen Orden zwei Heermeister geliefert hatte. — Sie hatte in ihrer Jugend durch Schönheit, Anmuth und Geist geglänzt — nicht minder durch die Ge-

nialität ihres Lebenswandels, die keine engen kleinbürgerlichen Schranken des weiblichen Daseins anerkannte. Ihre Zeitgenossen wußten selbst davon zu erzählen, wie sie mitunter durch die Verwegenheit eines gewagten Anzugs die Welt in Erstaunen gesetzt und alle Reize ihrer Gestalt zu voller Geltung gebracht habe.

Sie hatte auch einen Roman geschrieben, der eine Zeit lang in den gewähltesten Kreisen zur Mode-Lectüre gehörte —: einen Werther, der nicht nur in das Französische, sondern auch in die duftigste Salon-Region übertragen war und dessen vornehm-vortrefflicher Held sich in Folge einer Leidenschaft vom allerbesten Ton in ungleich eleganteren Formen erschießt, als sein bürgerliches Vorbild.

Die glänzende Rolle der schönen Frau ließ sich aber natürlich in dieser Weise nicht fortführen, als die Tage der Jugend und selbst die der sogenannten seconde jeunesse entschieden vorüber waren. Es traf sich nun wunderbar, daß Frau von Krüdener gerade in den Jahren, wo das Alter seine Rechte unerbittlich geltend macht, sich von der göttlichen Gnade ergriffen und erleuchtet fühlte —: aber auch wieder in eigenthümlicher, genialer Weise, so daß man sie weder den büßenden Sünderinnen beizählen durfte, noch den „schönen Seelen", die in sich selbst zurückgezogen, der Meditation und einer sinnigen Gefühls-Religion leben. Sie war in ganz anderer Weise mit sich selbst beschäftigt, als die Einen oder die Anderen und bei Weitem mehr — ja vorzugsweise mit der Welt. Die Reue namentlich und vor Allem das Gefühl der Demuth, so nahe beides auch liegen mochte, sobald sie einen ernsten Blick auf ihre eigene Vergangenheit zurückwendete, blieben ihrem neuen, überschwenglich christlichen Leben durchaus fremd und fern. Frau von Krüdener war vielmehr sofort, so wie sie diese neue Bahn betrat, nicht eine arme Verirrte, die etwa Vergebung und Nachsicht am Fuß des Kreuzes gesucht hätte — sondern ohne viele Zwischenstufen und Uebergänge ein von Gott hochbegnadigtes und erleuchtetes Wesen, eine Vertraute des Herrn, zum Richteramt und zur Strenge gegen Andere berechtigt; eine Prophetin, berufen, die Fürsten und die Völker dieser Welt zu einem echt christlichen, wo möglich zu einem ascetischen Leben zu bekehren. Sie trat dabei ihre Mission so geräuschvoll an, daß man es dem Profanen wohl verzeihen mußte, wenn er sich der Vermuthung nicht erwehren konnte, daß das Bedürfniß, das Interesse der Welt für ihre Person in Anspruch zu nehmen, dem religiösen Treiben der geistreichen Frau zum Grunde liege, so gut wie ihrem früheren Streben.

Besonders in der ersten Zeit, so lange sie noch nicht allzu beschwerlich geworden war, fehlte es ihr auch in einem gewissen Theil derjenigen Kreise, die herkömmlich als große Welt bezeichnet werden, nicht an bewundernder Anerkennung. Denn der blasirte Leichtsinn ist zwar für intellectuellen Ernst selten empfänglich — wohl aber für das Wunderbare

und Phantastische — und so findet selbst in Kreisen, wo das Alltägliche Gesetz, die ernste Auszeichnung verpönt ist, das vollkommen Abenteuerliche, das sich vermessen über alle Schranken des gesunden Menschenverstandes hinwegsetzt, oft in überraschender Weise Geltung. Die Prophetin fand da ihr Publikum, wie einst Cagliostro und St. Germain das ihrige gefunden hatten. —

Der süd-deutsche oder genauer, der Münchener Philosoph, Franz Bader, war ein Mann von ungewöhnlicher Begabung und eigenthümlicher Richtung; ein Mann, der — aller späteren gar nicht zu gedenken — auf den Begründer der neueren deutschen Philosophie, auf Kant, mit unendlicher Verachtung herabsah, nur in dem alten Tauler, in Jacob Böhm und St. Martin wirkliche philosophische Erleuchtung anerkannte, und sich die Aufgabe stellte, in der Dogmatik der Kirchenväter und Concilien — mit Einschluß der „alten Sage" von dem Sturz der Engel — die einzig echte und wahre Philosophie nachzuweisen. An etwas willkürlichen, ja gezwungenen Auslegungen und Deutungen der Texte konnte es dabei nicht fehlen; es wurde vielfach nicht aus ihnen, sondern in sie hinein philosophirt. — Eigenthümlich trat in seinem Streben noch besonders hervor, daß er, der die Reformation eine Verkrüppelung — mit Silben spielend, eine Difformation — des Christenthums nannte, bemüht, ausschließlich das katholische Dogma des Tridentiner Conciliums philosophisch zu begründen, doch zugleich ein entschiedener Gegner des Papstthums war. Ging er auch selbst zuweilen im Eifer für die gute Sache so weit, Kanzelredner und Professoren der Theologie an den deutschen Hochschulen bei ihren höchsten Behörden als unchristlich und zugleich revolutionair zu denunciren*), so sollte doch im Allgemeinen die Dogmatik der Concilien nicht durch eine äußere Autorität aufrecht erhalten werden, sondern als philosophische Ueberzeugung eine ewige Geltung erlangen.

Beide, die Prophetin und der Philosoph, hatten sich schon etwas früher dem Kaiser Alexander zu nähern gesucht, und seltsamer Weise beide ungefähr zu derselben Zeit. Frau v. Krüdener Anfangs mit leisen Schritten und jener klugen Berechnung, deren, wie es scheint, das moderne Prophetenthum nicht entbehren kann. Die Kaiserin Elisabeth, Alexander's Gemahlin, brachte den Sommer des Jahres 1814 in Karlsruhe bei ihrem Bruder, dem Großherzog von Baden, zu, um sich dann zur Zeit des Congresses nach Wien zu begeben. Dort, in Karlsruhe und Baden, fand sich auch Frau v. Krüdener ein, und von der Kaiserin aufgenommen, wie es ihre gesellschaftliche Stellung mit sich brachte, wußte sie ein inniges Verhältniß mit einer jungen und bevorzugten Hofdame derselben, mit der Fürstin Roxandra Stourdza, anzuknüpfen. In Folge einer entschiedenen Neigung zum Mysticismus kam diese junge Moldua-

*) Dr. Franz Hoffmann, Biographie Franz v. Bader's S. 67 u. flgde.

nerin ihr sogar auf halbem Wege entgegen. — Frau v. Krüdener schrieb dann später der neuen Freundin nach Wien überschwengliche Briefe, in denen mit strengem Tadel von dem frivolen gesellschaftlichen Treiben während des Congresses, und daneben in eigenthümlich spannender Weise sehr viel von dem Kaiser Alexander die Rede war. Er wurde darin stets als der gute Engel Europa's, l'ange blanc, bezeichnet, — sein Gegner Napoleon natürlich als ange noir; und zum Schluß sprach die Prophetin stets von Neuem den Wunsch aus, den Kaiser zu sehen; sie habe ihm Unermeßliches zu sagen.

So z. B. schreibt sie einmal: „Sie wünschen, mir von so vielen und so tiefen schönen Zügen in der Seele des Kaisers schreiben zu können. Ich glaube schon viel von ihm zu wissen. Ich weiß seit lange, daß mir der Herr die Freude gewähren wird, ihn zu sehen. Ich habe ihm unermeßliche Dinge zu sagen, denn ich habe viel um ihn empfunden. Der Herr allein kann sein Herz vorbereiten, sie in sich aufzunehmen." (Vous voudriez pouvoir me parler de tant de grandes et de profondes beautés de l'ame de l'Empereur. Je crois en savoir déjà beaucoup sur lui. Je sais depuis longtemps que le Seigneur me donnera la joie de le voir. J'ai d'immenses choses à lui dire, car j'ai beaucoup éprouvé à son sujet; le Seigneur seul peut préparer son coeur à les recevoir.)

Sie wagte sogar die Behauptung: wenn gleich der Fürst der Finsterniß Alles aufbiete, um sie dem Kaiser fernzuhalten, werde sich doch der Allmächtige als der Stärkere erweisen. (Oui, chère amie, je suis persuadée que j'ai des choses immenses à lui dire, et, quoique le prince des ténèbres fasse tout son possible pour l'empêcher et pour éloigner ceux qui peuvent lui parler des choses divines, l'Eternel sera le plus fort.)

Diese Briefe wurden dem Kaiser Alexander mitgetheilt; sie erregten sein Interesse — und zwar, wie man wohl glauben darf, ohne ihn gerade unheilbar zu verletzen.

Als der Kaiser dann durch seine eigene herrschende Stimmung sowohl, als auf diese Weise vorbereitet, sein Hauptquartier nach Heidelberg verlegte, überraschte ihn Frau v. Krüdener zunächst durch einen unerwarteten Besuch zu so später Stunde, daß man ihn wohl einen nächtlichen nennen dürfte, und richtete Ermahnungen an ihn, bei denen er in Thränen zerfloß. Der Inhalt möchte damals wohl ziemlich formlos in das Allgemeine gegangen sein. Strafreden und Bußpredigten lassen sich aber so einrichten, daß sie, selbst bei einem recht geflissentlichen Aufwand von Strenge, doch auch zugleich manche zarte Saite in wohlthuender Weise berühren. Missions- und Bußprediger und Beichtväter, die bestimmte Kreise im Auge haben, in denen sie beliebt sein und Einfluß üben wollen, wissen das nicht selten. Ob auch die Ermahnungen der Frau v. Krüdener in diesem Styl gehalten waren, können wir freilich nicht wissen,

denn es hat sie Niemand weiter gehört; nach manchen charakteristischen Stellen in ihren Briefen — die den oben angeführten gleichen — sollte man es aber fast vermuthen. Gewiß ist nur, daß der Kaiser sich in seiner Zerknirschung der Prophetin gegenüber gefiel, was nicht immer der Fall war, wenn er sich wirklich und in wehthuender Weise getroffen fühlte.

Es entspann sich zwischen beiden ein reger Verkehr; Frau v. Krüdener folgte dem Kaiser nach Paris, und wir haben bereits gesehen, welcher Kreis sich dort um sie vereinigte und welchen Einfluß sie zunächst zu Gunsten Frankreichs übte. —

Franz Bader hatte seinerseits von München aus ebenfalls im Sommer 1814 an die Kaiser von Oesterreich und Rußland und an den König von Preußen gleichlautende Schreiben gerichtet, in denen er die Idee eines christlichen Bundes entwickelte. In welchem Sinn er den Gegenstand auffaßte, wissen wir ziemlich genau, denn er brachte ein Jahr später die Gedanken, die er den Monarchen vorgelegt hatte, in einer kleinen Druckschrift unter dem Titel: „Ueber das durch die französische Revolution herbeigeführte Bedürfniß einer neuen und innigeren Verbindung der Religion mit der Politik" — in gedrängten Umrissen auch zur Kenntniß des größeren Publikums.

Es ist auch heute noch der Mühe werth und lehrreich, ja zum Verständniß des Ganges der Zeiten nothwendig, einen Blick in diese Schrift zu werfen, um aus ihr zu ersehen, welche Bedeutung die heilige Allianz ursprünglich nach dem Willen des Kaisers Alexander haben sollte.

Bader geht darin von den Worten des Apostels Paulus aus: „Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses" (Römer 13, 10), und erläutert den Spruch sofort dahin, daß die Liebe nicht an oder mit dem Nächsten sündigt.

„Jede Sünde, die der Mensch an oder mit Menschen thut, geht somit aus Lieblosigkeit (Haß) hervor; — da aber Liebe sich auf Achtung gründet, — denn Liebe ist Herablassung — so geht alle Nichtliebe von Nichtachtung (Selbsterhebung) aus."

„Die Sünde, aus Menschenhaß und Verachtung entspringend, zielt sohin jedesmal auf Verderbung, Vernichtung — praktische Verleugnung — des Menschen. — Und diese praktische Menschenleugnung (in sich und Anderen) fällt aber mit wahrer, d. i. praktischer Gottesleugnung zusammen. Denn: das Band der Liebe, welches mehrere Gemüther als Glieder eines und desselben Gemeinwesens frei, weil von innen heraus — (durch Zug und nicht durch Druck) — verbindet, kann nur als Wirksamkeit eines und desselben all' diesen Gemüthern zugleich inwohnenden höheren oder centralen Wesens (d. h. ihres gemeinsamen Gottes) begriffen werden, dem sich Alle unterworfen haben. — Wo immer also wahre Liebe (nicht Trieb oder Leidenschaft) zwischen Menschen sich äußert,

ist diese wesentlich religiöser Natur. — Ein einzelnes Glied der Gemeinde kann aus dieser Verbindung nicht anders heraus- oder in sie eintreten, als indem es die Unterwürfigkeit unter jenes gemeinsame Höhere verwirft oder annimmt. Der austretende Einzelne verschließt sich der centralen Inwohnung des gemeinsamen Gottes (als wahren Gemeingeistes) und verleugnet ihn, indem er sich selbst als Centrum (Gott) geltend machen will. Der Eintretende öffnet sein Gemüth der centralen Inwohnung dieses Gottes und verleugnet sich selbst gegen ihn, indem er ihn anerkennt."

Es wird nun ein Bild des normalen, naturgemäßen, durch das Band der Liebe zusammengehaltenen gesellschaftlichen und staatlichen Verbandes entworfen und der Ursprung sowohl als das Wesen der Entartung eines solchen Verbandes nachgewiesen:

„Die Liebe, indem sie die Menschen gegen und von einander frei macht und erhält, macht sie doch keineswegs von einander los, sondern sie verbindet sie im Gegentheil zu einem gemeinsamen, einander helfenden und fördernden Leben auf die innigste und unzertrennlichste Weise (die Liebe äußert sich somit als wahrhaft organisches und organisirendes Lebensprincip; so wie der Haß als desorganisirend)."

„Verbindung setzt Ungleichheit zwischen den sich Verbindenden voraus, weil zwischen Gleichen nur Anhäufung (Aggregation) stattfindet und die Verbindung als Wirksamkeit, Handlung, begriffen, nur ein beständiges inneres Ausgleichen eines äußerlich Ungleichen ist."

(„Das Leben der Liebe stünde aus Mangel eines Objectes stille, falls nichts Ungleiches und Entferntes innerlich zu einen und zu nähern, falls keine Gliederung wäre. —")

„Dieses Ungleiche (Hohe und Niedrige, Superiorität und Abhängigkeit, Ueberfluß und Bedürfniß) durch Liebe vereint, spricht sich in dem Verhältniß und der Gemeinschaft des Erhabenen und Demüthigen aus, zwischen welchen, als seinen Polen, das Leben der Liebe selbst athmet und kreist."

Die Entartung eines gesellschaftlichen und Staats-Wesens hat immer nur darin ihren Grund, daß das Band einer freien Einigung, die vermittelnde Liebe fehlt. Da, wo die Liebe entweicht, tritt der Verfall ein — und „wichtig und lichtgebend" für die Verhältnisse, die dann entstehen, ist die Bemerkung: „daß beim Erlöschen der Liebe jene beiden Pole oder Elemente derselben, verwandelt, als Uebermuth und Niederträchtigkeit hervortreten, zwischen welchen nun Haß oder Fliehstreben anstatt Liebe eintritt."

Dieses innere Fliehstreben kann sich aber denn doch der Natur der Dinge nach nicht in äußerer Trennung, in Auflösung der menschlichen Gesellschaft realisiren; es ruft mit Naturnothwendigkeit den äußeren Druck hervor, der die auseinanderstrebenden Elemente nunmehr gewaltsam zusammenhält.

„Wir sehen also in der ethischen Natur überall den übermüthigen Despoten- mit dem feigen Sklavensinn als unzertrennbare Elemente einer und derselben Schlechtigkeit, als wahre Mitschuldige gleichsam an einander gekettet, zusammen auftreten und auch beide wieder zusammen verschwinden.“

„Mit jeder Sünde tritt sohin der Mensch gegen den Menschen (den Geist, mit oder an dem er sündigt) aus dem freien, einander helfenden organischen Verkehr in jenes feindliche Zwangs-, Druck- und Nothverhältniß von Despotie und Sklaverei und das heilige Gesetz der practischen Anerkennung oder Achtung der wechselseitigen Freiheit oder Persönlichkeit wird durch jede Sünde übertreten; sowohl von Seiten des übermüthigen Despoten, welcher eine freie und der Freiheit fähige Creatur als bloße Sache mißbraucht und mißhandelt, als von Seite des feigen Sklaven, der sich auf solche Weise mißhandeln und mißbrauchen läßt.“

Es macht dabei keinen wesentlichen Unterschied, wie diese beiden Strebungen unter die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft vertheilt sind; selbst gewaltsam umgekehrt, wie sie durch die französische Revolution waren, wo der Uebermuth von den niederen Ständen geübt wurde, bleiben diese Verhältnisse ihrem innersten Wesen nach dieselben. Mit anderen Worten, es ist gleichgültig, „ob die Despotie monarchische, aristokratische oder demokratische Formen annimmt.“

„Alle wahre Despotie und Sklaverei geht sohin aus Sünde (Irreligiosität) hervor, wurzelt in ihr, ist sie selber und kann auch nur in der Macht und Kraft der Sünde sich ausbreiten und erstarken. Sündenlust selbst ist nur Lust an Despotie und Sklaverei.“

Damit ist nun aber der Weg zur Wiederherstellung des normalen gesellschaftlichen Verbandes gewiesen.

Da es die Sünde ist, die sich — identisch mit Nichtliebe oder Menschenhaß und folglich mit Irreligiosität — im Verkehr der Menschen als Despotie kund giebt — und zwar in jedem Verkehr, in dem der Individuen, der Familien, der Stände, der Regierungen und Regierten, in dem der Völker unter einander —: da dem so ist, „kann nur Erlösung von der Sünde oder Menschenhaß, von Despoten- und Sklavenlust in jede Art dieses Verkehrs wahre Freiheit bringen.“ — „Es ist folglich absurd, das Problem der bürgerlichen Gesellschaft (freie Verbindung der Menschen) ohne den Geist der Religion lösen zu wollen.“

Die Aufgabe ist mithin, den Geist der Liebe, der Religiosität in das Leben, auch in das öffentliche, zurückzuführen und in ihm zu practischer Geltung zu bringen. Die christliche Religion aber ist als Religion der Liebe allein die Religion der Freiheit.

Es ist schon an sich Pflicht des Christen, den Geist der Sünde, des Despotismus und der Sklaverei zu bekämpfen, denn dieser Geist ist vor Allem „antichristlich.“

In bündiger Weise werden dann diese allgemeinen Sätze auf den

concreten Fall angewendet, der seinerseits vor Allen den Beweis der allgemeinen Theorie in sich trägt.

„Den auffallendsten und unwiderlegbarsten Beweis der gänzlichen Unverträglichkeit des Christianism mit der Despotie und Sklaverei giebt uns die Geschichte unserer Zeit d. h. die Geschichte der französischen Revolution, deren Koryphäen sich mit Unrecht rühmten, selbe vorzüglich durch Ausrottung oder wenigstens Außercreditsetzung der christlichen Religion herbeigeführt zu haben. Wirklich sahen wir auch bei diesem Volke mehr als bei irgend einem anderen mit dem Geiste der Religion jenen wahrer Erhabenheit und aufrichtiger Demuth der Gesinnung verschwinden und den frechsten Uebermuth mit der niedrigsten Niederträchtigkeit an seine Stelle treten und während die Politik schier aller übrigen Staaten völlig irdisch (eitel) geworden war, sprach sich die der Revolutionsregierung zuerst laut, frech und offenherzig als wahrhaft höllisch aus, sich nicht blos lossagend von aller Religion, sondern dieser selbst überall mit teufelstrunknem Wahnsinn den offnen Krieg ankündigend. — Nur personificirt (fleischgeworden) trat endlich dieser Geist der Despotie und der Sünde in einem einzelnen Menschen hervor." Bader achtet es nicht nöthig, Napoleon ausdrücklich zu nennen.

Ist nun hier die Abwehr, die Gegenrevolution nicht anders möglich als durch die Rückführung der christlichen Religiosität in den öffentlichen Verkehr — so scheint eben dadurch die französische Revolution bestimmt, eine neue Periode des Heils in den Geschicken der Menschheit herbeizuführen.

Denn es scheint „durchaus in der göttlichen Politik zu liegen, dem Schlechten und Bösen die Initiative zur Herbeiführung und Offenbarung des Guten zu lassen," — wie man in der Empörung der Geister — der Engel — die veranlassende Ursache zur Schöpfung und weiter zur Erlösung dieser Welt nachweiset. Die französische Revolution, als eine neue Concentrirung des Dämons der Despotie, könnte eine neue Gegenconcentrirung des Geistes wahrer Freiheit (d. i. der Religion) hervorrufen müssen, „und die französische Nation könnte wohl mit der jüdischen gleiches Schicksal und gleiche Strafe tragen, aber auch gleiches Verdienst sich dadurch erwerben müssen, daß sie in anderen Nationen neues Heil und Licht in demselben Verhältniß erweckte, in welchem sie sich selbst diesem Heil und Licht verschloß."

Eine solche neue Steigerung des christlichen Geistes ist aber durchaus nothwendig; sie ist das, worauf die Menschheit angewiesen ist. Denn Christus hat zwar den Menschen das Vermögen gegeben, alle Bande der Sündenlust und mit ihnen die der Sklaverei gründlich zu lösen, die Menschen aber haben bis zur Zeit von diesem Befreiungsvermögen nur einen sehr beschränkten Gebrauch gemacht, der sich höchstens nur auf die Familienverhältnisse erstreckte, und z. B. die Ehe zu einem Sacrament erhob; „aber jener Gebrauch ging und griff nicht tief und innig genug

in den öffentlichen Verkehr (der Regierung mit den Regierten; jener" d. h. der verschiedenen Regierungen — „unter sich" u. s. w.).

Es läßt sich nicht leugnen, daß es bis zur Zeit „noch keinen rein christlichen Staat giebt." Wir sehen noch in allen Staaten Christliches und Heidnisches, nicht nur ungemischt, wie Zinn und Silber neben und unter einander fortlaufen (Matthäus 13, 33), also bei keinem den chemischen Assimilations-Proceß dieser beiden heterogenen Elemente vollendet, sondern diesen Proceß sogar bei dem Eintritt der französischen Revolution stagnirend geworden. „Die französische Revolution diente nun nicht nur dazu, jener fatalen Stagnation ein Ende zu machen, sondern es ist nicht nur zu wünschen, sondern zu glauben, daß sie noch mehr leisten, daß sie nämlich Antrieb zu einer neuen, innigeren Aufnahme des Princips der Religion der Liebe und Freiheit in die Politik geben werde, welche innigere Aufnahme des Heiligen in das Unheilige auch ein Neues schaffen und sich nicht blos in der sorgfältigen Bewahrung oder Wiederherstellung alter Formen bewähren wird!"

„In der That könnte auch nur auf solchem Wege eine wahrhafte Gegenrevolution für die Zukunft begründet, und nur auf solche Weise könnten durch Erringung einer neuen Stufe zur Annäherung einer wahren Theokratie all' jene Greuel der Dämonokratie wieder versühnt werden, welche die französische Revolution über die Welt ausschüttete."

Die Forderung, daß der Geist des Christenthums in dem Verkehr der Staaten untereinander durchaus maßgebend werden solle, führt unmittelbar auf die heilige Allianz.

Es ist leicht zu begreifen, wie sehr diese etwas unklare Verbindung von religiösen Anschauungen mit geharnischten Reden gegen Despotismus und Sklaverei dem eigenen, mit Mysticismus verbundenen Liberalismus des Kaisers Alexander zusagen mußte.

Die Zuschriften des Münchener Philosophen enthielten aber auch noch ein anderes Element, das der damaligen Stimmung des Kaisers in hohem Grade entsprach.

Baader hat nämlich wiederholt gegen persönliche Freunde geäußert, die Sendschreiben an den Kaiser, die schließlich zur heiligen Allianz führten, seien eigentlich gegen das Papstthum und dessen Herstellung gerichtet gewesen.

Daß dem wirklich so war, zeigt sich selbst in der gedruckten Version dieser Sendschreiben, der wir hier folgen, wenn auch etwas versteckt, wenigstens an zwei Stellen. So ist an die Forderung, daß es sich nicht blos um die Bewahrung oder Wiederherstellung alter Formen handeln dürfe, die Bemerkung geknüpft:

„Dieser Wunsch verdient um so mehr laut zu werden, da man bereits hie und da in unseren Zeiten Vorschläge machen hört, welche den Unglauben mit dem alten Aberglauben zu heilen, sohin den neuen Teufel mit dem alten wieder zu vertreiben die Absicht haben."

Und deutlicher spricht eine andere Stelle; Baader bemerkt da beiläufig, man habe der christlichen Religion, weil sie die herrliche Tugend der Resignation lehrt, ganz mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß sie der Despotie den Mißbrauch und die Mißhandlung der Menschen erleichtere. Die einzige Lehre Pauli Ephes. 6, 7.: „Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn und nicht den Menschen dienet", spreche aber schon allein hinreichend dagegen: „In der That hat es auch kein weltlicher und kein geistlicher Despote noch mit dem Christenthum aufrichtig gemeint und jeder suchte selbes auf seine Weise zu unterdrücken. Die schlimmste Unterdrückungsweise war aber immer die heuchelnde."

In den Sendschreiben, die an den Kaiser Alexander gerichtet und für ihn, nicht für das große Publikum bestimmt waren, mochte diese Tendenz wohl schärfer ausgeprägt hervortreten — denn welche Stellung Baader im Allgemeinen dem Papstthum gegenüber eingenommen hatte, ist nicht im Mindesten zweifelhaft. Noch in den letzten Tagen seines Lebens sprach er sich darüber gegen einen jüngeren Freund sehr entschieden aus, als seiner Schrift über den morgenländischen und abendländischen Katholicismus gedacht wurde.

„Meine Hauptabsicht bei dieser Schrift", sagte Baader, „war und ist diese, der Kirche ihren alten Begriff als einer Gemeinde zu restituiren, vermöge dessen allein sie Bestand haben kann. Eine Gemeinde, welche als solche kein äußerliches Oberhaupt hat, kann sich zwar nicht äußerlich behaupten, kann aber auch nicht enthauptet werden. Jede politische Innung muß allerdings ein weltliches Oberhaupt, einen Regenten haben, sonst gleicht sie einem hauptlosen Thier, einem Gewürm. Die Kirchengemeinde dagegen kann nur ein Unsichtbares, Christum nämlich, zum Oberhaupte haben. Im entgegengesetzten Falle wird sie zu einer politischen Gemeinde, wie denn das Papstthum nichts Anderes ist, als eine solche Weltherrschaft in geistlichen Dingen, was nicht ohne Entweihung des Heiligen möglich ist. Vor Peter dem Großen versuchte der russische Patriarch in der griechischen Kirche ebenfalls den Primat einzuführen; Peter aber machte dem Unternehmen mit einem Male ein Ende, indem er die Synode gründete als einen Landtag der Kirche. Diese Synode hat ihren Fond, woraus jeder Priester und selbst der höchste Bischof bezahlt wird, und dann weiter nichts mehr zu fordern hat. So steht der Priester vor dem Volke als wahrer Gottesdiener und ist vom Staate ebenfalls ganz frei. Freilich hat in Rußland der Kaiser noch alle Gewalt über die Synode, aber er kann diese Gewalt nie ausüben, wenn sich die Synode rein kirchlich verhält."

Gegen denselben Freund sprach Baader dann auch mit großer Verachtung von dem „Getreibe, was man christliche Kunst nenne." So etwas, eine christliche Kunst, gebe es nicht, könne es nicht geben. „Was findet man in Rom? Etwa eine christliche Kunst? Nein, nur Heiden-

thum mit Christenthum übertüncht. Mit jenem Weltgepränge aber, mit jenem Kling-Klang, mit allen den heidnischen Künsten der Sinnlichkeit hat gerade das Papstthum seine Herrschaft so weit ausgebreitet. Wie gesagt, ich verachte alle diese Dinge."*)

Willkommen war dem Kaiser Alexander diese gegen das Papstthum gewendete Christlichkeit, besonders weil ihn selbst im Stillen der Gedanke an eine Vereinigung aller Confessionen zu Einer gemeinsamen Kirche von mystischem Anstrich und ursprünglicher Reinheit — nämlich wie er sich diese vorstellte — sehr ernsthaft, ja als die Hauptaufgabe seines Lebens beschäftigte.

Vieles von dem, was er in dieser späteren Periode seines Lebens that, steht damit im Zusammenhang und ist von diesem Punkt aus leicht zu erklären, vor Allem die entschiedene Unterstützung und Gunst, die er der Bibelgesellschaft gewährte; einer Vereinigung, die, von Protestanten und mährischen Brüdern geleitet, im Innern seines Reichs, nicht unter den heidnischen Völkerschaften nur, sondern auch unter den Russen, ein Christenthum zu verbreiten suchte, das nicht das der Orientalischen Kirche war.

Auch begünstigte er in auffallender Weise die gemischten Ehen, durch die ein protestantisches Element in Familien griechischen Glaubens kam, und gern sah er in den Häusern vornehmer Russen die Erziehung der Kinder Protestanten anvertraut, besonders wenn diese eine gewisse Neigung nach Herrnhut oder Sarepta verriethen. Eben diesen Bestrebungen gehört auch die Gunst an, die er einem Mann wie Feßler, dem bekannten Schriftsteller, erwies und zweien katholischen Pfarrern Liedl und Goßner, die von der Kanzel herab so unabhängig von dem katholischen Dogma sprachen, daß von Rom aus, als dort die päpstliche Macht wieder hergestellt war, die lautesten Klagen gegen sie erhoben wurden.

Schwärmer, wie Frau v. Krüdener, konnten eben deshalb leicht Eingang und die günstigste Aufnahme bei dem Kaiser finden, weil ihre Anschauungen und Ekstasen über die Formen und das Dogma aller einzelnen Confessionen hinaus gehen, ohne sie zu berücksichtigen. Solche Schwärmer schienen bereits in Mitten der idealen Kirche zu stehen, die der Kaiser im Sinn hatte.

In der päpstlichen Kirche dagegen konnte der Kaiser Alexander natürlich nur ein Element sehen, das seinen geheimen Plänen entschieden feindlich gegenüber stand, da auch sie zur Einheit strebt, aber in einem gerade entgegen gesetzten Sinn. Hier war durchaus keine Vermittelung möglich; denn so wenig er selbst geneigt war, das eigene Haupt unter die Macht des päpstlichen Stuhls zu beugen, so wenig konnte andererseits eine Kirche, die keine Ausgleichung und Versöhnung will, sondern

*) Franz Hoffmann, Biographie Franz v. Bader's. S. 155—157.

von allen anderen Confessionen, wie von den Individuen unbedingte Unterwerfung verlangt, seinen Plänen entgegen kommen. Ja selbst abgesehen von ihrem nothwendigen Verhältniß zu seinen Plänen liegt in dem Wesen päpstlichen Kirche gar Manches, das ihm widerstrebte. Die Kirche, welche die consequent durchgeführte Unfreiheit zu dem normalen Zustand des Menschen stempelt, unbedingten Gehorsam von ihm verlangt und seinen Werth ausschließlich in den Gehorsam setzt, stand schon an sich mit dem Liberalismus des Kaisers im Widerspruch — und eben so wenig konnte diese Kirche seinem religiösen Bedürfniß genügen, da sie dem Laien jede selbstständige — in der That jede intellectuell selbstthätige Beschäftigung mit religiösen Dingen streng untersagt und ihn ausschließlich auf das Wort seines Priesters, auf den unbedingten Glauben an die Lehre seines Priesters, auf den Gehorsam seinem Priester gegenüber verweist — und somit die Art von Mysticismus verpönt, der Kaiser Alexander sich hingab.

Außerdem hatte er aus Wien eine gesteigerte Abneigung gegen die katholische Kirche zurückgebracht. Der sardinische Gesandte an seinem Hof, der bekannte, in gewissen Kreisen berühmte, Freund der Jesuiten, Joseph de Maistre, bezeugt es klagend in einer Weise, die keinen Zweifel läßt.*)

So traf denn Vieles zusammen, den Kaiser Alexander für die Lehren Bader's empfänglich zu machen, und daß er, schon ehe Frau v. Krüdener nähere Beziehungen zu ihm gewonnen hatte, mit dem Gedanken umging sie in Anwendung zu bringen, wenn auch zunächst in sehr schwankender Weise, das geht unter Anderem auch aus einer Note hervor, die er zu Wien, am letzten Tage des Jahres 1814, den leitenden Ministern seiner Verbündeten zustellen ließ.

Es war darin eigentlich nur gesagt, daß Europa Ruhe und Sicherheit nur dann gewinnen könne, wenn das Friedenswerk (l'édifice de la pacification) auf derselben Grundlage errichtet werde, die den Erfolg der verbündeten Waffen sicher gestellt habe —: nämlich auf der Identität der Absichten und der politischen Grundsätze der verbündeten Mächte.

„Durchdrungen desgleichen von den unwandelbaren Principien der christlichen Religion, die ihnen allen gemein ist, werden die Souveräne, unter sich verbrüdert, auf dieser alleinigen Grundlage der politischen wie der gesellschaftlichen Ordnung ihre Staats-Maximen zur Reinheit erheben und die Beziehungen unter den Völkern verbürgen, welche die Vorsehung ihnen anvertraut hat.“ (Pénétrés également des principes immuables de la religion chrétienne commune à tous, c'est sur cette base unique de l'ordre politique comme de l'ordre social, que les Souverains, fraternisant entr'eux, épureront leurs maximes d'état et garantiront les rapports entre les peuples que la providence leur a confiés.)

*) Beilage XV.

Diese Andeutungen blieben damals ohne weitere Folgen und konnten zur Zeit auch keine Folgen haben, da vier Tage darauf das Bündniß Oesterreichs mit Frankreich und England gegen Rußland und Preußen geschlossen wurde — da Niemand sich darüber täuschen konnte, daß die wirkliche Lage der Dinge einen ziemlich entschiedenen Gegensatz zu der vorausgesetzten bildete.

Auch später geschah nichts weiter in diesem Sinn, bis Frau v. Krüdener, zu Paris, den Kaiser Alexander mit Propheten-Eifer zu christlichen Thaten spornte. Da, nach einem längeren und ohne Zweifel sehr bewegten Gespräch mit ihr und Bergasse, entwarf der Kaiser eigenhändig, in französischer Sprache, die Urkunde der „heiligen Allianz", die zuerst diesen beiden Vertrauten mitgetheilt wurde. — Welch' eine eigenthümliche Verbindung —: eine etwas abenteuerliche Prophetin — ein magnetisirender Wunderthäter — und der Kaiser von Rußland!

Der Entwurf beginnt, wie die Staatsverträge der älteren Zeit, mit der bekannten Formel: „Im Namen der heiligen Dreieinigkeit" (au nom de la très-sainte et indivisible Trinité) — und fährt dann fort:

„In Folge der großen Ereignisse, welche die drei jüngst-verflossenen Jahre bezeichnet haben, welche die göttliche Vorsehung denjenigen Staaten gewährt hat, deren Regierungen ihr Vertrauen in sie allein gesetzt hatten, überzeugt von der Nothwendigkeit die Beziehungen der Mächte zu einander auf die erhabenen Wahrheiten zu gründen, welche die ewige Religion des Erlösers lehrt, bezeugen der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen, im Angesicht der ganzen Welt (à la face de l'univers) ihren unerschütterlichen Entschluß, die Lehren dieser heiligen Religion, Lehren der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, die weit entfernt nur auf das Privatleben anwendbar zu sein, vielmehr unmittelbaren Einfluß auf die Entschlüsse der Fürsten üben und alle ihre Maßnahmen leiten sollen, — zur alleinigen Regel ihrer Handlungen machen zu wollen, sowohl in der Verwaltung ihrer Staaten, als in ihren Beziehungen zu allen anderen Regierungen."

„Sie sind demnach über folgende Bestimmungen überein gekommen: 1. den Worten der heiligen Schrift gemäß, die allen Menschen gebieten, sich als Brüder zu betrachten, verpflichten sich die drei Monarchen durch die Bande einer unauflöslichen Brüderlichkeit verbunden zu bleiben; und da sie sich immer und aller Orten Beistand und Hülfe leisten; da sie sich ferner in Beziehung auf ihre Unterthanen und ihre Armeen als Familien-Väter betrachten, werden sie diese in demselben Geiste der Brüderlichkeit leiten, um die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit zu schützen."

„2. Der bestimmende Grundsatz, der zwischen diesen Regierungen sowohl als ihren Unterthanen in Kraft bleibt, ist demnach sich gegenseitig Dienste zu leisten, sich durch ein unveränderliches Wohlwollen ihre gegenseitige Zuneigung zu bezeugen, sich als Mitglieder einer und derselben

christlichen Nation zu betrachten, wie denn die drei Fürsten selbst sich nur als die Beauftragten (délégués) der Vorsehung ansehen, um drei Zweige einer und derselben Familie zu regieren —: indem sie so bekennen, daß die christliche Nation keinen anderen Souverän hat, als denjenigen, dem allein der Besitz und die Macht (la propriété et la puissance) gebührt, weil in ihm allein sich alle Schätze der Liebe, der Wissenschaft und der unendlichen Weisheit befinden —: das heißt Gott, unseren göttlichen Erlöser Jesus Christus, das Wort (λόγος) des Allerhöchsten, das Wort des Lebens (le verbe du Très-Haut, la parole de vie). Sie (die Fürsten) empfehlen daher ihren Völkern mit der zärtlichsten Vorsorge, als einziges Mittel, jener reinen Glückseligkeit theilhaftig zu werden, die aus einem reinen Gewissen entspringt und die allein dauernd ist, sich täglich in den Grundsätzen und in der Ausübung der Pflichten zu bestärken, welche der göttliche Erlöser den Menschen gelehrt hat."

„3. Alle diejenigen Mächte, welche diese geheiligten Grundsätze feierlich anerkennen wollen, werden mit eben so vieler Bereitwilligkeit als Liebe in den Bund aufgenommen werden."

Wie seltsam die Phantasie mit dem Menschen spielt und ihn täuscht! Alexander glaubte durchaus und nur im Sinn der christlichen Moral zu handeln, indem er Frankreich beschützte — aus Gründen, die doch nicht ohne alle Beimischung von irdischem Gehalt seraphisch genannt werden können; — indem er fast in demselben Augenblick, wo er die deutschen Fürsten Friedrich Wilhelm und Franz aufforderte, diesen Vertrag zu unterzeichnen, seinen Vertretern in den Friedens-Conferenzen jene Verhaltungsbefehle gab, deren wir bereits gedacht haben.

Die Pläne, die er im Orient zu verfolgen dachte und zu deren Ausführung er Frankreichs bedurfte, waren eben ihrem Wesen nach eminent christlich. Wollte er Deutschland nicht über ein gewisses Maß hinaus erstarken lassen, vielmehr in einer Lage erhalten, die ihm selbst dort entschiedenen Einfluß bewahrte, so geschah auch das, um da im Sinn hehrer Christlichkeit wirken zu können. — Zwei erleuchtete Frauen hatten ihn überzeugt, daß es Christenpflicht sei, Frankreich gegen den Uebermuth der Sieger zu schützen und mit Ludwig XVIII. vereint die Altäre in Frankreich wieder aufzurichten. Endlich sollte der König von Frankreich selbst dem Bunde beitreten und hatte daher ein Recht auf den Schutz, den der Vertrag verhieß.

Dieser Vertrag wurde am 26. September unterschrieben. Nach dem Willen Alexander's sollte er einen persönlichen mystischen Bund unter den Fürsten begründen, dessen Inhalt der profanen Welt und selbst den leitenden Staatsmännern nicht sofort mitgetheilt werden durfte; darum sollten auch nur die regierenden Fürsten selbst, nicht ihre Minister unterschreiben. — Der König von Preußen unterzeichnete sofort, wie Frau v. Krüdener später gegen den Professor Krug in Leipzig klagend äußerte,

ohne großes Gewicht auf die Sache zu legen. Der Kaiser Franz, dem die kühneren Schwingungen der Phantasie durchaus fern lagen, den aber eine gewisse Schlauheit nie verließ, erklärte, als ihm Alexander ein wichtiges Geheimniß ankündigte: um wichtig sein zu können, müsse das Geheimniß entweder sein Gewissen, oder seine Politik betreffen; er müsse also entweder seinen Beichtvater oder Metternich zu Rathe ziehen.

So wurde dann wirklich auch Metternich in das Geheimniß gezogen; er sagte wegwerfend von dem Vertrag, das sei bloßes Geschwätz (c'est du verbiage!) — und Kaiser Franz unterschrieb in dem Sinn, wie man einem Mann, den man zu schonen Ursach hat, auch wohl einmal etwas Seltsames zu Gefallen thut, wenn es nur harmlos ist.

Später sollten alle regierenden Fürsten Europa's zum Beitritt aufgefordert werden —: nur der Sultan nicht und der Papst. — Warum der Letztere ausgeschlossen blieb, wußten sich nur die Wenigen zu erklären, die Alexander's Ansichten und Pläne genau kannten.

König Ludwig von Frankreich war nicht in der Lage, seine Zustimmung zu verweigern und so unterschrieb er denn, obgleich gerade ihm, dem Zögling der französischen Philosophie, dem Spötter, dem jedes Gefühl für Religion unendlich fern lag, der einen witzelnden Atheismus mit Behagen zur Schau trug, die Sache in einem sehr sonderbaren Licht erscheinen mußte. — Der Prinz-Regent von England dagegen konnte nach der Verfassung des Reichs einen solchen rein-persönlichen Vertrag nicht unterschreiben und beschränkte sich demnach darauf, in einem Brief zu erklären, daß er mit den Grundsätzen des Vertrags einverstanden sei.

Man könnte sagen: in welcher Weise diese „Heilige Allianz“ — nach der Absicht des Kaisers Alexander der erste Schritt zur Vereinigung aller christlichen Confessionen, zur Wiederherstellung einer allgemeinen Kirche und zur Vernichtung der türkischen Herrschaft in Europa — stufenweise, indem sie einen wirklichen Inhalt erhielt, etwas ganz Anderes wurde, als der Stifter sich dabei gedacht hatte, —: das sei die Geschichte der nächstfolgenden Jahre.

Doch hieße am Ende auch das mit Worten spielen. Die „Heilige Allianz“ ist in Wahrheit von Niemandem außer dem Kaiser Alexander ernsthaft genommen, sofort spurlos im Strom der Zeitereignisse untergegangen, ohne je eine Wirklichkeit geworden zu sein, oder auch nur die mindeste Bedeutung erlangt zu haben.

Daß die Bündnisse, die zum Kampf gegen Napoleon geschlossen waren, wie das die Zeitereignisse geboten, fort und fort bestanden, stets an die Realität anknüpfend erneuert wurden — zunächst auf einen besonderen Punkt gerichtet, stufenweise einen umfassenden Charakter annahmen und in einem dem „Heiligen Bunde“ fremden Geist ganz im Allgemeinen zum Zweck erhielten, das Streben der Zeit aufzuhalten und zurückzudämmen — das Berechtigte wie dessen Entartung; — daß dann

ferner dieses dauernde Bündniß von stets erweiterter Bedeutung, das „System der Großmächte" weiter entwickelte, jenes System, das den zu Congressen versammelten Rath der Großmächte zu einem europäischen Amphiktyonen-Gericht zu machen strebte, zu einer Behörde, welche die wichtigeren Fragen der europäischen Politik zu entscheiden habe und selbst in das innere Leben der Staaten einzugreifen befugt sei —: diese Erscheinungen bilden zusammen, so glauben wir, den wirklichen Inhalt der Geschichte der europäischen Menschheit während der nächstfolgenden Periode.

Wenn man die Gesammtheit dieser Erscheinungen als das System der heiligen Allianz bezeichnet, so ist das zum Mindesten entschieden ungenau —: es wird vollkommen unwahr, wenn man sich hinzu denkt, daß die später allgemein gewordene, theils stillstehende, theils rückwärts strebende Haltung aller oder der meisten europäischen Regierungen gleich damals beabsichtigt worden sei; daß dieser an dem Bestehenden oder Vergangenen festhaltende Geist, oder der Geist des Absolutismus, in dem heiligen Bund seinen Ausdruck gefunden habe und besiegelt worden sei.

Daß dieser mystische Bund nicht geeignet sei irgend einem praktischen Zweck zu entsprechen, erwies sich auf der Stelle. Daß Frankreich nicht sich selbst überlassen werden konnte, war einleuchtend und bereits anerkannt, indem man beschlossen hatte ein verbündetes Heer von 150,000 Mann unter dem Herzog von Wellington auf französischem Gebiet und im Besitz französischer Festungen zurückzulassen. Zu welchem Ende und unter welchen Bedingungen das geschehen sollte, mußte natürlich durch einen ausdrücklichen Vertrag geregelt werden, und so schlossen denn an demselben Tage, an welchem der Friede mit Frankreich unterschrieben wurde — am 20. November — die vier Mächte, die das Bündniß von Chaumont unterzeichnet hatten, England, Rußland, Oesterreich und Preußen, unter sich einen neuen Bund von wirklicher und weit reichender Bedeutung.

Durch den neuen Vertrag wurden zunächst die früheren zu Chaumont und dann am 25. März des laufenden Jahres 1815 geschlossenen Bündnisse abermals bestätigt; die Verbündeten sprachen die Ueberzeugung aus, daß die Ruhe Europa's von der Befestigung der in Frankreich wiederhergestellten Ordnung der Dinge, der Erhaltung der königlichen Autorität und der durch die Charte begründeten Verfassung (du maintien de l'autorité royale et de la Charte constitutionelle) abhängig sei; sie verpflichteten sich demnach das Besatzungsheer in Frankreich, wenn es nöthig werden sollte, durch 60,000 Mann von jeder der vier Mächte, oder erforderlichen Falls mit ihrer gesammten Heeresmacht zu unterstützen, um Buonaparte und seine Familie für immer vom französischen Thron auszuschließen, die Herrschaft der Bourbons aber und die Verfassung aufrecht zu erhalten.

Sie kamen ferner überein, auch nach Ablauf der Zeit, welche die Besetzung Frankreichs durch ihre Truppen dauern sollte, die zur Erhaltung

der bestehenden Ordnung der Dinge in Frankreich und des Friedens in Europa nöthigen Maßregeln zu ergreifen — und um die Ausführung dieser Verpflichtungen zu erleichtern und die freundschaftlichen Beziehungen der vier Mächte zu einander zu befestigen, sollten von Zeit zu Zeit, zu vorher bestimmten Perioden, Vereinigungen der Souveräne in Person, oder ihrer Minister — Congresse also — stattfinden, bestimmt die großen gemeinschaftlichen Interessen zu berathen und die Maßregeln, die jedesmal nöthig erachtet werden könnten, um die Ruhe und Wohlfahrt der Völker und den Frieden in Europa sicher zu stellen.

Dieser Vertrag war es, der die Congreß-Politik des nächstfolgenden Decenniums begründete und einleitete, und es ist wohl zu beachten, daß Frankreich, obgleich Mitglied der heiligen Allianz, von diesem Vertrag ausgeschlossen blieb, wie das in der Natur der Sache lag —: England dagegen, dem heiligen Bunde fremd, hier an der Spitze stand. Die wirkliche Lage und die wirkliche Bedeutung der Dinge werden uns auch dadurch klar.

Der Herzog von Wellington war ausersehen das verbündete Heer zu befehligen, das in Frankreich zurückblieb. Um ihn stets in Kenntniß von der Lage Frankreichs zu erhalten und überhaupt die Art von Aufsicht — oder wie man es wohl nennen muß: die Art von Vormundschaft, welche die verbündeten Mächte in Frankreich üben mußten und wollten, in geregelter Weise mit Einhelligkeit üben zu können, wurde beschlossen, daß die Gesandten der vier Mächte zu Paris eine beständige Conferenz bilden sollten, die sich wöchentlich einmal zu versammeln hatte, um sich über den Zustand des Landes zu besprechen und sowohl über die von Seiten der Verbündeten nöthigen Maßregeln, als über die der französischen Regierung zu ertheilenden Rathschläge zu einigen.

Sehr merkwürdig ist dann auch die gemeinschaftliche Note der vier Mächte, vermöge welcher die gefaßten Beschlüsse dem Herzog von Richelieu amtlich mitgetheilt wurden. „Der allerchristlichste König," heißt es darin, „wird in diesem Vertrag die Vorsorge erkennen, mit welcher die verbündeten Cabinette sich über die Maßnahmen geeinigt haben, die vor allen geeignet scheinen, in Zukunft Alles abzuwenden, was die innere Ruhe Frankreichs stören könnte, — mit der sie die Mittel gegen die Gefahren, welche die Grundlage der öffentlichen Ordnung, die königliche Autorität, bedrohen könnten, vorbereitet haben. . . . . Die verbündeten Cabinette sehen in den erleuchteten Grundsätzen, in den großherzigen Gefühlen, in den persönlichen Tugenden des allerchristlichsten Königs die erste aller Bürgschaften. Seine Majestät hat mit ihnen anerkannt, daß in einem Staat, der ein Vierteljahrhundert über durch revolutionäre Umwälzungen zerrissen worden ist, die Gewalt (la force) allein nicht die Ruhe der Geister, das Vertrauen in den Gemüthern, das Gleich-

gewicht in dem gesellschaftlichen Körper zurückführen kann; daß die Weisheit sich mit der Energie, die Mäßigung sich mit der Festigkeit vereinigen muß, um so glückliche Veränderungen zu bewirken. Weit entfernt zu befürchten, daß der allerchristlichste König unvorsichtigen (imprudents) oder leidenschaftlichen Rathschlägen sein Ohr leihen könnte, die darauf führen würden, neue Besorgnisse zu erwecken, Haß und Zwiespalt wieder anzufachen, finden sich die verbündeten Cabinette vollkommen beruhigt durch die eben so weisen als großmüthigen Gesinnungen, die der König zu allen Zeiten seiner Regierung angekündigt hat und namentlich zur Zeit seiner Rückkehr nach dem letzten Attentat" — (so erinnerte man an die zu Cambray erlassene Proclamation und die Versprechungen, die sie enthielt). — „Sie wissen, daß Seine Majestät allen Feinden der öffentlichen Wohlfahrt und der Ruhe seines Reichs, in welcher Form sie auch auftreten können (sous quelque forme qu'ils puissent se présenter), seine Anhänglichkeit an die von ihm ertheilte Verfassung entgegen setzen wird (l'attachement aux lois constitutionelles promulgées sous ses auspices) — seinen entschiedenen Willen (sa volonté bien prononcée), der Vater aller seiner Unterthanen zu sein, ohne Unterschied der verschiedenen Classen oder der Religion, selbst das Andenken an die Leiden, welche sie erduldet haben, zu verwischen, und aus der Vergangenheit nichts aufrecht zu erhalten als das Gute, das die Vorsehung aus dem allgemeinen Unheil selbst hat hervorgehen lassen. Nur so können die Wünsche (les voeux) der verbündeten Cabinette für die Erhaltung der constitutionellen Autorität des allerchristlichsten Königs, für das Glück seines Landes und die Erhaltung des Weltfriedens vollständig in Erfüllung gehen; nur so kann Frankreich, wiederhergestellt auf seiner alten Grundlage, die hohe Stellung im europäischen System wieder einnehmen, zu der es berufen ist."

Der Wortlaut dieser Urkunden, die keines Commentars bedürfen, bezeugt hinlänglich, daß der Geist, den man später den Geist der heiligen Allianz genannt hat, zur Zeit noch keineswegs der in allen Cabinetten der Verbündeten vorherrschende war. Die Wendungen, welche man gewählt hatte, waren diesmal nicht blos von dem Liberalismus des Kaisers Alexander eingegeben. Was Besorgnisse erregte, waren zur Zeit nicht sowohl Umtriebe der revolutionären Parteien in Frankreich, oder der Buonapartisten, — als vielmehr im Gegentheil die wahnwitzigen Ansprüche der sogenannten Ultra-Royalisten, der Emigrirten und ihres Anhangs, ihr Durst nach Rache, ihr leidenschaftliches, man darf wohl sagen wüthendes Gebahren, das einen Kampf der Verzweiflung hervorzurufen drohte. Sie hatten die entschiedene Mehrheit in der neugewählten Abgeordneten-Kammer gewonnen — und ermordeten, namentlich im Süden des Landes, Protestanten in Menge, ohne daß die Regierung Ludwig's XVIII., unter dem Druck dieser Kammer stehend, einzuschreiten wagte. Die Noth-

wendigkeit, in solchem Sinne warnend und ermahnend zu der französischen Regierung zu sprechen, war unter diesen Bedingungen jedem Staatsmann einleuchtend, selbst den Häuptern der europäischen Reaction: Castlereagh, Wellington, Liverpool und dem Prinzen-Regenten von England; — und der Gedanke nöthigenfalls auch gegen die französische Regierung einzuschreiten, lag nicht ganz unbedingt außer aller Möglichkeit.

Was den Philosophen betrifft, der zuerst auf den Gedanken eines christlichen Staats und eines allgemeinen christlichen Bündnisses geführt hatte, so hat sein Verhältniß zu seiner Zeit auch etwas Eigenthümliches. Kant, der Denker den Baader als beschränkt und prosaisch, als unempfänglich für das Geheimnißvolle verachtete, hat auf die geistige Fortbildung der deutschen Nation einen kaum zu überschätzenden Einfluß geübt — und mithin mittelbar auch auf den Gang der Geschichte kommender Zeiten —: nach einem unmittelbaren Einfluß, den er auf die Ereignisse seiner Zeit geübt hätte, würden wir dagegen vergebens fragen.

Von Baader müssen wir das gerade Umgekehrte sagen: seine Wirksamkeit in dem Cultur-Leben und der Cultur-Geschichte unserer Nation ist eine sehr unbedeutende geblieben, ja sie ist vollkommen für nichts zu achten; kaum daß ein enger Kreis von Bewunderern den geistreichen Mann gern reden hörte, ohne daß sich irgend etwas weiter daraus ergeben hätte. Und dem konnte nicht wohl anders sein, da er nicht nur gegen den Strom der Zeit zu schwimmen versuchte, sondern zugleich auch der Gegenströmung entgegen. Er war mit Action und Reaction zugleich im Widerspruch.

Dagegen aber hat er einen Fürsten zu dem Versuch veranlaßt, seine Ideen in das Leben einzuführen, und fiel auch dieser Versuch, in Folge der Unmöglichkeit, die in der Sache selbst lag, sofort in sich zusammen — so hat Baader doch vielleicht, indem er den Kaiser Alexander in einer bestimmten Geistesrichtung bestätigte und förderte, gleich Frau v. Krüdener einen wirklichen Einfluß geübt, der sich in dem Pariser Frieden, auch wohl in der inneren Verwaltung Rußlands offenbarte — aber freilich — wie das so oft das Schicksal des Menschen ist — einen ganz anderen, als er gehofft und gedacht hatte.

Beilagen.

Beilage I.

Zu S. 27.

Durch einige Bemerkungen in Hormayr's „Lebensbildern" irre geführt, haben wir den hannöverschen Minister, Grafen Münster, von dem hier die Rede ist, in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen v. Toll" Grafen v. Münster-Meinhövel genannt. Es ist uns aber seitdem mitgetheilt worden, daß er nicht der durch diesen Beinamen bezeichneten Linie des Hauses angehörte.

Er war ein Graf v. Münster-Lebenburg.

Beilage II.

Zu S. 28.

Bekanntlich sagte der Minister v. Stein auf dem Congreß zu Wien: bisher habe der deutsche Kaiser, wenn er an seinem Krönungstage edlen Jünglingen den Ritterschlag ertheilte, nach altem Herkommen gefragt: ist kein Dalberg da? — Fortan werde der Scharfrichter dieselbe Frage zu thun haben, wenn Landesverräther hingerichtet würden.

Der französische Herzog Dalberg ist öfter in seinem Leben in den Fall gekommen, unangenehme Dinge hören zu müssen. Zweimal hat er einen Wink erhalten, den französischen Hof zu meiden; einmal zu Napoleon's Zeit, und dann wieder in den Tagen der Restauration; beide Male als Talleyrand entfernt wurde, zu dessen Anhänger und Schildknappen Dalberg sich gemacht hatte. Die Formen aber, in denen diese Winke ertheilt wurden, waren charakteristisch für Menschen und Zeiten.

Die Herzogin v. Dalberg — eine geborene Brignole aus Genua — litt öfter an etwas entzündeten Augen. Als Napoleon ihren Gemahl von seinem Hof vertreiben wollte, ging er eines Abends, an dem ein Fest die glänzendste Gesellschaft in den Tuilerien versammelt hatte, auf sie zu, und fuhr sie in seiner kurzen, soldatischen Weise, so laut, daß er in weitem Kreise gehört werden konnte, mit den Worten an: „Vous avez les yeux rouges! — Vous avez pleuré? — pourquoi? — parce que votre mari va coucher avec les filles de l'opéra?" — Sie zog sich natürlich sogleich zurück.

Später, als Monsieur, von dem auch Marmont berichtet, daß ihm die Anschauungen eines Emigrirten durch alle Zeiten in wunderbarer Reinheit geblieben waren, den Anhang Talleyrand's und alle Liberalen aus der Umgebung seines Bruders, Ludwig's XVIII., vertreiben wollte — näherte er sich auch an einem Cour-Tage in den Tuilerien dem von seinem Gesandtschaftsposten in Turin zurückberufenen Herzog Dalberg, um ihn zu belehren: „Mr. le Duc, voyez-vous! — Dieu a tout fait pour les Princes; — les Princes doivent tout faire pour leurs peuples; ce qui est au-delà — c'est l'anarchie!"

Auch einer kleinen Scene mag hier erwähnt werden, die sich in den zwanziger Jahren im Schloßgarten zu Hernsheim (dem alten Lehn der „Kämmerer von Worms, genannt Dalberg") zugetragen hat. Die schöne Herzogin v. Dino erging sich mit der Frau vom Hause in Jugend-Erinnerungen an den glänzenden Napoleonischen Hof. Plötzlich rief Dalberg (der erste deutsche Reichsritter und zur Zeit Mitglied der liberalen Opposition in Frankreich) im Ton des innigsten Bedauerns aus: „Ah! si cet homme n'avait pas entrepris cette malheureuse expédition de Russie, il pourrait regner encore!" — Man stimmte ein; es entstand eine Art von Wehklagen darüber, daß „cet homme" (der inzwischen gestorben war) nicht mehr regiere. Hans v. Gagern und der Frankfurter Magnat Moritz v. Bethmann waren dabei und widersprachen nicht.

Nur ein neunzehnjähriger Heidelberger Student, der auch zugegen war, stellte im Stillen seine Betrachtungen darüber an, was es doch mit dem Liberalismus vielseitiger Staatsmänner mitunter für eine eigenthümliche Bewandtniß habe!

Beilage III.

Artikel der Quotidienne vom 7. November 1814.

Lorsque le traité de Paris stipula, que toutes les puissances engagées dans la guerre enverraient leurs délégués à un Congrès général, pour conclure les arrangements, qui doivent compléter ce traité (Art. 32) l'Europe entière dut penser, que la distribution des territoires vacants, se ferait d'un commun accord, comme d'apres les principes d'un véritable équilibre. Une semblable manière de procéder, la seule conforme aux sentiments de paix et de justice, professés par les souverains, paraissait même litéralement dictée par le traité; car un des articles garantit positivement, que la Hollande ne pourra être soumise à une souveraineté étrangère; que les états souverains d'Allemagne ne seront liés, que par une fédération, et que les états d'Italie, à l'exception de ceux, que retiendra l'Autriche, formeront des souverainetés indépendantes, (même traité Art. 6). Cette stipulation synallagmatique ne regarde pas seulement tous les signataires du traité de Paris, puisque les états d'Allemagne, d'Italie et de Hollande sont qualifiés de Souverains, ils doivent concourir à un arrangement qui garantira leur sort. D'ailleurs n'ont-ils pas été engagés dans la guerre? Ils sont donc appelés au congrès général, et par l'un et par l'autre de ces articles du traité de Paris. En arguant du terme: Puissances, on pourrait raisonnablement n'y comprendre, que les gouvernements généralement reconnus avant la guerre, et qui par conséquent s'y sont engagés comme de véritables puissances; car un général heureux, qui par hazard disposerait d'une armée, n'est pas pour cela, même avec la plus belle conduite, une puissance, tandis qu'un roi légitime reste puissance, même dans l'exil, même dans les fers.

Si ces principes sont fondés en même temps dans l'éternelle loi des nations, comme dans la lettre et l'esprit d'un traité solennel, quel génie malfaisant a pu revoquer en doute leur application au congrès actuel. Pourquoi plusieurs journaux allemands retentissent-ils des déclamations d'un parti, qui, confondant la France, puissance légitime, avec l'empire français, ou plutôt napoléonien, affectent de voir dans l'intervention d'un ambassadeur français au congrès, ou du moins dans sa coopération à la distribution de l'Allemagne et de l'Italie, une sorte d'intrusion attentoire à la liberté et à l'indépendance de ces nations? Les prétendus amis de la

liberté et de l'indépendance germanique, nous semblent eux mêmes partisans déguisés de l'oppression et de l'usurpation; du moins s'ils ont de la sincérité, ils se trompent étrangement, en essayant de semer des craintes et des soupçons contre la puissance aujourdhui la plus intéressée, comme la mieux disposée à soutenir tout ce qui est humain, juste et équitable.

La France, en abjurant ses conquêtes, a reconquis ses droits; autant elle a restitué de provinces, autant elle a gagné de titres à la confiance et à l'amitié des autres puissances. Comme nation, elle a concouru à renverser la monstrueuse tyrannie, qui pésait sur elle, avant de péser sur l'univers; les Français se sont placés, au mois d'avril, dans les rangs des Puissances alliées contre l'usurpateur, qui seul était l'objet de la guerre universelle. Comme monarchie, la France rendue aux Bourbons, ne se présente plus qu' environée de toutes les garanties morales, que donnent les vertues héréditaires des fils de Saint Louis. Ainsi, sous tous les rapports, la France se trouve dans une situation, où sa politique coincide avec la justice la plus générale. Elle ne domine sur aucune province opprimée, tous ses sujets le sont par leurs affections plus encore que par les loix; elle n'a point d'Irlandais à contenir, point de Polonais à reconcilier, point de Norvégiens à gagner. La Monarchie française actuelle est la seule peut-être, qui en soumettant à un vote national et individuel son existence politique, se verrait consacrée par la volonté unanime de toutes les parties constituantes. Une puissance semblable ne veut ni ne peut chercher la source de sa grandeur extérieure autre part que dans le beau rôle de défenseur des opprimés, de protecteur des faibles, de garant armé pour le maintien de la foi sacrée des traités, et de cette immortelle loi des nations, antérieure et supérieure à tous les traités. Voilà la grandeur légitime de la France; voilà sa prépondérance naturelle et imprescriptible. La seule conquête à laquelle la France ne veut ni ne doit jamais renoncer, c'est celle de l'amour et de l'estime des peuples, dont elle aura essayé de défendre, de conserver, ou de rétablir l'indépendance nationale sous leurs dynasties légitimes.

Mais cette justice publique, qui fait aujourdhui la force de la France, pourquoi est-elle tout-à-coup devenue un objet d'effroi pour les journalistes anglais et allemands? Elle seule, ce nous semble, fournirait les bases solides, inébranlables, éternelles, d'un nouvel équilibre de l'Europe. Parcourons les diverses contrées de notre partie du monde, partout nous decouvrirons un intime accord entre les voeux de la justice et les besoins de la politique.

Le rétablissement de la Pologne parait un acte d'expiation indispensable pour effacer le souvenir de tous ces bouleversements dictés par la seule violence et dont le partage des provinces polonaises fût le signal. Il est facile de voir que la Russie, assez occupée à défricher un territoire immense, l'Autriche obligée à tourner son activité vers le Danube et le Golfe de Venise; la Prusse étrangère aux nations slavonnes, n'ont d'autre intérêt réel que de doter généreusement la Pologne, aujourdhui légalement existante et reconnue, c'est à dire le Duché de Varsovie (art. additionel du traité avec la Russie); parceque au lieu de sujets, dont elles ne pourraient de longtemps tirer aucun parti, ces trois puissances acquerraient un intermédiaire utile pour diminuer leurs froissements réciproques.

Les états de l'Allemagne, c'est à dire la Saxe, le Hannovre, la Hesse, la Bavière, le Wurtemberg, doivent rester souverains. Cette expression d'un traité solennel exclut formellement l'idée d'un rétablissement quelconque de l'Empire Germanique. Pourquoi quelques écrivains allemands réclament-ils néanmoins ces formes surannées, qui n'ont jamais protégé les petits états, qui n'ont servi que d'instruments à l'am-

bition des grandes puissances et dont le seul fruit politique s'est réduit à ces guerres de l'Empire, toujours funestes aux états pacifiques, qu' elles entraînaient dans tous les maux inséparables de la présence des armées belligérantes! Quel est le principe qui a rendu la Souabe et la Bavière le théatre des guerres, qui leur étaient étrangères? Ce n'est point le défaut d'unité dans l'empire, c'est le défaut d'un juste respect pour la neutralité des états souverains intermédiaires entre les grandes puissances. Que cette neutralité soit reconnue, qu'elle soit appuyée sur la base d'une limitation naturelle de ces petites monarchies; qu' au lieu de les mutiler, de les démembrer ou de les composer de morceaux bizarrement enclavés les uns dans les autres, on les agrandisse en les arrondissant; qu'on respecte l'individualité nationale des Bavarois, des Saxons, des Hanovriens, des Souabes; cette nationalité si utile même aux lettres, aux sciences, aux vrais intérêts de l'humanité! Que ces nations soient aussi indépendantes que les Autrichiens et Prussiens; que les antiques dynasties, descendantes des Guelfes, des Wittelsbach, des Zähringen, jouissent de tous les honneurs de la souveraineté à l'égal des maisons de Habsbourg ou de Hohenzollern, alors une confédération libre et forte, conformément à l'esprit et à la lettre du traité de Paris, séparerait à jamais les armes françaises des armes prussiennes et autrichiennes.

La politique demande l'affermissement de la Hollande; mais si la Monarchie des Pays-bas, au lieu d'être simplement agrandie d'un territoire, comme le veut le traité de Paris, reçoit le magnifique présent d'un royaume entier, d'un royaume plus important que toute l'ancienne Hollande, la politique et la justice ne seraient-elles pas d'accord pour exiger, qu'une acquisition si extraordinaire fût balancée par la cession de quelques colonies, propres à rétablir en Amérique et en Asie l'équilibre commercial, si intimement lié à l'équilibre politique? D'ailleurs la France est replacée, à l'égard de la Hollande, dans les mêmes rélations diplomatiques qu'avant la révolution. Un traité formel, qui n'est pas revoqué (le traité des barrières, de 1715) autorise la France à prendre part aux discussions, qui intéressent les Pays-bas, cette ancienne barrière, qui, en séparant les territoirs hollandais et français, nous assurait l'alliance et l'amitié d'une nation, qui ne devrait point être aujourdhui placée envers la France dans une attitude de jalousie et d'inquiétude.

La politique européenne veut encore la formation d'une forte Puissance dans la Scandinavie. La politique de la France pourrait avoir le même intérêt, car cette puissance deviendra nécessairement son alliée. Quelles sont les éléments de cette monarchie Scandinave? La justice et la saine politique nous les montrent dans une fédération intime des trois royaumes du Nord, et de quelques petits territoires voisins, sous les diverses branches de leurs dynasties anciennes, nationales et légitimes. Au lieu de cela nous y voyons un Prince étranger, un démembrement partiel, les germes d'une longue discorde, peut-être d'une guerre civile; et on dirait que la politique n'a agrandi la Suède qu'autant qu'il le fallait pour en préparer l'affaiblissement.

L'Italie nous présente un semblable spectacle. Au Nord, sept millions d'anciens sujets du Royaume d'Italie attendront avec anxiété leur avenir politique. Si l'Autriche les réunissait tous à son vaste empire, il faudrait se demander comment le Piémont, Gênes, Parme, la Toscane et Rome pourraient conserver une indépendance, qui ne fût pas purement nominale? La réponse est donnée par un coup d'oeil sur la carte. La Monarchie de l'Italie meridionale, replacée dans ses liaisons avec les autres trônes des Bourbons, peut seule jeter un poids sur la balance des états italiens.

D'ailleurs quel funeste exemple ne donnerait-on pas, consacrant la spoliation

d'une dynastie, qui s'est immolée depuis dix-huit ans pour la cause commune des rois, qui n'a perdu son trône que pour avoir tout osé contre l'usurpateur et le fléau de l'Europe? — quel scandale moral et politique de voir dans le même instant la bonne cause triompher, mais ses défenseurs abandonnés; de voir l'ennemi commun abattu, mais l'effet de ses vengeances maintenu! —

Ainsi, de quelque côté que nous tournions nos regards, nous voyons que les conseils d'une politique injuste, et des arrangements de pure convenance laisseraient en Europe les funestes germes d'un nouveau bouleversement; nous apercevons au contraire dans la plus sévère justice et dans la plus généreuse équité les seules bases d'un nouveau équilibre réel, solide et durable. Partout aussi les intérêts de la France s'accordent avec cette justice publique qu'appellent les voeux libres et sincères de toutes les nations.

Les conseils de la France ne sauraient donc être suspects; ses voeux ne sauraient être perfides; son influence ne saurait tendre à rien de dangereux, d'inquiétant, de sinistre. Elle ne pourrait trouver de l'opposition, que par suite d'un faux apperçu des faits, ou bien dans un esprit contraire au droit des gens et aux traités, elle ne s'arroge rien en exigeant comme garantie de ses propres droits, la solidité du nouvel équilibre européen; elle plaide la cause des Rois et des peuples en plaidant la sienne. Mais il faut l'avouer, épuisée par l'extravagante ambition d'un étranger qui l'avait subjuguée, la France a besoin de plusieurs années de repos pour réorganiser ses immenses ressources momentanément taries par une administration insensée; pour cicatriser les plaies profondes que lui a faites la fureur d'un conquérant, aux yeux duquel le beau royaume de Louis XVI. n'était que le marche-pied de son prétendu trône universel. Rentrée dans ses limites de 1792, la France, pour son propre bonheur, s'est dépouillée de cette prépondérance illégitime, qui écrasera toujours sous son poids toute puissance européenne assez aveuglée pour vouloir s'en investir. La France n'a ni le devoir, ni même l'intérêt absolu de reprimer toutes les ambitions. Si d'autres puissances possédaient en ce moment le funeste avantage de pouvoir se livrer impunément à des rêves d'agrandissement, la France ne leur envierait point ces dangereuses faveurs de la fortune. Toujours assez puissante pour repousser loin de ses états toute humiliation, toute agression, elle verrait avec regret mais sans crainte un esprit d'ambition et d'égoisme tromper les voeux de l'Europe; mais elle aurait du moins l'honneur d'avoir refusé sa sanction à tout ce qui ne serait pas conforme à la justice et à l'équité. Par ce refus elle se reserverait, non pas un prétexte à de nouvelles conquêtes, mais seulement le rôle glorieux de médiatrice dans les discordes, qu'un équilibre mal affermi ne tarderait pas de faire éclore.

Beilage IV.

Brief des Generals Gneisenau an den Grafen Goltz. (Ueber den Aufstand der sächsischen Truppen in Lüttich.)

Der Aufstand der sächsischen Truppen zu Lüttich, der ohne Zweifel durch mancherlei Veranstaltungen und Bemühungen von einem entfernten Mittelpunkte aus in Gang gebracht wurde, ist in neuerer Zeit mehrfach besprochen worden. Da aber doch wohl nicht alle Umstände dieses beklagenswerthen Ereignisses gehörig beachtet worden sind,

könnte folgendes Bruchstück aus einem Brief Gneisenau's an den Grafen Goltz wohl von einigem Interesse sein:

„Namur, 16. Mai 1815. — Wir haben Papiere entdeckt, geschrieben vor unserem Vorfall mit den sächsischen Truppen, worin nebst einem an unseren König geschriebenen sehr heftigen Briefe auch eine Anzeige eines sächsischen Offiziers an den Obersten von Zeschwitz gemacht wird, daß die Sachsen zum Feinde im Fall eines Gefechts übergehen würden."

Es ist gewiß auffallend, daß der Oberst v. Zeschwitz von dieser Anzeige keinerlei Gebrauch gemacht hatte.

Beilage V.

Actenstücke, den Operationsplan der Verbündeten betreffend.

a) Considérations sur les Opérations militaires qui pourraient avoir lieu en différentes époques (von Knesebeck).

I.

Vienne ce 18 Avril 1815.

Par les mémoires ci-joints on a tâché de montrer, 1. La nécessité de donner derechef de l'ensemble aux opérations des différentes armées. — 2. De bien distinguer les époques, afin de ne pas se tromper sur le calcul des forces de l'ennemi. Essayons maintenant quelques considérations sur ces opérations mêmes.

L'époque où un mouvement isolé et rapide pour le soutien de Paris aurait pu produire un grand résultat parait être passée. Cette opération n'était bonne qu'aussi longtemps que le Roi de France était à Paris, et que Paris se maintenait. La célérité de Buonaparte et la déchéance complette de l'armée française l'a fait manquer. Une autre question se présente pour le moment: — savoir, si l'on doit rester passif jusqu' à ce que l'armée autrichienne sera arrivée sur le Rhin, ou si les opérations doivent commencer avec les forces rassemblées déjà; savoir donc, avec 50,000 hommes qui se trouvent déjà sur le Haut-Rhin; 50,000 Prussiens sur la Meuse; 43,000 de l'armée Anglo-Belgique.

Les raisons qui parlent pour une telle offensive à l'instant sont: —

1) De soutenir le parti Royaliste du midi de la France et de la Vendée avant que Buonaparte parvienne à le supprimer.

2) D'empecher que Buonaparte ne profite pas de l'intervalle pour consolider son gouvernement, et gagner l'opinion de la nation, comme celle de l'armée s'est déjà prononcée pour lui.

Il n'y a pas de doute que ces deux raisons sont d'une très-grande conséquence, mais ceux qui s'y opposent ne sont pas moins fortes.

1) Il faut se demander si l'entrée des armées alliées sur le sol Français n'éveillera pas la nation, et la ralliera autour de Buonaparte au lieu de l'éloigner de lui.

2) Le mémoire (B.) montre que la force disponible de Buonaparte égalera la nôtre jusqu' à la fin de Mai; savoir qu'il pourra paraitre en campagne encore avec 120,000 hommes, après avoir laissé des garnisons dans les places fortes, et des corps pour combattre la Vendée, le Midi, et pour observer Paris.

A cela il faut compter que les forteresses que les Alliés trouveront à l'instant qu'ils auront passé les frontières de la France, et qu'ils doivent nécessairement bloquer ou assiéger, affaibliront tellement leurs armées que Buonaparte, en se concentrant derrière ces forteresses leur sera prépondérant en forces. Si on ajoute à cela que les Alliés, par la situation géographique de la France, manoeuvrent sur le circuit du cercle, et que Buonaparte a ses forces concentrées dans le centre, la situation militaire sera si défavorable pour les armées alliées s'ils entrent en France sans forces suffisantes, qu'une telle opération, autant que les raisons alléguées semblent l'exiger, a trop de chances défavorables, qu'elle (ne) pourrait être conseillée autrement, que dans le seul cas que la Suisse, en joignant ses forces à celles des alliés, permettrait un libre passage à l'armée du Haut-Rhin, et que cette expédition qui se dirigerait alors sur Lyon, serait en même temps soutenue directement par la marche des troupes du Roi de Sardaigne sur Grénoble et Chambéry, et indirectement par les manoeuvres des armées de Blücher et de Wellington, qui auraient la tâche d'attirer les forces de l'ennemi de leurs côtés, et de les occuper sans pourtant s'engager autrement à un combat général, qu' à des chances très-favorables pour eux.

Telles sont les considérations qui se présentent pour les opérations qui pourraient avoir lieu pour le moment. Ceux de l'avenir semblent devoir être bien distinguées pour les deux époques marquées dans le mémoire (B.): savoir, celle au commencement du mois de Mai, ou quatre semaines plus tard.

La première époque demandera beaucoup plus de circonspection pour les mouvements que la seconde, quoique le plan en général paraît pouvoir rester le même.

Devait-on se décider à ne rien entreprendre pour le moment, mais d'attendre jusqu' à ce qu'on pourra entrer en France en force de toute part, il paraît que voici quelles doivent être les lignes fondamentales d'une telle opération.

Battre les armées de Buonaparte, délivrer la nation Française du joug sous lequel elle gémit, tel est le but de la guerre. Tomber sur l'armée Buonapartienne avec tant de forces que possible; donc diriger les mouvements des différentes armées alliées de manière que jamais une d'elle (ne) risque d'être accablée séparément, mais au contraire, que plusieurs doivent toutefois se trouver ensemble, et s'il est possible réunis au jour de bataille générale. Voilà le moyen d'atteindre ce but.

Il résulte de cette considération que si pour destituer Buonaparte Paris doit être derechef l'objet que les armées alliées se proposent, elles doivent se trouver sur la même hauteur avant de commencer un mouvement combiné sur cette capitale.

Il semble donc que l'armée de Wellington doit prendre position entre Enghien, Hal et Genappe, tenant des postes d'observation à Charleroi et sur sa droite jusqu' à Ostende.

Cette armée doit regarder Anvers comme le point duquel ses opérations doivent partir, et où elle doit s'être réservé et préparé un asile, au cas d'une stricte défensive; enfin Anvers doit être en Hollande pour l'armée Anglaise, ce qu' était Lisbonne pour elle en Portugal.

Au cas qu' elle se voit attaquée par des forces supérieures elle se retire sur cette direction, et y prend position jusqu' à ce que les opérations des autres armées viendront la dégager.

L'armée de Blücher prendra position sur la rive droite de la Meuse, entre Namur, Huy et l'Ourthe.

Cette armée s'étant éloignée de Mayence, prendra pour le moment Juliers ou Wesel pour place d'armes.

Les circonstances que les capitaines expérimentés de ces deux armées jugeront

le mieux sur les lieux, leur indiqueront ce qu'il y aura à faire, et on laisse à leur sagesse d'en profiter.

On croit cependant devoir les prévenir que jusqu' au commencement du mois de Juin l'armée du Haut-Rhin ne pourra pas être rassemblée, ni passer cette rivière en force.

Le fardeau de la guerre pésera donc jusque là seul sur les forces réunies sur la Meuse, et le soutien de l'armée du Haut-Rhin devra se borner à des diversions, ou vers le Midi de la France ou vers la Lorraine.

Des raisons majeures, comme par exemple la vraisemblance d'une contre-révolution à Paris, ou la certitude que l'ennemi, ayant été dans la nécessité de faire des forts détachements pour le Midi, ne se trouvera pas en force du côté des Pays-Bas, peuvent donner la possibilité de battre un corps d'armée de l'ennemi, ou de surprendre une des places fortes. Mais si, cependant ces raisons ne determineraient pas les deux armées à prendre à l'instant une vive offensive, il parait que pour le moment leurs opérations doivent se borner à une défensive active, et de se soutenir réciproquement, jusqu' à ce que l'armée du Haut-Rhin pourra lier ses opérations aux leurs.

Quand les forces de l'ennemi tomberaient sur l'une de ces armées sans que l'autre serait pressée, celle-ci manoeuvrerait en attendant sur le flanc de l'ennemi. Par exemple, quand l'armée de Wellington serait contrainte de se retirer sur Anvers, et l'armée de Blücher pas pressée en même temps, celle-ci s'avancerait sur le flanc de l'ennemi, pour dégager l'armée de Wellington, avec recours (?) de ne pas trop s'éloigner de la Meuse et des points de Namur et de Liège. De même, quand l'armée de Blücher devrait être menacée, l'armée de Wellington passerait la Meuse pour soutenir Blücher. Si l'ennemi se porterait avec toutes ses forces du côté de la Moselle, les deux armées marcheront à la gauche sur Luxembourg, et tâcheront de le couper de ses ressources. En même temps un mouvement semblable se fera du côté de Mannheim sur Trêves, par l'armée du Haut-Rhin.

Dans cette position les deux armées resteront jusqu'à ce que l'armée du Haut-Rhin passera le Rhin. Quand le moment de ce passage sera venu, les armées de Blücher et de Wellington tâcheront de le faciliter par un mouvement offensif de leur côté. L'armée du Haut-Rhin continuera en attendant de se rassembler sur les lieux indiqués. Le moment de ce passage étant venu, elle se rassemblera vite sur un point, jetera des ponts, et passera cette rivière d'après les circonstances, ou à Bâle, ou entre Huningue et Brissac, attirant l'attention de l'ennemi du coté de Spire, par un corps qu'elle tiendra de ce côté. Le point d'appui de l'armée du Haut-Rhin doit rester derechef la Suisse, sans pourtant y passer qu'avec consentement du gouvernement Suisse Mais comme il est indispensable pour l'armée Autrichienne d'avoir une communication directe par la Suisse avec l'Italie, ainsi qu'il est de la plus haute conséquence, et pour les opérations militaires en général et pour la sureté de la Suisse elle-même, d'avoir un libre passage par Bâle et Genève, on entamera une négociation avec le gouvernement Suisse pour obtenir une route militaire entre la Souabe et l'Italie, et le passage par les deux points indiqués. La ligne d'opérations de cette armée sera Bâle, Béfort, Langres, Mühlhausen, Epinal.

D'après cette esquisse on verra que les armées alliées ne formeront jusqu'à l'arrivée de l'armée Russe que deux grandes masses, l'une groupée sur la Meuse, l'autre du côté de la Suisse. La situation des circonstances a amené cette position, et sans vouloir exposer l'armée de Wellington à un échec, il ne faudra rien y changer. Aussi se pourra-t-il que l'ennemi par là se voit forcé de former de son côté

de même deux armées, donc de partager ses forces; mais s'il ne le fait pas, la trop grande distance entre la Meuse et le Rhin lui donnera l'avantage de manoeuvrer longtemps sous la protection de ses forteresses et du Rhin du côté de Strasbourg, pendant qu'il pourra tomber avec prépondérance sur l'armée de la Meuse; et s'il devrait réussir à la battre, de l'achever entièrement avant qu'elle pourra être soutenue.

Ces considérations n'échapperont pas sans doute aux illustres capitaines qui commandent les deux armées de ce côté-là, et les détermineront à ne rien hasarder. Si l'ennemi voulait profiter de la lacune qui jusqu'à l'arrivée des Russes se trouve entre l'armée du Haut-Rhin et de la Meuse, et se jetter dans cette intervalle, il semble qu'il faut être bien d'accord de se porter sur ses communications de toutes parts. Voilà à ce qu'il parait la disposition générale jusqu'à l'arrivée des réserves et de l'armée Russe. Si les circonstances n'ont pas changées jusque là, alors un mouvement général pour l'intérieur de la France pourra se faire avec assurance de tous côtés.

En attendant on aura soin de préparer à toutes les armées un train d'artillerie de siège, d'accélérer les marches des troupes en arrière, de les former en corps avant qu'ils passeront le Rhin, et de bien préparer les moyens pour rester pendant toute la guerre toujours au grand complet.

L'armée d'Italie ne peut entrer pour le moment dans ce calcul des opérations, et doit agir séparément juqu'à ce que peut-être à l'avenir elle pourra lier ses opérations directement à celles des autres armées.

II.

Vienne, le 24. Avril 1815.

D'après les mémoires successifs que le soussigné a eu l'honneur de soumettre aux yeux des illustres Souverains, reste encore à faire l'esquisse de quelle manière qu'il faudra manoeuvrer quand le moment sera venu de marcher sur Paris.

La situation de la France présente deux opérations pour atteindre ce but: — L'une les Alliés ont suivi dans la dernière campagne en s'avançant avec leurs plus grandes forces par les routes de Langres et de Dijon, l'autre peut se faire par la droite en portant les plus grandes forces entre la Marne et l'Oise.

Considérant que les armées de Blücher et de Wellington, partant de Mons et de Namur, n'auront à faire que la moitié de chemin que ceux du Rhin, il parait qu'il faudra donner la préférence cette fois à la seconde opération.

Si l'on s'y devrait résoudre, voici à ce qu'il parait (quelles) doivent être les dispositions: —

Les corps de Wrede et du Prince Royal de Würtemberg doivent marcher sur la Sarre. L'armée Russe s'y portera de même aussitôt que possible.

L'armée Autrichienne restera sur le Haut-Rhin. Le quartier général des Souverains sera pris à Fribourg. On tâchera de répandre de toutes parts les bruits qu'on suivra à peu près le même plan de campagne que l'année passée; que la grande armée s'avancerait derechef sur la route de Bâle et Langres, qu'elle serait secourue par l'armée d'Italie et les Anglais auraient insisté de faire le siège de Dunquerque; ce qui conviendrait à (contraindrait?) Blücher de rester sur la défensive, et de faire une guerre méthodique, qu'il en était furieux etc. etc.

S'il est possible, il faut vendre de telles nouvelles et un tel plan à un des émissaires de Buonaparte; en général rien négliger pour attirer les forces de Buonaparte vers les frontières de la Suisse ou de l'Italie.

Si l'on réussit par ces stratagèmes à détourner les forces militaires de Buonaparte de Paris, et de les attirer sur le Haut-Rhin, alors il faut vite réunir les armées du Haut-Rhin avec celle de la Russie, ce qui ferait:

Armée du Haut-Rhin: —

Colloredo	40,000
Hohenzollern	36,000
Réserve	50,000
Wrede	60,000
Prince Royal de Wurtemberg	50,000
	236,000
L'armée Russe	120,000
En tout —	356,000

et marcher à lui pour lui livrer bataille, ou l'occuper et le forcer de rester sur le Haut-Rhin pendant que Blücher et Wellington se porteront brusquement sur Paris.

Si on décompte de ces 350,000 hommes cinquante pour observer les forteresses de l'Alsace, on garderait toujours 300,000 pour marcher sur Buonaparte et lui livrer bataille, et Wellington et Blücher exécuteraient le manoeuvre sur Paris avec 120,000.

Si on ne devrait pas réussir à attirer la plus grande masse des forces de Buonaparte vers la Suisse, l'Italie ou le Haut-Rhin, l'alternative se présente ou que Buonaparte, se voyant menacé de Wellington et Blücher, marche vers eux avec des forces supérieures, ou qu'il attend dans un cercle resseré autour de Paris, à peu près à la hauteur de Peronne, Laon, Rheims, Châlons, Troyes, les manoeuvres des Alliés.

Dans le premier cas Wellington et Blücher doivent avoir la liberté de disposer des corps de Wrede et du Prince Royal de Wurtemberg, et pour les attirer directement à eux, et pour les faire marcher dans le flanc de l'ennemi.

Dans le second cas, que Buonaparte devrait rester dans le cercle marqué pour attendre jusqu'à ce que les manoeuvres des Alliés se soient entièrement développées, voilà ce qu'il paraît qu'il faudrait faire.

Se concentrent sur la Sarre, du côté de Deux-ponts — les corps de Wrede de 60,000, et du Prince Royal de Wurtemberg de 50,000: en tout de 110,000. On passe le Rhin à Mannheim, se portant premièrement sur la Sarre, et de là, par des marches rapides, sur Stenay.

L'armée Russe de 120,000 passe le Rhin à Oppenheim, se dirige derrière l'armée Bavaroise, par Kreuznach, Birkenfeld, Trèves, à Luxembourg.

L'armée Autrichienne de 125,000 passe le Rhin entre Strasbourg et Basle.

Chaque armée destine un corps de vingt jusqu'à trente mille hommes, qui restera en arrière d'elle, pour contenir le pays, observer les forteresses, et soigner l'approvisionnement des armées. Tout ce qu'il y a de Landwehr disponible se joigne à eux. Cette disposition faite, les opérations commencent.

L'idée générale est:

1) Qu'on présente à l'ennemi trois masses à peu près égales, dont le centre est destiné à se porter, d'après les circonstances, ou sur la droite ou sur la gauche, et de renforcer de cette manière par un mouvement rapide, une des ailes pour lui donner une telle prépondérance de forces qu'elle pourra livrer bataille à l'ennemi avec l'espoir de la victoire.

2) Si donc ce mouvement doit avoir lieu sur la droite, les armées Russe, Prus-

sienne, Anglaise et Bavaroise tâchent de se réunir sur la Meuse aussi vite que possible; réunis, elles chercheront l'ennemi pour lui livrer bataille, ou marcheront brusquement sur Paris, tâchant de le battre s'il s'y oppose ou de se tourner sur leur gauche, si l'ennemi cherche de les prendre en flanc par Chalons, ou en longeant la Meuse, manoeuvre auquel il faudra s'attendre, si Buonaparte est resté concentré dans le cercle de Troyes, Chalons, Rheims.

3) Que le Prince Royal de Würtemberg entretient les communications entre ces armées et l'armée Autrichienne, et que celle-ci manoeuvre dans le flanc de l'ennemi, cherchant à l'attirer de son côté, de le détourner du côté de Paris, ou de le suivre s'il se tourne vers les armées de Wellington et de Blücher.

Pour cet effet l'armée Autrichienne s'avancera premièrement sur Langres, le Maréchal Wrede sur Verdun, le Prince Royal de Würtemberg sur Nancy, Toul, et Comercy; l'armée Russe en tournant Sarre-Louis, Thionville, Longwy, sur Stenay; l'armée de Blücher sur Mezières; Wellington sur Chimay. Chaque armée adopte en principe de suprendre, s'il est possible, sur son chemin quelques places fortes, et de ne pas s'engager avec des forces supérieures.

Si l'ennemi tâche de percer au centre, le Prince Royal de Würtemberg se replie, et trouvera, dans le cas le plus malheureux, toutefois des asiles sûrs à Mayence ou Luxembourg, pendant que les autres armées se porteront sur le flanc de l'ennemi, pour le battre ou le prévenir à Paris.

---

b) Mémoire du Feld-Maréchal Prince de Schwarzenberg.

Vienne, ce 28 Avril 1815.

A l'ouverture de cette campagne l'Autriche part de certains principes généraux.

Le but de cette guerre est le repos et la sécurité de l'Europe, menacées par le caractère entreprenant et hardi d'un chef et d'une armée licencieuse.

Les forces qu' on a destinées à cette entreprise peuvent être au moins évaluées au double de celles qui leur sont opposées par le chef des Français. Elles ne peuvent donc se trouver en infériorité que dans le cas: —

Ou, en se divisant trop, elles offriraient à l'ennemi une résistance trop faible sur de certains points, et l'occasion de réunir avantageusement ses moyens d'agression.

Ou bien, en se resserrant trop, elle fourniraient un colosse immobile, qui n'aurait pas les moyens de se développer, et entrainerait même l'impossibilité de pourvoir aux subsistances des armées.

Ou bien, si une des parties se portait en avant avec trop de précipitation, et sans avoir suffisament assuré ses communications contre les mouvements qui seraient à redouter de la part des habitants du pays, s'ils étaient appuyés par les garnisons des forteresses qu' on serait obligé de laisser en arrière.

Détruire l'armée et son chef est donc le premier but de cette guerre. Eviter les dangers susmentionnés en est le second.

Il serait dangereux de se laisser aller à des illusions flatteuses. Le temps qui pouvait être favorable à un projet d'invasion, est déjà passé, les armées des Alliés étant généralement trop éloignées des frontières de la France. Les moyens de résistance des Français sont nombreux, et nous ne pourrons espérer de les combattre avec avantage qu' en autant que nous nous attacherons à opposer un grand esprit d'ordre militaire, et l'accord le plus parfait dans nos mesures, au principe de

désordre et de brigandage que Napoleon ne manquera pas de mettre en usage contre nous.

Ces considérations nous portent à établir les principes suivants.

1) Chacune des armées doit s'attacher à la base d'opération qui lui est la plus naturelle.

2) Toutes les armées doivent avoir un objet d'opération commun entre elles, afin qu'elles puissent diriger leurs efforts vers le même point.

3) La route qui conduit de la base à ce point doit être suffisamment assurée, soit par des retranchements, soit par l'établissement de corps de reserve. En un mot l'armée doit se trouver dans la plus parfaite sécurité quant à ses derrières.

Il n'est pas probable que l'ennemi puisse opposer 400,000 hommes aux 800,000 que nous mettons en mouvement contre la France. Il sera donc forcé, ou de diviser ses forces en adoptant un système de lignes étendues, ce qui ne peut manquer de le conduire à sa perte, ou bien il réunira la majeure partie de ses forces pour nous attaquer avec supériorité sur un point.

4) Les armées qui avancent doivent donc être disposées de manière qu'elles puissent contraindre l'ennemi à découvrir entièrement une partie de ses possessions, s'il était tenté d'agir offensivement d'un autre côté.

5) Le moyen le plus efficace pour atteindre ce but serait de menacer différents points assez distants les uns des autres pour pouvoir, dans le cas qu'une de nos armées essuyât des revers, rétablir les affaires en agissant avec vigueur d'un côté différent, l'empêcher de poursuivre ses avantages déjà acquis, et l'obliger peut-être à gagner avec rapidité une pointe opposée de sa monarchie.

Ce n'est qu' ainsi qu'une de nos armées battue gagnerait le temps nécessaire pour reprendre l'offensive, et que même en admettant un second revers, l'ennemi finirait par succomber à la continuité de ses efforts.

La base d'opération naturelle à l'Autriche ne peut être que celle qui favoriserait sur la ligne la plus directe la communication de son armée d'Italie avec celle de l'Allemagne, ainsi que les secours réciproques qu'elles pourraient se porter.

Son aile droite est appuyée par la place de Mayence, sa gauche par les gorges du Piémont, son centre par celles de la Suisse.

La base d'opération de l'armée Prussienne s'étend sur sa gauche jusqu'à Mayence; sa droite est couverte par l'armée Anglaise: donc les opérations concertées avec la première ne peuvent être basées que par la Hollande et les Pays-Bas.

Ceci paraissant les bases naturelles qui s'offrent aux Puissances mentionnées ci-dessus, il n'y a que l'armée Russe qui en soit dépourvue dans cette guerre, attendu qu'elle se trouve à une trop grande distance de son pays. La tâche qu'elle a à remplir se présente d'elle-même; elle doit remplir le grand interval que la nature même des opérations des armées alliées, Autrichiennes, Anglaises et Prussiennes, formera infailliblement. Elle doit être prête à porter des secours à celle d'entre les armées alliées qui en aurait besoin, non pas comme une armée de réserve, mais placée sur la même ligne, afin de pouvoir se porter à droite ou à gauche selon le besoin.

L'offensive des Autrichiens doit être dirigée sur la gauche, et en partant de son aile gauche; celle des Anglais et des Prussiens sur la droite, et par conséquent partant de leur aile droite.

Il en résulte qu'indépendamment des autorités militaires il y a trois grandes masses à disposer, savoir:

1) Une armée combinée Autrichienne sur		Hommes
le Haut-Rhin, forte de		165,000
Corps de Bavarois		60,000
Corps de Wurtembergeois		15,000
Troupes de Bade		16,000
Darmstadt		8000
Armée Autrichienne en Italie		70,000
	Total	344,000
2) L'armée Prussienne et Anglaise,		
consistant en Anglais, Hannovriens, Hollandais		60,000
Prussiens		160,000
Saxons et Hessois		30,000
	Total	250,000
3) Armée Russe, forte de		200,000

Les bâses de ces armées sont données, leur objet d'opération est Paris, et la masse de l'armée Française partout où elle se présentera. En conséquence de ces principes, l'armée Prussienne ferait un mouvement sur sa droite, et l'armée Autrichienne sur sa gauche, aussitôt que l'armée Russe serait arrivée. L'opération principale ne peut cependant commencer avec avantage avant que 50,000 Russes n'ayent rejoint l'armée Prussienne auprès de Coblence, et que le même nombre n'ait fait sa jonction avec l'armée Autrichienne auprès de Mannheim.

Le gros de l'armée Russe se porterait en marches forcées sur Mayence et Coblence; et quand la tête de leurs colonnes y sera arrivée, on sera à portée de juger si c'est sur la droite que le corps Anglo-Prussien, ou sur la gauche que le corps Autrichien aura le plus besoin de son appui.

Tels sont les principes généraux sur lesquels il faut tomber d'accord avant d'ouvrir la campagne.

Pour les détails des opérations, pour les moyens les plus propres à atteindre le but général, il faut s'en remettre à l'expérience et aux lumières des quatre généraux en chef; et eux-mêmes ne pourront les déterminer que quand leurs forces seront réunies, qu'ils connaîtront celles des ennemis, et les positions qu'ils auront occupées.

Cependant ces principes généraux devraient être dictés par leurs Souverains aux quatre généraux en chef pour leur direction générale.

Il résulte toutefois de cet exposé qu' une opération offensive ne peut être ouverte avant le 16 de Juin. Tout ce que l'ennemi pourrait vouloir entreprendre jusq'à cette époque, devrait être soumis aux mêmes principes que nous venons d'établir par rapport à l'offensive; c'est à dire qu' un corps de troupes attaqué avec supériorité, se retirerait sans se compromettre jusqu' à ce que tous les autres eussent fait des démonstrations énergiques.

Si peut-être des raisons majeures engageaient S. M. l'Empereur de Russie à désirer la réunion des forces russes entièrement sur un point, ou sur la droite ou sur la gauche, sans accéder un (au?) détachement proposé de 50,000 hommes, on croit que cela n'attaquerait pas essentiellement les principes généraux établis dans ce mémoire, pourvu que le total de cette armée occupe au plutôt la position qu' on avait indiqué en première ligne à l'armée de 100,000 hommes.

(Auch ohne einige Fehler, die wahrscheinlich dem Abschreiber zur Last fallen, wäre

das Französisch dieser Actenstücke jedenfalls nicht musterhaft zu nennen. Hin und wieder erräth man sogar nur mit einiger Mühe was die Verfasser eigentlich sagen wollen. „Indépendamment des autorités militaires" z. B. soll heißen: „abgesehen von den verschiedenen selbstständigen, einen Armee-Oberbefehl führenden Hauptquartieren, die unabhängig von einander, nebeneinander in der Gesammt-Macht der Verbündeten bestehen.")

---

c) Operations-Plan für die verbündeten Armeen entworfen von dem General-Lieutenant Baron Toll, und dem Kaiser Alexander vorgelegt zu Wien den $\frac{\text{25. April}}{\text{5. Mai}}$ 1815.

(Uebersetzung aus dem Russischen.)

Der General-Lieutenant Toll nimmt sich die Freiheit, nachdem er die, ihm durch den Gen. Adj. Fürsten Wolkonsky mitgetheilten Acten der hier zu Wien, auf Veranlassung der Rückkehr Buonaparte's nach Frankreich gehaltenen Militär-Conferenzen gelesen hat, auch seine Meinung in Beziehung auf die bevorstehenden Kriegs-Operationen hinzuzufügen.

Die zahlreichen Armeen, die sich in diesem Augenblick an den Grenzen Frankreichs versammeln, bilden eine Macht, die der französischen fast um das Vierfache überlegen ist, und dadurch wird es möglich, in angemessener Weise auf drei Operations-Linien zu agiren und zwar namentlich:

Die englisch-niederländische Armee unter den Befehlen des Herzogs von Wellington, 100,000 Mann stark, und die preußische, unter dem Feldmarschall Blücher, von 150000 Mann, werden sich vor dem Beginn der Feindseligkeiten, in der Umgegend von Namur, einander in solcher Weise nähern, daß sie nicht weiter als auf drei Märsche von einander entfernt bleiben. Da dem Gen. Lieut. Toll die Aufstellung der französischen Streitkräfte nicht bekannt ist, kann er auch die Punkte nicht näher feststellen, die zu den Sammelplätzen der genannten Armeen gewählt werden müßten, nur glaubt er, daß die Angriffs-Bewegungen beider nicht durch die Maas getrennt bleiben dürfen. Diese Maßregeln der Vorsicht müssen getroffen werden, damit man im Stande sei, zur ersten Schlacht ohne Hindernisse eine sehr große Uebermacht gegen den Feind zu vereinigen und wo möglich mit einem entscheidenden Schlage den Krieg zu enden.

Da diese beiden Armeen auf der kürzesten Linie gegen Paris agiren, müssen sie, um eine größere Uebereinstimmung in den Operationen herbeizuführen, beide unter den Oberbefehl des Herzogs von Wellington gestellt werden. — Der Feldmarschall Blücher hat sich im Jahre 1813, als er der älteste General der Cavalerie in der verbündeten Armee war, sehr bereitwillig unter die Befehle des Grafen Wittgenstein gestellt, daraus darf man schließen, daß auch gegenwärtig eine solche Anordnung keine Schwierigkeiten haben würde.

Die Armee des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg bildet, wenn man 150,000 Oesterreicher rechnet, 50,000 Baiern, 25,000 Württemberger, 10,000 Badener, 8000 Hessen-Darmstädtischer und Nassauischer Truppen, eine Masse von 240,000 Mann. Diese Armee geht noch vor Beginn der Feindseligkeiten zwischen Speier und Mannheim über den Rhein, läßt eine Abtheilung von 50,000 Mann zurück, sowohl um ihre, über Mannheim gehende Verbindungs-Linie zu decken, als um die Festungen Straßburg und Landau zu beobachten. Diese Festungen müssen, nach der Eröffnung der Feindseligkeiten, nur durch Cavalerie-Detachements eingeschlossen werden, die Hauptmasse des Observations-Corps aber muß, ungefähr 45,000 Mann stark, eine Central-Stellung zwischen Weißenburg und Hagenau einnehmen.

Die Kriegs-Erklärung muß über Mannheim und Metz nach Paris gesendet werden, damit, so wie sie ergangen ist, die Armee des Fürsten Schwarzenberg unter allen zuerst ihre Angriffs-Operationen beginnen kann, indem sie ihren Marsch an Metz und Verdün vorbei, über Chalons auf Paris richtet. Zur Einschließung von Metz, Verdün, Thionville und Saarlouis wird der Fürst Schwarzenberg Blokade-Corps nach eigenem Ermessen zurücklassen. — Von allem eben Erwähnten muß der Herzog von Wellington zum Voraus in Kenntniß gesetzt werden, damit er in Uebereinstimmung mit den Bewegungen der Armee des Fürsten Schwarzenberg handeln kann; denn es kann wohl sein, daß Buonaparte, eine so baldige Eröffnung der Feindseligkeiten nicht erwartend und da die verschiedenen Abtheilungen seiner Armee von Metz bis Lille auseinander gezogen sind, zunächst eine Schlacht vermeidet, um seine Streitkräfte zwischen Chalons, Rheims und Laon zu vereinigen; deshalb ist es unerläßlich, daß die Armeen des Herzogs von Wellington, des F.-M. Blücher und des Fürsten Schwarzenberg zu gleicher Zeit vor dem, in der eben genannten Stellung vereinigten Feinde erscheinen.

Die 70,000 Mann starke Armee unter dem General Frimont marschirt über den Mont-Cenis gerade auf Lyon; hauptsächlich um den ganzen Süden Frankreichs zu paralysiren und nicht allein die Truppen unter dem Marschall Massena an der Vereinigung mit der feindlichen Hauptmacht zu verhindern, sondern auch dieser alle Mittel der Ausrüstung abzuschneiden, die ihr bestimmt sind.

Die Erfahrung hat gezeigt, wie nützlich die Streifschaaren in den vergangenen Kriegen waren. Nicht allein, daß sie dem Feinde großen Schaden zugefügt haben, sie verschafften uns auch die wichtigsten Nachrichten von seinen Bewegungen. Die Reiterei, die in den erwähnten verbündeten Heeren zusammen bis an 90,000 Mann zählt, kann dreist 20,000 Mann zu dem Dienst der Streifschaaren entsenden, die den Feind stets flankiren werden. Von Seiten des Fürsten Schwarzenberg müssen die Streifschaaren die Richtung über Nancy und Troyes auf Orleans nehmen.

Wir haben bisher der russischen Armee nicht gedacht; diese kann als Reserve-Armee bezeichnet werden. Aus folgenden Gründen: da diese Armee nicht eher als Ende Mai die Umgegend von Eichstädt, Nürnberg und Bamberg erreichen wird, kann sie sich den activen Armeen, jenseits des Rheins, nicht früher als Ende Juni genähert haben. Daraus folgt, daß die Kriegs-Operationen von den genannten Armeen eröffnet werden müssen, ohne die Vereinigung der russischen Armee abzuwarten.

Ein Gegenstand, der die sorgfältigste Beachtung verdient, ist die Verpflegung fast einer Million Truppen. Buonaparte wird ohne Zweifel alle Vorräthe in die Festungen schaffen lassen und auf seine Verbindungs-Linien, die nach Paris führen. Wenn ihn die Umstände nöthigen zurückzuweichen, wird er natürlich Alles, was er nicht mit sich nehmen kann, den Flammen übergeben und unsere Armeen, die ihm folgen, werden genöthigt sein, sich aus ihren beweglichen Magazinen zu versorgen.

Die verbündeten Armeen: des Herzogs von Wellington, des Feldmarschalls Blücher und des Fürsten Schwarzenberg, sind in die Nothwendigkeit versetzt, in den Landstrichen, die jetzt von ihnen besetzt sind, nicht nur für die gegenwärtige Verpflegung der Truppen zu sorgen, sondern auch Vorräthe zu sammeln für den bevorstehenden Feldzug. Es fragt sich also, was wird übrig bleiben für die 200,000 Mann starke russische Armee, die sich in derselben Richtung vorbewegen soll, um sich den activen Armeen zu nähern? — Der Hunger ist gefährlicher als irgend ein Feind. Ihm vorzubeugen, schlägt der Gen.-Lieut. Toll Folgendes vor.

Da die russische Armee nicht früher als nach drittehalb Monaten am Rhein eintreffen kann, ist den Kriegs-Gouverneuren von Riga und Reval sofort vorzuschreiben, daß sie nicht allein in den ihnen anvertrauten Gubernien Getreide aufkaufen, sondern

auch zu diesem Ende zuverlässige Leute in die Gubernien von Smolensk, Minsk, Witepsk und Pskow senden, von wo aus auf der Düna große Lieferungen von Brotkorn nicht nur, sondern auch von Hafer und Branntwein, nach dem Hafen von Riga bewirkt werden können. Das Alles kann in den Häfen von Riga und Reval auf Schiffe verladen, zur See nach Rotterdam und dort auf Barken überladen, den Rhein aufwärts gesendet werden, nach den Punkten, die das Generalcommando der Armee bestimmen wird. Um den Transport zu erleichtern und die Versendung einer größeren Menge Lebensmittel möglich zu machen, muß den Garnisonen zu Riga und Reval anbefohlen werden, eine bestimmte Menge Getreide an Ort und Stelle zu Zwieback zu verbacken.

In einer russischen Armee, die 200,000 Mann unter den Waffen zählt, kann man die Zahl derer, die Proviant erhalten, auf 220,000 Mann rechnen, deren Verpflegung monatlich 55,000 Tschetwert Mehl, oder 389,000 Pud Zwieback erfordert. Eine solche Menge und selbst das Doppelte, wird sehr leicht vor der Ankunft der russischen Armee an dem Rhein, nach Mainz und Mannheim geschafft werden können.

Schließlich wiederholt der Gen.-Lieut. Toll, daß, wenn auch in diesem Augenblick die 675,000 Mann noch nicht beisammen sind, die man, die russische Armee ungerechnet, an den Grenzen Frankreichs zu vereinigen gedenkt, und wenn auch gegenwärtig nur 300,000 Mann beisammen wären, man doch die Feindseligkeiten sofort beginnen müßte, ohne Zeit zu verlieren, denn 300,000 Mann könnten jetzt mehr bewirken, als vielleicht 600,000 nach zwei Monaten.

Wenn wir uns an die Grundsätze halten, die wir in den letzten denkwürdigen Kriegen befolgten, nämlich: unsere Streitkräfte nicht zu zerstückeln, sondern immer in der Lage zu bleiben, daß wir sie in einem Tage oder längstens in zweimal vierundzwanzig Stunden auf Einem Schlachtfelde vereinigen können, dann wird der Erfolg, mit Gottes Hülfe, stets auf unserer Seite sein.

---

d) Gneisenau's Entwurf.

1) Une armée en Belgique.
2) Une autre sur le Rhin moyen.
3) Une troisième sur le Haut-Rhin.
4) Derrière l'armée du Rhin moyen une armée de réserve; celle-ci la plus forte.

Les maréchaux des trois premières armées percent en France et prennent la direction sur Paris. Quoiqu' en arrive à l'armée voisine, qu' elle soit battue ou non, chacun de ces maréchaux continue son chemin en laissant derrière soi des détachements mobiles pour observer les places fortes.

L'armée de réserve est destinée à réparer les revers qui pourraient arriver à une armée de première ligne, soit par des mouvements de flanc sur les communications de l'ennemi, ou par une assistance directe.

Ce projet de campagne est fondé sur la supériorité numérique des armées des Puissances alliées. L'ancienne France avait 90 places fortes, dont les garnisons nécessaires absorbent un nombre considérable de forces ennemies. Supposé que Napoléon battra une des armées de première ligne, pendant qu'il la poursuit, les deux autres, en poussant toujours en avant, gagnent du pays et s'approchent de la capitale, en même temps que l'armée de réserve tâche de réparer les revers de l'armée battue. Préfère-t-il après une victoire, au lieu de poursuivre ses succès sur

l'armée battue, de tomber sur l'armée voisine, il aura à soutenir un nouveau combat, qui, avec l'aide de l'armée de réserve, lui pourra être disputé rudement, pendant que la troisième de nos armées de première ligne continue à s'avancer, et que celle qui a été battue, se refait et reprend l'offensive.

Ces trois armées de première ligne doivent éviter de se rapprocher de trop près l'une de l'autre, afin que l'ennemi ne puisse disparaître de devant l'une et tomber inopinément sur l'autre, mais qu'il soit forcé de parcourir un nombre de marches suffisant pour les instruire l'une de sa disparition de devant elle, et l'autre de son approche. Celle des armées avec laquelle il cherche le combat, ne doit se battre que dans un terrain très-favorable, et il vaut mieux de rétrograder quelques marches pour trouver cet avantage.

Tout projet de campagne qui s'occupe à admettre dans le calcul les armées en Italie est vicieux, parce qu'il est dangereux en ce qu'il nous fait perdre du temps. Les armées une fois rassemblées sur la frontière orientale de la France, on doit pousser les opérations vigoureusement.

---

c) Rapport sur les opérations, fait à S. M. l'Empereur d'Autriche, par S. A. le Prince de Schwarzenberg.

Quartier général de Heidelberg, ce 6 Juin 1815.

Les principes généraux devant servir de base aux opérations contre la France ont été soumis à Sa Majesté mon maître dans un mémoire rédigé en date du 28 Avril, et ont obtenu son assentiment.

Le Duc de Wellington, à qui j'en ai donné communication, les a adoptés quant aux idées fondamentales, ainsi que Monsieur le Feld-Maréchal Prince de Blücher. C'est à ces principes généraux que se rapportent les premières dispositions de toutes les armées actives. Il importe maintenant de s'entendre sur la conduite des opérations elles-mêmes et d'adopter à cet effet des mesures décisives.

Rien depuis cette époque n'a changé dans notre position militaire, si ce n'est que le retard des opérations nous permet maintenant d'attendre l'armée Russe, pour les ouvrir de concert avec elle. et que l'heureuse issue de la guerre contre Naples nous donne la faculté d'élever notre armée du Piémont au nombre de cent mille hommes, qui formeront notre aile gauche dans cette position agressive contre la France.

J'ai toujours été pénétré de l'inconvénient majeur qu'il y aurait à réunir des forces aussi considérables que les nôtres sur un front trop resserré et convaincu de l'utilité qu'il y a à occuper des positions plus étendues, qui puissent

1. Nous assurer les moyens de subsistance suffisants.

2. Offrir à chacune de nos armées une base pour ses opérations.

3. Qui puissent fatiguer l'ennemi par la nécessité d'un mouvement toujours soutenu, puisque, ne pouvant agir qu' avec une seule armée, les succès même qu'il remporterait sur une des armées Alliées ne le sauveraient pas de l'embarras de retourner sur ses pas pour faire face sur un autre point.

Si ces considérations m'ont paru importantes, alors elles ont acquis un nouveau degré de force par le besoin que nous avons d'entretenir une communication suivie avec notre armée d'Italie, et de la faire entrer dans le plan général de nos opérations.

C'est sur ces principes que j'ai établi la disposition suivante pour les opérations de l'armée, qui est confiée à mon commandement.

Vingt mille hommes de l'armée d'Italie vont se porter sur Turin, y faire leur jonction avec dix mille hommes des troupes Piémontaises, pousser un détachement de dix mille hommes, moitié Autrichiens, moitié Piémontais, jusqu' à Coni.

Cinquante mille hommes sous les ordres du général de cavalerie Baron de Frimont vont passer le Simplon et marcher à Génève.

Ce n'est que quand cette colonne principale se sera portée en avant de Génève que celle de Turin pourra, selon les circonstances, ou prendre la direction de Chambéry en passant le Mont Cenis, ou bien marcher par Briançon à Grénoble.

En tout cas elle doit se regarder comme une colonne dépendante du gros de l'armée, essentiellement destinée à couvrir le Piémont, ou à se réunir à la colonne principale dans la direction de Lyon, en cas que le Piémont ne fût point menacé.

Lyon est l'objet principal dans les opérations de ces deux colonnes. Celle de Coni se doit tenir sur la défensive jusqu'au moment où elle sera renforcée par vingt-cinq mille hommes, que le lieutenant-général Bianchi aménera de Naples; après quoi elle doit diriger ses opérations, en passant par Nice, dans la Provence, où elle sera à portée d'être puissament sécourue par les Anglais.

Il faut seize jours à l'armée d'Italie pour arriver aux points ci-dessus indiqués de Génève, de Turin et de Coni, à compter du jour où elle aura reçu l'ordre de se mettre en mouvement. Si donc cet ordre était expédié le 7 de ce mois, et que quatre jours fussent comptés pour le voyage du courrier, l'armée d'Italie pourrait se trouver dans ses positions le 27 du courant.

Pour établir une communication entre l'armée d'Italie et celle du Haut-Rhin, il faut que cette dernière ait passé cette rivière à Bâle avec son premier, son second, son troisième corps d'armée et son corps de réserve le 25 de Juin. Elle doit étre mise à portée de cerner la place de Béfort le jour même où l'armée d'Italie aura atteint la ville de Génève.

Jusqu' à cette époque l'armée de M. le Maréchal Prince Wrede doit prendre à tâche d'attirer à elle l'attention de l'ennemi, et de couvrir par là les mouvements de la grande armée.

Elle doit cependant éviter tout engagement sérieux, et se rétirer entre les têtes de pont qu' elle a sur le Rhin, en cas qu' elle soit entamée (attaquée?) avec supériorité.

Les têtes des colonnes de l'armée Russe arrivent le 21 de ce mois aux bords du Rhin entre Mayence et Mannheim, et le 29 leurs dernières divisions les auront atteints.

Ce n'est qu' alors que, formant l'avantgarde de l'armée Russe, le Maréchal Prince Wrede pourra ouvrir les opérations offensives: à compter de ce moment ce ne sont que les mouvements et les positions de l'ennemi qui puissent déterminer les opérations ultérieures.

Il serait à désirer que le jour du 27 fût également adopté par Messieurs les Maréchaux Wellington et Blücher pour commencer leur offensive, ce qui obligerait infailliblement l'ennemi à mettre ses intentions à découvert.

Il a disposé maintenant ses forces principales contre les armées Anglo-Prussiennes; il n'a que peu de troupes contre nous dans les environs de Metz, Landau et Altkirch.

En tirant partie de sa supériorité présente il peut entamer les armées Anglo-Prussiennes. En ce cas nous devons chercher à les dégager avec promptitude

en pressant les mouvements offensifs vers Nancy et Langres, ou bien vers Langres et Luneville.

Dans la supposition la plus facheuse, que Napoleon remportât une victoire sur Lord Wellington et le Maréchal Prince Blücher, il ne saurait nous empêcher de nous porter sur Lyon, Langres et Nancy, et de préparer ainsi sa ruine.

Il pourrait encore réunir des forces majeures devant notre centre, attaquer le Maréchal Wrede et l'armée Russe, et les forcer à se réplier sur leurs têtes de pont sur le Rhin.

Ce mouvement obligerait les armées Anglo-Prussiennes et l'armée Autrichienne à pousser leurs opérations avec la plus grande énergie, pour envelopper l'armée ennemie et marcher sur Paris. La première prendrait la direction de Paris, la seconde celle de Nancy en passant par Épinal. Quelle ressource militaire trouverait alors l'armée ennemie? On ne peut guère admettre la possibilité qu' elle veuille ainsi aller directement à sa perte.

L'ennemi pourrait encore, en réunissant les forces dont il dispose dans l'intérieur de la France à celles qui se trouvent à Béfort et à Strassbourg, tomber sur l'armée Autrichienne.

Le calcul de ses forces et celui des nôtres nous servira de base pour décider si nous devons accepter une bataille ou l'éviter, jusqu' à l'époque où nous pourrons reprendre l'offensive de concert avec l'armée Russe et Bavaroise.

En supposant même que Napoléon eût remporté une victoire contre cette armée, il y aurait nécessairement sacrifié la plus grande partie de ses moyens, tandis que l'immensité des forces que les Alliés lui opposent nous offrent des ressources prodigieuses, et laissent un libre cours aux entréprises que l'armée du Maréchal Wellington, celle du Prince Blücher et notre armée d'Italie tenteraient sur Paris et sur le midi de la France, sans avoir aucune résistance à craindre.

En soumettant ces différentes conjectures à un sévère examen, il paraît évident qu'un mouvement de Napoléon qui aurait pour objet l'armée de Wellington et l'armée du Haut-Rhin serait bien plus préjudiciable que le projet insensé de sa part de vouloir forcer notre centre.

Un mouvement sur nos flancs ne pourrait devenir dangereux pour nous que si Napoléon avait deux armées également fortes à y employer qui puissent se porter sur les deux ailes, les culbuter successivement, et arriver ainsi jusqu'à notre centre.

Mais c'est précisément dans l'impossibilité où il se trouve de former une seconde armée, que consiste notre attitude supérieure vis-à-vis de lui. Nous perdons cette heureuse attitude en nous groupant en une masse, en offrant par là à Napoléon les moyens de réunir ses forces sur un point.

Ce plan d'opération paraît répondre en tout aux intentions des hautes Puissances Alliées.

Chacune des armées garderait la base qui lui est propre, et une communication qui lui est assurée.

En mettant de la circonspection dans ces opérations aucune ne peut être battue de manière à ne pas offrir aux deux autres armées des chances avantageuses, et servir ainsi à la cause générale.

Ce n'est que de cette manière que leur subsistance peut être assurée; l'armée qui aurait essuyé un revers, ne pourrait jamais être poursuivie de manière à ne pas reprendre l'offensive contre Napoléon aussitôt qu'il serait forcé de l'abandonner lui-même pour aller défendre ses communications et l'intérieur de la France.

Ces mesures une fois adoptées et mises en exécution améneront infaillible-

ment la destruction de l'armée Française, quand même une série de succès l'aurait dévancée.

Il dérive de la nature de ces projets que l'armée du Haut-Rhin formerait le blocus de Besançon, d'Huningue, de Neuf-Brisac et Schelstadt, tandis que l'armée Russe cernerait Strasbourg, Landau et Pfalzbourg.

Il n'en serait pas de même si, en renonçant aux avantages que nous assure la supériorité du nombre, nous voulions réunir deux cent mille Russes à deux cent cinquante mille Autrichiens et Bavarois, pour les porter sur la même route vers Nancy. Les dangers qui résulteraient d'une pareille opération sont à considérer sous un double point de vue; d'abord par rapport à la cause générale, puis par les désavantages dont elle menacerait l'armée Autrichienne en particulier: 450,000 hommes se dirigeant sur la même ligne, soit en échelon, soit en formant une masse, et se portant sur Paris, doivent difficilement échapper à la destruction que leur prépare le défaut de subsistances pour un aussi grand nombre d'hommes, même sans aucun événement militaire.

Le seul système qui puisse nous menacer d'un danger réel en France ne pourrait être mis en vigueur par Napoléon, que si nous nous attachions à rassembler nos forces dans un seul corps, qui pourrait être tourné par ses flancs, et même entamé sur ses derrières: une bataille livrée dans ces circonstances nous exposerait à voir notre gauche enveloppée par l'ennemi, qui en suivant la direction de notre ligne, nous ramenait battant sur notre aile droite.

Sans nous présenter la bataille il pourrait, en entravant nos communications, faire naitre au milieu de nous tous les maux de la disette, et les éléments de notre propre désorganisation. Les corps des troupes disposées en arrière pour former le blocus des places fortes ne sauraient nous préserver des conséquences malheureuses d'un pareil système. Elles s'acroîtreraient en proportion que, suivant l'exemple de Napoléon dans son expédition de Moscou, nous avancerions sur la même ligne vers Paris.

Il est encore moins admissible pour l'armée Autrichienne en particulier, puisqu'il il lui ferait prendre des positions dans lesquelles ses communications avec la base d'opérations seraient interceptées par Brisac, Strasbourg et Schelstadt. En admettant le cas d'une retraite forcée, une entreprise de l'ennemi sur notre flanc gauche menacerait l'armée Autrichienne d'une perte inévitable.

Notre communication si essentielle avec l'armée d'Italie serait interrompue et la Suisse, ce boulevard de la monarchie Autrichienne, resterait à découvert. On peut être divisé d'opinion en agitant une question de si haute importance; il y en a une cependant qui ne sera combattue par personne; c'est la pressante nécessité d'ouvrir les opérations sans délai, et de faire parvenir à l'armée d'Italie les instructions nécessaires pour les siennes.

---

f) Brief des Kaisers von Oesterreich an den Fürsten Schwarzenberg.

Heidelberg, ce 7 Juin 1815.

J'approuve le plan de campagne que vous m'avez soumis en date du 6 du courant. Ce n'est qu'en adoptant les principes qu'il contient qu'on parvient à concevoir la possibilité de pourvoir aux subsistances des armées; c'est également en agissant d'après ces principes que l'on couvre le point important de la Suisse, et que l'en-

nemi se trouve hors d'état d'agir avec la totalité des forces sur une des armées qui lui sont opposées, sans exposer ses communications, et même sans découvrir l'intérieur de la France à l'invasion d'une autre armée.

Il résulte d'ailleurs de la nature de ce projet qu'aussitôt que les Vosges auront été passées, les armées chercheront à établir des communications plus directes à mesure qu'elles avanceront vers la force principale de l'ennemi.

Quant à l'opération projétée d'un corps de troupes, qui en passant par Nice se porterait sur Marseille et Toulon, il me paraît qu'elle absorberait des forces que l'on pourrait plus utilement employer d'un autre côté, en renforçant simplement le corps qui s'établit à Coni par cinq mille hommes tandis que les autres vingt mille que le général Bianchi aurait améné de Naples, se réuniraient à l'armée du Général de Cavalerie Frimont.

Ce corps de troupes pourrait alors former avec succès un détachement intermédiaire entre l'armée du Haut-Rhin et celle de l'Italie, et servir en même temps à couvrir les blocus de Besançon et Auxonne.

---

g) Mémoire de S. M. l'Empereur de Russie sur les opérations militaires.

Heidelberg, 27 Mai/8 Juin 1815.

Ayant lu avec attention le plan tracé par le Maréchal Prince de Schwarzenberg, je suis entiérement d'un même avis sur les idées principales. Je ne diffère d'opinion avec lui, que sur la manière de déboucher en France.

Il me semble que laisser entre l'armée russe, qui doit effectuer son passage du Rhin entre Mannheim et Mayence, et l'armée autrichienne qui, d'après ce plan, doit le faire par Basle une distance aussi considérable, c'est se priver gratuitement de l'avantage énorme de pouvoir réunir les deux armées au cas que l'ennemi se porte en force sur l'une d'elles, ce qui se ferait avec facilité, si l'armée autrichienne effectue son passage entre Germersheim et Mannheim.

L'armée autrichienne se porterait alors par Luneville et Nancy, sur Chaumont et Bar-sur-Aube, tandis que l'armée russe prendrait sa marche par Sarbruck et Sarguemines, vers Bar-le-Duc et St. Dizier.

De cette manière le point de direction que le Maréchal Schwarzenberg a choisi pour l'armée autrichienne, serait également atteint, et même par une ligne plus droite, et par conséquent plus courte; mais les deux armées conserveraient constamment la possibilité de se réunir, et de présenter à l'ennemi une supériorité imposante. Tandis que manoeuvrant sur un éloignement aussi immense que celui entre la Saar et la route de Bâle à Vésoul, on pourrait se trouver forcé à des manoeuvres rétrogrades si on ne voudrait pas risquer des batailles contre un ennemi à forces à peu près égales. Je suis le premier à convenir qu'il y a des cas où ces mouvements sont inévitables et même nécessaires; mais on pourra difficilement me contester qu'avec des masses de 200,000 hommes ils ne soient très-difficiles à exécuter en pratique, influant en même temps d'une manière toujours défavorable sur le moral des troupes.

Ces difficultés deviennent encore plus grandes quand on se trouve dans un pays dont les habitants sont mal disposés, ce qui sera le cas dans les contrées que nous aurons à traverser.

Ainsi je conclus que quand on a les moyens de prévenir des résultats pareils, il y a toujours avantage de le faire. Or ces moyens me semblent être dans nos

mains. Conservant les deux armées dans une proximité telle à pouvoir être réunies dans deux ou trois marches, on n'a plus besoin de retrograder, et on peut, il me semble, sans risquer, accepter le combat.

Les armées anglaise et prussienne auront toute facilité, pendant ce temps, de manoeuvrer en flanc et sur les communications de l'ennemi, et si Napoléon jugeait à propos, sans accepter de bataille partielle, de réunir toutes ses forces en arrière, nous aurions de même l'avantage d'y faire concourir toutes les nôtres, comme à Leipsic.

Une observation que je dois encore ajouter à toutes les autres, c'est que l'armée autrichienne prenant sa marche par Bâle, je me trouverai personellement dans l'obligation de rester avec l'armée russe, puisqu'il n'y aurait aucune raison valable de me porter par préférence à une armée étrangère, et surtout quand elle se trouvera à l'extrême gauche de notre ligne. Je crois cependant qu'il y aurait un avantage immense, soit pour l'ensemble des résolutions, soit pour l'effet moral qui en résulte, que les Souverains restassent, comme par le passé, constamment réunis dans des quartiers généraux aussi rapprochés que possible.

Il ne me reste plus qu'à faire l'observation que charger l'armée russe du blocus de Strasbourg ne me paraît pas possible, puisqu'elle a déjà naturellement ceux de Metz, Thionville, Longwy, Saarlouis, Bitsch, Pfaltzbourg Petite-Pierre, Lichtemberg et Marsal à faire. Il me semble équitable d'en charger l'armée autrichienne, qui aurait par là Strasbourg, Schelstadt, Brisac, Huningue, Belfort et Besançon à observer.

Les blocus exigent à peu près le nombre suivant de troupes:

Strasbourg	15,000	hommes	Metz	20,000	hommes
Belfort	5,000	„	Thionville	8,000	„
Huningue	5,000	„	Longwy	2,000	„
Schelestadt	5,000	„	Saarlouis	6,000	„
Besançon	10,000	„	Bitsch	2,000	„
Brisac	5,000	„	Pfalzbourg	8,000	„
Auxonne	2,000	„			
Fort de Joux, Salins, Ecluse	3,000	„	Petite-Pierre, Lichtemberg, Marsal	2,000	„
			Nancy	2,000	„
	50,000			50,000	

Landau serait bloqué par un détachement fait de la garnison de Mayence.

Wie die Vergleichung ergiebt — wenn man der Mühe werth achtet, sie anzustellen — ist der Abdruck dieser Denkschrift bei Danilewsky nicht ganz genau. Selbst von den leichten grammatischen Fehlern, die sich der Kaiser Alexander zu Schulden kommen läßt, sucht Danilewsky wenigstens den auffallendsten (voudrait anstatt voulait) mit rührender Pietät zu verbessern.

Wir haben im Text die Worte, „pour l'ensemble des résolutions“ durch: „in Beziehung auf die Gesammtheit der Beschlüsse“ — übersetzt. Möglicher Weise aber wollte der Kaiser sagen: „in Beziehung auf die Uebereinstimmung der zu fassenden Beschlüsse;“ — in diesem Sinn scheint Schwarzenberg die Worte Alexander's verstanden zu haben.

---

h) Antwort des Fürsten Schwarzenberg.

Quartier général d'Heidelberg, ce 9 de Juin 1815.

J'éprouve une grande satisfaction en voyant par les observations que S. M. l'Empereur de toutes les Russies a daigné me faire communiquer, que le plan d'opération que j'ai eu l'honneur de lui soumettre a obtenu sa sanction quant aux idées fondamentales.

Elle a bien voulu prendre en considération le principe que les armées actives contre la France devaient conduire leurs opérations à une assez grande distance les unes des autres pour forcer l'ennemi de découvrir l'intérieur de ces provinces vis-a-vis d'une de ces armées, en voulant combattre l'autre offensivement.

Ce n'est que sur le mode de déboucher en France que ce projet ne paraît pas répondre entièrement aux vues de S. M., et elle fait à ce sujet deux objections du plus grand poids.

Elle a bien voulu dans la première appuyer sur l'utilité qu'il y aurait à disposer les armées Russes et Autrichiennes de manière à pouvoir se prêter entre elles des puissants secours.

La seconde porte sur le regret que L. L. M. M. éprouveraient dans l'alternative de se séparer personellement, ou de quitter les armées respectives. Je reconnais dans la première de ces observations l'élévation des vues militaires de S. M.; dans la seconde, l'intention infiniment sage et bienveillante de maintenir par un rapprochement personnel le concert le plus unanime dans les opérations politiques et militaires de cette guerre.

Toutes deux sont d'une trop grande importance pour ne pas motiver de ma part des modifications dans le plan projeté, qui auront pour but de le rapprocher des intentions de S. M.

Je pars toutefois du principe qu'en aucun cas l'armée Autrichienne ne peut livrer à des chances incertaines sa communication avec l'armée d'Italie, ni abandonner les débouchés de la Suisse aux entreprises de l'ennemi, bien moins encore compromettre le salut de l'armée qui m'est confiée en la privant d'une base d'opération qui lui soit propre, et qui lui assure la faculté de faire sa retraite, si une tentative de l'ennemi sur son aile gauche rendrait cette mesure nécessaire. Je crois cependant pouvoir proposer les changements que voici:

Les têtes de colonnes de l'armée Russe destinées à se porter sur Rheinweiler, pourraient se réunir à la grande armée, et suivre ses mouvements jusqu' à Langres. Les dernières divisions de cette armée, fortes de 50,000 hommes, disposées entre Mayence et Mannheim, appuyeraient les mouvements du Maréchal Wrede, et formeraient le blocus des places fortes.

On peut donc mettre de fait que 150,000 Russes se réuniraient à l' armée du Haut-Rhin auprès de Bâle vers la fin de ce mois.

Cette mesure paraît pleinement répondre aux intentions de S. M.; elle admet l' exécution des principes généraux établis et sanctionés par S. M. l'Empereur de Russie et les autres hautes Puissances alliées.

Elle assure notre communication avec l'armée d'Italie; elle couvre la Suisse, et nous laisse appuyés sur notre base naturelle.

L' armée du Maréchal Wrede et 50,000 Russes formeraient notre centre.

En saisissant l' esprit de mon plan d' opération il doit particulièrement s'attacher à attirer l'attention de l'ennemi jusqu' au moment où le passage du Rhin sera effectué; en général se tenir en mesure jusqu' à ce que les circonstances lui per-

mettent de se porter sur Nancy ou sur Luneville, époque à laquelle le corps de 50,000 hommes de troupes Russes doit également se porter en avant pour remplir la (sa?) première destination en formant les blocus des forteresses.

---

i) Protocole de la Conférence du 10 Juin 1815.

Présents:

S. A. le Maréchal Prince de Schwarzenberg.

S. A. le Maréchal Prince de Wrede.

M. le général Prince de Wolkonsky, aide-de-camp général de S. M. l'Empereur de Russie.

M. le Lieutenant-Général Comte de Radetzky, quartier-maître général de l'armée Autrichienne.

M. le Lieutenant-Général Baron de Toll, à l'état-major de S. M. l'Empereur de Russie.

M. le Lieutenant-Général Baron de Knesebeck, de l'état-major Prussien.

M. le Général-Major Baron de Langenau, à l'état-major Autrichien.

Ayant été munis des ordres de S. M. l'Empereur de toutes les Russies sur la manière dont elle jugeait convenable de faire coopérer son armée à l'ouverture de cette campagne, la haute Conférence a pris les déterminations suivantes.

1) Le gros de l'armée Russe prendra la direction à Trèves, en passant par la chaine de montagnes dite le Hundsrücken, et sans occuper la route de Kaiserslautern, réservée au mouvement de l'armée Bavaroise. Elle se mettra à portée d'appuyer les mouvements de l'armée Prussienne, et dirigera ses opérations vers St. Dizier, pour faciliter sa communication avec l'armée Autrichienne.

2) L'armée Autrichienne, suivant le plan d'opération rédigé en date du 6 Juin, marchera par la gauche, passera le Rhin à Bâle, et se portera sur Béfort, Langres, Chaumont, d' où elle se dirigera de manière à établir par la ligne la plus directe sa communication avec l'armée Russe.

L'armée Bavaroise, sous les ordres du Maréchal Prince de Wrede, continuant à faire partie de l'armée du Haut-Rhin, gardera la rive gauche et se mettra en mesure de prendre l' offensive aussitôt qu' un corps de l' armée Russe sera arrivé pour former le blocus des places fortes.

4) L'armée Autrichienne doit, avec une armée de 41,000 hommes, cerner les places de Bésançon, Béfort, Auxonne, Huningue, Brisac, Schelstadt, les forts de Joux, de Salins et de l'Ecluse, en outre fournir 18,000 hommes de la garnison de Mayence, pour former le blocus de Strasbourg et de Landau.

5) 35,000 hommes de l'armée Russe seront détachés pour cerner les places de Metz, Thionville, Sarlouis, Bitsch et Pfaltzbourg.

Elle fournira en outre 8000 hommes d' Infanterie, 3000 hommes de cavalerie et l'artillerie suffisante au blocus de Strasbourg et de Landau. La garnison de Luxembourg agira de concert avec les troupes disposées pour le blocus de Thionville et de Metz, en les renforçant au besoin par des détachements.

Beilage VI.

Brief des Kaiserl. Russischen Staats-Secretärs Grafen Nesselrode an den Königl. Baierischen Staats-Minister Grafen von Montgelas.

Vienne le 3/15 Mai 1815.

Monsieur le Comte.

Le plan général pour la subsistance des armées pendant le temps qu' elles seront concentrées en Allemagne a dû nécessairement être fait à Vienne, à cause de la présence de toutes les parties qui y sont intéressées. Votre Excellence aura été informé des propositions qui ont été faites à cet égard à Mr. le Comte d'Armansperg par Mrs. les commissaires Russes, Autrichiens et Prussiens. On devait compter avec une entière confiance sur les dispositions des cours respectives, sur le concours desquelles la commission a dû baser tous ses calculs. Les Princes d' Allemagne y ont apporté toute la facilité désirée; mais tout le travail se trouve arrêté par la déclaration que vient de faire le commissaire de Sa Majesté Bavaroise, que sa cour ne saurait accéder aux mesures établies dans les conditions proposées.

Cet incident imprévu est trop grave dans ses suites pour que les cours alliées de Russie, d' Autriche et de Prusse ne jugent pas urgent d'en appeler directement à S. M. le Roi de Bavière en chargeant le Lieutenant-Général Baron de Toll de se rendre immédiatement à Munnic, pour être l'organe de leurs voeux et de leur sollicitude auprès de ce Souverain.

Les sentiments dont ce Monarque est animé, le noble empressement avec lequel il est entré dant le concert des Puissances Alliées, en dirigeant tous ses efforts vers le grand but de l'intérêt général de l'Europe ne permettent pas de douter que S. M. ne veuille péser dans sa haute sagesse les motifs que Mr. le Général Baron de Toll aura l'honneur de lui proposer pour l'engager à donner son accession aux mesures mises en avant par la commission comme indispensablement nécessaires, et qui sont tellement liées aux opérations militaires, que la moindre incertitude à cet égard en compromettrait la possibilité.

Sa Majesté l'Empereur, mon Auguste Maitre, se flatte, M. le Comte, que dans des conjonctures aussi importantes V. E. voudra bien appuyer les démarches de M. le L.-Général de Toll et accélérer par son intervention une décision qui est attendue avec la plus grande impatience.

Je dois l' invoquer de même sur ce que la Russie a proposé pour le passage strictement de ses troupes à travers les états de S. M. Bavaroise hors le cas de concentration. Les prix offerts, les conditions et les termes des payements fournissent une nouvelle preuve des sentiments qui animent S. M. L' Empereur pour la cause générale, lorsque votre cour, Monsieur le Comte, réfléchira aux frais énormes qu' occasionne la longue marche d'une armée aussi considérable, dont les approvisionnements doivent être payés en espèces sonnantes depuis sa sortie des frontières russes. Aussi L' Empereur attend-il avec la plus grande confiance une réponse conforme à la plus juste attente.

Beilage VII.

Briefwechsel des Kaisers Alexander mit dem Herzog von Wellington.

a) Brief des Kaisers an den Herzog von Wellington.

Heidelberg le 29 Mai/10 Juin 1815.

Ayant joint le quartier général depuis peu de jours, Monsieur le Maréchal, j' expédie auprès de vous le Général Toll pour vous en faire part et vous exprimer en mon nom, combien l'armée russe et moi nous nous trouvons flattés de vous avoir pour compagnon d'armes. Combattant à vos côtés, nous tâcherons de justifier votre estime et votre confiance.

En même temps je charge le général Toll de vous rendre compte des différentes déterminations qui ont été arrêtées dans le comité militaire à Heidelberg, et qui diffèrent en partie de ce qui avait été décidé à Vienne. Veuillez nous dire franchement votre sentiment. Ma croyance en vos lumières et vos talents est entière.

Le général de Brigade Comte Potozky va arriver incessamment à votre quartier général pour y rester à votre disposition et servir à nos rapports mutuels. Je vous prie, Maréchal, d'accorder votre confiance à ces deux officiers, qui s'efforceront de la mériter.

Recevez, Monsieur le Maréchal, l' assurance de tout l'attachement et de la haute estime que je vous ai voués.

---

b) Antwort des Herzogs von Wellington.

Bruxelles 15 Juin 1815.

Sire!

Je suis très-flatté de la lettre que Votre Majesté Impériale m'a fait l'honneur de m'écrire, et je ferai tous mes efforts pour mériter la bonne opinion que V. M. témoigne de moi.

J'ai lu avec la plus grande attention les pièces sur les opérations que V. M. m' a envoyé par le général Toll, et je vois avec la plus grande satisfaction que nous sommes tous d'accord sur les bases générales du plan d'opération, c'est-à-dire de limiter notre extension par la nécessité de trouver les subsistances pour des armées si vastes; que l'armée autrichienne d'Italie doit coopérer avec les autres, mais sur une base différente, et que le centre de la grande armée d'opération, celle qui s'étendra depuis la mer jusqu'à la Suisse, doit appuyer ou la droite ou la gauche selon les circonstances. Ce centre sera composé des troupes de V. M. en entier; la droite de l' armée du Maréchal Blücher et de celle sous mes ordres; la gauche de celle sous les ordres immédiats du Prince de Schwarzenberg.

Je ne vois pas grand inconvénient à l' extension qu' on donne à la gauche jusqu' à la Suisse; à laquelle je vois que les officiers autrichiens tiennent très-fortement. Je crois que toutes les parties de l' armée sont assez fortes pour résister chacune toute seule à tous les efforts de l' ennemi, et ainsi cette extension n' a pas les inconvenients ordinaires d' une telle mesure, en même temps qu' elle nous facilitera les moyens de substistance, et nous donnera plus de sécurité pour notre gauche et occupera un rayon plus étendu du pays ennemi.

Pour ce qui regarde le centre, l'idée que j'avais était, que cette partie de l'armée serait, ainsi que la droite et la gauche, composée de 150,000 hommes et j'ai cru que sa marche devrait être dirigée sur la Meuse entre Verdun et Sédan. Le centre aurait été là en mesure d'appuyer ou la droite ou la gauche, et aurait eu l'appui de la première pour son passage de la Meuse et pour ses opérations sur l'Oise et la haute Aisne.

Mais comme chacune de ces parties de la grande armée va entrer en campagne avec de 50 à 60 mille hommes de plus que je comptais, c'est-à-dire de 200 a 210 mille chacune, le centre peut être dirigé avec des vues différentes. Il faut observer cependant que, quand je parle de la force de ces différentes parties de la grande armée, je n' ai de connaissances positives que sur la droite. Si c'est vrai que chacune des trois parties est assez forte pour se soutenir toute seule, alors je dirai que la marche du centre devrait être dirigée de Trêves dans la vue des opérations qu'on voudra entreprendre contre la position que l'ennemi prendra surement sur l' Aisne. Si nous voulons tourner cette position par sa gauche et opérer par les provinces du Nord, qui offrent bien d'autres ressources et dans lesquelles les dispositions du peuple sont bien autrement favorables qu'en Champagne, le centre devrait alors s'appuyer sur la droite et la marche des troupes de V. M. devrait être dirigée de Trêves et de Luxembourg sur Stenay et Sédan. Si au contraire la position sur l'Aisne doit être tournée par la droite, et surtout si la gauche n' est pas si forte que je le crois, alors la marche de l'armée de V. M. devrait être droite sur St. Dizier, de Trêves. Le centre et la gauche seront alors à même de suivre les opérations sur la Marne, tandis que la droite serait en force suffisante pour se soutenir sur l'Aisne; mais les deux parties premièrement nommées seront assez concentrées, dans un pays bien mauvais et beaucoup épuisé.

Cependant cette ligne est la plus droite à notre but; elle est la plus naturelle pour chacune des armées, et elle me parait être celle que les officiers de l'armée autrichienne adopteront le plus volontiers. Ainsi donc la marche directe de Trêves à St. Dizier, passant la Meuse au-dessus plutôt qu'en dessous de Verdun, et laissant Luxembourg tout à fait à côté serait celle préferée par V. M.

Pour ce qui nous regarde ici, je crois que nous serons obligés de faire au moins le siége de Maubeuge. Le Maréchal Blücher croit que la place de Givet ne lui serait d'aucune utilité, mais je crois que nous avons des moyens suffisant pour ce qu'il faudrait que nous fassions. J'ai l'honneur d'être, Sire, de V. M. etc.

Beilage VIII.

Zu S. 229.

Fürst Hardenberg an den Grafen v. d. Goltz in Gent (Chiffrirt).

Wien den 31. Mai 1815.

— — Ce que vous nous mandez des bonnes dispositions de différents départements de la France en faveur de Louis XVIII. facilitera sans doute le succès de nos opérations militaires . . . . Il est essentiel en attendant de ménager le parti qui se prononce en France contre Buonaparte. Nous ne pouvons pas nous dissimuler que toutes les opinions sont bien éloignées de se réunir en faveur des Bourbons;

malgré le désir des puissances alliées de les voir rétablis sur le trône de leurs ancêtres, il serait imprudent de vouloir s'expliquer d'une manière trop précise sur cet objet dans la crise actuelle. — C'est dans ce sens qu'est redigée la dernière déclaration, extraite du procès verbal des conférences du congrès, en date du 12 Mai. Je désire qu'elle vous serve de direction jusque à l'époque que je pourrai vous donner des instructions plus précises.

Man darf dabei wohl nicht vergessen, daß Graf Goltz bei Ludwig XVIII. accreditirt war und für seine Person viel entschiedener bourbonistisch gesinnt, als die Regierung, die er zu vertreten hatte. Die Bourbons durften nach diesen Andeutungen wohl nicht darauf rechnen, daß Preußen das Aeußerste daran setzen werde, ihnen die verlorene Krone wieder zu erkämpfen, und entschlossen sei, jedes andere Abkommen mit Frankreich zu verwerfen.

Beilage IX.

Mémoire sur l'état actuel de la France.

Ce 31 Mai 1815.

Buonaparte est rentré en France à la faveur de l'étonnement qu'a causé l'audace de son entreprise, et de la terreur qu'inspirait son nom. Depuis qu'il s'y est établi l'étonnement a cessé, la terreur s'est affaiblie chaque jour et les sentiments qui avaient été subitement comprimés dans le coeur des français, par une révolution si inattendue, reprennent par degré leur empire. La nation, qui avait paru comme frappée d'un coup de foudre, n'a pas tardé à se raviser; elle a recueilli ses souvenirs; tous les maux que lui avait fait souffrir Buonaparte se sont retracés à sa mémoire; elle a pressenti tous ceux dont la menace son retour: les craintes du présent ont disparu devant celles de l'avenir, et deux mois après l'arrivée de son oppresseur, la France qui ne lui avait opposé presque aucune résistance, n'a pas craint de braver son pouvoir, d'attaquer les actes de son gouvernement, de se réfuser à lui obéir et de manifester hautement l'espoir d'en être bientôt délivrée.

Paris offre un spectacle vraiment remarquable. Buonaparte y règne, entouré de soldats; les Jacobins les plus violents y reparaissent; l'Europe en armes se prépare à l'attaquer encore; et Paris ne redoute ni Buonaparte, ni les armées de l'Europe; on regarde la puissance de Buonaparte comme éphémère, les efforts des Jacobins comme impuissants, les ennemis comme des alliés. Si l'on n'agit pas ouvertement contre Buonaparte, c'est beaucoup moins par crainte que faute de moyens; la présence de ses soldats contient les citoyens, mais ne les intimide point. Sa police empêche qu'on ne s'assemble, qu'on ne s'arme; mais elle n'arrête ni les discours, ni les chansons, ni la distribution de pamphlets clandestins, ni ces attaques sourdes et continuelles qui, en faisant perdre à son gouvernement toute considération, lui ôtent une grande partie de sa force; on fait contre lui tout ce qu'on peut faire; on fera davantage dès qu'on le pourra. Avant le 31 Mars 1814 on n'osait pas tout ce qu'on aurait pu; depuis le 20 Mars 1815 on a osé souvent au-delà de ce qu'on pouvait exécuter.

Chaque jour voit éclore de nouvelles brochures; des associations se forment pour les faire imprimer et les répandre; les gens du peuple se chargent de les distri-

buer aux passants; les bouchers les envoient dans les provinces par les marchands de boeufs; les femmes de la halle les donnent aux acheteurs; chaque nuit les murs se couvrent de proclamations et d'affiches; l'opinion publique emploie, pour exercer son influence, tous les moyens qui lui restent encore, et Buonaparte, qui sait combien cette influence est dangereuse pour lui, n'ose pourtant se servir contre elle de toutes les armes de la tyrannie.

C'est que la tyrannie elle-même est timide quand elle ne se croit pas inébranlable, et l'opinion universelle en France, l'opinion des partisans de Buonaparte comme de ses ennemis, l'opinion de Buonaparte lui-même, c'est qu'il ne peut pas durer, qu'il fait chaque jour un pas vers sa chûte, et que tous ses efforts ne serviront qu'à la rendre plus violente et plus douloureuse. Voilà ce que pensent les ministres qui le servent, les commissaires qu'il envoie dans les départements, les écrivains qui le défendent encore; l'auteur de cette note l'a entendu dire plusieurs fois aux plus éminents d'entr'eux, et il ne craint pas d'affirmer que les partisans de Buonaparte songent beaucoup moins à le séconder dans la défense qu'il se prépare, qu'à se ménager à eux-mêmes une retraite sure.

D'après cet état de l'opinion, on comprendra que Buonaparte n'a pas ce qu'on appelle un parti, puisque ses partisans s'apprêtent déjà à se détacher de sa cause; il n'y a en France que deux partis bien formés et nettement séparés; les Royalistes et les Jacobins. Chacun de ces deux partis cherche à effrayer la nation sur les projets de son adversaire, et la nation ballottée ainsi de crainte en crainte, n'hésite cependant point dans son choix. Sous le gouvernement des Jacobins elle a été opprimée et persécutée; sous le gouvernement du Roi elle a été heureuse et libre, elle s'en souvient, elle en a le sentiment, et il est devenu beaucoup plus difficile de lui faire prendre le change sur ses véritables intérêts. Dans quelques départements les Jacobins ont pu égarer le peuple des campagnes; mais là s'est borné leur influence: ils essayent vainement d'entraîner les bourgeois et les propiétaires; on ne voit pas entrer dans leurs rangs des hommes dont la considération et les talents puissent accroître leur crédit et leur pouvoir; les plus sensés des Jacobins, au contraire, réfusent de reprendre un rôle dans les circonstances actuelles: ceci est bien malheureux pour nous, disait Siéyes, notre procès était jugé; nous étions tranquilles sur notre existence et sur nos biens; à présent nous voilà remis en question. Cette crainte agite la plupart des hommes distingués de ce parti, et les Jacobins obscurs sont les seuls qui conservent encore de l'audace et de la confiance parce que ce sont les seuls qui aient plus à gagner qu'à perdre dans de nouvelles révolutions

Tel est, on croit pouvoir l'affirmer, le véritable état de l'opinion en France: que les alliés ne se laissent pas tromper par le langage de Buonaparte et de ses adhérents; ils seront reçus comme des libérateurs; ils ont déjà joué ce beau rôle; la nation espère qu'ils seront encore ce qu'ils ont été; mais il faut le dire, elle se sent humiliée et blessée d'avoir encore besoin de leurs secours; si leurs armées commettaient des excès, si la France concevait des craintes sur son indépendance, la tristesse que lui cause cette humiliation, se changerait en colère, et la guerre deviendrait terrible car elle deviendrait nationale; les sentiments patriotiques sont plus forts en France qu'on ne serait disposé à le croire en ne jugeant que d'après les derniers événements; la modération des Alliés est l'arme la plus puissante dont se serve le parti royaliste; les excès de leurs troupes donneraient à Buonaparte tous les hommes qui ne sont d'aucun parti, c'est-à-dire la masse de la population. Il dépend des Alliés d'avoir pour eux presque toute la France, ou de la livrer prèsque toute

entière à Buonaparte qui s'en servira contre eux avec son énergie accoutumée. La nation française veut la liberté et la paix; elle ne l'espère pas de Buonaparte; elle l'attend des Alliés et du Roi; rien n'importe davantage que de ne pas tromper son attente.

Beilage X.

Zu S. 263.

Die Mittel, deren sich Napoleon bediente, seine Truppen zu begeistern, gingen, wie das in Frankreich wohl an seinem Ort ist, zum Theil gar sehr in das Theatralische. So erzählte ein ehemaliger Soldat der jungen Garde Namens Blanc — aus Nancy gebürtig, seines Gewerbes Setzer in einer Druckerei — dem Verfasser folgende Scene als Augenzeuge.

Bei der Special-Revue einiger Bataillone der alten und jungen Garde im Hof der Tuilerieen, hielt Napoleon plötzlich vor einem alten Grenadier und redete ihn mit den Worten an: „Il me semble que je te connais, toi!“ — „Je le crois bien!“ antwortete der Grenadier: „c'est que vous m'avez vu joliment souvent depuis le pont d'Arcole!“ — „Et tu n'as pas la croix?“ — (der Ehrenlegion) bemerkte der Kaiser wie befremdet: „tu ne m'as pas l'air d'un mauvais sujet cependant!“ — „Cela viendra!“ — „C'est venu!“ sagte Napoleon, und auf einen Wink mußte einer seiner Ordonnanz-Offiziere absteigen und dem Grenadier das Kreuz anheften.

Einige Schritte weiter besprach sich Napoleon längere Zeit mit dem Regiments-Commandeur — der Compagnie-Commandeur wurde herbeigerufen: es war offenbar von dem alten Grenadier die Rede.

Bald darauf erfolgte ein Trommelwirbel, der Compagnie-Commandeur stellte den Grenadier der Compagnie als Unteroffizier vor; — einige Minuten später nach neuem Trommel-Wirbel als Unter-Lieutenant — dann als Lieutenant — endlich als Capitain. Bei den letzten Beförderungen lag der Veteran, in Freuden-Thränen aufgelöst, halb ohnmächtig in den Armen seiner Cameraden. — Das ganze Bataillon, alle militärischen Zuschauer waren auf das Tiefste ergriffen.

Die Scene erfüllte auf das vollständigste ihren Zweck. Der ehrliche Blanc hatte einige Jahrzehnte später so wenig, als in dem Augenblick, eine Ahnung davon, daß sie etwa verabredet und vorbereitet gewesen sein könnte. Er erzählte sie mit vollster Ueberzeugung als einen Beweis, wie gut Napoleon jeden seiner alten Grenadiere persönlich gekannt habe.

Beilage XI.

Zur Schlacht bei Ligny.

Das Schlachtfeld von Ligny ist jetzt, nach Verlauf von fast fünfzig Jahren, mit alleiniger Ausnahme der Dörfer, gar nicht verändert. In den Dörfern freilich sind vielfach solid gebaute Häuser an die Stelle der damaligen Fachwerkhütten getreten.

Namentlich in Ligny selbst erheben sich jetzt auf dem rechten Ufer des Bachs, an der Seite von wo die Franzosen angriffen, ein Paar sehr stattliche, ganz von Backsteinen fest erbaute Meierhöfe, die, gleich festen Bollwerken, die Eroberung sehr schwierig gemacht haben würden. Im Innern des Dorfs ist die Straße, die der Länge nach hindurch ging und von Sombreffe aus bestrichen werden konnte, jetzt theilweise verbaut.

Als die Stellung der Preußen am Abend zwischen Ligny und Sombreffe durchbrochen wurde, ging das preußische Fußvolk, im Allgemeinen aufgelöst, in Schwärmen aus den Dörfern in die Gegend von Brye zurück —: doch bildete, wie uns von unmittelbaren Zeugen berichtet wird, derjenige Theil der gesammten Masse, der seinen Rückzug von dem unteren, nordöstlichen Theil von Ligny aus, in unmittelbarer Nähe der feindlichen Reiterei antreten mußte, Quarrés, die wohl nicht ganz regelrecht formirt gewesen sein mögen und in denen Mannschaften der verschiedensten Truppentheile neben einander standen.

Das Gebahren der französischen Reiterei machte auf die preußischen Offiziere, die es in der Nähe beobachten konnten, den Eindruck, als ob die Reiter großentheils betrunken seien. Sie jagten mit lautem Geschrei, ohne Sinn und Zweck, zwischen den preußischen Quarrés hindurch in das Blaue, oder vielmehr in das Abenddunkel hinein und verloren Leute durch Feuer, das sie in den Rücken bekamen, nachdem sie vorüber gejagt waren.

Beilage XII.

Zur Schlacht bei Waterloo.

Wie Müffling in seinem Leben erzählt, rührte die Disposition zur Schlacht bei Waterloo von ihm her; er war auch hier der Held des Tages und die Welt hat ihm den fast unerhörten Erfolg zu verdanken.

Seiner Erzählung zufolge erkundete nämlich Müffling in den Morgenstunden des 18. Juni das Schlachtfeld auch in der rechten Flanke des Feindes und überzeugte sich, daß ein kühnes Vorrücken Blücher's auf das Plateau von St. Lambert zu den größten Ergebnissen führen müsse, da der Feind seine rechte Flanke gar nicht zu beachten schien. — Er entwarf demnach eine dreifache Disposition für das einzuhaltende Verfahren beider verbündeten Armeen — der englisch-niederländischen sowohl als der preußischen — auf drei verschiedene Fälle berechnet. Wellington erklärte augenblicklich, so wie sie ihm mitgetheilt wurde: „vollkommen einverstanden!" — und Müffling sandte darauf seine Adjutanten mit den nöthigen Befehlen an die preußische Armee. Er hätte demnach in Wahrheit an diesem denkwürdigen Tage eigentlich die beiden Heere der Verbündeten befehligt.

Die drei Fälle, die er angenommen hatte, waren, immer nach seinem eigenen Bericht natürlich, die folgenden: 1) Die französische Armee greift den rechten Flügel Wellington's an. Alsdann marschirt die ganze preußische Heeresmacht über St. Lambert nach Ohain, zur unmittelbaren Unterstützung der Engländer und ihrer Verbündeten. (Beiläufig bemerkt: eine Anordnung, über deren Zweckmäßigkeit sich streiten ließe, wie wir glauben.)

2) Napoleon greift die Mitte oder den linken Flügel der englisch-verbündeten Armee an. Dann läßt die preußische Armee einen Heertheil bei Lasne über den Bach gehen und sich auf der Hochfläche zwischen La-Haye und Aywiers zum Gefecht entfalten, um den

Feind in der rechten Flanke und im Rücken anzugreifen. — Ein anderer preußischer Heertheil marschirt nach Ohain, zur unmittelbaren Unterstützung der Bundesgenossen; — ein dritter auf Maransart, Müffling sagt nicht warum; — der vierte bleibt im Rückhalt.

3) Napoleon wirft sich mit seiner Hauptmacht nach Chapelle-St-Lambert den Preußen entgegen. — Dann geht Wellington zum Angriff vor.

Wie Müffling dann weiter erzählt, wußte er, daß Bülow bereits im Marsch war; sein Adjutant war daher angewiesen, diesem General, im Vorbeireiten, die dreifache Disposition mitzutheilen, damit Bülow gleich wisse, was es zu bedeuten — und was er zu thun habe, ohne weiter in dem preußischen Hauptquartier auch nur anzufragen, wenn Müffling ihm später sagen ließ: es sei der zweite der angenommenen Fälle eingetreten.

Eine solche Botschaft hätte denn auch Müffling seiner Darstellung zufolge, als die Zeit dazu gekommen war, dem General Bülow entgegen gesendet; er hätte demnach im Wesentlichen die preußische Armee geleitet, ohne dabei auch nur die Vermittelung der Befehle durch Blücher und Gneisenau anders als kaum der Form nach in Anspruch zu nehmen. —

Diese ganze Erzählung Müffling's unterliegt aber mehr als einem unlösbaren Bedenken. Daß Napoleon den linken Flügel der englisch-verbündeten Armeen angreifen würde, konnte Müffling, wie wir vor Allem bemerken müssen, am 18. Juni nicht früher als um halb zwei Uhr nach Mittag wissen, denn früher erfolgte der Angriff Drouet d'Erlon's nicht, und bis dahin sah es eher aus, als sollte der rechte Flügel bei Goumont angegriffen werden. Hätte man aber bis zu der Stunde warten wollen, um der preußischen Armee von dem Schlachtfelde bei Waterloo aus die Marschrichtungen vorzuschreiben, dann wäre sie sicher an dem Tage nicht mehr zum Gefecht gekommen. — Zieten z. B. konnte dann den Befehl zum Marsch nach Ohain gewiß nicht vor vier Uhr Nachmittags erhalten.

Wie dagegen die Dinge in der Wirklichkeit verliefen, war, ehe noch d'Erlon zu seinem verhängnißvollen Angriff vorgegangen war — folglich ehe Müffling wissen konnte, daß der zweite seiner Fälle eingetreten sei — Bülow's Vortrab bereits über den Lasne-Bach vorgegangen. Um ein Uhr hatte Napoleon, nach seinem gleichzeitigen Schreiben an Grouchy, schon den preußischen Heertheil bei Chapelle-St.-Lambert wahrgenommen.

Müffling verschiebt nun freilich einen Theil der Ereignisse um mehrere Stunden. Er behauptet, die Schlacht sei um neun Uhr früh bereits „in vollem Gange" gewesen — und gewiß, erst nachdem dieser Irrthum sich seiner bemächtigt hatte, konnte der ganze Zusammenhang, wie er sich nach und nach in seinem Gedächtniß gestaltet hatte, ihm selber glaublich vorkommen —: dieser Irrthum selbst aber bleibt vollkommen unbegreiflich; der erste Blick auf den amtlichen Bericht Wellington's mußte ihn zerstreuen.

Ganz im Allgemeinen aber waren die Entfernungen und die Schwierigkeiten des Marsches in den verdorbenen Wegen von der Art, daß von Weitem her Dispositionen für die preußische Armee nach den Manoeuvren zu treffen, die der Feind erst im Lauf der Schlacht ausführte, geradezu außer aller Möglichkeit lag.

Auch liefern die Feld-Acten den bündigsten Beweis, daß alle Anordnungen bei der preußischen Armee bereits viele Stunden vor dem Erkundungsritt getroffen waren, den Müffling am 18. früh unternommen haben will, folglich lange ehe er sich die drei Fälle abstrahirt hatte, oder, nach seinem eigenen Bericht, abstrahirt haben konnte.

Aus Blücher's Hauptquartier Wawre war nämlich bereits „den 17. Juni Nachts 12 Uhr" folgende Disposition an Zieten ergangen:

„E. E. wollen morgen mit dem frühesten Ihre Truppen abkochen lassen, damit sie auf den ersten Wink aufbrechen können."

„Das zweite und vierte Armeecorps brechen morgen mit Tages-Anbruch auf und marschiren über Wawre auf Chateau — (Chapelle) — St. Lambert, um in die rechte Flanke des Feindes zu operiren, im Fall dieser, wie es wahrscheinlich ist, morgen den Herzog von Wellington in seiner Stellung angreifen sollte."

Den Befehl zum wirklichen Aufbruch nach Ohain erhielt Zieten alsdann in seiner Stellung bei Bierges, um zwölf Uhr Mittag; er war also auch noch ein Paar Stunden vor d'Erlon's Angriff auf Wellington's linken Flügel, ja ehe noch bei Waterloo der erste Schuß gefallen war, in Blücher's Hauptquartier zu Wawre ausgefertigt.*)

Noch vor ein Uhr, wahrscheinlich wohl nicht viel nach zwölf, fertigte Bülow, von Lasne aus, ein Schreiben in das englische Hauptquartier ab, das, wie die Verbindungen eingeleitet waren, unmittelbar an Niemand anders als an Müffling, den Vermittler zwischen beiden Hauptquartieren, gerichtet gewesen sein kann. Er meldete darin, daß er bestimmt sei, die rechte Flanke des französischen Heers anzugreifen (vgl. S. 316). Weit entfernt durch Müffling zu dem Angriff in dieser Richtung veranlaßt zu sein, setzte Bülow vielmehr voraus, daß dieser General von Blücher's Anordnungen noch keine Kenntniß habe und ließ sich angelegen sein, ihn davon zu unterrichten. Da der Brief in Feindes Hand fiel, war möglicher Weise Napoleon von Bülow's Heranrücken in dieser Richtung früher unterrichtet als Müffling. —

Uebrigens irrt sich Müffling auch sonst noch mehrfach in Beziehung auf manche Einzelnheiten der Schlacht bei Waterloo.

Als Zieten's Heertheil von Ohain her in der Richtung auf La-Haye fast schon den äußersten linken Flügel Wellington's erreicht hatte, traf bei demselben ein Befehl Blücher's ein, in Vereinigung mit dem übrigen preußischen Heer, über Frichermont auf das Schlachtfeld vorzurücken. Der Oberst Reiche, an den dieser Befehl zunächst gelangte, sah sich dadurch in große Verlegenheit versetzt, da es schon zu spät war, diesen Befehl ohne sehr bedenklichen Zeitverlust auszuführen. Die Spitze des Zugs war nämlich bereits an dem Punkt vorbei marschirt, wo der Weg von Ohain nach Frichermont, von demjenigen der zur Vereinigung mit Wellington führte, links abbiegt. Reiche, der natürlich die Entscheidung nicht auf sich nehmen konnte oder wollte, ließ Zieten's Vortrab nicht blos halten — was vielleicht das Zweckmäßigste gewesen wäre — sondern bis zu jenem Punkt zurückgehen wo sich die Wege theilen, um dort die Entscheidung seines Generals abzuwarten. Glücklicher Weise kam Zieten bald darauf angesprengt und entschied sich auf Reiche's Bericht dafür, in der Richtung auf La-Haye zu bleiben, um so bald als möglich in das Gefecht eingreifen zu können.

Müffling ist nun in dem seltsamen Irrthum befangen, General Zieten habe in Folge einer irrigen Meldung die Schlacht für bereits verloren gehalten und alles Ernstes den Rückzug angetreten, um sich der Hauptmasse des preußischen Heeres anzuschließen. Er will hingeeilt, das Mißverständniß aufgeklärt und Zieten bewogen haben, wieder vorzugehen. Sehr bestimmt geht aber aus dieser seiner Erzählung hervor, daß er weder damals, noch selbst später jemals den wirklichen Zusammenhang erfahren hat — und das läßt sich auch wohl erklären, da er nach Reiche's Bericht für seine Person gar nicht auf diesem Theil des Schlachtfeldes erschienen ist und mit der Sache gar nichts zu thun gehabt hat.

Ebenso will Müffling die beiden ersten Batterieen Zieten's, die auf dem Schlachtfelde anlangten, in eine vortheilhafte Stellung gewiesen haben, von der aus sie die

*) Reiche II, 213.

französische Armee in der Flanke fassen konnten; eine dritte preußische Batterie hätte er alsdann seiner Erzählung zufolge persönlich nach der Mitte des englischen Heers geführt und auch dort, bei La-Haye-Sainte, indem er sie in wirksame Thätigkeit setzte, die Schlacht entschieden. Nach Zieten's amtlichem Zeugniß aber war es nicht Müffling, sondern der Oberst Reiche, der jene beiden ersten Batterieen in ihre Stellung führte —: **eine dritte Batterie dieses preußischen Heertheils ist aber überhaupt gar nicht zum Gefecht gekommen**, weder in dem Centrum der englischen Armee, noch irgend sonst wo.

Im Kriege, wie im Leben überhaupt, ist Alles auf mannichfache Weise bedingt — und so hatte denn auch in dem besonderen Fall Napoleon nicht so ganz Unrecht, wenn er auf den Besitz von Brüssel, selbst abgesehen von Kampf und Sieg, einen Werth legte, der über das Maß hinausging, welches eine rein objective Auffassung der damaligen Verhältnisse als das richtige anerkennen muß. Natürlich müssen wir voraussetzen, daß er dabei vorzugsweise auf den Eindruck rechnete, den der Verlust der belgischen Hauptstadt in England gemacht hätte.

Daß er, wenn seine Rechnung wirklich vorzugsweise auf diesen Factor Rücksicht nahm, nicht so ganz Unrecht hatte, geht besonders entschieden genug aus einer kleinen Schrift Wellington's hervor, die erst in neuester Zeit bekannt geworden, überhaupt in mehrfacher Weise Licht über die Beweggründe verbreitet, durch welche dieser Feldherr in seinen Maßregeln bestimmt wurde. Im Jahr 1842 niedergeschrieben, ist diese kleine Schrift (Supplementary dispatches X, S. 513—531) eine Widerlegung der kritischen Bemerkungen Clausewitz's in Beziehung auf den Feldzug 1815, und der gereizte Ton, in dem sie gehalten ist, beweist, daß der Herzog sich durch die Kritik seines Gegners empfindlich genug berührt fühlte.

Unter Anderem geht daraus hervor, daß unsere frühere Vermuthung, was die ängstliche Sorgfalt Wellington's für seine rechte Flanke, für Flandern, betrifft, nicht ungegründet war. Es war dem Herzog wirklich vor Allem darum zu thun, Gent und die Bourbons zu decken und diesen Prinzen wo möglich selbst den Rückzug nach Antwerpen zu ersparen. In diesem Sinn spricht er von dem Eindruck, den der Verlust von Brüssel und Gent — „die Flucht“ des Königs der Niederlande, die dann nicht zu vermeiden war — und „die Flucht“ Ludwig's XVIII. aus Gent auf die öffentliche Meinung gemacht hätten, um zu folgern, daß solche Ereignisse, wenn nicht um jeden Preis — doch wenn irgend möglich, vermieden werden mußten.

Clausewitz geht in seiner Kritik von dem Satz aus, daß es in diesem Kriege lediglich darauf ankam, das französische Heer zu zertrümmern, auf welchem Napoleon's Macht als auf ihrer einzigen Stütze beruhte; daß mithin geographische Verhältnisse, der Besitz gewisser strategischer Punkte weniger als sonst in Betracht kommen durften, da eben das französische Heer selbst als das strategische Object aufgefaßt werden mußte. Er folgert daraus, daß man ausschließlich darauf bedacht sein mußte, einen entscheidenden Sieg in offener Feldschlacht herbeizuführen und sicher zu stellen, und daß man nicht nur berechtigt, sondern durch die Umstände ausdrücklich aufgefordert war, selbst an sich wichtige Verbindungen und geographische Punkte nöthigenfalls für den Augenblick aufzugeben, um die beiden verbündeten Armeen in den Niederlanden auf Einem Schlachtfelde zu vereinigen und vermöge der Uebermacht, die man auf solche Weise gewann, des Sieges unbedingt gewiß zu sein.

Wellington kann sich in diesen Ideengang nicht finden und meint, er sei allerdings bereit gewesen, eine Schlacht zu wagen, eben um Brüssel, Gent und seine Verbindun-

gen mit Holland und England zu schützen, zu vertheidigen —: dagegen würde er, wenn diese Punkte aufgegeben oder verloren waren, wenn mithin Alles eingebüßt war, um dessentwillen ein Feldherr veranlaßt sein kann, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen, gar keinen Grund mehr gehabt haben, sich auf das Wagniß eines entscheidenden Kampfs einzulassen. — Wenn er erst Brüssel und Gent aufgegeben hätte, um sich zu einer Hauptschlacht mit den Preußen zu vereinigen, dann hätte, meint er, der Sieg auch weiter gar keine Folge haben können, als ihn wieder in Besitz der eben preisgegebenen Punkte zu setzen, und weiter konnte sich nichts daraus ergeben.

Zu einem klaren Verständniß dessen, was ein Sieg an sich und durch sich selbst allein, ohne Nebenbeziehungen bedeutet, vermochte sich also auch Wellington nicht zu erheben. Napoleon's Feldzüge hatten ihn darüber nicht belehrt, und deshalb blieb ihm auch Clausewitzen's Kritik unverständlich.

Das Schlachtfeld von Waterloo ist zum Theil sehr verändert — einigermaßen selbst durch die steigende Cultur, obgleich diese, die hier schon zur Zeit der Schlacht auf einen sehr hohen Grad gediehen war, nicht in demselben Grade umgestaltend wirken konnte, wie auf so manchem Schlachtfelde im östlichen Europa. Die damaligen Hohlwege sind ausgefüllt, die Hecken, von denen sie eingefaßt waren, sind beseitigt, mehrere Gehölze, namentlich der Wald bei Frichermont, in Ackerfeld verwandelt, die schlechten Gebäude der Meierhöfe Papelotte und La-Haye durch sehr stattliche ersetzt. Besonders aber ist das Gelände zwischen La-Haye-Sainte und Goumont dadurch bedeutend umgestaltet worden, daß man die sanften Höhen, auf denen Wellington's rechter Flügel stand, geschält hat, um die Erde zu der Erdpyramide zu gewinnen, auf welcher das Denkmal, der kolossale Löwe sich erhebt. — Diese Anhöhen sind dadurch 5 bis 7 Fuß niedriger geworden, als sie zur Zeit der Ereignisse waren, und das macht in dieser Gegend sehr viel aus. Die Höhen beherrschen nicht mehr in demselben Grade wie damals die Bodenwelle gegenüber, auf welcher sich das französische Heer entfaltete, und decken nicht mehr in derselben Weise die muldenförmigen Vertiefungen rückwärts, in denen Wellington seine Reserven aufgestellt hatte. Kurz, es gehört auf diesem rechten Flügel ein geübtes Auge und ein geübter Sinn dazu, sich in Gedanken Alles so wiederherzustellen, wie es damals war.

Wir haben in der Beschreibung des Schlachtfeldes bemerkt, daß der Fahrweg nach Ohain, der über den Höhenzug der Länge nach dahin geht und die Front-Linie des englisch-verbündeten Heers bezeichnete, zum Theil als Hohlweg in den Boden eingeschnitten war. Das war namentlich links von La-Haye-Sainte in der Richtung auf Ohain der Fall. Hier bildete der Weg zur Zeit der Schlacht von dem Punkt unmittelbar über La-Haye-Sainte an, mehrere hundert Schritte weit, um mehrere Fuß vertieft und verhältnißmäßig breit, mit seiner Hecken-Einfassung, ein Boden-Hinderniß, über das Reiterei geradezu gar nicht hinwegkommen konnte. — Die Reiterbrigade Ponsonby muß etwas weiter zur Linken, mehr gegen Papelotte hin, wo der Hohlweg aufhörte, vorgegangen sein, und ihren Angriff auf die Divisionen Donzelot und Marcognet in einer — die englische und die französische Stellung als zwei Seiten eines Parallelogrammes gedacht — diagonalen Richtung ausgeführt haben.

Dieses Bodenhinderniß, dieser Hohlweg, gab auch unstreitig die Veranlassung dazu, daß die großen Reiter-Angriffe der Franzosen nicht auf Wellington's linken Flügel gerichtet wurden, wie das in der ursprünglichen Anlage der Schlacht gelegen hätte, sondern auf die zugänglichere Strecke zwischen La-Haye-Sainte und Goumont.

Die vielen Pläne des Schlachtfeldes, die bekannt sind, geben sämmtlich keinen voll-

ständigen Begriff davon, wie fest die Anlehnung des linken Flügels der Stellung Wellington's war. An eine Umgehung dieses Flügels war in der That gar nicht zu denken. Das Defilé, welches der Bach von Smohain der Stellung Wellington's gleichlaufend bildet, ist ein ungemein schwieriges. Truppen in Masse hinüberzubringen und jenseits im wirksamsten Bereich der englischen Batterieen zum Gefecht zu ordnen, hätte man nur mit sehr geringer Aussicht auf Erfolg versuchen können. Die Eroberung von Papelotte und La-Haye durch die Franzosen hätte eigentlich nur dienen können, einem Angriff auf die Stellung Wellington's zwischen La-Haye-Sainte und Papelotte vollständig die Flanke zu decken —: eine Umgehung dieser Stellung aber, die erst nach der Eroberung dieser Meierhöfe versucht werden konnte, stieß dann immer auf die Schwierigkeiten, deren wir eben gedacht haben.

Auch der trockene Grund hinter der Stellung des französischen rechten Flügels zwischen diesem und Frichermont ist ein sehr bedeutendes Hinderniß, sehr scharf eingeschnitten zwischen steilen Thalrändern, wie man es am Rande einer solchen, im Ganzen offenen Gegend gar nicht erwartet. Das Defilé ist ein so schwieriges, daß Bülow durch den Besitz des Schlosses von Frichermont und des Gehölzes daneben für seine Bewegung auf Plancenoit, die man als eine Rechts-Schwenkung vorwärts auffassen kann, ein nahezu unantastbares Pivot gewann. —

Was die Namen der Ortschaften auf dem Schlachtfelde anbetrifft, glaubte der Verfasser durchaus die Orthographie der officiellen belgischen Generalstabs-Karte annehmen und z. B. Goumont und Plancenoit schreiben zu müssen, anstatt Huguemont und Planchenoit, wie die Namen in den meisten Berichten lauten. Einige Irrthümer in dieser Beziehung, die stets von Neuem wiederholt werden und sehr häufig vorkommen, sind in der That kaum zu begreifen. So wird der Flecken zur Rechten der Stellung Wellington's in den meisten Berichten Braine-la-leud oder gar la-leude genannt, was gar keinen Sinn hat oder haben kann. Braine „das Allode" (l'alleud) heißt aber so zum Unterschiede von Braine „dem Lehen."

Was die Silbe „Sart" betrifft, die in sehr vielen wallonischen Ortsnamen vorkömmt — (Maran-sart, Lambu-sart, Riran-sart, Sart-lez-Walhain, Sart-lez-Dames-Avelines u. s. w.) — so konnte der Verfasser an Ort und Stelle ermitteln, daß sie eine Verstümmelung des französischen Wortes „essart", Rodung, ist.

Daß die englisch-verbündete Armee sich in den Abendstunden, als Zieten sehnsüchtig erwartet wurde, in einem sehr bedenklichen Zustand befand, wird einstimmig so ziemlich von allen Seiten bezeugt. Auch was einer der ausgewanderten französischen Generale dem Verfasser mündlich darüber sagte, stimmt zu dem Zeugniß Siborne's und der Uebrigen. Dieser General hatte die Schlacht als Reiter-Offizier mitgemacht und war verwundet zwischen dem ersten und zweiten Treffen der englischen Infanterie liegen geblieben. Mehrerer Einzelnheiten gedenkend, erklärte er mit entschiedenem Nachdruck: „A sept heures du soir, lorsque les Prussiens sont arrivés, l'armée de Wellington n'existait plus! — ce n'était plus une armée!"

Unter den Papieren des Herzogs von Wellington, die erst in allerneuester Zeit (in den Supplementary dispatches) bekannt geworden sind, findet sich ein kleiner, im October 1836 niedergeschriebener Aufsatz, in welchem der Herzog, vielleicht ohne es recht gewahr geworden zu sein, das Geständniß ablegt, daß sein „allgemeiner Angriff", der nach dem officiellen Bericht die Schlacht entschieden hat, ganz ohne ein Gefecht verlief und nichts weiter war, als ein Marsch in bedeutender Entfernung hinter einem bereits fliehenden Feinde her. Der Herzog erzählt nämlich, daß er befohlen habe, die gesammte Reiterei

hinter der Mitte seiner Stellung, d. h. hinter dem Theil, der sich von La-Haye-Sainte bis Goumont ausdehnt, zu vereinigen, und fährt dann fort:

„Die Infanterie wurde in Linie vorwärts geführt. Ich ließ sie in der Tiefe einen Augenblick anhalten, damit sie geordnet sei zu dem Angriff einiger Bataillone des Feindes, die noch auf den Höhen standen."

„Die Reiterei machte ebenfalls Halt! Das Ganze bewegte sich nach wenigen Augenblicken wieder vorwärts. Der Feind hielt diesem Angriff nicht Stand. Einige flohen noch ehe wir Halt gemacht hatten. Das Ganze verließ die Stellung."

(The infantry was advanced in line. I halted them for a moment in the bottom, that they might be in order to attack some battalions of the ennemy still on the heights.

The cavalry halted likewise. The whole moved forward again in very few moments. The ennemy did not stand the attack. Some had fled before we halted. The whole abandoned their position.)

Wellington vergißt nur hinzuzufügen, daß es Zieten's rasches Vorrücken war, dem die Feinde auswichen, ehe er sie ereilen konnte.

Sein eifersüchtiges Streben, sich stets allein als den Sieger von Waterloo geltend zu machen, zeigte sich zur Zeit bei jeder Gelegenheit in einer Weise, die zu Blücher's offenem, freien, immer unberechneten persönlichen Benehmen einen eigenthümlichen Gegensatz bildete. So wurde er unter Anderem im Namen der Stadt London ersucht, dem preußischen Feldmarschall den Ehrendegen zuzustellen, den sie ihm in dankbarer Anerkennung bestimmte. Der Herzog übersendete diesen Degen durch einen Adjutanten, und es ist wirklich ergötzlich, zu sehen, mit welcher Sorgfalt er vermeidet, der eigentlichen Veranlassung zu dieser Ehrengabe — der Schlacht bei Waterloo zu gedenken:

„I cannot", schreibt er: „sufficiently express to your Highness the extreme satisfaction I feel at being the channel of conveying to your Highness the expressions of admiration and gratitude of my countrymen for your Highnesses great actions and services in the cause of Europe."

Im Allgemeinen — anderswo — hatte also Blücher große Dienste geleistet; bei Waterloo wenigstens nicht in einer Weise, die besonders hervorgehoben zu werden verdiente. Beachtenswerth ist nebenher auch, daß der Herzog in einem jetzt erst bekannt gemachten späteren Brief erklärt, die Verabredungen, denen zufolge die Heere Wellington's und Blücher's auf verschiedenen Wegen nach Frankreich vorrücken sollten, (vergl. S. 347), seien nicht auf dem Pachthof La-belle-Alliance getroffen worden, sondern in einem Hause zu Genappe. An sich wäre das ein ziemlich gleichgültiger Umstand, aber es frägt sich doch, ob den Herzog hier nicht sein Gedächtniß täuscht. Die Erklärung, daß er mit seinen ermüdeten Truppen die unmittelbare Verfolgung nicht übernehmen könne, hatte er sogleich bei dem Zusammentreffen mit Blücher, in der unmittelbaren Nähe von La-belle-Alliance abgegeben; darüber herrscht kein Zweifel. Die preußischen Zeugen fügen hinzu, daß dann auch, wie das in der Natur der Sache liegt, vieles Andere gleich dort besprochen wurde. Daß Wellington dann später den preußischen Feldherrn in tiefer Nacht noch einmal weit vor dem eigenen Heer, zwei Meilen von dem eigenen Hauptquartier, in Genappe aufgesucht haben sollte, wo Blücher selbst erst um 12½ Uhr eintraf, ist nichts weniger als wahrscheinlich, und Niemand aus Blücher's Umgebung weiß sich zu erinnern, daß er dort erschienen wäre.

Möglich, daß Wellington mit Blücher von La-belle-Alliance auf der Heerstraße weiter vorgeritten ist, bis zu einer anderen Häusergruppe, etwa bis Maison-du-Roi, und daß er dann in der Dunkelheit geglaubt hat, in Genappe gewesen zu sein.

Nach einem Bericht des englischen Artillerie-Obristen Wood sind am 18. Juni auf dem Schlachtfelde selbst 122 Stücke Geschütz erobert worden (35 Zwölfpfünder; 57 Sechspfünder; 13 sechszöllige — 17 vierundzwanzigpfündige Haubitzen). — Ohne Zweifel sind in dieser Zahl die durch die Preußen bei Plancenoit genommenen Geschütze mit einbegriffen, ohne daß dies jedoch irgend wie ausdrücklich angedeutet wäre.

Thiers erzählt von der Schlacht bei Waterloo mit großer Kühnheit zum Theil recht eigenthümliche Dinge. Namentlich behauptet er, die Verbündeten hätten außer den Verwundeten, die auf dem Schlachtfelde liegen blieben, keine Gefangenen gemacht. Wie es möglich sein sollte, daß einer Armee, die in so vollständiger Auflösung und wilder Flucht durch einen in allernächster Nähe nachdrängenden Feind vom Schlachtfelde vertrieben wurde, keine Gefangenen abgenommen worden wären, läßt er freilich unerklärt. Den ziemlich vollständigen Verlust der gesammten Artillerie, der nicht geleugnet werden kann, sucht Thiers in einer Weise mildernd darzustellen, die er wahrscheinlich für eine sehr geistreiche hält. Er erzählt, auch Geschütze seien auf dem Schlachtfelde selbst nicht verloren gegangen, als aber dann der Rückzug in dem Engpaß stockte, hätten die Fahr-Kanoniere und Fuhrknechte, die, wie aus dem Hergang hervorgeht, sämmtlich mit geübtem Scharfblick einen weiten Horizont politisch-militärischer Combinationen beherrschten, ohne Ausnahme begriffen, daß es für den Augenblick wichtiger sei, die Pferde zu retten, als die Geschütze. Sie schnitten deshalb — nicht etwa um selbst schneller davonzukommen — mit feiner Berechnung die Stränge ab und ritten mit den Pferden davon. — Natürlich erzählt Thiers weder, daß sehr viele Geschütze mit dem Gespann verloren gingen, noch daß die patriotischen Fuhrknechte, wie die französischen Generale berichten, die so „geretteten" Pferde dann in den nächsten Tagen auf der weiteren Flucht an den Ersten Besten im Lande für zwölf und fünfzehn Franken das Stück verkauften. Vor Allem aber scheint er Eines nicht erwogen zu haben, nämlich in welchem Licht er die französische Nation erscheinen läßt durch die Voraussetzung, daß man ihrer Eitelkeit in so kindischer Weise schmeicheln müsse.

Thiers unterläßt denn auch nicht, die Fabel zu wiederholen, daß der verwundete General Duhesme von den verfolgenden Preußen ermordet worden sei. Er erzählt von dem Zusammentreffen der beiden verbündeten Feldherren und fährt dann fort: „Après les épanchements d'une joie bien naturelle, Blücher dont l'armée n'avait pas autant souffert que l'armée anglaise, dont la cavallerie d'ailleurs était intacte, se chargea de la poursuite, qui convenait fort à la fureur des Prussiens contre nous. Ils commirent dans cette nuit des horreurs indignes de leur nation, et assasinèrent, si on en croit la tradition locale, le Général Duhesme, tombé blessé dans leurs mains.

An Ort und Stelle hätte Thiers mit leichter Mühe ermitteln können, daß diese „Tradition" keineswegs eine „örtliche" ist; man weiß dort in der Gegend nichts davon, und überhaupt hat diese „Tradition" wohl nie anderswo ein Dasein gehabt, als in der St. Helena-Literatur.

Der damalige Adjutant des Fürsten Blücher, jetzige General von der Cavalerie, Graf v. Nostitz, hat dem preußischen Militär-Wochenblatt zur Berichtigung folgenden Auszug aus seinem an Ort und Stelle geführten Tagebuche zugehen lassen:

„Hauptquartier Genappe, den 19. Juni 1815. In einem der unteren Zimmer des von dem Fürsten und mir bewohnten Hauses befand sich der tödtlich verwundete General Duhesme; es ward ihm auf Befehl des Fürsten die größte Sorgfalt und Pflege gewährt. Zu unserer wahren Betrübniß erklärte jedoch der zu dem General geschickte Leibarzt des Fürsten, Doctor Bieske, nach genauer Untersuchung der am Kopf erhal-

tenen Wunde, daß keine Hoffnung vorhanden sei, das Leben dieses braven Kriegers zu erhalten. Der Doctor erwartete auch von der Trepanation kein günstiges Resultat."

Graf Nostitz ergänzt diese Mittheilung durch den Zusatz:

„Ich bin selbst im Zimmer des Verwundeten gewesen, um mich von der Erfüllung der vom Feldmarschall gegebenen Befehle zu überzeugen."

(Militär-Wochenblatt 1863, No. 7.)

Beilage XIII.

Zu S. 347.

Ueber die Nachtrabsgefechte, die Grouchy's Heer am 20. bei Le-Boquet und Rhines oder Fallize zu bestehen hatte, ist nur sehr wenig und Unsicheres bekannt geworden. Namentlich von dem bei Rhines sprechen die Franzosen nicht gern, wie es scheint, und das läßt sich begreifen, denn es gehört nicht gerade vorzugsweise zu den glänzenderen —: und auf Seiten der Preußen, wo mancherlei Mißverständnisse Schuld waren, daß die Gunst der Umstände nicht vollständig benutzt wurde, scheint man den eigentlichen Zusammenhang nicht recht inne geworden zu sein.

Thielmann's Reiterei, vorzugsweise die Brigade Marwitz, stieß nämlich bei Rhines auf den Nachtrab Grouchy's und eroberte mit leichter Mühe zwei Kanonen. Von weiteren Unternehmungen ließ man sich bei eigener Ermüdung durch französische Reiterei abhalten, die zur Unterstützung des Nachtrabs erschien, wobei namentlich das 20. französische Dragoner-Regiment wohl seiner blanken Helme wegen für ein Cürassier-Regiment gehalten wurde.

Charras sagt nur: „chargés par cette cavalérie (die preußische Thielmann's) deux ou trois bataillons de la division Lefol, formant l'arrière-garde, avaient été mis, un instant, en désordre; mais ils avaient été dégagés, par le Colonel Bricqueville du 20. dragons, et les deux régiments de hussards du général Clary."

Grouchy erzählt in seinem Bericht vom 20. Juni 1815, die tapferen Dragoner hätten nicht nur die beiden verlorenen Kanonen wieder erobert, sondern noch eine preußische Haubitze dazu, und Clary's Husaren hätten sehr viele preußische Reiter zu Gefangenen gemacht. Charras unterdrückt nun freilich mit gutem Bedacht diese allzu verwegenen Behauptungen Grouchy's, doch könnte man auch nach seiner Darstellung glauben, die Infanterie sei durch ein Reiter*gefecht* „degagirt" worden. Dem ist aber nicht so. Beide Theile hielten, ohne daß es zu einem Gefecht zwischen der preußischen und französischen Reiterei gekommen wäre.

Was es aber mit dem „désordre" für eine Bewandtniß hatte, darüber hat ein alter französischer Sergeant Namens Grizolles, aus Toulon gebürtig, den Verfasser als unmittelbarer Zeuge in folgender Weise belehrt.

Die beiden Kanonen standen vor dem Bataillon, bei welchem Grizolles als Sergeant eingetheilt war, auf der Heerstraße; das Bataillon selbst in Colonne. Bei den ersten Schüssen der eigenen Artillerie gingen die Pferde vor einem Munitions-Wagen durch, und wie sie mit dem rasselnden Fuhrwerk auf das Bataillon losgerannt kamen, wendete dieses — und wie es scheint noch ein Paar andere — plötzlich in panischem Schrecken um und zerstäubte in alle Winde. Die Kanonen gingen unvertheidigt verloren.

Grizolles, der das Ereigniß erzählte, als Beweis, wie auch Grouchy's Heer durch die Nachricht von der Niederlage bei Waterloo erschüttert gewesen sei, schloß seinen Be-

richt mit den Worten: „Mon chef de bataillon et moi, nous sommes restés seuls sur la chaussée à nous regarder!“

Nach dem ersten Augenblick des Erstaunens konnten die beiden Herren aber natürlich auch nichts Anderes thun, als sich so behende als möglich davon machen in das nächste Gebüsch.

Beilage XIV.

Müffling und Joseph Buonaparte.

Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß Müffling's Mittheilungen „aus seinem Leben“ auch in Beziehung auf den Feldzug 1815 durchaus nicht frei von Irrthümern sind, und daher nur mit Vorsicht benutzt werden können. Die Bedenken, die sich ergeben, sind zum Theil von der Art, daß wir uns in keiner Weise zu erklären wissen, wie gerade so eigenthümliche Irrthümer sich in die Darstellung der Ereignisse einschleichen konnten.

So erzählt Müffling (S. 269 u. fgde.) — er habe als Gouverneur von Paris, nachdem die Verbündeten dort eingerückt waren, durch die geheime Polizei erfahren, daß Joseph Buonaparte sich verborgen in Paris aufhalte, und zwar in dem Hause des schwedischen Gesandten, welches die Kronprinzessin von Schweden (Bernadotte's Gemahlin, Joseph's Schwägerin) bewohnte. Da Müffling unter Anderem auch den Auftrag hatte, wo möglich alle männlichen Mitglieder der Familie zu verhaften, sich aber dem Gesandten einer verbündeten Macht und einer Kronprinzessin gegenüber in großer Verlegenheit befand, trug er den Fall dem Kaiser von Rußland — dem bekannten Beschützer der Buonaparte's — vor.

Alexander zeigte sich verwundert, meinte, das könne nicht sein, hier müsse ein Irrthum obwalten, er wolle Erkundigungen einziehen lassen und Nachricht geben; bis dahin solle Müffling keinerlei Schritte thun. Müffling empfahl Geheimniß, damit der „Ex-König“ nicht entweiche.

Seine Erzählung schließt mit folgenden Sätzen: „Einige Tage darauf sendete der Kaiser früh Morgens einen Adjutanten, der mir bestellte: es sei richtig, der Ex-König Joseph sei in dem Hotel des schwedischen Gesandten verborgen.“

„Gleich darauf erfuhr ich, daß er in der verflossenen Nacht aus einer Hinterthür des Hotels entkommen und mit falschen, aber guten Päßen, welche er durch russische Vermittelung erhalten hatte, nach der Loire abgereist war.“

„Ich ersparte dem Kaiser Alexander die Verlegenheit eines ausführlichen Rapports über diese Flucht nicht.“

Wie Vieles ist hier mit großer Feinheit angedeutet!

In wiefern ist nun aber Müffling's Bericht über diese geheimnißvoll-interessante Begebenheit zuverlässig? — Darüber ließe sich ohne weitere Untersuchung absprechen, wenn der General bestimmte Daten angegeben hätte; doch läßt es sich auch so wohl mit hinreichender Bestimmtheit ermitteln.

Das französische Heer verließ Paris am 6. Juli; Tags darauf trat Müffling seine Functionen als Gouverneur der Stadt an; der Kaiser Alexander traf am 10. Abends daselbst ein.

Joseph Buonaparte aber hatte Paris bereits am 29. Juni verlassen. Fouché, dem sehr daran gelegen war, die Brüder Napoleon's fortzuschicken, so gut wie ihn selber, hatte ihm die nöthigen Päße zur Reise gegeben. So wird der Hergang in

Joseph's eigenen Memoiren erzählt, und weit entfernt, daß wir irgend einen Grund hätten, an der Richtigkeit dieser Angabe zu zweifeln, wird sie vielmehr durch mancherlei zusammentreffende Umstände bestätigt. Gewiß ist nämlich, daß Joseph seinen Bruder in Rochefort aufsuchte, um die Flucht nach Amerika mit ihm zu berathen; daß er zwischen dem 5. und 7. Juli dort eintraf, und nachdem er einige Tage dort verweilt hatte, am 12. sich schon auf einem Landhause bei Royan, nicht weit von der Mündung der Garonne befand. Dieser letztere Umstand wird nicht blos erzählt, sondern es liegen auch Briefe vor, die Joseph an dem genannten Tage auf diesem Landhause erhalten hat. Er wartete da auf die Gelegenheit nach Amerika unter Segel zu gehen. Schon dieser Umstand allein — abgesehen von allem Anderen — widerlegt Müffling auf das Unbedingteste. Unmöglich konnte Joseph am 12. an den Ufern der Garonne eingetroffen sein, wenn er nicht Paris jedenfalls vor der Ankunft des Kaisers Alexander verlassen hatte.

Nach Müffling's Bericht dagegen müßte er nicht nur am 12. noch in Paris gewesen sein, sondern auch wohl noch später, sonst würde es an Raum fehlen für die „einigen Tage," die der Kaiser Alexander, auch nach Müffling's Mittheilungen, noch darüber hingehen ließ.

Die französische Regierung verfiel freilich sehr viel später, als Joseph Buonaparte bereits in Amerika war, noch einmal auf den Verdacht, er und sein Bruder Hieronymus seien in Paris verborgen, und machte den Verbündeten Anzeige davon: aber das geschah, nachdem Alexander Paris wieder verlassen hatte; es ergab sich natürlich aus einem so ungegründeten Verdacht gar nichts weiter und die Sache hat, wie sich von selbst versteht, mit den Angaben Müffling's durchaus nichts gemein.

Beilage XV.

Zu S. 493.

Der bekannte Freund der Jesuiten, Joseph de Maistre, hätte gern dem Kaiser Alexander begreiflich gemacht, was er in Wien gesehen habe sei nicht der Katholicismus, sondern dessen Gegentheil; es seien die unseligen Folgen der Reformen Joseph's II. — Es ist bemerkenswerth wie er sich darüber äußert:

„Des personnes particulièrement instruites prétendent que l'Empereur de Russie, révolté des scandales religieux qu'il a vus à Vienne, en a rapporté des préjugés incurables contre la religion catholique."

„Dans un sens ce prince avait raison (si l'on dit vrai) car il n'y a malheureusement rien de si réel que ces scandales. Mais il manquait à côté de lui un ministre courageux, capable de lui dire —: Vous croyez voir ici le catholicisme; vous n'en voyez que l'absence. Vous voyez les oeuvres de Joseph II. Avec une imprudence fatale et l'impétuosité d'un jeune homme inexpérimenté, il sappa chez lui l'autorité du Souverain Pontif. Vous en voyez les résultats, Sire: il n'y a guère plus de religion à Vienne qu'il n'y en a à Génève, et qu'il n'y en aura bientôt chez vous, lorsque certaines forces que vous ignorez, auront reçu leur développement."

„Il n'y a pas de vérité plus incontestable que la suivante: Dans l'état où se trouve actuellement l'esprit humain en Europe, le christianisme ne peut être défendu que par le catholicisme qui ramène tout à l'autorité." — Falloux, Mme Svétchine S. 197.

Druckfehler.

Seite 37 Zeile 11 v. u. nach „Interessen“ fehlt „von“.
⸗ 94 ⸗ 11 v. u. anstatt: „Botschafter,“ lies: „Botschafter“.
⸗ 260 in der Anmerkung anstatt: 968 lies: 998.
⸗ 297 Zeile 25 v. o. anstatt: „ihm“ lies: „ihn“.
⸗ 307 in der Anmerkung, anstatt: „Beilage XI.“, lies: „Beilage XII.“
⸗ 313 Zeile 23 v. o. anstatt: „linken Flügels“ lies: „rechten Flügels“.
⸗ 327 ⸗ 22 v. o. ⸗ „Oberst Reiche“ ⸗ „Obrist⸗Lieutenant Reiche“.
⸗ 333 ⸗ 10 v. o. ⸗ ebenso.
⸗ 335 ⸗ 13 v. o. ⸗ „enemy“ lies: „ennemy“.
⸗ 414 ⸗ 21 v. o. ⸗ „alterschwach“ lies: „altersschwach“.
⸗ 460 ⸗ 4 v. u. ⸗ „Wintzingrode“ lies: „Wintzingerode.“

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.